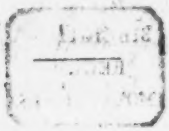
Gesammelte Blätter

von

Treumund Wellentreter.



Erster Band.

Poesien.

Leipzig,
in Commission bei J. F. Gleditsch.
1815.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An die Leser.

Der Verfasser dieser Blätter wünscht dem Gemüth und dem Geist Gleichgesinnter einige Nahrung zu geben. Er hat in beiden Bänden die besten, wärmsten und klarsten Augenblicke seines Lebens niedergelegt. Mögen sie Vielen willkommen seyn, und werth, mit Empfänglichkeit und Unbefangenheit zur Hand genommen zu werden.

Erſter Band.

Poeſien.

Inhalt.

Vorwort.

Erſte Abtheilung.

Kleine Gedichte, didactiſchen, epigrammatiſchen, lyriſchen Inhalts.

I. Didactiſche Dichtungen.

Lebensweisheit . . . . . Seite 5
Die Immortelle. 7
Ermahnung 8
Das Lied des Webers 9
Der Schleifer 11
Der Wanderburſch und die Wirthin 13

Mir selbst zum Geburtstage . . . Seite 16
Der Engel . . . 17
Die Lebensgeläuterten . . . 19
Die Philosophen im Himmelreich . . . 21
Aus häuslichem Kranze . . . 27
Lebenslauf . . . 29
Sprüche . . . 39
Ansprache . . . 44
Die Schäferin an ihr Herz . . . 44
Heiserus . . . 45
Das Glück . . . 45
Menschenleben . . . 47
Trost . . . 48
Die Pflanzen . . . 49
Das Aechte . . . 50
Sprüche . . . 52
Ermunterung . . . 54
Des Menschen Leben . . . 57
Gebet eines Kranken . . . 63
Erhörung . . . 59
Heilige Klage . . . 60
Ermunterung . . . 61
Heilige Stimmung . . . 61

II. Epigrammatische Dichtungen.

Epitaphium . . . 64

Die Rose 65
Rose und Myrthe 67
Das Rosenkraut 68
Spiele 69
Die Sorgenscheuche 71
Scherze 75
Der erste Schnee 79
Aus häuslichem Kranze 81

III. Lyrische Dichtungen.

Menschenherz 92
Zuspruche 93
Muth 94
Leidenschaft 95
Trieb 96
Der Jüngling und das Echo 98
Klage und Wunsch 100
Beschwerde 101
Rückruf 103
Frühlingsgruß 105
Die Schifferin 108
Zur Guitarre 110
Lied beim Wein 119
Weinlied 121
Festlied 124
Worte religiöser Stimmung 123

Zweite Abtheilung.
Der Sommertag. In drei Idyllen.

I. Der Morgen . . . . . Seite 149
II. Der Mittag 190
III. Der Abend 226

Dritte Abtheilung.
Der Wanderer in Italien.

Eingang. 267
I. Venedig 269
II. Florenz 287
III. Winterreise 308
IV. Neapel 321
V. Wanderungen 335
VI. Rom 354

Vorwort.

Geöffnet stehn der Schönheit Pforten
für jeden ungetrübten Sinn;
nur stellt nicht Jeder schön, in Worten,
was er empfand, für And're hin.
Verliehn ward Wenigen die Gabe:
mit treuer Liebe, ächt und rein,
daß sich das Herz daran erlabe,
der Schönheit Bild zu contersey'n.

Ein inn'rer Drang, ein glühend Streben
zu bilden, was ich tief empfand,
beseelte mich durchs ganze Leben,
gab mir den Griffel in die Hand.
Lang hab' ich männlich ernst gerungen,
verworfen und vernichtet Viel.
Nur Weniges scheint mir gelungen;
noch in der Ferne steht mein Ziel.

Erſte Abtheilung.

Kleine Gedichte

didactiſchen, epigrammatiſchen, lyriſchen Inhalts.

I.

Didactiſche Dichtungen.

Lebens-Weisheit.

Viele Sorge hat das Leben,
viel der Noth iſt ſelbſt-erdacht.
Oft hat unnütz-mühſam Streben
uns um Glück und Ruh gebracht.
Doch Erfahrung macht uns weiſer,
wir verſchmäh'n den falſchen Schein:
und ſo ſchleicht ſich leiſ' und leiſer
Ruh und Glück zum Herzen ein.

Aus dem eignen Herzen quillet
aller Freuden ſchönſter Quell,
der den Durſt nach Freude ſtillet,
immer kräftig, rein und hell.

Ach ihr jagt mit Hast vergebens
in der Welt nach Lust umher!
sucht in Euch der Quell des Lebens:
ist die Welt auch Freuden-leer.

Still und klar ins Leben schauen,
treu verwahrt die freie Brust,
keiner Lockung Reiz vertrauen,
bringt des Lebens höchste Lust.
Zieh'n auch Wolken weit und weiter
um den kleinen Erdenball:
ist in Euch der Himmel heiter,
o, so ist er's überall.

Die Immortelle.

Des Lebens schönste Blume
sey, zarte Freundin, dein:
Sie blüht im Heiligthume
des reinen Sinn's allein.

Gewiß, du wirst sie pflegen,
du bist ihr zugethan;
man zieht zum reichen Segen
im Stillen sie heran:

sie schmückt der frohen Jugend,
sie schmückt dem Greis die Brust;
mit ihr hast du die Tugend,
mit ihr die schönste Lust.

Die Blume, die ich meyne,
verwelkt in keiner Zeit;
unsterblich nur die Eine:
die schöne Frommigkeit.

Ermahnung.

Laßt Eintracht stets uns weun!
mit Streit wird nichts vollbracht.
Wollt ihr den Freund betrüben
der Böses nicht gedacht?

Wir Alle haben Mängel:
die Selbstsucht drückt uns schwer.
Sucht ihr auf Erden Engel:
bringt sie vom Himmel her!

Nur über Andre klagen,
ist schlimmer Selbstbetrug.
Lernt ihr euch nur vertragen,
so thut ihr schon genug.

Das Lied des Webers.

Sitz' ich an meinem Weberstuhl,
bin ich zufrieden wie ein König.
Es läuft der Faden von der Spul'
und auch das Schiffchen eilt nicht wenig.

Gern schau' ich so dem Spiele zu,
Das meine rege Hände treiben;
es weilt um mich so sanfte Ruh:
mag gern den ganzen Tag so bleiben.

Und denke so in meinem Sinn:
gleicht nicht die Welt dem Webergeräthe?
es läuft die Zeit als Schiffchen hin
und einigt die zerstreuten Dräthe:

und in dem großen Weberhaus
webt Gottes Geist, wie ich im Kleinen.
Nimmt einstens sein Geweb' er aus,
wird wohl ein schönes Werk erscheinen.

Drum lach' ich nur der Narren Lust,
aus Potentaten laß' ich schalten,
und sing' auf meiner Weberbank:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

Ihr Thoren alle, groß und klein,
was werdet ihr zuletzt gewinnen?
Die Zeit verläuft mit eurem Sorgen,
und endlich müßt ihr doch von hinnen.

Wohin ihr kommt, das wißt ihr nicht;
drum praßt nicht stolz mit Zeit und Leben.
Thut unverdrossen eure Pflicht:
dann wird, was recht ist, euch gegeben.

Der Schleifer.

Zur Meßzeit ſtand ein Schleifersmann,
mit grobem Kittel angethan,
bey ſeinem Karr'n an einem Brunnen;
und bald war auch ſein Werk begunnen.
Wohl mußt' er ſeine Schleiferſachen
fein recht und gut in Ordnung machen,
dieweil es ihm den ganzen Tag
an ſteter Arbeit nicht gebrach.
Ein Fauler mochte ſich erbauen,
thät er den fleiß'gen Schleifer ſchauen.
Der lugt nicht um ſich: ohne Wort
treibt er ſein Werk mit Eifer fort.
Am Brunnen wird es niemals leer:
da ſieht der Mägde Gaffer-Treß;
da zieht's vorbei zu Fuß und Roß:
der Schleifer ſchaut nicht um ſich her.
Er dreht ſein Rad, und unverwandt
führt er mit ſich'rer Meiſterhand

schnell über'n Stein, vom Rad getrieben,
das Eisen, daß die Funken stieben.

Doch plötzlich hält sein Werk er ein.
Muß wohl ein Rad wo schadhaft seyn?
Kein Wort er spricht, und bückt sich munter
zu einem Schubsack rasch hinunter:
ein Büchslein zieht er sorglich vor,
darin thut kleine Münze blinken.
Was hat er mit dem Gelde vor?
's ist kalt! er wird ein Gläschen trinken!

Habt Acht! das thät der Schleifer nicht.
Geschlichen kam an seinen Stand
ein Mütterchen, gelähmt von Gicht;
ihr schob ein Stück er in die Hand,
schloß dann sein Büchslein wieder zu,
und stellt es an den sichern Ort
und trieb in ungestörter Ruh,
so nach wie vor, die Arbeit fort.

Der Wanderbursch und die Wirthin.

Wirthin.

Legt ab das schwere Bündel, Gesell;
trinkt hier in schattiger Laube!
Doch mögt ihr lieber die weichere Stell',
so schlürft die erquickliche Traube
im Lehnstuhl, drinn, im reinlichen Haus.
Dort leert sich der Krug behaglicher aus!

Wanderbursch.

Ich bin schon recht, da wo ich bin;
nach Besserm steht mir nicht der Sinn.

Wirthin.

So bring' ich euch noch ein Krüglein hieher,
aus dem Keller, frisch, vom besten:
das trinken wir plaudernd selbander leer.
Nur selten geschieht dieß den Gästen!
Doch nie sprach so feiner Knappe hier ein:
drum sollt ihr auch doppelt willkommen seyn!

Wanderbursch.

Ich denk' euch, Frau; ich trink' nicht viel.
Nicht ist in allem Maaß und Ziel.

Wirthin.

Ihr bleibt doch hier, mein Knapp, zu Nacht!
zu stärken die müden Glieder?
schon ist das Bettlein zurecht gemacht,
sanft, weich, wie Taubengefieder.
Da pflegt nach sau'rer Reise der Ruh!
ich schließ' euch das Kämmerlein feste zu!

Wanderbursch.

Zieh' heut noch weiter; ist nicht spat;
komm' heut noch bis zur nächsten Stadt.

Wirthin.

Warum? warum so schnell wieder fort?
Was treibt dich, so zu eilen?
Ist besser, bleiben an sicherm Ort,
und an traulichem Heerde zu weilen!
Der Mühe hat, ach, das Wandern gar viel;
Drin hier ist Leben und fröhliches Spiel!

Wanderbursch.

Mein Sinn begehrt nicht Spiel noch Scherz:
sein Glück sucht ohne Rast mein Herz.

Wirthin.

Und meynst du, das Glück, es liege so fern?
In der Nähʼ oft liegt es verborgen!
Schau auf! dir leuchtet des Glückes Stern
nicht blos auf heut' oder morgen!
Haus, Hof, und Felder, und Wiesen sind dein:
wenn du mein lieber Mann willst seyn!

Wanderbursch.

Viel Dank, o Frau! das geht nicht an:
bin schon daheim wem zugethan.

Wirthin.

Ey, sehʼ doch, spröder Junggesell!
Ein Liebchen daheim schon gefunden?
Wie ist sie die Schöne, das sagt mir zur Stell',
die euch so fest schon gebunden?
hat sie, wie ich, Haus, Hof und Gut?
oder ist's nur ein armes Blut?

Wanderbursch.

Ein reines Herz, ein frommer Sinn.
Ade, Frau! muß zum Liebchen hin.

Mir selbst zum Geburtstage.

Willkommen mir, du erster Tag des Lebens!
in Wehmuthsschauern grüßt dich still mein Herz!
Du führtest einst mich in das Reich des Strebens
und weihtest mich der Erde Lust und Schmerz.

Getrunken hab' ich nun in langen Zügen
der Erde Schmerzen wie der Erde Lust;
doch will der kein's dem regen Streben genügen:
nach Höherm sehnt sich die lebend'ge Brust:

nach hohem Frieden, der den Schmerz vernichtet
und ruhig über Freudentaumel schwebt,
der allen Kampf rastloser Kräfte schlichtet
und heiter in des Aethers Klarheit lebt.

Bring nun, o Tag, mich diesem schönen Ziele
des höchsten Lebens nah, und näher hin:
dann klarer' ich nicht mehr, daß ich, wie so Viele,
oft irregangen, oft gefallen bin.

Der Engel.

Aus jenen seeligen Gefilden
die keine Phantasie uns mahlt,
wo ew'ges Licht und ew'ge Liebe strahlt,
wo Engel schaffend Seelen-Keime bilden,
sah jüngst mit trauerndem Betrachter-Sinn
ein Schöpfer-Engel nach der Erde hin.

Ihn fragt der Herr: „was blickst du nach der Erde,
„dem Sitze der Gebrechlichkeit?" —
Der Engel: „Herr, ich dachte jener Zeit
„da wir am unentweih'ten Heerde
„als Freunde noch den Menschen uns gesellt:
„ich sehne mich hinab zur kleinen Welt!" —

„Kein Engel darf den Menschen mehr erscheinen;
„du weißt's, es tödtet sie des Glanzes Allgewalt;
(spricht ihm der Herr) „und nur in menschlicher Gestalt

„kannſt du mit ihnen freundlich dich vereinen.
„Ich wehr' es nicht; ſieh," ob der Menſch dich kennt
„und dankend deinen Namen nennt."

Der Engel birgt ſein ſtrahlendes Gefieder.
Ihn treibt die Luſt den Menſchen ſich zu nah'n.
Mit ird'ſchem Liebreiz angethan
läßt er ſich mild zur Erde nieder.
Und ſieh: wo liebend er ſich zeigt,
da kennt das Herz den Engel leicht.

Die Lebens-Gefährden.

Einsam, ist immer verlassen der Mensch; er bedarf der Gefährden.
Wohl! so begleitet mich denn, ihr, die ich reiflich gewählt:
Du vor Allen, o Muth, der die Furcht austilgt und den Zweifel;
böse Gesellen! vereint saugen das Leben sie aus;
aber der Muth, er erfüllt uns mit Kraft und fröhlicher Hoffnung;
jeglichem regen Bemühn giebt er erwünschtes Gedeih'n.
Nur den Uebermuth, den jüngeren Bruder, verbitt' ich:
denn der Frevler zerstört was uns der Wack're gebaut.
Darum folge du mir, als schützende, liebe Gefährdin,
weise Besonnenheit, die du die Schranken bewahrst.
Wen du leitest, er findet die Schätze verwahrender Klugheit;
Nah hat nimmer der Schritt, welchen du führtest, gereut.

Gleich stark sehnt sich nach dir mein Herz stets, lieb're Geradheit:
List und Betrug halte fern, feige Gesellen, du mir,
und du bewahrest das Herz, gleich säubernder, ämsiger Hausfrau,
daß kein himmlischer Geist es zu bewohnen verschmäht.
Also gesellt, wie weigertest du dich, mich zu begleiten:
liebliche Heiterkeit! Blume des Lebens und Schmuck!
Du, gleich himmlischem Licht, giebst Glanz und Farbe den Stunden!
Und so geleite mich denn, lächelnd, im Rosengewand.
Aber ihr Alle, verzeiht, wenn ich unsichtbar zur Gefährdin
mit dem Schwankenden, noch wünsche die leitende Kraft,
die kein Sterblicher schafft, nur empfängt, rein-kindlich: die Wahrheit!
leitend schwebe sie stets vor mir, entgegen dem Ziel!
Sendet sie heute vielleicht oder morgen noch and're Gefährden:
liebe Begleiter! o nehmt, nehmt sie gefällig denn auf!

Die Philosophen im Himmelreich.

Legende.

Einſt in des Himmels Palmenthal
ſaßen die Weiſen allzumal
die gut es mit der Wahrheit meinten,
obſchon ſie nimmer auf Erden ſich einten.
Da ſaß der weiſe Pythagoras,
Diogenes, doch ohne Faß,
und der einfältige Socrates,
und Plato und Ariſtoteles,
Spinoza, Leibnitz, Kant und Fichte,
Alle mit freundlichem Geſichte
um eine große Tafel her,
und Wunder! ſie ſtritten ſich nicht mehr;
das macht: ſie hatten rein vergeſſen
daß ſie einſt auf dem Katheder geſeſſen.
Dermahl behagt' es Allen gut:
durch ihre Adern floß Himmelsblut,
das machte ihnen die Augen hell;

was einer sah, sah jeder Gesell,
was einer wollte, das wollten die Andern,
und Keiner mochte weiter wandern:
denn Himmelsfried' umweht' die Brust
sie schmeckten sel'ges Lebens Lust
am Tisch, wo sie im Kreise saßen
und Früchte vom Baume des Lebens aßen.
Da endlich Einer aus der Schaar
— hab' doch vergessen wer es war —
zum Gärtner, welcher munter und frisch
mit Früchten versorgt den ganzen Tisch:
„Mein Freund, kommt doch 'mal näher heran!
„Wo sind wir denn? das zeigt uns an!"
Darauf der Gärtner flugs gesagt:
„Nicht gut, daß euch die Neugier plagt!
„denn, sag' ich's euch, und glaubt ihr's nicht:
„gleich unter euch der Boden bricht,
„und müßt ins Finsterniß versinken
„und müßt den Todesbecher trinken."
Wiewohl sie nun vergessen All'
der ein'en indischen Weisheit Schwall:
doch Wissens-Trieb zu dieser Frist

noch nicht aus ihnen sah'n ist.
Nur Socrates der schleicht sich fort;
behagt zu sehr ihm an dem Ort:
er weiß es schon, der alte Zecher
wie schlecht er schmeckt, der Todesbecher.
Drauf sprechen All mit einem Mund:
„Freund Gärtnersmann, thut's immer kund!
„Nicht wissen ist zu große Pein,
„das fällt uns eben wieder ein!"
Der Gärtner spricht: „D'rauf euch verlaßt:
„ihr Alle seyd bei Mir zu Gast!" —
„Wer seyd ihr denn?" wird jetzt gefragt.
Drauf mild und ernst der Gärtner sagt:
„Ich, der für euch am Kreuz gestorben
„und euch das Himmelreich erworben."
So wie ein Jeder dieses hört,
Alle darüber sind empört:
den Griechen ist's Thorheit gar gewiß;
dem Juden großes Aergerniß;
die Andern meinen: sie allein,
ein Jeder selbst auf eigene Hand
mit Speculation und tiefem Verstand

hätten sich g'holfen in Himmel 'nein,
wenn's ja der Himmel ist wo sie sind.
In summa: Keiner glaubt's. — Geschwind
bricht unter Jedem der feste Sitz
und Alle versinken flugs wie der Blitz
viel Klaftern tief in finstre Kammer.
Da wandelt sich die Luft in Jammer:
Sie tappen; böser Zweifel-Wahn
faßt sie mit grimmen Klauen an,
und drückt sie immer tiefer nieder.
Da seufzen sie sehr und sehnen sich wieder
hinauf an die schöne Himmelsluft
und zu der Wunderblumen Duft.
Dieweil sie nun aus dem nächtlichen Grauen
zur Höhe mit tiefer Sehnsucht schauen:
ein Strahl jach dringt zur finstern Gruft;
von oben eine Stimme ruft:
„seyd ihr entschlossen, stolzes Wissen
„um den demüth'gen Glauben zu missen?"
Fast schwer kommt Allen das wohl an,
doch sprechen sie: „laß uns nur hinan!
„wir glauben daß du gekreuzigter Christ

„der Sünder Aller Heiland bist." —
Drauf plötzlich ist die Gruft verschwunden:
Versammelt haben sie All' sich funden
in Herrlichkeit vor Gottes Thron.
Thät sitzen zu Vaters Rechten der Sohn,
und aller heil'gen Engel Schaar
dienten ihm tief, und sangen gar:
„Ehr' sey und Preis in Ewigkeit
„der du am Kreuz starbst, dir geweiht!"
Nicht wußten die Weisen wie ihnen g'schah:
Vergang'nes, Künft'ges war gleich nah,
verschmelzen in seel'ge Gegenwart.
Kein Mißklang war, auch noch so hart,
vormals in ihre Ohren kommen:
jetzt ist er in Wohllaut schön verschwommen.
Nun wird es ihnen offenbar
was aller Wunder das größte war:
das Wunder göttlicher Opferliebe,
daß allen Menschen das Leben bliebe.
Das Kreuz, woran sie All' sich stießen,
schau'n sie als Lebensbaum entsprießen
mit Himmelsfrüchten ohne Zahl:

Sünder, befreit von Todesqual,
und durch des Heilands Kraft und Leben
mit Himmelsglanz und Wonn' umgeben.

Indem sie starr vor Staunen stehn:
der Heiland mild thut auf sie sehn,
spricht: „Schauen ist auf Glauben gebaut!
„Wer sich verläugnet, mir vertraut,
„mit alles eitlen Wissens Versäumniß:
„dem wird offenbar des Lebens Geheimniß:
„Doch aus sich selbst erfährt es Keiner
„wird aus sich selbst nicht besser und reiner;
„und volle Gnüg' und ew'ges Leben
„kann sich kein armer Sünder geben." —

Aus häuslichem Kranze.

1.

Zum neuen Jahr.

Es tönt der Glocken ernſt Geläute;
ein neues Jahr beginnt die Bahn:
drum laß auch uns, Geliebte, heute
mit Ernſt dem neuen Jahre nah'n.

Gott ſey mit uns! — Nur dieſe Worte,
die Quellen ſüßer Himmelsruh,
ruf' ich dir an der weiten Pforte
des unbekannten Jahres zu.

Dies ſey mein Wunſch! und keiner weiter
ſoll meinen Lippen heut' entfliehn.
Iſt Gott mit uns: dann können heiter
wir uns're Lebensſtraße ziehn.

2.

Zum Geburtstag.

Vernimm, am Tag, der Dich gebohren,
was ein untrüglich Wort verspricht:
zum Leben sind wir auserkohren
auch wenn die morsche Hütte bricht.

Das Traumbild, das wir Leben nennen,
es ist des Lebens Schatten kaum:
die Lust, wonach wir täglich rennen,
zerplatzt wie Seifenblasenschaum.

Des ächten Lebens Füll' und Klarheit
faßt nicht der engbeschränkte Sinn;
statt überschwenglich-schöner Wahrheit
gibt man sich schnöder Täuschung hin.

Wonach wir immerglerig fassen:
es ist des heitern Lebens Pest;
nur was wir fliehen, was wir hassen:
das Hohe, stellt allein uns fest.

Das Hohe nur, zu dem wir beten,
es sichert uns Unsterblichkeit,
doch nur wenn wir mit Kraft zertreten
die alte Schlange: Eitelkeit.

Und Eitel ist all Das zu heißen
was haltungslos vorüber eilt,
so sehr es auch Bethörte preisen,
so gern das Herz bei ihm verweilt.

Halt nicht an das Dich, was verschwindet,
und während des Genusses flieht:
nur wo Dein Herz den Frieden findet,
da weile, weil Dich's höher zieht:

zum wahren Leben voller Wonne
die immer wächst und nie vergeht,
zu einem Himmel, wo die Sonne
die ihn erhellt, nie untergeht.

Ein jeder Tag sey diesem Leben,
dem Herzens-Himmel, süß geweiht;
in jeder Stunde mögst Du weben
an Deiner Seele Festtagskleid.

Nur darum sind wir hier auf Erden;
wir sind noch nicht, wir werden blos;
und täglich neu gebohren werden,
dieß sey Dein schönes, heit'res Loos!

5.

Am Weihnachts-Morgen.

Es strahlt der Baum von bunten Kerzen
und ruft die Wunder-Nacht zurück
wo allen glücksbedürft'gen Herzen
erschien des Himmels schönstes Glück:

das Glück der Eintracht und der Liebe,
der reinen Herzens-Heiterkeit,
und, wenn uns nichts hienieden bliebe,
einst hoher Himmels-Seeligkeit.

Wir feiern jetzt durch unsre Gaben
das einzighohe Wiegenfest
des göttlichreichen Wunderknaben
der uns das Schönste hoffen läßt.

Ein Jeder reicht mit Lieb' und Milde
was er beſitzt, dem Andern dar:
und ſo wird uns im ſchwachen Bilde
das Welt-Geheimniß offenbar.

Wir fühlen es: das ſchönſte Leben
enthüllt ſich in der Liebe nur.
Drum laß uns lieben, laß uns geben,
ſo zeigt ſich uns der Gottheit Spur.

Lebenslauf.

1.

Der Knabe.

Ei, welche schöne Wunderwelt!
Mir Alles hier so wohl gefällt:
der Himmel mit seinem frischen Blau,
das duftende Gras auf weiter Au,
die Tulpen all im großen Garten!

Worauf mag ich wohl noch warten?
Ach! einer bin ich nur, ich suche Viele.
Schöne Knaben, schöne Knaben, herbei zum Spiele!
Was hilft es, daß es Sonntag sey?
Was bin ich von der Schule frei?
Ach! Alles ist so still umher,
Die Wetterfahne dreht sich kreuz und quer.
Der schöne Sonntag geht vorbei,
Und immer bleibt Alles einerlei.
Was hilft mir Knaben das leichte Blut?
Wie schade um meinen frischen Muth!
Wie gern möcht' ich mit andern springen
und mancherlei Spiele mit Lust vollbringen

Aber wie Alles ſo einſam ſieht!
Ich warte vergeblich; der Tag vergeht,
es kommt der Abend, es kommt die Nacht,
und morgen mir kein Sonntag lacht.
Morgen und an den andern Tagen
werden ſie mich wieder mit Lernen plagen.

Der Alte.

Armer Knabe, du dauerſt mich.
Wärſt du weiſe, du fügteſt dich
zeitig ins Joch, das des Schickſals Macht
dir vor andern zugedacht.
Vergeblich iſt ein kindiſch Sehnen;
mußt ans Entſagen dich gewöhnen.
Bezeichnet iſt dir ſchon der Lauf.
O, gäbſt des Knaben Spiel du auf.

2.

Der Jüngling.

Wann wird der Stern des Glücks mir ſcheinen?
Wann naht der Liebe Blüthezeit?
Wo wohnt ein Herz, verwandt dem meinen,
das ſeinen ſanften Trieb mir weiht?

Auf goldner Au, in Blüthenhecken
möcht' ich die Zauberin entdecken.

Allein und von der Welt geschieden,
säß ich mit ihr am klaren Bach;
mir lacht' ihr Auge Himmelsfrieden,
und meine Seufzer sprach sie nach.
So kann kein Erdenglück entzücken,
als stummer Liebe Hoch-Entzücken.

Was träum' ich? such' ich nur von heute
des jungen Herzens schönste Lust?
Ich bin des Unglücks frühe Beute,
vergeblich Sehnen nagt die Brust.
Fast ist die Jünglingszeit verronnen,
nie hab ich mir ein Herz gewonnen.

Der Alte.

Wohl ist umsonst dein langes Sehnen;
drum suche nicht und hoffe nicht.
Du mußt vom Triebe dich entwöhnen,
der nie dir reicht und stets verspricht.
Des Schicksals Zögling muß entbehren,
wenn Andre Freudenkelche leeren.

3.

Des Jünglings Zuruf an sich selbst.

Ruhe, Herz, dein Ziel wird dir entzogen. —
Kehre, müdes, in den Hafen ein!
Länger sollst du nicht ein Spiel der Wogen,
noch der ungezähmten Stürme seyn.

Konnte dir das Schicksal streng versagen,
was dein stärkster, reinster Trieb begehrt:
nun so lerne muthigstolz entsagen!
Man bedarf nicht, was man gern entbehrt.

Nimm, Natur, dein Sehnen und dein Streben,
das an diese Welt mich zog, zurück.
Ohne Trieb und ohne Wünsche leben
und das Glück verschmähen, sey mein Glück.

4.

Der Genius.

Noch, Jüngling, irrst du deiner unbewußt,
geblendet in der Täuschung Zauberkreise.

Mit ernstem Willen stähle deine Brust.
Empörter Unmuth macht dich nimmer weise.

Es schwindet bald des Erdenglanzes Spur,
es schwinden bald der ird'schen Freuden Töne.
Zur Aerndte reifen Geistessaaten nur,
und nur den Geist schmückt ew'ge Jugendschöne.

Wer nicht der Sinne Fesseln kühn zerbricht,
zu reiner Geistesschönheit neu geboren:
dem lächelt nie des höhern Tages Licht,
dem ist des Lebens Siegerkranz verloren.

Zerreiß die Bande, die im dunkeln Schooß
der blind nur liebenden Natur dich halten.
Auf! winde dich vom fremden Leben los,
und lerne frei dein eigenes entfalten.

5.

Des Jünglings Erwachen.

Welch neues Leben hellt mein Innres auf,
wie schnell die Sonne finstre Wolken theilt.

Es öffnen sich die Schranken für den Lauf,
wo frei der Geist zum Ziel der Freiheit eilt.

Ich folge dir, der du mit Allgewalt
mich aus des niedern Lebens Strudel hebst,
Ich folge dir, du himmlische Gestalt,
die in der Freiheit schönen Welt du lebst.

Entfliehe nicht, nachdem dein holder Ruf
mich aus des düstern Lebens Traum geweckt.
Gieb mir, o Geist, der mich zur Freiheit schuf,
Die Wonne, die der freie Geist nur schmeckt.

Ach, Liebe heißt der Trieb, der ohne Ruh
mich aus mir selbst, ein ewig Sehnen, treibt.
O Geist der Freiheit führe mich ihr zu,
der freien Liebe, die da ewig bleibt;

der hohen Liebe, die kein endlich Band
um Eins der kurzbeseelten Wesen schlingt;
die Alle liebend faßt mit keuscher Hand
und rein dem Geist der Lieb' ihr Opfer bringt.

6.

Schluß.

Verschwunden iſt der nicht'gen Freuden Glanz,
gebrochen ſind des blinden Wahnes Ketten;
mir ſtrahlt verjüngt des Lebens Siegerkranz.
Mich konnte nur mein Felſen-Glaube retten.

Sprüche.

Weisung.

Hast du geirrt, rasch lenke den Schritt, den ermüdeten, rückwärts
nach dem verfehlten Ziel, stark mit errungener Kraft.
Scheut sich der Fuß, den Weg, den beschwerlichen, schnell zu vollenden:
geh auch langsam zurück! immer erreichst du das Ziel.

Lebenscompaß.

Innerlich Freiheit, äußerlich Maaß in Allem und Schranke:
dieß ist des Lebens Gesetz, wie zu dem Menschen es spricht.

Das Eine.

Nimmer verlaß ich, so, folgend dem Rufe des Geistes,
als auch, schweiget der Geist, deinem, o treue Natur.

Denn du, Religion, reichst stets mir in beiden die Hand dar:
jene die Rechte: den Geist; jene die Linke: Natur.

Milde.

Weich, wie der Frauen Gemüth, ist der Sinn der göttlichen Musen:
stellst du dich rauh nur hin, bald sind sie wieder versöhnt.

Wechsel.

Manches hab' ich geschrieben und manches gelesen, vom Morgen
bis zum späteren Tag; immer nicht frommt doch der Fleis,
sondern es ziemt sich nun, frisch, die äußere Welt zu beschauen,
hast du der innern genug ernstere Blicke gegönnt.

Das Nöthige.

Künstler wolltest du seyn, und bist nicht fromm? Es gelingt dir
nimmer, du wendest denn ab ganz von dem Eitlen den Sinn,
hin zu dem Ewigen, Einen, das klar sich als innere Reinheit
kundet. Es eint sich der Gott nicht dem befleckten Gemüth.

Strafe.

Nieder nicht schrieb ich das Lied, das schnellentstandene. Vergebens
such' ich's im Sinne nun auf: schnell ist es wieder entflohn.
Kinder, o Freund, als Mädchen, sind nicht die Musen verletzbar:
fassest du schnell nicht die Gunst, schneller entfliehet sie dir.

Nutzung.

Keine der Stunden gering ist mir, gleichgültig der Tag nie:
Stunden bereiten den Tag, Tage die künftigen vor.

Gaben.

Gieb dem Himmel das Herz, der Welt das Licht und die Liebe;
und so erfüllest du treu erstes und letztes Gebot.

Falsche Christen.

Christen nennt ihr euch, und beharret in feindlicher Zwietracht?
Nennt euch Juden: denn euch starb der Versöhner umsonst.

Heiden und Christen.

Jene blühten wie Blumen; ihr Leben entfloh mit dem Dufte;
wir wie Blüthen: es birgt schöneres Leben die Frucht.

Erhebung.

Höher heben den Himmel die nächtlichen Sterne, und höher
hebt sich des Menschen Gemüth, sieht er die Freuden des Tags.

Nähe.

Fromm doch müssen sie seyn, die Musen, und nahe den Frommen,
gern. Sie nahen sich mir, wend' ich vom Frevel mich ab.

Auskunft.

Nur zwei giebt es der Mittel zu leben in nied'rer Gesellschaft:
niedrig zu seyn, wie sie, oder, erhaben, ein Gott.

Zuſprache.

Wenn ich bei ſtiller Abendzeit
am traulichen Kamin mich wärme,
ſchrumpft mir die enge Welt ſo weit,
weiß nicht, was ich am Tag' mich härme.
Iſt doch des Lebens buntes Spiel
nur Wechſel wie die bunte Flamme!
Du, trautes Feuer, lehrſt mich viel:
daß ich das Leben nicht verdamme.

Die Schäferin an ihr Herz.

Herz, ach bleib in deinen Schranken!
Liebes, klopfe lauter nicht!
Wirſt doch nicht geheim erkranken,
wenn der Mund von Wohlſeyn ſpricht?

Laß dir guten Rath ertheilen:
dulde doch nur kurzen Zwang!
Schwer iſt es, dich ſpät zu heilen.
Glücklich, wem die Kunſt gelang.

Schwer iſt ſie, die Kunſt zu ſiegen,
aber groß iſt die Gefahr
in dem Kampf zu unterliegen.
Herz, nimm deine Rettung wahr!

Heſperus.

Aus blauer Fern',
o Abendſtern,
lachſt du ſo mild.
Ein freundlich Bild,
o Stern, biſt du
der holden Ruh,
die uns beglückt,
wenn wir, entrückt
der niedern Luſt
und eiteln Schein,
die freie Bruſt
dem Höchſten weihn.

Das Glück.

Wir suchen in der Kindheit süßen Träumen
ein fernes Glück, das noch das Herz nicht kennt.
Wir suchen in der Jugend weiten Räumen
ein Glück, das nun das Herz sich Liebe nennt.

Es flieht der Kindheit Traum, es flieht die Liebe
— des Lebenslenzes kurzer Blüthenduft —:
doch nie erstirbt der dringendste der Triebe,
der Trieb nach Glück, bis uns die Parze ruft.

Wo weilt das Glück, dem unter tausend Schmerzen
das Leben, stets getäuscht, entgegeneilt?
Das wahre Glück, es wohnt nur in dem Herzen,
das Freud' und Leid mit andern Herzen theilt.

Menschen-Leben.

Thöricht ist der Menschen Treiben
und ihr endliches Beginnen.
Alle, nicht des Heil'gen achtend,
das sie leicht und sicher führte
hin durch das Gewirr des Lebens,
stürzen sie sich in den Strudel,
und in viel verschlungnen Kreisen
lassen sie umher sich treiben
ohne Rath und ohne Stütze,
rastlos, ungeduldig, zagend.
Nimmer finden sie das Ende
aller ihrer Lebensmühen,
bis sie selbst zu Ende gehen.

Trost.

Freund, was soll das lange Klagen
über Leiden, die dich drücken?
mag verzweiflungsvolles Zagen
auch die Leiden dir entrücken?
Dulde muthig, trage schweigend,
so wird dir die Kraft sich fügen
und das Glück sich zu dir neigend,
wird der Kraft sich gern vermählen.
Sieh, gefesselt an die Erde
steht des Winters Raub, die Pflanze,
duldend jegliche Beschwerde.
Doch zum frischen Jugendglanze
weckt der warme May sie wieder,
Denn der Winter gab ihr Kräfte.
Und nun treibt sie auf und nieder
neues Leben, neue Säfte.

Die Pflanzen.

Pflanzen sind wir, wie des Feldes Blumen.
Unsre Nahrung saugen wir begierig
mit den Wurzeln aus der Mutter Erde
durch die Sinnen. Mit dem Stamme streben
wir zur Höhe, wo mit regen Blättern
wir des Geistes Nahrung aus dem Aether
wie die Pflanzen durstig in uns ziehen.
Alles kommt vom Aether, holder Regen,
der die Wurzel tränkt, und Strahl des Lichtes,
das die Blüthen färbt, und süßer Früchte
Keim hervorlockt. Unglückselge Pflanze,
die das Licht verschmäht! dir bleibt die Blüthe
unentfaltet in dem trägen Schooße,
und die Wurzel selbst erstirbt im Tode.

Das Rechte.

Was iſt's, das uns der Welt voll Mängel,
voll Qual und Sorgen, ſchnell entrückt,
und mit dem Frieden hoher Engel,
und ſtiller Seligkeit beglückt?
Was iſt's, das durch ein mächtig: „Werde!“
uns neu und fröhlich leben läßt?
Was zaubert uns auf dürft'ger Erde
ein immerblühend Freudenfeſt?

Es iſt allein ein heilig Leben,
vom Hauch der Sünde nicht getrübt,
das, ſeinem Gotte hingegeben,
die Kraft im Kampf zum Siegen übt;
das auf die Stimme merkt, die leiſe,
doch ganz vernehmlich zu uns ſpricht:
Frei und beglückt und ſtark und weiſe
macht nur die treuerfüllte Pflicht.

Gezwungen dienen die Naturen
dem heiligen Gesetz der Welt;
im All sind alle Creaturen
auf Maas und Ordnung festgestellt:
Der Mensch nur kann das Maas verrücken,
nicht mehr der Schöpfung blinder Knecht;
doch nur das Maas kann ihn beglücken:
sein Dienst die Pflicht, sein Maas das Recht.

Die Traube.

Welk schon werden die Blätter, es rauscht in Stoppeln der Wind schon,
aber es pranget am Stock glühend der Rebe Gewächs.
Nicht was früher erscheint, was, reichlicher wuchernd, hervortreibt,
zeigt sich als edles bewährt: nur die Vollendung ist schön.

Schlecht und Gut.

Niedrig, gemein, egoistisch, verworfen und knechtisch: es sind die
Namen des schmutzigen Volks, welches dem Staub nur lebt.
Keiner ist besser, und keiner entflieht dem entehrenden Namen,
dem nicht im Innern verlangt rein und unsträflich zu seyn.

Lebendiges Leben.

Sey mir heilig, du innerer Geist des Reinen und Wahren.
Wenn du entweichst, er ist todt, lebt' er auch immer so lang.

Geduld.

Glückt's auch heute noch nicht zum Besten: morgen vielleicht doch!
Glückt's auch morgen noch nicht: harre des künftigen Tags!

Das Glück.

Plötzlich zeigt sich das Glück, unerwartet, und überrascht uns,
schöner noch, als wir es selbst, träumend, vorher uns gewünscht.

Der Hoffnung.

Festlich geschmückt den schönsten Altar einweih' ich der Hoffnung,
täglich mit heiligem Sinn opfernd und vollem Vertrau'n.

Denn sie allein nur erhält und schützt mein schwankendes Leben,
und ihr schimmerndes Licht leitet im Dunkel mich fort.

Gemeines Leben.

Dieß ist der niedrigste Sinn: im Zwang vollenden die Arbeit,
dann abschütteln das Joch, welches den Trägen gedrückt,
und jetzt, ledig der Sitt' und der Zucht, sich stürzen wohin nur
lüstet dem schweifenden Sinn und dem begehrlichen Trieb.
Nimmer ersättiget wird der Trieb, er erstirbt im Genusse,
ratlos, ohne Gesetz. Dieß ist des Pöbels Geschick.

Der Geist des Menschen.

Armer, wie reich bist du! dein Geist, er gleichet dem Gotte schier;
aber wer findet das Gold, sucht es der Eigner nicht selbst!

Ermunterung.

Fröhlich und unverzagt!
nicht gebangt! nicht geklagt!
sichere Zuversicht
täuschet die Hoffnung nicht.

Frisch auf! an's Werk sogleich!
arm erst, zuletzt doch reich!
glaub' nur! Es geht schon gut!
Glaubst du: so hast du Muth.

Muth ist's, der Hülfe schafft.
Hast du Muth: hast du Kraft!
Kraft stets gebiehrt Gedeihn.
Willst du noch zaghaft seyn?

Sieh, es liegt vor dir da;
was du begehrst, ist nah;

Lange sprach's der Weise schon:
„Glück ist des Müß'gen Lohn.“.

Klopfet an, klopfet an!
Bald wird euch aufgethan!
Vorwärts nur! nicht zurück;
und euch umfängt das Glück.

Des Menschen Leben.

„Sage, wie soll ich das Leben genießen? es rauscht mir vorüber.
Hasch' ich den Augenblick auch; lohnt es des Augenblicks sich?"
Suchst du allein den Genuß? Unglücklicher! Thiere genießen
glücklicher als der Mensch, welcher die Thiere beherrscht.
Denn ein doppeltes Leben, ein räthselhaftes erhielt er;
und ihm blieb nur die Wahl, Engel zu sein oder Thier.
Achte das Leben nicht, das ewigwechselnde, das sich
nur von dem Irdischen nährt, nur zu dem Irdischen strebt.
Aber liebe das Leben, das keimend im innersten Herzen
sich von dem Göttlichen nährt, und zu dem Göttlichen steigt.

Gebet eines Kranken.

Höre mich, du Gott der Götter!
Gieb mir Kraft, die langersehnte,
schwerentbehrte, gieb sie wieder,
tilge jede Spur von Schwachheit.
Doch verleihst du mir die Stärke,
nimm den Schleier auch vom Auge,
der in trübverwornen Zügen
mir das Bild der Welt entstaltet.
Hast du Kraft und Klarheit wieder
mir gegeben: dann o scheuche,
scheuche auch die Todtenkälte
aus dem Busen, und belebe
neu mit Wärme mir das Herz!

Erhörung.

Kraft und Licht und Wärme bat ich,
sieh, da wurden mir drei Worte:
Glaube und Geduld und Hoffnung.
Unbekannt war ihre Kraft mir.
Nun beginn' ich sie zu fühlen.
Glaube ist der Keim des Muthes,
der die Ohnmacht bald vertilget.
Die Geduld gewährt uns Ruhe,
die im Geiste, wie im Bache,
klar der Welt Gestalten zeichnet.
Hoffnung facht des Triebes Funken,
der noch in der Asche glimmte,
wieder an zu neuer Flamme,
die uns mild das Herz erwärmet.
Und schon fang ich an die Stärke,
Licht und Wärm' in mir zu fühlen.
Darum sey von mir gepriesen,
mächt'ger Arzt, und gieb Gedeihen
deinem heilenden Bemühn.

Heilige Klage.

Welch eine Welt! Verführung überall,
und Hang verführt zu werden; nirgends Streben
zum Ziel, das Jedem dennoch vorgesteckt ist;
und niedrige Gemeinheit überall,
ein Wühlen tief im Schlamme. Siehst du Einen,
der nach dem Bessern blickt? der sehnlich trachtet
zu läutern sich, zu reinigen sein Herz?
Nicht Einen siehst du in der großen Schaar.
Sein Gott ist Jeder selbst, dem, opfernd, er
alltäglich Weihrauch streut, des Andern nicht,
Sich selbst nur über Alles Andre achtend.

Ermunterung.

Nein, ich duld' es nicht, ihr Blinden,
daß ihr blind das Leben lästert,
eitel es und nichtig scheltend,
trüb und düster und voll Qualen.
Lernet wirken, lernet schaffen,
lernt mit Ordnung und mit Klarheit,
was ihr thut, allzeits beginnen;
doch vor allem thut das Rechte,
was der Geist in euch gebietet.
Und die Nebel werden flichen,
die die schöne Welt euch decken
und die Brust euch drückend engen.
Eine Sonne wird euch leuchten,
eine Sonne wird euch wärmen,
die ihr jetzt nicht fühlt, nicht schauet,
weil ihr träg und scheu sie fliehet.
Doch belebt von ihren Strahlen,
werdet bald ihr aller Klage,
aller Traurigkeit vergessen.

Heilige Stimmung.

In Verworrenheit und Dunkel
lebt, den Todten gleich, der Arme,
der dem Göttlichen entsagte.
War er auch vom Glanz umgeben
und von allem Glück des Reichthums,
schleicht doch öd sein Leben weiter,
wie ein matt versiegter Quell.
Aber dem Geweihten, Reinen,
der in jeder Tages-Stunde
denkt der göttlichen Gewalten,
die ihn überall umgeben,
und mit heilig-scheuen Händen
wandlaufig Gaben opfert:
ihm aus seinem innern Herzen
öffnet sich des Lebens Quelle.

Ihn begleitet stets die Weisheit,
öffnet ihm den Blick des Auges,
daß er klar die Welt erkenne.
Ihn umscherzt, mit ihren Kindern,
hold die Kunst, das Leben schmückend.
Ihn begabt mit seinen Schätzen
überflüssig reich das Glück.

II.

Epigrammatische Dichtungen.

Epitaphium.

Hirt und Wandrer.

Wandrer.

O junger Hirt, wem hängst du diesen Kranz
von sanften Rosen und den stillen, blauen
Geschwisterinnen des klaren Bachs hier auf,
an dieser alten, ausgedörrten Weide,
im wilden Thal, wohin mit irrem Tritt
sich selten nur des Wand'rers Fuß verliert?

Hirt.

Ich weih' ihn der Geliebten, welche still
im Herzen noch mir lebt, obschon sie lange

der Hügel deckt. Denn so gebeut's mein Herz.
Sie senkt' in mich der Liebe zarten Keim:
ihr hauchst mein Leben seinen Blüthenduft.

Wanderer.

O glückliche Geliebte! die, den Schatten
schon längstens zugesellt, noch jugendlich
in eines jungen Hirten Busen lebt!
Wie nannte, junger Hirt, sich jene Zaub'rin,
die eh'rne Fesseln um das Herz dir schlug?

Hirt.

Sie nannte sich — ach, sagt dir's nicht die Thräne,
die, wie ein heißverlangend, liebend Kind
sich ein in dieser Rosen Busen drängt? —
die Liebende, die Heiß-Geliebte nannte
sich meine Mutter.

Die Rose.

Ein einfach Röschen nur zu Betty's Wiegenfest?
Was könnt' ich Schön'res meiner Betty schenken!
Sie sehn, und an die Rose denken,
ist, was in mir sich nimmer löse den läßt.

Laß and're Blumen schöner blühn,
laß and're augenblendend glühn:
ich lobe mir, aus stiller Knospe Schooße,
den reinen Glanz der sanften Rose!

Sie zieht uns an, bezaubert unsern Sinn,
sie lächelt still in sich, sie will nicht strahlen;
und doch, wollt ihr der Blumen Grazie mahlen:
stellt nur die Rose hin!

Rose und Myrte.

Nach kurzer Blüthe bleicht die Rose
und ihre Blätter fallen ab:
denn flatternd sind sie, leicht und lose,
und ihre Schönheit ist ihr Grab.

Doch immer grünend sind die Blätter,
die die bescheidne Myrte treibt;
und unverletzt vom Sturm und Wetter,
ist's ihr Schmuck, der beharrt und bleibt.

Der Freude gleicht die Rosenblüthe,
die uns nach kurzem Rausch verläßt:
doch unverwelklich im Gemüthe
steht Hoffnung, wie die Myrte, fest.

Das Rosenkraut.

Es lebt ein Kräutlein, wohlbekannt,
an Duft der Rose nah verwandt,
auch durch sein Wesen, Sinn und Art:
wie man die Liebe wohl bewahrt.
Nicht rauher Wind, nicht Sonnenglut,
nicht kalte Nässe thut ihm gut.
So ist, wodurch sein Blatt verdirbt,
auch das, woran die Liebe stirbt.
Dieß lerne Bräutigam und Braut
vom unscheinbaren Rosenkraut.

An Henriette.

Vieles iſt mir vom Geſchick nicht gewährt; doch, denk, ich des Einen,
daß es mit Dir mich vereint; denk' ich des Uebrigen nicht.

Liebe.

Köſtlicher ward dem Leben gewiß kein Glück, als: zu lieben.
Aber es gleichet ihm Ein's: wiedergeliebt zu ſeyn.

Die Augen.

Göttlich, doch ewig getrennt, ſo glänzen am Himmel die Sterne:
doch Dir ſtrahlen im Aug Himmel und Sterne vereint.

Tausch.

Verse gelingen Dir nicht, doch Küsse zu geben verstehst Du:
Drum, so küsse mich nur; Verse bekommst Du von mir.

Ruf.

Micon. — Lydia, komm doch herab! Hier weht im Garten so lieblich
über das Rosengesträuch, durch die Orangen, der West.
Lydia. — Micon, leise! die Mutter vernimmt's; und hört sie dich: schilt sie!
Ach, und die Mutter hat Recht! aber ich komme herab!

Künstler Amor.

Spare, liebes Herz, dein frühes Jauchzen,
weil mit leichtem Finger tändelnd Amor
Elisens schönes Bild auf dich gezeichnet.

Ah, schon greift er nach dem spitzen Pfeile.
Dir des süßen Mädchens sanfte Züge
unter Schmerzen tiefer einzugraben!

Rath.

(Gegenstück zu Göthe's „Warnung".)

Wecke den Amor doch! Dich erfreut er, schlafend, der Knabe?
Seh, er entzückt dich gewiß, spielt er erwacht um dich her!
Feuriger drückt die Mutter den Kuß aufs Mündchen des Söhnleins:
lächelt erwacht es ihr zu, streckt es die Arme nach ihr.

Der Gefährliche.

Hüte vor Amor dich; verschließ die Thüre der Werkstatt
sorgsam. Naht er sich dir, weg ist der Fleiß und der Lohn.

Der Dieb.

Wie zum verborgnen Gemach der lieblich duftenden Speisen
folgt der würthlichen Frau leise das Kätzchen, und still
ein zur geöffneten Thür sich schleicht, und, hat die Betrogene
bald sich entfernt, mit Wahl immer das Beste benascht:
also, leise, verbirgt im geöffneten Herzen sich Amor
Künstler, dir, und nagt stets an der leckersten Kost.

Anklang.

Sinkt der Abend mild hernieder:
hüllt sich mein Gemüth in Trauer;
blinken hell die Sterne wieder:
naht ein Schmerz, der nicht mich läßt.
Gestern hielt um diese Stunde,
voll von süßem Freudenschauer,
Arm in Arm, und Mund an Munde,
ich mein süßes Mädchen fest.

Die Sorgenſcheucher.

Oft, zum engbeſchränkten Leben,
ſchleicht die graue Sorge her,
und umſtrickt mit Spinngeweben
meinen Geiſt, und drückt ihn ſchwer.
Da entreißt mich ihren Netzen,
ſeht ein Spiel! das freie Schach!
Luſt'ges Treiben, liſt'ges Hetzen
macht die trägen Kräfte wach.

Doch die Sorge, ſie kehrt wieder,
unermüdet, zum Gemüth.
Jetzt mit Freunden ſitz' ich nieder
wo Rubin im Becher glüht;
und bald theilen ſich die Schmerzen
und der Blick wird wieder hell:
in dem ſüßerquickten Herzen
rinnt ein neuer Freudenquell.

Aber ach! auf kurze Weile;
denn die gift'ge Sorge lauscht
harrend, wenn in schneller Eile
Nachtarglück vorüber rauscht.
Jetzt muß sich ein Gott erbarmen:
Morpheus scheucht die Quälerin,
trägt auf mächt'gen Götterarmen
mich zum Land der Freiheit hin.

Doch nicht in dem schönen Lande
duldet Sterbliche das Glück:
Neu erwacht, in alte Bande
zieht das Leben mich zurück:
wieder steht das Ungeheuer,
Sorge, grinsend, vor mir da. —
Tage nacht! ein mächt'ger, neuer,
sichrer Retter ist dir nah!

Amor, mit dem schönsten Kinde
kommt er lächelnd zu mir her:
und, umhüllt von seiner Binde,
weiß ich keine Sorge mehr;

jedes Schreckbild iſt verſchwunden;
und des Liebchens Angeſicht
heilt mir alle Tagesſtunden,
läßt mich auch im Schlummer nicht.

Zum Geburtstag.

Die Schweſter der Schweſter.

Nimm, Schweſterchen, mit gutem Willen
dieß leere Beutelchen von mir:
mit Geld mag ihn der Papa füllen,
ich full' ihn nur mit Wunſchen Dir:

mit Wünſchen für ein frohes Leben,
für ſtete Herzensheiterkeit;
ſie kann kein voller Beutel geben,
und wär' er noch ſo groß und weit.

Drum ſtrickt' ich dieſen klein und enge:
ein kleiner Beutel hält gut Haus;
und auch der größte, in die Länge
leert er ſich, wie ein kleiner, aus.

Räthsel.

Es giebt ein Ding, das alle Welt begehrt,
das Herzen zieht, wie der Magnet das Eisen:
Wer es besitzt, der wird gar hoch geehrt;
wer's an sich hält, den nennt man einen Weisen.

Wie heißt das Ding? gewiß ich sag' es nicht;
doch braucht man auch nicht weit danach zu fragen:
denn, wer es hat, und wem's daran gebricht,
dem wird es bald sein Beutel sagen.

Die Selbstsüchtige.

So lange man zu ihrem Preis nur singt,
sein Lied, sein Leben ihr zum Opfer bringt:
ist man gelobt, geschmeichelt, und geliebt.
Man ist vergessen, wenn man nichts mehr giebt.

Gleichmaß.

Jetzt geb' ich den Gedichten das Leben, o gäben sie einst mir
wieder das Leben, so wär' alles ins Gleiche gebracht.

Die Ungenügsamen.

„Mehr nur sollt er uns geben, der Dichter; er würde bekannter!" —
Reichet ein Berg euch Gold: „Wär er doch golden, der Berg!"

An Betty

mit dem Taschenbuche: Minerva.

Als du dem Schoos Dich der Mutter entwandest, empfingen die Grazien
Dich, das lächelnde Kind, pflegten, und zogen Dich groß.
An die Erwachsene nun anschlossen sich liebend die Musen,
und es gesellte sich bald Amor, der Lose, hinzu.
Darum wund're dich nicht, wenn auch Minerva sich einstellt,
wo sie im schönen Verein mächtige Götter erblickt.

Der erste Schnee.

Schon schwanden längst von grüner Au
die Blumen, gelb und roth und blau:
es schlief im buntbelaubten Hain
ein Stimmchen nach dem andern ein.

Schon ward der Bäume falbes Laub
des Nebelregens leichter Raub;
doch freundlich durch den Nebel brach
noch mancher milde Himmelstag:

Der wiegt' uns in den süßen Traum,
vorüber wär' der Sommer kaum;
Wenn gleich das Laub, der Lüfte Spiel,
zu unsern Füßen niederfiel.

Doch, sieh! nach einer trüben Nacht,
wie früh das Auge neu erwacht:
mit seines Mantels weißem Schein
hüllt uns der Schnee die Fluren ein!

Begraben iſt der Sommer nun,
und Baum und Strauch und Blumen ruhn:
doch nicht des Menſchen rege Kraft,
die immer webt und immer ſchafft.

Die Phantaſie, die Bildnerin,
ſetzt ſich zu Oefchens Flamme hin,
die traulich ſtill das Zimmer hellt;
und baut ſich eine neue Welt.

Sie ruft all das vergangne Glück
in ihren Zauberkreis zurück,
und was mit Sehnſucht wird erharrt,
das bringt ſie ſchnell zur Gegenwart.

Drum hülle, Schnee, in Silberſchein
die Flur nur immer tiefer ein:
im traulich ſtillen Zimmer lebt
die Welt, die uns kein Schnee begräbt.

Aus häuslichem Kranze.

1.

Der Winter flieht, und milde Lüfte wecken
sanft die Natur:
bald wacht sie auf, und bunte Blumen decken
die grüne Flur.
Des Winters Flucht, der weichern Lüfte Wehen
ist mir ein Bild
des Tages, wo ich Dich zuerst gesehen
so lieb und mild;
des Tages, wo Du, wie die Frühlingsblume
einfach geschmückt,
mein Herz in Terpsichorens Heiligthume
mir schnell entrückt.
Längst ist der Tag, längst jener Lenz verschwunden;
doch frisch und jung
bleibt stets mir jener ersten Frühlingsstunden
Erinnerung.

2.

Noch toben Sturm und Regen
wild durch die ode Flur;
kein Leben will sich regen
in schlummernder Natur;
die Knospen sind verschlossen,
die Felder sind noch kahl;
noch weckt die Lenzgenossen
kein warmer Sonnenstrahl.

Und doch ist's mir im Herzen
wie warmer Sonnenschein,
als zog, mit Lust und Scherzen,
der holde Frühling ein;
als grünten frisch die Matten,
als wehte mild die Luft,
als gab der Baum uns Schatten
und jede Blume Duft.

Was macht mich denn so fröhlich,
als wurd' ich wieder jung?
Ach, Liedchen, ich bin selig
in der Erinnerung!
In diesen schönen Stunden,
die Andern düster sind,
da hab' ich Dich gefunden,
Du wunderlieblich Kind!

Im kerzenhellen Saale,
und bey Musik und Tanz,
sah ich zum ersten Male
Dich in der Anmuth Glanz.
Ein Frühling stieg mir nieder,
als ich zuerst Dich sah:
drum, kehrt der Tag izt wieder,
ist wieder Frühling da.

3.

Natur, die herrliche Gärtnerin,
ſie ſchuf der Blumen gar viele.
Mit liebendem Herzen und Künſtler-Sinn
gab ſie ihr Beſtes den Kinderchen hin
im heitern, fröhlichen Spiele.

Die eigene Demuth hüllte ſie ein
in des Veilchens dunklem Gewande;
der eigenen Hoheit Strahlen-Schein,
den Glanz der Unſchuld, blendend und rein,
gab ſie der Lilie zum Pfande.

Auf Wieſen und Auen da ſchuf ſie im Scherz
viel Blümchen, heiter und loſe,
den leichten Lüftchen zum fröhlichen Scherz,
und in ein Knöspchen barg ſie ihr Herz
und das Knöspchen nennet ſich Roſe.

Und als sie ihr Bild nun ausgedrückt
in der Blumen lieblichsten Kette:
da schuf sie noch Eine, vor allen beglückt,
mit aller der Andern Reizen geschmückt,
und diese bist du Henriette.

4.

Erhellt, ihr Kerzen, mir das Zimmer!
Umkränz' es, munteres Immergrün!
Es soll mit hellem Frühlings-Schimmer
des Winter-Morgens Dämmrung blühn!
Herbei, im bunten Glanz, ihr Gaben,
eh' noch die Schläferin erwacht!
ihr sollt zwei holde Augen laben
aus denen mir der Himmel lacht.

Der Tag soll festlich-schön beginnen,
der Henrietten einst gebahr;
die Stunde soll in Lust verrinnen
die Zeuginn ihrer Ankunft war.
Vollendet ist's! Jetzt, ohne Säumen
weck, ich mein neugebornes Kind:
Wach' auf aus deinen süßen Träumen!
Komm, holder Engel, komm geschwind!

Hier, schaue bei dem Glanz der Kerzen,
und frisch vom grünen Schmuck umkränzt,
den Wiederschein von meinem Herzen
der in der Liebe Gaben glänzt.
Erfreue Dich der schönen Stunde,
die heiter dich ins Leben trug,
und hör' aus meinem frohen Munde:
daß nie mir eine schön're schlug.

5.

Am Himmel, auf den Fluren,
herrscht noch des Winters Macht;
noch siehst du keine Spuren
von bunter Frühlingspracht.

Aus schwarzer Wolken Schooße
strömt dichter Regen aus;
drum flieht die junge Rose
zu uns ins sichre Haus.

Sie sucht den Frühlings-Schimmer,
drum kommt sie hergeeilt
zum freundlich hellen Zimmer,
wo Henriette weilt.

Des süßen Namens Töne,
die lockten sie herbei;
hier blüht sie nun die Schöne,
als ob es Frühling sey.

Und Frühling ist's auch immer,
wo ihr, o Augen, strahlt,
in denen sich der Schimmer
des reinen Himmels mahlt.

Was auch der Himmel sage,
der's schnei'n und regnen läßt:
am Henrietten-Tage
halt' ich mein Frühlings-Fest.

6.

Zeigt mir am hohen Himmel,
in heiter-stiller Nacht,
der Sterne reich Gewimmel
in unbegränzter Pracht;
in ungemeßnen Fernen
der Sonnen schönste Flur:
mich reizt von allen Sternen
der Stern der Liebe nur.

Führt mich im Heiligthume
von Florens Götter-Reich
zur schönsten Wunderblume,
an Duft und Farbe reich,
wie sie der Erde Schooße
so schön sich nie entwand:
ich greife nach der Rose
mit schnell entschiedner Hand.

Sprecht mir von schönen Namen,
die je ins Kenner-Ohr
aus Süd und Westen kamen,
die schönsten alle vor:
traun, lieblicher und reiner
als „Henriette“, klingt
von allen doch mir keiner,
der sanft zum Ohr mir dringt.

III.

Lyrische Dichtungen.

Menschenherz.

Ich weiß, es bleibt mir nichts zu hoffen:
die Freuden schwinden, Freunde fliehn,
wie goldne Wolken, die vorüberziehn.
Und dennoch steht das Herz mir offen;
das Auge weint vor Sehnsuchts-Pein.
Ach, weinend fühl' ich süße Schmerzen:
der Wehmuth Thräne dringt zum Herzen,
wie Thau in matte Blumen, ein.

Zusprache.

Seele, sprich, was soll dieß Treiben?
Willst du unstet immer schwanken,
wie das Schiff auf wilder Welle
scheu vom Sturm umhergetrieben?
Hebe dich empor mit Stärke!
Greife mächtig an das Ruder!
Steure frisch das segellose,
wunde Fahrzeug nach dem Hafen!

Muth.

Laß uns streben, laß uns bilden!
Endlich wird es uns gelingen,
daß wir kühn den Preis erringen.
Und, ob wir zu Grunde gehen:
besser ist es, auf der wilden,
hohen Meeresfluth vergehen,
als auf sicherm, stillem Strande
feig und schüchtern ewig hangen,
und nach fernem, schönem Lande
schmerzlich zagend nur verlangen.

Leidenschaft.

O sprich, was rinnt die Thräne leis' herab
von diesen holden, heißgeliebten Augen?
Ach, wär' mein Herz doch deiner Schmerzen Grab,
durft' ich dein Leiden liebend in mich saugen!

Dann hellte sich dein Blick: um deinen Mund
ergoß sich zartes, süßes Lächeln wieder,
und deine Krankheit machte mich gesund.
Jetzt beugt sie meine dustre Seele nieder.

Trieb.

Es ging ein Schifflein übers Meer.
Wo gehst du kleines Schifflein hin?
Was treibt dich, welch ein kühner Sinn,
vom fernen Vaterlande her?

„Will schau'n wie man hier außen lebt;
wird mir zu eng die Felsenbucht
wo jeder dürftig Nahrung sucht
und ängstlich an der Hütte klebt."

Hier außen, Schiff, da braust der Wind,
die weite Flur ist Früchte-leer,
und weiter unten tief im Meer,
des Meeres Ungeheuer sind.

„Die Ungeheuer fürcht' ich nicht,
das Meer trägt willig meine Last,
der Wind mich treibt in muntrer Hast
und lustig mit den Segeln spricht."

Der Wind treibt dich zum fernen Land,
den unbekannten Klippen zu;
du flichst des heim'schen Hafens Ruh,
zu scheitern dort am wilden Strand.

„Und komm' ich auch zu scheitern dort:
zu Hause dünkt mir's nimmer gut;
mich treibt's zu eilen durch die Flut,
sey's hin zur Klippe, sey's zum Port."

Der Jüngling und das Echo.

Ach das Sehnen, was mein Herz beengt,
und der düstre trübe Sinn,
der mir Thränen in das Auge zwängt,
sag, wo strebt dieß immer hin?
soll denn stets mein Geist sich nur betrüben?

„Ueben.“

Ueben? üben? ach, die Kraft entweicht
und der Muth des Kühnsten sinkt,
wo kein Ziel des langen Laufs sich zeigt,
keine Freudenpalme winkt.
Nur der Gegenwart möcht' ich mich freuen.

„Reuen.“

Reuen, reuen sollte mich die Lust,
wo Natur mich selbst hintreibt,
die dem Jüngling in die rege Brust
ihr Gesetz so deutlich schreibt?
Soll im Gram ich meinen Lenz verschwenden?

„Enden.“

Enden, enden soll der Kummer sich,
der an meinem Herzen nagt?
Meiner Wünsche Stachel geißeln mich
in dem Dunkel, wo's nie tagt.
Ach! was ist's, worauf mein Trost beruhe?

„Ruhe."

Klage und Wunsch.

Ach, wie ist mir heut so bange!
Ach, wie nagt mich tiefe Pein!
Alles flieht, was ich verlange;
was mich schmerzt, dringt auf mich ein.

Auch der Muth der bessern Tage
ist des bösen Tages Raub,
und ich zittre und ich zage
wie vom Wind bewegtes Laub.

Ohnmacht hält mich fest umwunden,
jede Lebenssimme schweigt;
jede Gabe schöner Stunden,
auch die heitre Klarheit weicht.

Nimm denn Freud' und Hoffnungsschimmer
Alles, drückendes Geschick!
nur das Eine nimm mir nimmer:
nicht den freien Lebensblick!

Beschwerde.

Oft kann ich kaum die Last ertragen
die felsenschwer mein Leben drückt:
es will die Seele zweifelnd zagen
und Muth und Kraft ist ihr entrückt.

Doch faff' ich mich und widerstehe,
ergreife neu den festen Sinn,
daß, wenn ich endlich untergehe,
ich doch, ein Mann, gefallen bin.

Und sollte nicht die Schranke weichen,
wenn Muth und Kraft dagegen strebt?
Laß, Himmel, mich das Glück erreichen
zu fühlen, wie ein Freier lebt.

Rückruf.

Kehre wieder, kehre wieder zu mir
Himmelstochter Phantasie!
Willkommen sollst du sein,
Bildnerin, Schaffnerin,
Leben-ertheilende,
Herzen-erwärmende,
Trösterin, Heilerin,
heit're Gespielin der Kindheit!

Frühlings-Gruß.

1.

Knabe.

Willkommen du freundlicher Mai,
jetzt springen und jauchzen wir Buben,
nicht sperrt man uns mehr in die Stuben,
ihr Knaben kommt alle herbei!

Wie lacht er, der herrliche Mai,
am Himmel mit goldenen Löckchen,
auf Wiesen mit silbernen Glöckchen!
Ins Freie hinaus! Wir sind frei.

Willkommen du herrlicher Mai!
du rufst uns zu Spielen zu Scherzen.
Wie klopfen so fröhlich die Herzen!
Frisch! Kreisel und Bälle herbei!

2.

Jüngling.

Der Winter ist vergangen,
der Frühling naht voll Lust.
welch sehnendes Verlangen
füllt bang und süß die Brust!
Willkommen Schmetterlings-Lüfte,
willkommen grüne Flur,
willkommen Blüthendüfte,
willkommen du Natur!

O wonnevolles Leben,
in jeden Keim gehüllt!
Wie hast mit neuem Streben
du mir das Herz erfüllt!
Du milder blauer Himmel,
wie ziehst du Herz und Sinn
zum fröhlichen Gewimmel
des Frühlings-Lebens hin!

Seyd mir gegrüßt, ihr Auen
in bunter Farbenpracht!
Wohin die Augen schauen

nur Lebens-Zauber-Macht!
Wie schön bist du, o Rose!
aus dir haucht Liebes-Lachn.
Natur, in deinem Schooße
ach, möcht' ich untergehn!

5.

Der Mann.

Sey mir gegrüßt, du holder Frühlingsbote,
sey mir gegrüßt, du neue, milde Luft!
du lockst aus kalter finst'rer Wintergruft
zum Leben das Erstarrete, das Todte.
Im neuen Glanz, im frischen Morgenrothe
entfaltet still die Blume Balsamduft,
und alles regt sich neu mit raschem Streben,
und alles athmet Frühlings-Luft und Leben.

Sey mir gegrüßt, du schöner Frühlings-Segen
du holder Zauber der Erinnerung!
Die alten Freuden werden wieder jung,
und alte Liebe kommt mir neu entgegen.

Es weicht Gefühlen, die verjüngt sich regen,
die ernste, strengere Beschäftigung.
Es senkt der heitre, milde Geist der Lieder
ins Herz sich weich und Sorgen-schmelzend nieder.

Sey mir gegrüßt, du Bild der frühen Tage,
du Bild beglückender Vergangenheit!
Sey diese Stunde heilig dir geweiht!
Den leisen Seufzer dir, doch nicht die Klage!
Mit Wehmuth füllst du mich, wie frühe Sage
aus grauer Vorwelt Wunder-Mährchen-Zeit.
Sey mir gegrüßt, des frühen Lebens-Kunde!
Sey mir gegrüßt, du holde Frühlingsstunde!

4.

Greis.

Neues Leben, neue Wonne
bringst du, milde Frühlings-Sonne,
wo dein warmer Strahl erscheint.
Durch die Lebens-müden Glieder
rieselt Lebenswärme wieder,
und das frohe Auge weint.

Tausend rege Kräfte ringen,
tausend laute Stimmen schwingen
sich zum Himmel froh empor.
O, du Vater aller Güte!
in dem Vogel, in der Blüthe
sprichst du mild zu Aug' und Ohr.

Alles soll sich froh entfalten,
Alles soll sich neu gestalten,
aller Tod ist Lebenskeim.
Auch dem kurzen Menschen-Leben
willst du ew'gen Frühling geben.
Führe, Vater, bald mich heim!

Die Schifferin.

Ich schaukle mich im eignen Kahn
auf sanfter, leichtbewegter Welle;
ich setze fest das Ruder an
und komme hurtig von der Stelle,
und rud're leicht von Ort zu Ort
im freien Elemente fort.

Wie herrlich ists, auf klarer Fluth
so lustig schwankend hinzuschweben!
Da fühlt sich froh der frische Muth;
dieß ist das allerschönste Leben!
Du liebes, freies Element,
dich fürchtet nur, wer dich nicht kennt.

Hier, ohne Brücke, ohne Steg,
da ist das rechte, freie Wallen!
Hier tritt uns Niemand in den Weg,
man rudert ganz nach Wohlgefallen:
hier fährt man weg, dort fährt man hin,
so wie es uns nur kommt zu Sinn.

O könnte man auch in der Welt
so leicht wie auf dem Kahne gleiten!
dort muß man, lästig hingestellt,
mit abgemessnen Schritten schreiten.
Drum lieb' ich dich, du trauter Kahn;
auf dir brech' ich mir selbst die Bahn!

Zur Guitarre.

1.

Komm, Gespielin süßer Stunden,
Freundin, glücklich mir gefunden,
komm, Guitarre, freundlich-traute:
Durch harmonisch-süße Laute
labe sanft mein Herz.

Wann die Saiten dir erbeben,
Wohllautshauche dir entschweben,
ach, mit zauberischem Klange
stimmen zart sie zum Gesange,
der das Herz erquickt.

Wann mich trübe Stunden drücken,
wenn mich heit're froh beglücken:
will ich dir es treulich sagen;
du sollst, Freundin, mit mir klagen,
mit mir fröhlich seyn.

2.

Woge, du süßer Gesang,
sanft mit harmonischem Klang
silberner Saiten, hervor!
Schwing, Melodie, dich empor!
Was uns mit Schmerz und mit Lust,
regt und beweget die Brust!
nennst du, harmonischer Klang!
nennst du, vertrauter Gesang!

Früh, wenn der Morgen erwacht,
Alles verjüngt um uns lacht,
fröhlich, im bunten Gewühl:
lockt zum Gesang das Gefühl.
Dann, wenn der Abend nun sinkt,
Ruhe dem Pilgernden winkt:
Zaubergesang, dann stehst du
Himmel-erhebend uns Ruh.

Wann uns die Hoffnung beglückt,
wann uns Erfüllung entzückt:
Harf' und Gesang dann uns her!
sonst wird die Freude zu schwer.
Wann uns ein Kummer beraubt,
zweifelnd das Herz fast verzagt:
Laute, Gesang, ihr allein
lindert, uns tröstend, die Pein.

Flötender, zarter Gesang!
Saiten-durchbebender Klang,
o, wie versüßt ihr den Schmerz!
o, wie beglückt ihr das Herz!
Euer harmonisches Band,
höher als Grübler-Verstand,
knüpft an den Himmel sich an,
zeigt uns zum Himmel die Bahn.

3.

Ertöne, Lied,
sanft durch die stille Luft!
und du, mein Saitenspiel,
sprich zart dem Liede nach,
und ruf die holde Ruh,
die durch die Brust mir weht,
den Blumen um mich her,
den Bäumen zu.

O lieblich ist's,
in deinem Schoß, Natur,
von deinem Geist umweht,
das Leben still zu schau'n.
Es gleitet sanft der Strom
der Tage vor uns hin,
und klar erblicken wir
den Himmel drin.

Der trübe Sinn,
die dürre Leidenschaft
ist fern vom Herzen mir,
das frei und ruhig schlägt.
O wie beklag' ich euch,
die ihr das höchste Glück
des Lebens nicht erkennt,
den freien Sinn.

Wie Zephir's Hauch
um junge Blumen weht,
so weht um meinen Geist
die stille Heiterkeit.
Laß zart und sanft, Natur,
stets deine Harmonien
im reinen, süßen Spiel
dieß Herz durchwehn.

4.

Mondes-Gruß.

Sey mir süß willkommen,
stiller Freund der Nächte!
Deine Zaubermächte
zaubern, so wie du.
Ist das Herz beklommen,
drückt es düstrer Kummer:
du wiegst es in Schlummer,
gießt ihm sanfte Ruh.

In ein Reich voll Frieden
läßest du uns schauen,
wenn auf Wald und Auen
weilt dein Silberschein.
Wen das Glück gemieden,
wer es nicht gefunden:
Träume goldner Stunden
führst du zu ihm ein.

Schauer umfaßen Herzen
ihren Bund der Treue,
schau'n in Aetherbläue
sie dein Heiligthum.
Nichterkannte Schmerzen,
hoffnungslose Qualen
schmelzen deine Strahlen
sanft zu Wehmuth um.

So zu Freud' und Trauer,
die im Wechsel-Leben
unser Herz durchbeben,
stimmst du willig ein.
Sanfter Wehmuth Schauer,
sehnsuchtsvoll Verlangen,
Freud' erfüllte Wangen
liebt dein milder Schein.

5.

Was da bleibt.

Einsam wandl' ich, und es rauschet
durch die Bäume Herbstes Luft,
wo kein Vogel zärtlich lauschet
und die Gattin zu sich ruft.
Ach schon fallen welk die Blätter,
und die Blumen sind erbleicht,
und das holde Frühlings-Wetter,
und die milde Wärme weicht.

Trauernd ruft mein Geist die Stunden
der Vergangenheit zurück.
Ach wie ist so schnell entschwunden
eines kurzen Lebens Glück!
Sag, was bist du flehend Leben,
das so fest uns an sich zieht?
unter Harren, unter Streben,
kommt des Tages Glück und flieht.

Muß denn alles in der Welle
trüber Zeiten untergehn,
jede Blume an der Stelle,
wo sie blüht, ihr Grab auch sehn?
Nein! es keimt im Heiligthume
unsres Herzens, zart verhüllt,
unzerstörbar, eine Blume,
süß mit Balsamduft erfüllt.

Hoffnung heißt sie, die im Schooße
ewig-frisches Leben trägt,
schöner duftend als die Rose,
dem, der gläubig-treu sie pflegt.
Hoffnung würzt die bittern Stunden,
wenn das Herz in Leiden bricht.
Wem die Hoffnung nicht verschwunden,
dem stirbt Lust und Leben nicht.

Lied beim Wein.

Traulich sinkt die Nacht hernieder,
hüllet uns in Dunkel ein.
Uns umweht der Geist der Lieder,
der die Nacht liebt und den Wein.
Trinkt, o trinkt den Wein des Lebens,
eh' sein flucht'ger Geist verhaucht.
Lieb' und Freundschaft winkt vergebens,
ist der leichte Duft verhaucht.

Leben, Brüder, heißt es sorgen?
zitternd auf die Zukunft sehn?
reicht dein Arm zum nächsten Morgen?
mag die Welt im Lauf' er drehn?
Stehet fest im Tanmel-Kreise,
wo nicht Lust noch Schmerz beharrt!
Thoren seufzen, doch der Weise
lacht die holde Gegenwart.

Aus dem Lust-erfüllten Herzen
ströme frischer Lebensquell;
alter Wein mit neuen Scherzen
mache froh den Blick und hell.
Und dem frohen Blick erscheine
Zukunft und Vergangenheit
von den Scherzen, von dem Weine
schön zur Gegenwart geweiht.

Weinlied.

Sey hochgelobt, du Saft der Reben,
sey hochgelobt, du Himmelskraft!
Du bist erfüllt mit Feuerleben,
das Muth und Jugend in uns schafft.

Du scheuchst den Kummer, heilst die Kranken
mit deiner reinen Lebensglut:
sag an, sag an: die dürren Ranken,
wie geben sie solch köstlich Gut?

Ein Wunder treibt aus dürrem Reise
der jungen Blätter saftig Grün;
ein Wunder läßt, versteckt und leise,
das Knöspchen still-bescheiden blühn.

Und aus der stillbescheidnen Blüthe
entfaltet sich — ist's ein Wunder nicht? —
durch eines reichen Gebers Güte
die Traube, die der Winzer drückt.

Wär uns der Geber nicht gewogen
der auch die Traub' aus nichts erschafft:
er hätt' uns nicht die Reb' erzogen
mit ihrer stillen Wunderkraft.

Drum sagt: wie soll man würdig danken
für solch ein köstliches Geschenk?
Bleibt, Brüder fest, in heil'gen Schranken,
und seid des Gebers eingedenk!

Fest-Lied.

Singt jetzt den Weihgesang
froh bei dem Becherklang!
Heil diesem Tag!
Laßt uns den Gram zerstreu'n,
laßt Hoffnung sich erneu'n!
Mag doch sich heut' erfreu'n,
wer's sonst nicht mag!

Nur jetzt ist's in der Welt
ein wenig schlecht bestellt;
besser wird's noch!
Was sich nicht beugt, das bricht,
Finsterniß kommt zu Licht;
tagt's auch gleich heute nicht:
einmal tagt's doch!

Schwer wird man hier verstumm:
Einer weint, Einer stumm:
Alles hilft Nichts!

Hier ist kein ew'ges Haus;
schnell läuft die Zeit im Sand:
hältst du geduldig aus?
Daran gekrönt's!

Drum so versucht's einmal;
nehmt euch bei jeder Qual
männlich und fest!
Hilft's euch auch nicht sogleich:
doch wird der Vater weich,
der, überschwenglich reich,
Keinen verläßt.

Darauf hofft nur getrost,
und seyd nicht mehr erbost,
wenn's nicht behagt.
Nun! heute geht's uns gut!
Trinkt Eins! Erwärmt das Blut!
Stählt euch mit frischem Muth!
Vivat, wer's wagt!

Worte religiöser Stimmung.

Der Glaube.

„Verräther sind des Lebens Frühlings-Stunden,
„die holden Blüthenzeiten sind entflohn,
„vom Herzen weicht die Lebens-Wärme schon,
„und was ich suchte, hab' ich nie gefunden."

So klag' ich, ist der Glaube mir entschwunden,
die Himmelskraft, des reinen Strebens Lohn.
Doch allem Lebenswechsel sprech' ich Hohn:
halt' ich den Glauben neu an mich gebunden.

Der Glaube lehrt uns: nie in Noth verzagen;
er giebt uns Muth und hoffendes Vertrauen;
und schützend wacht er über unsern Tagen.

Die tiefsten Räthsel läßt er uns durchschauen;
von ihm geführt darfst du das Höchste wagen
und kühn dein Werk für Ewigkeiten bauen.

Buße.

Religion, du hohe, du göttliche, sieh, ich erscheine
wieder vor dem Altar, welchen ich frevelnd entweiht.
Höre mein ernstliches Flehn, und laß die Sünde zu tief nicht
drungen das frevelnde Haupt, leicht're die drückende Last.
Halt an deinen Altären mich fest, daß reiner, geweihter
täglich ich vor dir steh, würdig des hohen Berufs,
den ich vergaß in den Stunden des nichtsbedenkenden Leichtsinns
der zum Verkehrten mich hin, der mich zum Niedrigen zog.
Aber entreiße du mich dem Gemeinen, stelle mich höher,
laß mich das Niedrige tief, göttlich das Göttliche sehn.

Weihgesang
der Gottheit gebracht.

Sey uns gegrüßt, o heil'ges Leben,
du aller Freuden Quell und Ziel:
laß uns recht würdig dich erheben,
vergessend Tand und ird'sches Spiel.

Du bist der Keim von Ewigkeiten;
die Welten ruhn in dir allein,
und alle Räume, alle Zeiten
sie glüh'n in deinem Sonnenschein.

Du auch entzündest Menschen-Seelen,
du machst die Herzen froh und weise.
O laß es ewig uns erzählen:
wir sind in dir nur stark und reich.

Weihnachts-Lied.

Ein neues Lied zu dieser Frist
singt laut am Fest des heil'gen Christ!
Ein Lied in heller Freuden-Nacht
sey froh dem frohen Fest gebracht!

Ins Herz ruft euch das schöne Glück
der trauten Kinderzeit zurück!
Ruft froh zurück den Kindertraum
vom Himmelreich am Lichterbaum.

Der Kinder volle reiche Lust
schafft wieder neu in kräft'ger Brust!
Sind wir doch Kinder allzumal
in diesem kleinen Erdenthal.

Nichts hilft uns Sorge, hilft uns Pein:
drum laßt uns recht nur Kinder seyn,
und glauben, hoffen wohlgemuth:
so geht's in jeder Stunde gut!

Der Glaube ist ein großer Schatz,
drum macht für ihn im Herzen Platz:
dann schwindet plötzlich alle Noth,
das Leben glänzt im Morgenroth;

und vorwärts auf der Lebensbahn
wird muthig jeder Schritt gethan,
und alles Dunkel wird erhellt;
es strahlt im neuen Licht die Welt.

Neu zieht die Freude bei uns ein
mit warmem Lebenssonnenschein.
Dem, der da steht im Glauben fest,
wird jeder Tag ein Weihnachtsfest!

Mein Stab.

Ich hab' einen treuen Wanderſtab,
der ſoll mich führen bis ins Grab
und auch noch ein wenig darüber hinaus
ins feſte, ins ſichere Vaterhaus.
Nach dieſem hin
ſteht feſt mein Sinn,
ſo lang' ich bin.

Ihr ſucht umſonſt auf weiter Welt
einen andern Stab, der feſt euch hält,
wenn's über Berg' und Klippen geht,
wo zitternd jeglicher Wand'rer ſteht.
Nacht, ſchwarz und dicht!
ich zittre nicht!
um mich iſt Licht!

Zum heitern Lichte wird geführt,
wer meinen Wanderſtab berührt;

und wer ihn hält in fester Hand,
den führt er in das schönste Land,
wo klar und rein
zum Herzen ein
zieht Sonnenschein.

Des Glaubens Stab, den mein' ich hier,
des Glaubens Stab, den wähl' ich mir:
er stützt mich treu in aller Noth,
und führt mich treu bis in den Tod,
er ist's, der Kraft,
die nie erschlafft,
stets in mir schafft.

Er macht mich froh, er macht mich reich,
er macht dem neuen Kind mich gleich,
er frischt mir alle Sinnen auf,
er spornt mich an zum rust'gen Lauf.
O, höchstes Gut!
wer auf dir ruht,
hat freien Muth!

Alt-deutsches Lied.

Ich weiß einen Baum, darunter ruht sich's gut,
sein Schatten giebt Kühlung, die Frucht giebt frisches Blut:
sie macht uns so fröhlich, sie macht uns so still!
Vom Baume sing' ich Jedem, der's hören will.

Der Baum des Menschen-Witzes der ist es wahrlich nicht:
das sag' ich ganz offen wohl Jedem ins Gesicht.
Der Baum des Menschen-Witzes betäubend blüht er auf,
und böse, böse Früchte, die wachsen darauf.

Ein kleines Körnlein, das Auge sieht es kaum,
daraus wächst empor hoch mein schöner Himmelsbaum.
Das Körnlein ist heiliger Glaube genannt;
nur wen'gen treuen Seelen ist's wohl bekannt.

Daraus wächst der Stamm, der heißet Muth und Kraft,
aus diesem reichet nimmer der falsche Nahrungssaft.

Hervor quillt aus ihm so Blatt, als Blüth' und Frucht,
so schön als ihr's vergebens ins Erdenländern sucht.

Das Blatt heißt die Hoffnung, die Blüthe heißt das Licht,
das hell sich in tausend bunten Farben bricht!
Die Frucht heißt die Liebe, das schönste Genieß;
und wer nur von ihr kostet, der ist im Paradies.

Wie heißt denn der Baum nun? wo trifft man ihn an?
Zu diesem Baum zu gehen wär wohlgethan!
Der Baum ist der alte, der ew'ge Lebensbaum:
er wächst nur alleinig in reiner Herzen Raum.

An den Erlöser in uns.

Sprich, o wie nenn' ich dich,
zaub'risches Wesen,
das du mit Riesenkraft
lösest die Bande,
welche den bangen Geist
drückend vernichten?
Du bist der Urquell ja
alles Gedeihns!
Fachst ja das Leben an!
Laß du mich nimmer!
Aus dir entfaltet sich —
ahndend erkenn' ich's —
Gutes und Schönes in
seliger Fülle.
Gern nenn' ich Glaube dich!
Schwinde mir nimmer!
Werde zur Wahrheit mir,
die mich bewahre!

Werde zur Liebe nur,
die mich beseele!
Werde mir Himmelskraft,
die mich erfülle!

Dem Befreier.

Dir leb' ich,
aus dir leb' ich,
in dir wirk' ich,
du umgiebst mich,
wo ich wandle.
Keine Zweifel,
keine Sorgen
dürfen drückend
sich mir nahn.
Gottes-Glanze!
Wahrheit! Klarheit!
Meer der Wonne!
Laß mich ewig
aus dir schöpfen!

Was ist der heil'ge Geist?

Der heil'ge Geist ist Lebensglut,
der heil'ge Geist ist kühner Muth,
der heil'ge Geist ist reine Klarheit,
der heil'ge Geist ist Lieb' und Wahrheit.

Dem reinen Licht.

Mein Leitstern
verlaß mich nicht!
Funkle mir hell,
wenn ich erwache;
führe mich sicher,
klar durch das Dunkel,
das auf dem Pfade
des Lebens liegt.
Laß deine Strahlen
dringen durch Nebel,
die mich umgeben.

Bahne den Weg mir
mit deinem sanften
heiteren Glanze,
hin bis zur Stätte
heiliger Ruhe;
daß auf dem Lager,
spät noch, ermattet,
ich dich erblicke,
funkelnder,
strahlender,
heiterer Stern!

Der Suchende.

1.

Täglich opfern will ich dir,
Du, der junges Leben mir
und den Blick voll Freude giebst.
Nur verbirg dich länger nicht,
laß mich schau'n dein Angesicht,
zeige dich, wie du mich liebst!

2.

Bist du die Liebe?
Laß dich erkennen!
Gern soll mein Mund dich
Vater nun nennen!
Gern soll mein Herz dich
kindlich verehren!
Singen von dir will ich,
will von dir lehren.

Der Befriedigte.

Der Garten Gottes steht mir offen,
und kein verbotner Baum darinn;
ich habe Seligkeit zu hoffen,
weil ich im Schoos der Liebe bin.
Es wallt und wogt ein Freudenmeer
von Harmonieen um mich her.

Liebe.

1.

Eins ist nur, das mich trägt und hält,
wenn Alles mich verläßt:
wenn Alles sinket, Alles fällt,
halt' ich die Liebe fest.

2.

Jene Liebe, die ihr suchet,
sehet, sie ist nicht von euch fern!
Wunden, die ihr selbst euch schluget,
heilt sie gern.

3.

Nimmer geht das Leben unter,
ewig wogt es auf und ab.
Lebe thätig, lebe munter!
Liebe trägt dich über's Grab.

Der Vater.

Es lenkt ein Geist der Welten Lauf:
Gott ist's, den ihr verkennt:
Er schließt sich nur dem Reinen auf,
der froh ihn Vater nennt.

Glaube.

1.

Bist du der Liebe so gewiß?
der Ohnmacht wird auch sie zum Raube:
doch aus der Ohnmacht keimt der Glaube,
und ihn bezwingt kein Hinderniß.

2.

Der Glaube nur, die Flucht der Sünde,
das ist's, wodurch ich mich dem Ewigen verbinde.

5.

Laß meinen Glauben steigen
und wachsen immerdar:
so kann mich nicht erreichen
die drohendste Gefahr.

Das Feste.

Alles Irdische vergeht,
eitel ist das ird'sche Streben;
nur des Herren Wort besteht,
nur in ihm ist ew'ges Leben.

Gewinn.

Lange hab' ich mich gesträubt,
endlich geb' ich nach!
Wenn der alte Mensch zerstäubt
wird der neue wach.

Ermuthigung.

Schöpfe reinen Muth des Lebens
aus dem Glauben nur heraus:
denn es zehrt die Kraft des Strebens
Sorg' und Zweifel aus.

Denke nur: es wird gelingen!
Zweifle nicht zu viel!
Höre nimmer auf zu ringen:
und der Kampf wird Spiel.

Weisung.

Störe Gottes Ordnung nicht,
thue freudig seinen Willen,
thue willig deine Pflicht,
und er wird dein Sehnen stillen.

Zum neuen Jahr.

Herr, vor der Sünde mich bewahre
in dieſem neuen Prüfungsjahre!

Beſitz.

Was oder Nichts, es gilt mir gleich;
bin ich nur frei, ſo bin ich reich.
Frei bin ich nur: hab ich dich, Gott;
und wurd' ich auch der Welt ein Spott.

Freude.

Mich umfängt, mit jedem Schritte
welch ein freundliches Geſchick!
Glauben, Liebe; in der Mitte
ſteht der freie Lebensblick.

Heilige Freude.

Ich habe Christum wieder,
von neuem ihn gefunden!
Hinweg ihr bösen Stunden!
ertönet, Freuden-Lieder!

Ich habe Christum wieder:
neu lebt in mir der Glaube;
der Hölle nicht zum Raube
steigt Friede zu mir nieder.

Ich habe Christum wieder,
und bin nun ganz geborgen.
Hinweg ihr schwarzen Sorgen,
ihr nächtliches Gefieder!

Ich habe Christum wieder,
und neu beginnt mein Leben:
ihm will ich ganz mich geben,
nur Er sey mein Gebieter!

Zweite Abtheilung.

Der Sommertag

In drei Idyllen.

I.

Der Morgen.

Heilige Frühe noch war's am Menschen-erfreuenden Sonntag,
rein in ätherisches Blau eingetaucht abglänzte der Himmel,
Balsam hauchte die Luft, im Thau-Glanz prangten die Fluren;
siehe, da wandelte still die Zierd' anmuthiger Frauen,
leichtgeflochten das Haar, im weißen Morgengewande,

längst des ländlichen Gartens, und bückte zu Blumen sich nieder,
welche sie duftend und frisch auf reinlichen Beeten umblühten.
Rosensprößlinge noch und Levkojen und freundliche Veilchen
pflückte mit Wahl sie dem Strauß, zum Feste, das heute zu feiern,
heute zu kränzen sie dachte: der theueren Mutter Geburtstag.
Schön sich den Tag zu gestalten, der herrlicher sey, als die andern
reizenden Tage des Sommers, beschloß ihr liebender Geist längst.
Heut nun stieg er herauf in sommerlich-heiterer Schöne,
fröhliche Stunden verkündend im Blau des Himmels, im Glanz des
tausendfarbigen Thau's, im Säuseln erquickender Lüfte.
Als die Wandlerin reich der Blumen Fülle gesammelt,
frumm dann erhob sie den Blick voll heiterer Freude gen Himmel,

sauft in der kindlichen Brust die Gedanken der Liebe bewegend.
Was sie im Innern gedachte, das strahlte zurück von der hellen
Lilienstirn, mit lieblichem Braun des Haares umschattet,
strahlte zurück vom Auge, dem Spiegel der Treu' und der Wahrheit,
und es enthaucht' es der Mund in leis' aufschwebenden Worten:
„Himmlische Liebe, die Alles erschafft und belebt und erfreuet,
„schenke zum köstlichen Tag auch fröhliche Stunden der Mutter,
„krône mit heiterer Ruh des Lebens entflohenen Tag ihr."
Also sprach sie, den Blick zum reinen Himmel gehefter.
Dann, voll freudigen Sinns, mit leichthinschwebendem Schritte
ging sie zurück in das Haus zum Geschäft des festlichen Tages.

Längſt ſchon harrte daheim in der ſtädtiſchen freundlichen Wohnung,
frühe geweckt, die Geburtstag'rinn, und frühe zur Wand'rung
weiſe bereitet; (ſie war hoch-feierlich eingeladen
heute, mit anderen Gäſten, hinaus aufs heitere Landgut,
nur ein Stündchen des Wegs von der Stadt, durch liebliche Fluren.)
Aus dem geöffneten Fenſter, entgegen den Säumenden, blickte,
nicht der Verzög'rung gewohnt, die geſchäftige ſtrenge Matrone,
ungeduldig; verſprachen ſie doch recht pünktlich zu kommen.
„Auguſt!" — ſprach ſie, zurück zum redlichen Diener gewendet,
welcher im Zimmer, beſchwert mit Reiſebedürfniſſen, daſtand, —
„Seh' Er einmal die sauberen Herrn! wie halten das Wort ſie
„wacker, das ſicher gegeb'ne! Ja dieſe Manier zu verzeihen?

„Deßhalb kürzt' ich den ſtärkenden Schlaf mir? ſchickte ſo früh mich
„an zum Wege? Gewiß, ihr ſeyd mir Führer geweſen!"
Sprach's, und plötzlich erſcholl vom lauten Geklingel die Schelle
aufen am Saale. „Da ſind ſie!" ſo rief die Beruhigte freudig.
Aber es war die Dienerin nur vieljähriger Freundin,
welche, des Tags der Geburt ſich erinnernd, feſtlichen Kuchen
ſandte, den Augen erfreulich und mehr noch koſtender Zunge:
ſchön vom zarteſten Teige, ſo dünn wie Blätter, geknetet,
reich mit Kirſchen gefüllt, und beſtreut mit dem weißeſten Zucker.
Dieſen betrachtet erfreu't und geſchmeichelt die würd'ge Matrone;
gänzlich vergißt ſie des Zorns; und ein neuer Gedanke belebt ſie.
„Auguſt, pack' Er geſchwind und behutſam mir das Geſchenk ein:

„vielwillkommen den Kindern iſt dieß; wohl auch den Erwachſenen.

„Hat er den Mantel denn auch? und das wärmere Tuch, mit den Schuhen?

„Alles zum Wechſel und Schutz! denn es ändert ſich öfters am Abend

„Wetter und Wind, wenn gleich uns freundlich der Morgen begrüßte.

„Nichts mehr wüßt' ich anjetzt zu erinnern. Mach' Er ſich auf denn:

„hol' Er den Onkel! Und geht nur voraus; denn der Onkel iſt langſam.

„Kommt ihr früher als wir: deſto beſſer! aber ich glaub's nicht."

Sprach's; und es rüſtete ſich mit Packeten der wackere Diener,

eilend, der Herrin Geheiß, treu, folgſam-ſchnell zu erfüllen.

Lange noch harret' umſonſt die Geſchäftige: doch des Verzuges

überdrüßig, ergriff ſie die Nadeln mit künſtlicher Arbeit,

weiſe beſtimmt, zum fröhlichſten Feſt des künftigen Winters,
auf dem gefülleten Tiſch, vom Lichtbaum flimmernd erhellet,
ſchön zu erſcheinen; denn zeitig begann ſie, mit eigenen Händen
Jedem ein holdes Geſchenk zu verfertigen, Welchen ſie liebte.
Freudig erblickte ſie ſchon im Geiſt, überraſcht und verwundert
Alle die Ihren am herrlichen Feſt der künftigen Weihnacht;
und ſo verſcheuchte die künftige Luſt die Beſchwerde des Harrens.
Wieder ertönte mit Kraft der Saaltür klingende Schelle.
Aufſchloß zögernd die Thür die bejahrete finſtere Köchin.
Eilig traten herein die Begleiter, Jünglinge beide;
munteren Sinns, den Muſen geweiht, den Künſten ergeben:
Rino der holden Muſik und Benno der Dichtkunſt opfernd.
Beide nun bückten ſich tief, der verweiſenden Rede gewärtig:

aber es zurnte nur leicht die Matrone, noch froh der
Gekommnen.
Doch zur Eile nun trieb sie mit Macht, anlegend die
Handschuh,
auch mit dräuigem Ruf das nimmer gehorsame Windspiel
lockend, und eifrig bemüht in den schützenden Arm es
zu fassen.
Jetzt nun, Hren im Arm, anführte die muntere Frau,
rasch
niedersteigend die Treppe, den Zug in dem alternden
Hof hin;
dann herüber zur Lindenallee, der langen, berühmten,
wo am Abend die Schaar lustwandelt der müßigen
Städter;
dann dem Platze vorbei, wo dicht, in den Tagen der
Meßzeit,
polnische Waaen, gedrängt, nach mühsamer Reise,
gestellt sind;
über das Brückchen sodann, wo den Festen der Fischer
das Volk lauscht;
dann durch's schmale Gehäus, in der Nähe des äußersten
Stadtthors.

Als sie das Thor nun erreicht, vorüber den spähenden Passern
jetzt gekommen, (dem Ei und dem Huhn wie Marder gefährlich):
ließ die Matrone herab das schone gesprenkelte Windspiel,
das in gewaltigen Sätzen itzt vorwärts hetzte, dann rückwärts,
nicht den besorglichen Ruf der Gebieterin achtend, geschah's, daß
Reuter und rollende Wagen die staubige Straße verfolgten.
So, nach manchem Verzug, nun gelangten die Wandrer zur Wiese,
welche, berühmt in früherer Zeit, viel herrliche Tage
schaute, da jährlich die Gilde der kunsterfahrenen Schützen
rüstete so Aug' als Hand an dem mächtigen goldnen Adler,
Scepter- und Kronen-geschmückt, auf hoch-erhabener Stange.

Zelter und Buden, ein lärmender Markt, viel Wagen und Rosse,
Menschen im bunten Gewühl, und Musik und Tanz, mit Gelagen
füllten den lustigen Raum und die Tage des jährlichen Festes.
Jetzt ruht einsam, Menschen-entleert die verödete Steppe,
seit ein neues Gesetz die verjährten Gebräuche vertilgt hat:
Wilder weiden umher nun, dürftige Nahrung suchend;
und nur Wallfahrer betreten den Wiesenpfad, der den Weg kürzt,
wenn zum lieblichen Dörfchen in waldiger Aue sie hinziehn.
Diesen, schmal und gekrümmt, und besetzt mit Disteln und Riedgras,
wandelten, frohlichen Schritts, die geburtstagsfestlichen Wand'rer.
Und schon brannte die Sonn' und verfolgte die elenden Pilger.
Diese jedoch, mit wackerm Schritt, erreichten in Kurzem

froh den gekrummeten Fluß und die Brücke, die ein
in den Wald führt.
Heiteren Muthes betrat die Matrone nun eilig das
Schirmdach
schattiger Eichen, die, breit, vielzackiger Aeste Be-
laubung,
leichthinsäuselnd, im Gruß' entgegen der Kommenden
streckten.
Aber es weileten noch die Gefährden, harrendes
Schrittes,
rückwärts kehrend den Blick von der breiten hölzernen
Brücke,
immer-verschloßne genannt, weil Wagen und Reutern
der Zugang
nicht in den heiligen Wald, den dämmernd-stillen,
vergönnt ist.
Rückwärts blickten sie noch zu der Stadt, die da fern
in dem Duft lag,
breit von funkelnden Häusern und hoch aufragenden
Thürmen.
Frei jetzt fühlten sie sich von dem Sitz der Begierden
und Sorgen,

frei wie ein muthiges Roſſe-Geſpann, das, ledig des Joches,
auf vielgrünender Flur in fröhlichen Sprüngen dahin eilt.
Aber es weckte ſie bald, von dem Traum willkommner Freiheit,
laut der Geburtstag'rinn zurufende Stimme vom Wald her:
„Nun was ſäumet ihr immer, o Trägeſte! ſeyd ihr ermüdet
„ſchon vom kürzeſten Weg? Mich ſehr an! bin ich zu raſſen
„denn ſo bereit? eine Frau, und bejahrt! pfui, träge Geſellen!
„Kommt; denn ſicher erwarten uns ſchon die wirthlichen Freunde."
Sprach's und wandelte weiter. Es blickten die frohen Gefährden
nur in den Fluß noch hinab, der klar und ruhig dahin floß
und das Geſträuch und den Himmel im heiteren Bilde zurückgab.

Schnell dann eilten sie nach in den Wald voll mächtiger Eichen.
Hier nun grüßte Gesang sie der Vögel, es grüßten sie freundlich
kosende Lüftchen, und labende Schatten umfingen sie traulich.
Voll von Gefühlen der Lust nun begann der begeisterte Rino,
Meister im reinen Gesang und vertraut mit den Meistern der Lieder,
laut und schön das liebliche Lied „des Lebens erfreut euch!“
In den Gesang bald stimmte der Andere, selbst die Matrone.
Und so erfüllten den Hain die Stimmen der fröhlichen Wand'rer,
Lied abwechselnd mit Lied, bis lichter der waldige Raum ward
und in dem breiten Verhau sie von fern das Thürmchen des Dorfs sahn.
Dort schon tönte die Glocke, verkündend den festlichen Sonntag,

laut durch's friedliche Dörfchen, und rufte mit frohem Geläute
schallend des Dorfes Bewohner zur moosigen Kirche des Hügels.
Doch noch säuselte kühlend die Frühluft durch die Kastanie,
welche das ländliche Haus des trefflichen Mannes beschattet,
der von Vielen geehrt, und beglückt, im Kreise der Seinen,
fern dem Geräusche der Stadt sich die Ruhe der Weisen erkohren.
Dieser, unter dem Schirm der Blätter-geschmückten Kastanie
sitzend, harrete längst der häuslich-geschäftigen Gattin,
harrte der fröhlichen Kinder, vereint mit ihnen, den Gästen
grüßend entgegen zu gehn. Doch eben erschallte das letzte
Glockengeläute: da legt' er zur Seite die freundlichen Lieder

seines Freundes, des weisen Horaz, und erhob sich vom Sitze,
lenkend den ruhigen Schritt zur Thüre des ländlichen Hauses.
Drinnen, nah an der Thür, aufzeigt zur Linken die Treppe,
die zu der Zimmer Bezirk, wo die Hausfrau waltet, empor führt.
Zween der Stufen hinauf sich erhebend, ruft' er vernehmlich:
„O Henriette, du liebe, mich dünkt du zauderst ein wenig unseren Gästen entgegen zu gehn; denn diese fürwahr sind
früher entwichen der Stadt als du meinst: und sicherlich treten
eher sie uns in das Haus, als selbst du es wünschest. Es hat schon
dreimal auch, wie spät! zur Kirche die Glocke gerufen."
Nieder zu ihm süß tönte die freundliche Stimme der Gattinn:
„Viel sind, Theuerster, heute der kleinen Geschäfte des Hauses;

auch nicht längst ist Julchen erwacht: doch harrt sie bereit schon
froh zu begrüßen den Vater. Die wackeren Gäste der Stadt — ach!
Vester, ich kenne sie schon: sie kommen ins Dörfchen so früh nicht.
Doch gleich bring' ich das Töchterchen dir; auch kommen die Knaben."

Während sich diese besprachen mit flüchtigen Worten, da nahte
einer der Gäste sich schon, der erfahrene, silberbehaarte,
heitere Onkel, geführt von dem nimmer verdrossenen Diener,
den die Geburtstag'rin ihm sendete. Rüstig zu Fuße,
war doch das Licht ihm dunkel der Augen. Aber es strahlte
hell ihm inneres Licht, und es floß ihm weise die Rede
stets von den Lippen; es liebte den Greis auch flatternde Jugend.
Dieser ging mit bedächtigem Schritt schon früh von der Stadt aus,

eh' noch ein anderer Gast sich erbot zu schnellerer Wand'rung.
Als mit dem Diener er jetzt des Dörfchens Gränze, den Garten
seiner Verwandten, erreicht, da begann der erprobte Diener:
„Ei! wie rasch wir gingen! Ist kaum ja die Stunde vorüber,
seit wir ließen die Stadt. Schon haben des Gartens Umzäunung
jetzt wir erreicht. Noch ist's hier still; wir kommen zu früh fast,
ihnen die ersten, in's Haus. Was gilt's? sie werden erschrecken?"
Also der schüchterne Diener; doch tadelte sanft es der Greis ihm,
dieses erwiedernd: „Glaube gewiß, Freund! nimmer erschrecken
diese Geliebten, erscheine der Gast nun spät oder frühe.
Stets willkommen ist Jeder. Es lehren die Zeiten der Vorwelt

hier, und die Sitten zurück der vergangenen Tage. Die seltne
Blume der Gastfreundschaft blüht hier in dustender Schöne.
Denn es bemüht sich eifrig der Wirth, und die freundliche Wirthin,
durch manch traulich Gespräch, und die Künste der Musen, und manche
ländliche Lust zu ergötzen den Freund. Und es täuschet mich Alles,
oder auch heut', im Stillen bereitet, erwartet ein Fest uns,
Jener zu Ehren, die einst, vor längst entflohenen Jahren,
heute die Erde begrüßt, die geehrteste wack'rer Matronen."
Also der Greis; ihm nickte vergnügt - aufhorchend der Diener
herzlichen Beifall zu, ausrufend freudig die Worte:
„Ja! es ist schön fürwahr! wenn Kinder bejahrten Erzeugern
emsig mit liebendem Dank ein erfreuliches Alter bereiten.

So der Geburtstag'rin vortreffliche Tochter, und mit ihr
ähnlichen Sinnes der Gatte. Doch ihnen werden vergeltend
künftig die eigenen Kinder ein Schmuck der späteren
Zeit seyn."

Also besprachen sich diese, dem ländlichen Hause sich nahend.
Als sie das größere Thor des verschlossenen Hofes erreichet,
hörten sie schon das Gespräch und die Stimmen der
frohen Bewohner,
welche den ländlichen Hof im festlichen Zug durchstreiften,
hin zu der Thür des Gartens. Und sieh, jetzt öffnete harrend
neben dem großen verriegelten Thor sich das Pförtchen,
und laut auf
bellte der zottige Hund an der rasselnden Kette. Die
Wand'rer
traten herein. Ein Freudengeschrei nun erhoben die Kinder;

schnell dann gingen der Wirth und die Wirthin entgegen dem Onkel.
Jener begrüßte, der erste, den Greis: „Uns herzlich willkommen,
theurer Onkel! o wackerer Mann nach Sitte der Alten,
der das gegebene Wort, nicht zaudernd, pünktlich erfüllet."
Drauf ihm heiter der Greis: „ich muß wohl frühe mich gürten,
weil mich Andere schnell überholen, den Augenbe- raubten.
Gott geb's ihnen zu gut! Doch ich find', ihr Kinder, euch selbst ja
weiter zu wandern bereit, den gebetenen Gästen entgegen."
„Onkelchen, ja"; sprach jetzo die Wirthin; „schon an der Zeit ist's,
daß, mit den anderen Gästen die thauige Flur durchwandernd
und den erfrischenden Wald, sich der ländlichen Wohnung die Mutter

eilend nahr. Ich bestellte das Haus, und der Morgen
ist lieblich,
darum wollten wir jetzt, im Gebüsch der Großmama
harrend,
Alle sie schnell überraschen und freundlich die Kommende grüßen."
Also mit lieblicher Stimme die Tochter der glücklichsten
Mutter.
Ihr der muntere Greis: "Nun, Kinderchen, frisch!
nicht gezaudert!
lasset uns eilen, daß nicht sie zuvor uns selbst überrasche."
Drauf mit bittender Stimme besorgt die verehrliche
Wirthin:
„Onkelchen, nein, Sie bedürfen der Ruh und leichter
Erfrischung!
Ruhen Sie jetzt im Sopha des Saals aus, oder im
Grünen,
unter der breiten Kastanie. Doch auch in den Lauben
des Gartens
sind ja die Sitze bequem; schmackhafter im Grünen
ist's Frühstück:

würzige Chocoleb', auch alten Malaga's Lebsal.
Wählen Sie selbst sich es aus; nicht lange, so kehren zurück wir."
Lächelnd gab der Greis der Rednerin also die Antwort:
„Wohl, ich gehorche; doch lieber erwähl' ich den freieren Garten:
sorglich lausch' ich da leicht nach der Thür des Feldes; und zieht ihr
mit der Geburtstägerin bald ein, wohl kann ich geschwind dann
grüßend entgegen ihr eilen; sie liebt ja höfliche Leute,
Aber izt eilt, daß nicht sie mit Spott Euch selbst überrasche."

So denn zogen sie hin zur fröhlichen Feier des Grußes:
erst durch den Hof in den Garten, und dann durch's Pförtchen des Gartens,
auf der betretenen Straße, der Wiese zu, wo nach dem Wald hin
leitet ein schmalerer Pfad durch junge Gebüsche von Erlen:

Allen voran, in der Rechten den Stab, der verehrliche Hausherr;
dann mit dem heitersten Blick, die Gattin, führend die Tochter,
ihr holdseliges Kind an der Rechten; die Linke der Mutter
trägt den blühenden Strauß von lieblich duftenden Blumen,
schwankend, als festlichen Gruß. Nun folgen die fröhlichen Knaben,
hüpfend zur Seite des Lehrers; es tragen die Knaben im Jubel
schön geflochtene Körbe gefüllt mit Blumen des Feldes,
aus sie zu streu'n, dann farbige Bänder und herrlichen Kranz noch.
Allen folget zuletzt der bedachtsame redliche Diener.
Also ziehn sie dahin auf weichem, rasigem Fußpfad
längs dem dichten Gesträuch neu aufgeschossener Erlen,
welches die Wand'rer verbirgt. Und sieh, jetzt nah'n sie der Stelle,
die sich der Vater ersehn mit den Andern verborgen zu lauschen.

still, bis Grosmama naht. Weit vor aus dichtem Gesträuche
tritt vielblatt'rig ein buschiger Stamm zu verbergen die Lauscher.
Hier nun birgt sich die Mutter mit Liebe herab zum Kinde,
fremd noch der Welt, doch der Mutter vertraut, und horchend der Rede:
„Wenn, mein Julchen, die Grosmama kommt, dann laufe geschwinde,
sieh ihr freundlich den Strauß; sey gut, und verneige dich artig!
Weißt du? das artige Kind hat die Grosmama gern, und beschenkt es."
Sprach's und reichte den Strauß ihr hin, den schüchtern ergreifend
fest mit den Händchen sie faßt, aufschauend hoch zu den Blumen.
„Sieh, dort kommen vom Walde sie her," rief jetzo der Lehrer,
welcher prüfenden Aug's in die Ferne gespäh't. Und da beugten

weit ſich hervor vom Gebüſch die Andern, und riefen: ſie ſind es!
Aber es ſtrafte der Vater mit Ernſt die verrathende Neugier:
„Kinder, haltet doch Maaß, und bedenkt euch! So überraſcht ihr
ſicher die Großmama nicht; denn ſcharf noch ſpäh't ſie die Fern' aus.
Hört ihr ſchon in der Ferne die lachenden Stimmen? Gewiß hat
dort manch forſchendes Auge gewahrt die ſpähende Neugier."
Alſo geſchah's. Kaum traten die Kommenden aus dem Gehölze,
vor den Gefährden die Großmama her, die ſo rüſtige, ſtehe,
ſchnell in die Ferne den forſchenden Blick hinſendend begann ſie:
„ſagt: was regt da am Pfad' im Geſträuch ſich ein munteres Völkchen?
ſchwärmenden Bienen gleich, um den honiggefüllteten Stock her!

Jetzo erscheint's, und verschwindet, als sucht' es verborgen zu lauschen.
Lauscht nur! glückt es doch nicht; denn leicht hintergehet mich Keiner!"
Als sie noch sprach, schon nahte das Kind im hüpfenden Laufe,
setzt in den Händchen den blühenden Strauß. — Jetzt Benno der Dichter:
froh zur Geburtstagerin: „Welch lieblicher Zauber des Kindes!
Herzen und Blicke zugleich des Betrachters gewinnt die Erscheinung.
Nah't sie sich hold wie ein Genius doch mit geflügeltem Schritte,
blau wie Himmel das Aug', wie goldene Strahlen die Locken,
lilienweiß das Gewand und besäumt mit der Farbe der Rosen."
Seht den prangenden Strauß, den sie trägt, und wie sie bedächtig
ihn mit den niedlichen Händchen gefaßt. Schon kommt sie uns naher."

Als sie herbei nun gehupft, schnell reichte sie schüchtern den Strauß hin:
„Großmama, hier!“ nichts lallte sie weiter, an Worten noch reich noch.
Auf nahm innig bewegt die Matrone den Strauß von dem Kinde;
Thränen benetzten die Blumen; die Glückliche beugte mit Liebe
wieder zur Enkelin sich, und sprach, sie umarmend, die Worte:
„Julie, herzliches Kind! wie bist du so lieb mir! ich sehe
keimen die Mutter in dir, die geliebteste trefflicher Töchter;
ganz du die Mutter, als einst noch im Kindergewande sie spielte.
Nimm, o, den Segen von mir, und den Wunsch, was sie wurde, zu werden.“
Also die Großmama. Wieder erhob sie sich jetzt, da sie lange
zärtlich die Kleine geküßt. Doch schüchtern enteilte das Kind nun

hin zu den liebenden Armen der freudigharrenden Mutter.
Während die Grosmama heiter den Strauß anlachelte, nahte
auch nun die Tochter am Arm des gelehrtesten Garten, und nach ihr
munter der Zöglinge Paar mit dem langsamschreitenden Lehrer.
Heiter ertönte die Luft von den grüßenden fröhlichen Stimmen.
Also ertönet der Hain vom verwornen Geschwätzer der Vögel
früh, wann blitzend der Strahl aufsteigender Sonne durch's Grün zuckt.
Herzlich umarmten sich Mutter und Tochter. Es drängten die Kinder
laut um die Grosmama sich, und verschlossen den grünenden Pfad ihr.
Allen itzt rufte der freundliche Wirth: „Willkommen, o Gäste!
Herzlich vergnügt bin ich stets, wenn froh sich Freunde versammlen

hier, wo am schönsten den Reiz des Lebens man schmeckt nach der Arbeit:
denn ein geselliger Kreis auf ländlicher Flur ist der schönste."
Also der edele Wirth. Dann sprach die bescheidene Wirthin:
„Mir auch sind willkommen die Freunde des Gatten, vor allen,
wenn sie den einfachen Heerd und die Stille der Flur nicht verschmähen.
Denn zum Ersatze der Stadt giebt's hier nur blumige Wiesen
und vielwechselnden Wald mit verschlungenem kühlen Spaziergang.
Weniges also den Freunden gewähren wir; uns aber bleibt stets
Freundes-Besuch und Gespräch, was die Würze den einfachen Speisen.
Aber warum so spät? denn heiß schon strahlet die Sonne!"
Ihr entgegnete scherzend der Gatte: „das nimmt dich Wunder?

Dürfte die Großmama doch sich der Stadt nicht so schleunig entziehen!
denn dort giebt es der Freundinnen wohl, die beschenkend und grüßend
früh die Geburtstag'rin schon begrüßt; und das raubte die Zeit ihr."
Diese nun zornig zum Scherz: „Mein Herr, nichts störet den Entschluß
mir, den ich einmal gefaßt, und gewohnt nicht bin ich des Zauderns:
aber die wackern Begleiter, die trefflichen Schläfer, sie sind es,
die in das Zimmer zu spät mir traten. Wahrlich es kann dieß
hier mein Diener bezeugen, wie früh ich zur Wandrung bereit war.
Ich bin rein von der Schuld, und sie fällt auf's Haupt der Begleiter."
Schweigend nickte der Diener, und lächelnd, der Zornigen Beifall.
Auch die klugen Gefährden, sie lachten, nicht widersprechend.

Während des freundlichen Scherzes umschlangen die Knaben geschäftig,
schlau und behend, die Geburtstag'rin mit den flatternden Bändern,
welche verborgen bisher in den Körben sie trugen. Gefesselt
sah die Matrone sich schnell, muthwilliger Knaben Gefangne.
„Sagt, was habt ihr vor!" rief scheinbar zornig sie wieder, —
„immer hass' ich den Zwang, und ich liebe, wie Vögel, die Freiheit.
Darum lasset mich los, ihr Knaben. Dagegen versprech' ich
Jedem des trefflichsten Kuchens ein Stück voll Kirschen und Zucker;
frisch ist er heute vom Morgen, und schön von Geschmack, ich versichr' es."
„Kuchen verführt uns, Grosmama, nicht," sprach muthig der jüng're: —
„Heute nun fesseln wir Dich, im Freien; thust Du genug des

Zwangs doch uns an in der Stadt: da verlangst Du
uns immer manierlich!"
Drauf gutmüthig der ältere Bruder, weiderer Sinnes:
„Grosmama, dulde den Scherz! von Seide ja sind sie
die Bande,
weiß wie gefallener Schnee, und grün, wie munteres
Mai-Laub.
Dulden kannst Du das schon! auch streun wir duftende
Blumen
vor Dir her: drum folge getrost! bald sind wir am
Garten:
Band und Räthsel es löst sich im gründurchgitterten
Lusthaus."
Drauf die Geburtstag'rin: „laßt frei mich lieber in
Dornen,
als auf Rosen, gefesselt, einhergehn: leben ist frei
seyn!"
Ihr erwiederte drauf die verständige, sinnige Tochter:
„Gleichwohl fesselt das Leben uns stets, und frei zu
ertragen,
was es uns bietet, es scheint das rühmlichste mir und
das Beste:

also, Mütterchen, dacht' ich, ertrügen Sie willig den Zwang jetzt."

So fort scherzend die Einen und Beifall rufend die Andern,

nahte der fröhliche Zug dem grün gegitterten Hüttchen,

das vom Garten heraus zum tiefen Platz, zu den Weiden,

dann zur breiteren Straße des Dorfs blickt. Hinter dem Zuge

wandelten langsamen Schrittes der Wirth' und Benno der Dichter,

innig bewegt das Gemüth, im traulichen Wechsel-Gespräche.

Dieser heiter zum Wirth: „Wie freut es mich stets in der Seele,

wenn ich das Hüttchen erblicke, die Grenze der freundlichen Wohnung!

Wahrlich, theuerster Mann! Sie sind der Glücklichsten Einer,

welche die Städte bewohnen, die tausend der Menschen verderben.

Heitere Ruhe nur ist, und innerer Friede, des Menschen

herrlichstes Loos, und es ward Ihr Theil. Im Kreise der Lieben
lächelt Ihnen die Flur, die wieder den Menschen sich selber
schenkt, der erst sich entfloh in den Sinn-zerstreuenden Städten.
Friedlich pflanzen Sie hier, in des Gartens trauter Umzäunung,
knospende Bäumchen, und lauschen dem Spiel der fröhlichen Kinder
auf hellgrünendem Rasen. Es naht die theure Gattin;
Beide, mit Blick und freundlichem Handdruck, preisen sich glücklich."
Diesem der Wirth: „Ich fühle das Glück, das gütig ein Gott mir
nieder gesendet, und froh durchleb' ich jeden der Tage.
Doch ich erhebe darum mich nicht, vor Andern mich rühmend.
Glücklich preis ich mich nur, weil manche der Güter des Lebens
ich noch mit Andern zu theilen vermag, das fröhliche Stunden

sie auch schmecken mit mir: denn schöneres kann der
Mensch nichts thun.
Darum lad' ich so gern auf's Land mir Freunde des
Landes,
wo man menschlicher wird und reinere Freuden ge-
nießet.
Auch der heutige Tag wird leer an Freuden nicht
ausgehn,
welche der trefflichen Mutter, die glücklich sich fühlt
in den Kindern,
heimlich die Tochter bereitet, die theurer mir ist als
das Leben.
Diese nun waltet und schafft, — ich seh es mit stillem
Behagen,
aber ich störe sie nicht, — nach dem eignen Sinne
das Fest des
heutigen Tags zu erhöhn, daß fröhlich es Alle ge-
nießen.
Aber es kommen die Andern heraus! wohl müssen
wir eilen:
denn es beginnen die Knaben ein feierlich Werk, wie
ich glaube."

Schnell nun schritten zur Laube sie hin und fanden die Andern
sitzend umher auf Bänken, den Blick zu den Knaben gewendet,
die an der Grosmama Seite die Fesseln noch hielten.
Es hatte
auch sich der Onkel genaht, mit freundlichen Grüßen und Wünschen.
Jetzt an die Seite der Andern begab sich der Wirth und der Jüngling.
Feierlich standen die Knaben mit höher geröthteter Wange,
liebliche Kinder, der Eltern Lust, vielknospige Bäumchen.
Holden Genien gleich, die im Traume den glücklichen Menschen
frohes Geheimniß verkunden mit süßer, melodischer Stimme,
sprachen in wechselnder Rede sie aus, zur Grosmama beide,
was in die Seelen der Geist des Lehrers beiden aushaucht.

Erste Stimme.

Nun ist vollendet der Weg, den heute Du, Theure, gewandelt,
tragend die Hitze des Tags, schmeckend den Schatten des Hains.
Ruhe nun, Pilgerin, aus im heiligen Tempel der Ruhe,
welcher ins Künftige still, still ins Vergangene blickt.

Zweite Stimme.

Höre die Stimme der Liebe, die jetzt des Spieles Gehelmniß,
spielend selbst Dir enthüllt, redend durch kindlichen Mund.
Liebe, sie fesselte Dich, und Liebe, sie streuete Blumen,
Lieb' auch löset das Band, welches geschlungen sie hat.

Erste Stimme.

Schilt nicht unser Beginnen! Es ist des Lebens Bedeutung,
die in dem kindlichen Spiel deutend und treu sich enthüllt.
Auch das Leben ist Wand'rung nur, nach besserer Heimath.
Und uns ziehet dahin, lockend und rufend, ein Gott.

Zweite Stimme.

Sieh, wir ahmten der Gottheit nach, die den theueren Zögling,
wenn er die Erde begrüßt, sorglich mit Banden umschlingt:
daß er, das Leben hindurch, ihr folge, zur Liebe gezogen,
die auf Erden nicht weilt, schaffend vorüber nur zieht.

Erste Stimme.

Wo sie vorüber zieht, da sprossen duftende Blumen,
Blumen der Freud' und des Glück's unter den Tritten ihr auf:
diese verrathen dem Menschen die Spuren der ewigen Liebe,
welche zum schöneren Ziel endlich den Wanderer führt.

Zweite Stimme.

Dieß auch deuteten Dir die gestreueten Blumen den Pfad lang:
Vielwillkommene, Dir zeigten zum Ziel sie den Weg.

Erste Stimme.

Doch, nur Guten allein schmückt Liebe mit Blumen den Pfad aus!
Böse, sie fühlen sich stets nur von der Fessel gedrückt.

Zweite Stimme.

Dich hat nimmer gedrückt, o Theure, die Schwere der Fessel,
leicht stets wandeltest Du nur unter Blumen dahin.

Erste Stimme.

Froh durchblickst Du nun auch, wie die Sonne die herbstlichen Nebel,
späterer Jahre Gewebʼ, jugendlich immer im Geist.
Fromm auch bitten wir Gott, daß nicht als Wolken die Nebel
trüb Dein Alterʼ umziehn. Goldene Wölkchen nur ihm!

Zweite Stimme.

Einst ganz löst sich das Band; Dir schmückt die Krone des Glücks dann,
ewigen Glücks, wie jetzt duftender Blumen, das Haupt.

Also sprachen die Knaben, und lösten ihr eilig die Bande,
sichtlich umgebend das Haupt mit dem Kranz reich-duftender Blumen.
Aber die Grosmama saß aufs neue von Banden umschlungen,
welche die Hände nicht ihr, die das Herz süß-fesselnd umwanden.
Liebend zog sie an sich der bedeutenden Worte Verkünder,
drückend den segnenden Kuß auf Stirn und Wange der Knaben.
Jetzt in Zephyr-Gestalt ging säuselnd die Liebe vorüber,
streifend im leisesten Flug die Versammelten Alle. Sie fühlten
tief sich im Innern gerührt von den heiligen Worten der Liebe;
aber vor Allen die Mutter der Knaben, die treffliche Wirthin.
Leis' entrollte dem Auge die Thräne, der kindlichen Liebe
süßester Zoll, sanft träufelnd, und nicht bemerkt von der Menge;

denn es beschatte' ein ländlicher Hut ihr liebliches Antlitz.
Als nach heiliger Pause sie Alle von neuem genahmet,
standen sie auf von den Sitzen und führten mit freudlichem Beifall
jetzt die bekränzte Matrone im heitern Gewühl durch den Garten
hin zu dem wirthlichen Haus und dem festlich bereiteten Mahle.

II.

Der Mittag.

Hoch jetzt sandte vom Himmel versengende Strahlen die Sonne,
heißer erglühte der Boden, es lechzten die reifenden Saaten,
und den erfrischenden Quell und die Schatten suchte der Wand'rer.
Aber in heiterer Ruh und fröhlicher Eintracht saßen,
gegen die Sonne geschützt, im geräumigen Saale die Gäste,

rund um die Tafel, beſetzt mit den Schüſſeln der treff-
lichſten Speiſen,
und mit den Flaſchen des funkelnden Weins in doppel-
ter Reihe.
Reich ausſpendeten dieſ', in den zierlich geſchliffenen
Gläſern,
Geiſter der Freud' und des Scherzes den hell um-
ſchauenden Gäſten.
Aber des alten Gebrauchs, des gefeierten, weiſe ge-
denkend,
tranken ſo Wirth als Gäſte ſich zu manch frohe Ge-
ſundheit.
Doch vor Allen zuerſt, denn: Ehre, dem Ehre
gebühret!
tönten, im Kreiſe herum, die Gläſer der Grosmama
Wohlſern;
und beim Gläſergetön laut ſchallten die Worte: „Sie
lebe,
ſehe den heutigen Tag noch oft im Kranze der
Freude!“
und nun ertönte der Anderen Wohl in gebührender
Ordnung:

erst des gastlichen Wirths und der trefflichen gütigen Wirthin;
dann der Kinder im Haus', und dann der versammelten Gäste;
dann: „abwesender Freunde"; und: „Was wir lieben!" und viele
freundliche Wünsche des Glücks im bunten Gemisch durcheinander,
wie sie der alte Gebrauch rein fröhlichen Herzen geordnet.
War nun verhallet der Klang lautklirrender Gläser: so schwieg dann
kürzere Zeit das Geräusch; doch sieh, bald plauderte leise
Einer, und wieder ein And'rer, noch Andre dann, fröhliches Flüsterns,
bis vom Geplauder umher laut schwirrend das Zimmer erfüllt ward.
So träufst fruchtbar herab vom Himmel den dürstenden Fluren
vielwillkommener Regen, gedeihlich der Saat und den Bäumen:

einzelne Tropfen zuerſt, dann häufige; endlich herab-
ſtürzt
reichliches Regens labender Strom. Durchbrechend die
Wolken
ſchauet die Sonne darein und lächelt im farbigen
Bogen
Fried' und Freude; es duften die Blumen der grünen-
den Erde
lieblicher als vorhin, im friſchen, blühenden Leben.
Wie ſich die Lerche dann auf vom ſicheren Lager, zum
Aether,
ſteigend erhebt, die entwölkete Luft mit Geſange be-
lebend;
heiter verfolgt ſie der Blick des am Stab' hinpilgern-
den Wand'rers:
alſo erfüllt' auch hier mit ergötzlicher Rede den Feſtſaal,
wenn der begeiſternde Wein die beſcheidene Lippe geöffnet.
So denn Benno zuerſt der geſprächige, fröhliche Jüng-
ling:
„Holde Geſelligkeit, wie biſt du ſo ſchön und erfreulich,
gleich buntprangendem Kranz vielfarbiger duftender
Blumen!

Lieblicher, traun! ist nichts, als ein Mahl der geselligen Freunde,
wo man der Zukunft nicht, und nicht des Vergangenen denket,
nur sich herzlich erfreut in der Gegenwart holder Beschränkung,
wie man des Mond's sich erfreut, der die Ferne verschleiert in Nebel."

Also dieser; darauf ihm Rino's muntere Stimme:
„Weislich gedachtest der Gegenwart du; ihr huldige Jeder!
Gegenwart stets ist das Leben doch nur: hinweg mit den Sorgen
für's Zukünft'ge! hinweg mit verschwundener Tage Erinnerung!
Nur in der Gegenwart quillet der Quell des Genusses. O schöpfet!
schöpfet! er rauschet dahin; unaufhaltsam eilend entrinnt er
in des Vergangenen Meer, woraus ihn Keiner zurückruft."

Ihm entgegnete sanft die bescheidene Wirthin:
„o Bester,
wohl ist weise das Wort: „ergreife den Augenblick;
er nur
stets ist unser allein.“ — Spricht so nicht Schiller,
Ihr Liebling?
Doch wie rieselt der Quell reinmenschlicher Freuden
so vielfach!
Tadelt sie nicht, der Gespielinnen erste dem Herzen:
Erinnerung!
süß ist der Schmerz und die Lust, die sie zaubrisch gestaltend herbeiführt.
Wie im Spiegel des Bachs sich schön so Wolken als Blumen
wiedererscheinend gestalten: Vergangenes so in Erinnerung.
Und was rühret uns mehr, als was zur Ferne sich hinzog?“
Also mit zaubrischem Ton, sanftflötend, die treffliche Wirthin.
„Wahr ist das goldene Wort! — rief laut der begeisterte Benno: —

„Sucht nicht fern den Beweis! Wie schön ist sie nicht, die Erinnrung
jenes erfreulichen Tags, der jüngst zum Tanz uns hieherrief!
Seht! noch unversehrt hängt dort ja die festliche Kette,
bunt aus Blumen gewebt, den glänzenden Spiegel umwindend,
holder, entflohener Lust Denkmal. Schönblühende Mädchen
faßten, geschmückt mit weißem Gewand, das bunte Gewinde,
und im gemessenen, fröhlichen Tanz, — harmonische Flöten
leiteten ihn — umschlangen sie zart den Wirth und die Wirthin,
die der Verbindung Fest, der beglückenden, heiter erneu'ten.
Wird nicht, Freunde, noch oft des fröhlichen Tages Erinnrung
schön sein heiteres Bild, wie ein kosendes Lüftchen des Frühlings,
das aus Gärten den Duft entführt, durch Sinn und Gemüth wehnt"

Also dieser. Es nickte mit Lächeln die Grosmama Beifall,
und zu den Gästen Allen begann sie die heitere Rede:
„Wohl wird selbst zur Freude vergangener Freuden Erinnrung.
Mir ist sogar der Tag wie heute noch, wo Du dem Gatten
dich, Henriette, geweiht; ja es war der festlichsten einer,
die ich mit Augen erblickt; und ich sehe Dich wieder im Geiste,
wie Dich der Dichter gesehn, der so freundlich das heitere Fest sang."
Also die Grosmama, froh sich des lieblichsten Tages erinnerad;
und lant klang der Gläser Getön der frohen Erinnrung.

Da nun begann der Lehrer, dem wenig die Sonne des Glücks noch
auf die vergangenen Tage gelacht, die erheiternden — Worte:
„Zwar ist Erinnerung schön, doch schöner die Freud' und Hoffnung:

sie, nur sie erhellet uns sanft das Dunkel des Lebens;
ferner schmückt sie die Welt uns aus, als selbst die Erinnerung.
Diese, sie läßt nur Schatten vergangener Freuden erscheinen,
aber die Hoffnung zeiget den Keim uns künftiger Wonnen,
die in der Zukunft Schoos noch ungeboren sich biden.
So wird wieder erscheinen der Tag, den die Grosmama rühmte:
aber der Enkelin dann den Gesang und die festliche Feier!
Sie, die als Kind dort spielt und der kindischen Spiele sich freuet,
einst reicht, sittsam errethend, verschämt, sie zum ewigen Bunde
willig dem Manne die Hand, den still ihr Herz sich gewählt hat;
und es segnen den Bund, ihn billigend, Vater und Mutter.

„Heil dem herrlichen Tag im Voraus! Hoch lebe die Hoffnung!“ —
„Recht so! sie leb', und Juchen mit ihr!“ — sprach heiter der Wirth jetzt. —
„Grosmama, heute doch trinken Sie mir von dem purpurnen Weine
„nicht wie sonst mit Wasser gemischt? Ich schenke das Glas voll!
„lebe die Hoffnung hoch, und der Enkelin fröhlicher Brauttag!“

Ihm die Geburtstägerin: „Wohl ist's stets meine Gewohnheit,
nur mit Wasser den Wein zur Hälfte gemischt zu genießen:
anders geziemt es uns nicht, und vortrefflich besteht so Gesundheit;
aber ich gebe jetzt nach! Wer wurde denn heute so streng sein!
Doch Henriette Du mußt zur Hälfte das Glas mir leeren!
heute thust Du es schon; so will's ja die Feier des Tages:

Nun so lebe denn Julchen, und jede beglückende Hoffnung!“

Alle riefen: „Sie lebe!“ — Es erklangen die schwirrenden Gläser.

Jetzt im fröhlichen Muth' umschauend blinzt der Sänger:

„Schön ist die Hoffnung und hold, wie die ältere Schwester, Erinnrung.

Doch wir erblicken sie beid' uns geneigt, nur wenn an der Hand sie

Freude, die mächtige Tochter des Muths und der Jugend, herbeiführt.

Dieser gebühren die Opfer des Danks: denn Erzeugerin ist sie

aller der fröhlichen Stunden, die lächelnd die Menschen umflattern.

Freundlich naht sie sich ihnen; doch fasset sie wie Glück und Jugend

dem aus dem Arm, der fest sie nicht hält, wo sie winkend erscheinet.

Darum ergreife sie Jeder, und Allen sey sie willkommen.

sie, die den Pfad des Lebens uns schmückt mit den prangendsten Farben.
Opfert der Göttlichen dann! sie allein beseligt die Menschen!"

Diesem Jünglinge jetzt der Greis die bedächtigen Worte:
„Freund, zwar Leiterin ist durch's Leben die Freude; doch opfre
nicht als Herrscherin ihr: zur Dienerin ist sie geboren.
Führt sie zur Weisheit dich und zur himmlischen Liebe, die beide
zärtlich als Schwestern vereint aus goldenen Schalen uns Früchte
reichen voll göttlicher Kraft und unaussprechlicher Labung:
sicher magst du sie eifrig verfolgen und liebend sie fassen:
lächelnd führt sie dich selbst auf dornigen, seligen Pfaden,
küßt den Ermüdeten sanft mit süßem, belebendem Kusse,

zauberisch, Schmerzen verscheuchend, und streut um die Stätte der Ruhe
Blumen dir, alle gepflückt in den Gärten der Lieb' und der Weisheit,
wie sie das Haupt ihr umkränzen, der göttlichen Schwestern Gesandtin.
Aber sie selbst ist flatternder Art: gern folgt sie den Scherzen,
die, oft böse Dämonen, hinweg vom Pfade der Unschuld
hin sie zu Irrgängen führen, mit trügendem Zauber sie lockend.
Rastlos eilt sie dahin, der Gebieterinnen vergessend;
nicht mehr sittig und hold: als frevelnde, trunkne Bachantin
schweift sie mit freierem Blick und flatterndem, losem Gewande
wild umher, die Locken beraubt des himmlischen Kranzes.
Aber es strafet die Gottheit hart den frevelnden Leichtsinn:
denn zur Gefährtin sendet sie ihr die lästige Reue.
Folgst du der Freude noch jetzt und ergreifst sie: so faßt dich die Reue

schnell, und drückt in die Hand statt der Rose den stechenden Dorn ihr.
Doch uns nahte die Freude bekränzt, der göttlichen Liebe
Priesterin; dieser reicht sie das Segen-bringende Opfer.
Wir auch opfern der Lieb', und uns segne die Schwester der Weisheit!"
Also der Greis. Ihn hörten die Andern mit innerem Beifall.
Aber vor Allen der Lehrer, bewegt von der Rede des Sprechers,
hob vom Sitze sich schnell und sprach die gewichtigen Worte:

„Wahrlich, edeler Greis, so sprach einst weise berathend
irgend ein hoher Apostel, die Lieb' als Höchstes verkündend.
Lieb' ist die Seele des Lebens und ewig Alles in Allem.
Um uns wehet ihr Hauch so lind wie der Odem des Frühlings,

welcher die Erde belebt. Und der Odem des Frühlings ist ja
selber die Liebe, ausspendend die Würze gedeihlichen Lebens,
Blumen erschaffend hier, dort Herzen der Menschen beglückend.
Blumen athmen den Hauch der allbelebenden Liebe;
sehr, und es schenket die Liebe dem Menschen, dem Freude-geborenen,
der in ihr athmet und lebt, sich selbst, die schönste der Freuden,
Auch jetzt weilt sie im Kreise der Freunde, als heitere Eintracht,
hold verschönend das Mahl: drum sey hochfeiernd ein Becher
göttlicher Liebe geweiht, die um uns waltet und in uns!"

Also sprach er und füllte mit purpurnem Weine den Becher,
und ihm folgten die Andern und weihten den funkelnden Nektar

hoher, allwaltender Liebe, die selig im Geben allein ist,
und den geläuterten Seelen, die in ihr leben und
walten.

Also erfreuten sich Alle mit Red' und Genuß an
dem Gastmahl.
Und nachdem sie genüglich gespeis't und des Weines
getrunken,
standen vom Sitze sie auf, still betend; und Einer dem
Andern
wünschte, nach altem löblichen Brauch, gesegnete
Mahlzeit.
Jetzt nun kam das Gesinde, das regsame, festlich
gekleidet,
trug das Geräthe hinaus der Speisen, so wie der
Getränke,
dann entfernt' es die Tafel, bedeckt mit dem blenden-
den Tischtuch.
Als der geräumige Saal nun geleert war, und sich
die Gäste
rings auf die Stühle gesetzt, die gepolsterten, oder
auf's Sopha:

eintrat ernſt und bedächtig der Grosmama wackere Diener
langſamen Schritts, hertragend das ſchön lackirte Kaffeebret,
trefflich beſetzt mit dem zarten Porz'lan der gehenkelten Taſſen,
voll vom dampfenden Braun des Sinnen-erheiternden Kaffee's;
auch nicht fehlte der Krug mit Rahm, und die Schale mit Zucker.

Allen im Kreiſe nun reicht' er den Trank: der Grosmama erſtlich,
dann in der Reihe den Andern. Es brachte der freundliche Wirth auch
thönerne Pfeifen und würzigen Knaſter in blecherner Dose.
Aber ein Andres erſann die ſanfte, beſcheidene Wirthin,
ſetzte ſich hin zum Klavier, das oft, mit geläufigem Finger,
zart-empfindend, ſie rührte, vereinend die flötende Stimme

sich mit der Saiten Gesang, den Freunden holde Verzaubrung.
Noch der Worte gedenkend des letzten der Sprecher am Mittag,
rührte mit künstlicher Hand sie die Saiten, und ließ sie mit Wohllaut
lieblich ertönen die Weise des Lieds: „Wie süß ist die Liebe!“
Stille beherrschte den Saal und achtsam horchendes Lauschen.
Dann selbst sang sie das Lied, und bewegte die Herzen der Hörer.
Drauf, nach heiterer Pause, begann die freundliche Wirthin,
immer von neuem bedacht, die Gesellschaft hold zu erfreuen,
andre melodische Lieder voll Herz und Seele zu singen,
bald sie allein, bald aber vereint mit der Stimme des Sängers,
welcher am Morgen im Wald schon viel von den Andern gesungen ward.

Nur die schönsten der Lieder, der Herz-erfreuenden, wählte
immer vor allen den Gästen zur Lust die bedächtige Wirthin:
wie im erwachenden Jahr, wann kosend mildere Lüfte
über die Beete hin wehn, die junge Gärtnerin sorgsam
nur den süßesten Duft der frisch aufsprossenden Blumen,
aus der Auricheln Schaar, und der schwankenden Hyacinthen,
darrenden Freunden erwählt. Es drangen tief in die Herzen
deine bezaubernden Töne, du Sohn des Himmels, o Mozart,
wie in der Frühlingsnacht, bei dämmerndem Mondes-Scheine,
flötender Nachtigallengesang den lauschenden Hain füllt.
Deine Weisen ertönten, o Reichardt, Meister im Liede,
der du um holde Gestalten, die Göthe's göttlicher Geist schuf,
webtest der Töne Gewand, das zart sie umschließt, wie die Rebe

treu um die Pappel sich schlingt, wie schlank sich um Eichen der Epheu.

Jenen folgetest du, o Zumsteg, der du des Ruhmes ewig grünenden Zweig mit Bürger getheilt und mit Stollberg.

Mächtig rufst du herbei die vergangenen düsteren Zeiten, wie mit gewaltigem Spruch sich die Geister der Zauberer bannt.

Ritter erscheinen und Knappen; und Schwerter klirren; und wieder:

friedliche Nacht, und der Mond, und heimliche Klagen der Liebe.

Glück und Unglück wechselt, es wechselt die Lust und die Trauer.

Also schwebte vorüber die dunkle, romantische Vorzeit, gleich dem dunklen Gewölk, goldglänzend, im Strahle des Abends.

Nimmer gedachten die Lauscher der Zeit. Doch eilig entflohn war

schon eine Stunde. Da schwieg das Klavier, da schwiegen die Stimmen.

Freudiger Dank erscholl und Beifall laut von den Hörern.

Aber die Wirthin, stets aussinnend ein neues Ergötzen,
lächelte heiter umher und sprach die liebliche Rede:
„Wollen den köstlichen Tag wir nur im Saale genießen?
nicht auch freiere Luft in der schattigen Laube des Gartens
athmen? es strahlt nicht mehr ja so heiß die erfreuliche Sonne!
Fände mein Wunsch ein geneigtes Gehör: so setzten wir jetzt uns
wohl noch ein wenig ins Grün, bis kühlere Luft zum Spaziergang
hin zu den Feldern uns lockt und hinaus zu den grünenden Wiesen."

Also diese. Gehorchend erhoben sich Alle vom Sitze.
Fröhlich im bunten Gewühl sucht Eines den Fächer, das Andre
sucht sich den Hut, und es tauscht im Gedräng mit dem Nachbar der Nachbar.
Scherzend wallte der muntere Zug hinaus in den Garten:

vorn an der Spitze des Heers die Grosmama; ihr an der Seite,
höflich, die jungen Begleiter: es folgte die heitere Wirthin,
führend das muntere Julchen, das hüpfende Kind. Doch die Andern
folgten dem freundlichen Wirth zu dem fruchtreich prangenden Garten.
Als sie den Garten erreicht, und hin zu der dämmernden Laube
jetzo gelangt, die hoch und gewölbt aus grünenden Zweigen,
rund, ein Amphitheater, stand: da hemmte die Schritte,
wie von Zauber geblendet, die Grosmama staunend am Eingang.
Und wie die Andern gemach sich nahten, so standen auch sie still,
heftend den staunenden Blick in die glanzausstrahlende Laube.
Bunt war diese geschmückt, mit Blumen und farbigen Bändern,

und mit Geſchenken erfüllt, des Geburtstags Ehre zu feiern.
Mitten im freundlichen Raum vielgrünender Wölbung erhob ſich,
Blumenbekränzt, ein Altar, und belegt mit Gaben des Herzens.
Lodernd brannte darauf, aus feſtlich glänzender Schale rein aufſteigend, die Flamme, genährt vom ätheriſchen Geiſte.
Lange verweilte der Kreis, ſtillſchauend das glänzende Schauſpiel.
Endlich begann die Geburtstag'rin, die freudig bewegte:
„Träum ich? oder iſt's wahr? im ſtrahlenden Weihnachtsglanze
funkelt die Laube, wie herrlich geſchmückt mit köſtlichen Gaben!
Seht mir, Kinder, doch an, den Altar in der Mitte der Laube
zierlich von Raſen erbaut und friſch mit Blumen umwunden!
Sagt was zaudert man näher zu gehn?" Und ſo ſchritt ſie hinein denn;

Alle, sich drängend, um nah; und heiter und dankend empfing sie,
recht von Herzen erfreut, die Geschenke der kindlichen Liebe:
Schmuck, der dem Alter geziemt, manch treflich Gewebe, Gesticktes
allerlei Art; für's Haus manch künstliche kleine Geräthschaft,
sorglich bedacht von der Tochter. Es freuten sich Alle. Verschönert
lachte des Himmels Blau, und freundlicher grünte der Garten.

Jetzo zerstreuten im trauten Gespräch sich im Garten die Gäste.
Auch die Geburtstag'rin, von der Laube hinweg, in den Gängen
wandelnd, ging sie dahin im Gespräch mit dem Lehrer der Knaben.
Dieser redete sie zu des Festes Königin, heiter:
„Glücklich sind Sie, o Theure, wie wenige Mädchen es wurden;

reich in der trefflichen Tochter, der Krone sittiger Frauen,
die nicht ermüdet die Tage der mündigen Mutter zu kränzen."
Ihm die Geburtstäg'rin: „als Kind schon hat sie der Freude
viel uns gewährt; so fromm sind wenige Kinder und sittsam.
Und wie sie wuchs, so wuchsen mit ihr die Tugenden alle,
die in dem Herzen des Kindes gekeimt. Sich entfaltend erblühte
still und bescheiden sie, zart, wie das duftende Veilchen im Grase,
Freunden und Fremden erfreulich zu sehn. Sie verschmähte mit Hochsinn
flatternder Gecken Geschwätz, das die Töchter des Landes umschwärmet,
nährend den eitelen Sinn und verscheuchend die edlern Gefühle.
Nur was gut ist und schön, das erfreute das Herz der Verständ'gen.

und was die Wahrheit spricht, das bewahrte sie heilig im Busen.
Darum ist sie vor Allen nun auch die würdigste Hausfrau, ihres Gatten Glück, und der Kinder schützender Engel."

Also diese. Da trat zu den Gästen die heitere Wirthin,
ruste sie All' um sich her und bot aus sauberem Korbe glänzende Kirschen, gepflegt im eigenen ländlichen Garten,
Jeglichem dar, und lobte das Obst, wie schön es gerathen.
So tritt, heiter am Morgen die treue Verwalterin sorglich
auf den bevölkerten Hof, im Arme das zierliche Körbchen,
voll von goldenen Körnern, und streut sie dem Volke der Tauben,
die in der Höhe sich sonnen. Doch eilig, erschau'nd die Gebietrin
mit reich spendender Hand, verlassen im sausenden Fluge,

Aus den sonnigen Ort, und umflattern die Spenderin traulich. —

Jetzo, besorgt mit Bedacht, daß Keinem der fröhlichen Gäste
heut am festlichen Tag sich vermindre das frohe Behagen,
sprach, wie die Mutter zu Kindern, die Frucht-ausspendende Wirthin,
jedes der lieblichen Worte mit zartem Sinn überlegend:
„Schon hat tiefer die Sonne herab sich gesenkt, und es wehen
mild die erfrischenden Lüftchen und rufen zum heitern Spaziergang.
Schöner ist's draußen als hier, in des Gartens beschränkter Umzäunung,
schöner die Flur, wo weit umher der wandernde Blick sich
gern an der wogenden Fluth schwer-goldener Saaten erfreuet,
wo, fortwandelnd, der Fuß sich ergeht auf samtenem Teppich
grünender Wiesen. Es weckt die Empfindung, es weckt die Betrachtung

Gottes freie Natur, des Einsamen schönste Gefährtin.
Mach' ich den Gästen es recht, so ich rathe bequemen Spaziergang?
gern, ich weiß es ja wohl, ergehen sich Städter im Freien.
Auch nicht bang ist es mir, daß gar sich die fremde Gesellschaft
in Labyrinthe verirr'; mein Ehegemahl wird sicher
Alle sie führen und schön, ich kenne seinen Geschmack wohl.
Leider leistet Verzicht auf dieses Vergnügen die Wirthin:
sorgen muß sie daheim für leiblich erquickendes Nachtmahl,
daß nicht der Hunger die Gäste nach peinige nach der Ermüdung.
Trefflich wird sich im Freien das Mahl dann unter der Esche,
kehren Sie müde zurück, im geselligen Kreise verzehren."
Stracks nun sammelten sich Gang-lustig die Gäste, gehorsam
bald einladendem Ruf der lieben, verständigen Hausfrau.

Gern anführte der edele Wirth sie zum heitern Spaziergang.
Doch erst sprach er, den Stab in der Hand, zur versammelten Menge:
„Viele der Wege nun sind's, die uns locken, o Freunde. Zu wählen
bleibt nur einer, und schwer ist die Wahl: denn jeglicher Pfad hier
zieht mit eigenem Reiz, und gewinnt der Wanderer Blicke.
Schön ist's, über die Wiesen und fort durch's Dunkel der Waldung
hin zur heiligen Eiche zu gehn, die von Vielen der Städter,
sind die Geschäfte verrichtet, an festlichen Tagen besucht wird.
Vier der Männer umspannen sie kaum, mit gebreiteten Armen
um sie tretend. Ein herrlicher Baum! Jahrhunderte schwanden,
aber die Eiche, heran wuchs stolz sie, und wurzelte mächtig

neuen Jahrhunderten ein, spät kommender Enkel Bewundrung.
Aber der Weg ist zu weit der Grosmama: denn, man bedenk' es:
heute noch will sie zurück zu der Stadt! — Dann schmälte die Wirthin
wohl auch, kehrten zurück zum ländlichen Heerde zu spät wir.
Auch ist entlegen ein anderer Platz, ein geräumiger, grüner,
schön an dem Hause des Jägers, im Wald, wo an ländlichen Tischen,
oft im fröhlichen Scherz sich ergötzt der Städter Gesellschaft.
Darum scheint es mir besser, behaglich hinaus in die Felder,
wo frisch Saaten und Wiesen den Blick des Wand'rers erfreuen,
samt und sonders zu wandeln, ein Stündchen, oder
auch mehr noch,
bis uns der Abend zurück zu der Esch' und dem wirthlichen Mahl ruft."

also der Wirth zu den Gästen, und diese nun folgten ihm Alle.

Ueber den Hof ging munter der Zug, dann aus zu der Pforte

hin durch's friedliche Dörfchen, vorüber der Kirche des Hügels,

die jetzt Schweigen umgab in den nachmittäglichen Stunden:

denn längst hatte der Kirchner die Pforten verschlossen am Bethaus.

Und es begann die Grosmama heiter: „Wie doch so ruhig

alles itzt weit um das Kirchlein ist! Jetzt laut in der Schenke

schallet der Jubel des Dorfs; dort haben sich Alle versammelt!

Hört mir einmal die Musik: so den Baß, wie schreiende Geigen!

Hört, wie sie jauchzen! Gepfiffen ist leicht dem lustigen Tänzer!“

So die Geburtstagerin; dann Nino ihr an der Seite.

„Wohl schmeckt trefflich Diesen die Lust des festlichen Sonntags,
dem sie, sich mühend, entgegengeharrt. Wohl tröstet's den Pflüger,
der in der Sonnenglut schwer ackernder Stiere Gespann, das
Furchen-erwühlende, lenkt; wohl tröstet's die Spinnerin heimlich,
welcher die Mutter versagt mit dem Liebsten vertraulich zu schwatzen,
daß noch ein Sonntag erscheint, wo die Mutter nicht Tanz noch Gespräch stört."

Also dieser, und Benno jetzt: „O glücklich der Landmann,
welcher in heiterer Flur der Väter friedliches Land baut,
nimmer verlassend den heimischen Heerd. Kein größeres Glück, traun!
als, vor Stürmen bewahrt feindseliges Lebens, in Ruhe,

sorglos, immer vergnügt, die Geschäfte des Tages
zu treiben."
Dieses vernahm, nachwandelnd, der Wirth, und ent-
gegnete sinnvoll:
„Nicht ist Jedem die Ruh vergönnt. Es zieht uns
das Schicksal
mannichfaltig; und, Leiden-geprüft im stürmischen
Leben,
steht uns höher der Mensch, und erringt sich die nöthige
Weisheit
reichlicher, als wer, nimmer versucht, im Schatten
dahin schlich.
Leben ist Kraft. Verschlossene Kraft, aufzehrt sie sich
selbst nur;
nicht giebt Lebens-Genuß sie und still-zufriedenes
Daseyn."

Also dieser; der Andere schwieg. — Schon weit in
die Felder
hatte der Schritt sie geführt, und die Knaben, im
fröhlichen Muthwill,

Aeltrer Gespräch nicht achtend, ergötzten im Lauf und
im Sprung sich.
Ihnen die Grosmama, ängstlich besorgt: „ihr Kinder!
was macht ihr!
Bleibt doch um uns, und geht hübsch still, wie es
artig und schicklich;
Immer zu wild sind die Knaben! Gehorchen sie?
Keiner bezwingt sie!“
Ihr antwortete lächelnd der Knaben heiterer
Vater:
„Beste Mama, heut lassen wir sie! gilt's traun dem
Geburtstag!
fröhlich begehen sie ihn: nach Knaben-Weise, ver-
steht sich!“
Ihm die Geburtstag'rin, im zornigen Scherz: „ja ich
weiß schon:
immer entschuldigen Sie, wo Andere tadeln. Es taugt
nicht!
Allzugut ist nicht gut! wär nur Henriette zu-
gegen!
ihr doch gehorchen sie noch!“ — Des lachte von Herzen
der Vater.

Aber es sprach zum heiteren Wirth leis forschend ein Gast jetzt:

„Wohl zu verwundern ist's nur, daß heute die freundliche Wirthin
auf dem Spaziergange nicht, wie sonst, uns begleitet, wo auch das
Haus zu bestellen sie hatte; und stets braucht's weniger Worte
nur von ihr; denn es sind ja die Dienerinnen zur Ordnung
ernstlich gewöhnt. Doch, kenn' ich sie recht; so hat sie des Tages
Werk; noch ganz nicht vollendet und denkt auf spätere Lust noch.
Wissen möcht' ich es wohl, ob wahr ich im Geist' es vermuthe!"

Und ihm zögernd der Wirth: „Wahr ist's wohl: schöner zu schmücken
denkt sie am Abend das Fest. Doch halten wir fest, was uns nah ist! —
Sehn Sie! wie weit sind die Andern voraus! Wie herrlich ist doch der

freundliche Spätnachmittag! — Wie dehnen die Felder und Wiesen
heiter sich aus, ringsum vom Gehölze bekränzt in der Ferne!“

Also sprach er, und führte die Freude-belebte Gesellschaft
hin durch grünende Matten, und Felder, und schattiges Buschwerk.

III.

Der Abend.

Kühlender wehte die Luft, schön hatte die scheidende Sonne
sich in ihr Purpurgewand, viel rosige Wölkchen umschwebten
hoch im ätherischen Blau das friedliche Dörfchen. Es tonte
vom hochaufragenden Thurm der alternden Kirche des Hügels
summendes Abendgeläut hinaus in die dämmernden Fluren.

Schon überzog Fußnetzender Thau so Felder als Wieser.
Jetzt ging über die Fluren zurück zum heimischen Dörfchen
rasch mit den Gästen der Wirth. Ihm wanderte heiter zur Seite,
frisch die Geburtstäg'rin, und sprach die zufriedenen Worte:
„Zwar, wohl weiß ich, ist's Zeit zurücke zu kehren: doch fühl' ich
nicht mich ermüdet, und gern hätt' ich wohl noch ein Weilchen im Freien
mich mit den Andern ergetzt, wenn nicht lautrufend die Glocke,
nicht der befeuchtende Thau zur Rückkehr ernstlich uns mahnte.
Aber schnell doch entschwand uns die Zeit im vergnügten Spaziergang. —
Seyd ihr müde genug, ihr wilden, unbändigen Knaben?
Seyd so gesprungen so flink wie die Rehe! Sehr wie sie glüh'n, die
hitzigen Wangen! Nun, trinkt nur, Kinder, zu Hause sogleich nicht!

Eßt mit Salz etwas Brod vorher: so will's die Gesundheit!"
Ihr die Knaben mit fröhlicher Stimme: „Grosmama, sieh doch
hier die erbeuteten Käfer! o schön! wie die goldenen Decken
glänzen! Und hier in der Schachtel die Raupen! So schön hast Du keine
nimmer gesehen, wir fanden sie dort im Gebüsch an den Pappeln!"
Und zu den Uebrigen sprach der freundliche Vater der Knaben:
„Wie so glücklich sie sind! ihr heiter glänzendes Auge
blickt nach Lust nur umher, und erblickt auf jeglichem Schritt sie.
Nur einer Raupe bedarf's, und des Käfers, — und voller Entzücken
jauchzen sie auf. Zufriedener ist und glücklicher Niemand.
Sollt' ich es ihnen nicht gönnen, den Weg, auf dem die Natur sie
leitet, frei zu verfolgen? Es wachen die schlummernden Kräfte

desto lebendiger auf, und ungestörter vollenden
dann sie das ganze Gewebe des innern harmonischen Menschen.
Freies Spiel, auf regt es die Kraft zu künftigen Thaten.
Gleicht doch in Vielem den Pflanzen der Mensch! Allmählig enthüllen
beiden die Blätter sich erst, um welche die spielende Luft weht,
später entwickeln die Blüthen sich dann, und später die Früchte:
doch es gedeiht nicht Blüthe noch Frucht, wenn die athmenden Blätter
nicht in der freieren Luft sich fröhlich-grünend entfalten."

Also der heitere Wirth. Und der Lehrer die flüchtigen Worte:
„Was macht Kinder so froh, als der Sinn, der heitere, reine?
Suchten wir ihn zu bewahren, es träf' uns kindliches Glück auch!"

Also Dies im Gespräch voll heiteren Sinn's. Und so schloß sich
ganz unmerklich der Weg, und sie nahten dem friedlichen Dörfchen.
Ruhiger ward's umher, es verbleichte die Röthe des Abends;
schattende Dämmrung umgab mit bräunlichem Schleier die Hütten,
gleich wie leise die Mutter die Wiege des schlafenden Säuglings
zart mit dem Schleier bedeckt, daß nichts ihm störe die Ruhe.
Doch noch ruhten sie nicht, die belebten Bewohner des Dorfes,
sondern sie saßen umher an den niedrigen Hütten, auf Bänken,
oder auf steinernen Sitzen, des heiteren Abends genießend:
hier ein Greis mit silbernem Haar, den Stab an die Seite
sicher gelehnt, zu den Füßen die Schaar ihm spielender Enkel;

dort zwei Männer, besprechend das Werk des künftigen Tages;
dort eine muntere Schaar von Töchtern und Söhnen des Dorfes,
welche mit Scherz und Gesang den Sonntag heiter beschlossen.
Alle mit freundlichem Gruß begrüßten die wandelnden Städter,
wie sie vorüber itzt kamen; und leise flüsterte Jeder seinem Nachbar es zu, wer Dieser sey oder Jener.
Aber die Wandrer zogen vorüber den Höfen und Gärten
bis zum wirthlichen Haus, der Kirche des Hügels benachbart.
Nur die Straße des Dorfs, und die rasige Höhe des Hügels
trennt die mosige Kirch' und des Wirth's vielheitres Besitzthum.
Stattlich gebaut und zierlich versehn mit städtischen Fenstern
deutet das freundliche Haus auf edel-bequemlichen Wohlstand.

Einer umzäunt schließt eng an das Haus sich ein freundliches Plätzchen
frei nach dem Dorfe gekehrt: der Besitzer behaglicher Müßigkeit.
Unter der alternden Esche, die breit das Plätzchen umschattet,
hoch aufstrebend, mit kräftigem Stamm und breiter Belaubung,
hat oft friedlich allein und am Nähtisch heiter die Wirthin,
fördernd das Frauen-Geschäft; auch lieft sie hier in der Stille
oft ein belehrendes Buch, ungestört, im Schatten des Eschbaums.
Dieser nun grüßte mit Winken die langsam nahenden Wandrer,
gleich als winkt' er; vertraut zum Mahl unter wirthlichem Laubdach.
Hier schon stand mit dem Kinde die freundlichgeschäftige Wirthin,
lauschend oder den Zaun den kommenden Gästen entgegen.

Leicht ausschalt sie die Zauderer; doch diese, mit freundlichen Grüßen,
eilten im doppelten Schritt, nicht schwerer die Strafe zu dulden.
Alle nun kehrten sie ein in das Haus durch's knarrende Pförtchen,
neben dem Thor, breitfüg'lich und hoch, für Wagen nur offen;
nahe den Fenstern vorbei des gastlichen Saales, und rechts am
Brunnen vorbei, der fleißig genutzt, im geräumigen Hof stand:
dann um die Eck' in den inneren Raum zum freundlichen Wohnhaus.
Alle nun führte die Wirthin hinein in den gastlichen Saal jetzt:
erst ein wenig zu ruhn auf schwellenden Sitzen, und bald dann
unter der Esche das Mahl zu genießen in heit'rer Umgebung.

Denn es entwich, in's Freie, voraus, zu dem Plätzchen der Esche,

Saal und Ruhe verschmäh'nd, mit Benno, dem Freunde, der Lehrer.
Diese, da sie das Plätzchen, das friedliche, heiter betraten
athmeten frei, und freuten sich still des dämmernden Abends,
still des alternden Baums im säuselnden Blättergeflüster;
und es umspielten sie mild der Erinnerung liebliche Bilder.
Also der Freund: „Wie oft hat hier im wirthlichen Schatten
dieser schützende Baum auch mich in den Stunden des Mittags,
oder des heiteren Abends, den frohsten der Gäste, empfangen!
Selige Stunden, der Freundschaft hold und den Freuden der Unschuld!
Ungesehn von der Welt, und die Welt vergessend, ergetzten
hier wir so oft uns in heiterer, fröhlicher Einsamkeit,

scherzten die Stunden hinweg, und um uns spielten die Kinder."

Drauf der verständige Lehrer der Knaben: „Täglich erfreut auch
mich dies Plätzchen, geweiht zu einsam-stiller Betrachtung,
wie zu geselliger Lust, hier unter dem alternden Baum, mit
weit ausgreifenden Aesten und zartblaßgrüner Belaubung.
Scheint es doch fast, als bewohnt' ein beschützender Sylve den Wipfel
der solch freundlichen Kreis reinheiterer Menschen versammlet,
bald zum trauten Gespräch, und bald zum fröhlichen Mahle.
Sieh hier wetzte den Zahn schon scharf am Stamme die Säge,
feindlich, in früherer Zeit; doch er ward zur Dauer erhalten."

Jene der Freund: „Du kommst mir entgegen in treuer Empfindung.

Wisse, daß längst schon Aehnliches mir in der Seele
sich regte:
Dank wohlthät'ger Natur, und Dank den freundlichen
Menschen.
Längst schon hatt' ich im Sinn ein Blatt mit herzlichen Worten,
wenigen, hier dem Baume zu weihn und den edlen
Besitzern.
Jetzo, bequem ist die Zeit, wohl heften das Pergament wir
dort zur Seit' an den Stamm, daß morgen am
Tag' es entdeckt sey,
wenn sie der Freuden sich freu'n, die sie heute den
Gästen bereitet."
Sprach's, und es billigte sehr der Befreundete diese Gedanken.
Beide nun hefteten fest in die Höhe des Stammes
die Worte:

„Grüne, du schützender Baum, dich entblättre nicht
schädliches Wetter,
und kein tödender Blitz treffe den heiligen Stamm,

Grune, lebendig und frisch, und breite die saftigen Zweige
weiter stets um dich her, wurzle dich tiefer nur ein.
Denn es gebührt dir Lohn, für den kühlen, dämmernden Schatten,
den in der sonnigen Gluth treu den Besitzern du reichst.
Wie du die Guten erquickst, so erquicken sie freundlich den Wandrer.
Lohne dir die Natur: Jene belohnen sich selbst.“
Also wurde das Blatt an den Stamm der Esche geheftet,
seitwärts, daß nicht sogleich ein Späher entdeckte die Inschrift.

Denn schon nahten die Diener mit schwer-befrachteten Körben,
deckten auf lang hinstehendem Tisch das glänzende Tischzeug,
stellten darauf der Tafel Geräth, in gemessener Ordnung;

brennende Kerzen sodann, zu verscheuchen die wachsende Dämmerung,
jetzo die Flaschen des funkelnden Weins, im farbigen Wechsel,
dann in die Mitte der Tafel die leckerbereiteten Speisen.
Und jetzt sammelte sich zum Verein die heitre Gesellschaft,
All' im gebührenden Rang besetzten die Plätze mit Ordnung.
Als sie sich scherzend gesetzt, da hob der wackere Greis an:
„Wahrlich, es will mich gemahnen, im patriarchalischen Kreise
oder im muntern Gewühl arcadischer Hirten zu sitzen,
die ihr fröhliches Mahl am Abend unter dem Laubdach
schattiger Reben, gepflanzt an der Hütte, oder beschirmt von
breitausgreifender Linde, mit heiterem Sinne genossen,
und willkommen als Gast den vorüberziehenden Fremdling
freundlich empfingen." — So dieser, und dann die bescheidene Wirthin

„Patriarchalisch ist wohl das Mahl, das den Gästen gereicht wird!
Was wir brauchen, es giebt's das Haus, es geben's die Nachbarn;
weniger sendet die Stadt und der Markt uns: ländlich ist sittlich.
Nehmen Sie also vorlieb und würzen das Mahl durch Geist sich,
bald mit gewichtigem Wort, und bald mit erfreulichem Scherze." —
Und nun legte sie vor, mit heiter-ermunternden Worten
Jeden zum Essen ermahnend. Und als sie Alle versorgt sah,
blickte sie lächelnd umher in die dämmernde Gegend, und sprach so:
„Wie sich der Abend so schön an den hingeschwundenen Tag schließt!
Kaum daß ein Lüftchen sich rührt in den dichten Blättern der Esche:
klar ist der Himmel, und sanft hervor im flimmernden Glanze

dringen einzelne Sterne, die traulichen Zeugen von unserm
Freundschaftsmahl, und gießen in's Herz die heitere Ruhe."
Also mit ruhig-heiterem Sinn sie selbst, die verehrte,
treffliche Wirthin. Drauf der Knaben Lehrer: „Der Abend,
wohl hat er eigenen Reiz, ihm öffnet das Herz sich des Menschen
still, wie die weiße Viole, die Nachts den süßesten Duft haucht.
Freundlich grüßt uns am Morgen die Erde; der lärmende Tag zieht
zwingend uns fort zum Gewühl, in dem wir uns selber verlieren:
aber der Abend beruhigt den Sinn, und beschwichtiget jedes
stürmisch-begehrliche Treiben. Die ruhig-heit're Betrachtung
steigt in der Seele jetzt auf, wie am nächtlichen Himmel der Sterne
klar herab funkelndes Heer mit seiner unendlichen Deutung.

Alles Begrenzte verschwindet des engeren Lebens, und höher
strebt das ahndende Herz nach nimmer versiegender Freude."

Während sich diese besprachen, so füllte die Gläser den Nachbarn
sorgsam der heitere Wirth, und bat die Entfernteren scherzend,
immer gefüllt auch die ihren zu halten: „Es liebt die Natur nicht,
sprach er, den leeren Raum. Auf! lasset die Gläser nicht leer seyn,
Freunde, die der Natur so gern im Leben ihr nachahmt."
Also dieser. Und dann der Greis mit lächelndem Munde:
„Füllet die Gläser zu oft mir nicht, ihr jüngeren Freunde!
Aber verzeihet den Scherz! Ihr wißt, daß ich redlich es meine.
Dem, der mühsam erklomm die Höhe des Lebens, erscheinet

heller die Aussicht ringsumher: ihm schwinden die Nebel,
und den geraderen Weg zeigt gern er jüngeren Wanderern.
Schön ist's, Freunde, den Wein, wie das Leben, zu trinken mit langsam-
kosenden Lippen; so kosteten stets und so lehrten die Weisen.
Kurz ist das Leben uns nicht, wenn nüchterner Sinn es verlängert.
Nur der Mäßige kann viel wirken und Vieles genießen."
Also der Greis; es knüpfte der Wirth die eigene Rede
an die belehrenden Worte: „Die Kunst zu leben, fürwahr nicht
ist sie so schwer, als es süß ist und löblich, sie zu verstehen.
Wessen Gesetz die Mäßigung ist, der wandelt mit immer-
heiterem Sinn durch die Welt: ihm kräuselt jede der Freuden
doppelt süß, und leicht wird es ihm, das Versagte zu missen."

Also der Wirth. Nach ihm mit Beifall = lächelndem Antlitz
froh die Geburtstag'rin: „So hab' ich's immer gehalten:
Loben will ich mich nicht, doch hab ich's selber erfahren.
Mäßigung gab mir stete Gesundheit; aber Gesundheit,
lieben Freunde, gebiert ein hohes und heiteres Alter."

Also besprachen sich diese, die Speisen mäßig genießend,
wie den labenden Wein. Und als sie nun Alle gesättigt:
sieh da begann voll munteren Sinns, und immer das Leben
hold mit Gesange zu würzen bereit, der erfahrene Nino:
„Alles zur richtigen Zeit! Es sprachen die Weisen der Alten:
wie das Gold den Rubin, so zieren Gesänge das Gastmahl;
und zum erfreuenden Wein ein Lied, ist doppelt erfreulich.

Perma laßt, beim Mahl, auch weise die Lehre der Weisen
uns in Ehren erhalten, und heitere Lieder uns singen."
Und so ertönten nun, vereint jetzt, Lieder der Freude,
jetzt, in gewählter Zahl, mit schön sich verfolgenden Stimmen,
kurze Sprüche der Dichter im holden, harmonischen Ton klang:
„Lebegen will ich lieben, so lang ich lebe" und: „weil wir
plaudern, entflieht die Zeit." Und es lauschte die Nacht dem Gesange.
Aber es sahlichen herbei an des dämmernden Gärtchens Umzäunung
still die Bewohner des Dorfs, sich ergetzend am Klange der Stimmen.
Endlich begann, in Erinnerung froh, der treffliche Sänger:
„Freunde, billig ist's wohl, daß wir das letzte der Lieder,
wie den letzten der Becher am freien mäßigen Mahle,

ernst der Liebe weihn. Ihr ziemen Feier-Gesänge!
Ihr Werk ist das heutige Fest, ihr war es geheiligt!
Schiller erkohr die Freude zur Götterkönigin, doch wir
krönen die Liebe, die diesen Tag mit Freude gekrönt
hat."
Sprachs und nahm die Guitarr' und sang in die rauschenden Saiten, —
Benno dichtet' es einst, — ein Lied; der unendlichen Liebe,
welche die Welten erschuf und erhält und erfüllt und beseligt;
die in dem Kinde sich regt und den Jüngling führet zur Jungfrau;
welche die Mutter beglückt und den sorgenden Vater erfreuet;
welche dem Greise den Stab im dankenden Enkel heranzieht;
welche den irdischen Schmerz mit dem Balsam himmlischer Hoffnung
heilt und verklärtem Seyn bürgt ewiges Lebens Gewißheit.

Sang es begeistert und schön; und es wehte die heilige Rührung
sanft durch Aller Gemüth, wie das Lüftchen in flüsternder Esche.

Tiefer glänzte das Blau des Himmels, es funkelten heller
schon der Sterne Gebild', und erfrischender rauschte die Nachtluft
jetzt in den Blättern der Esche. Da sprach die Grosmama ernstlich:
„Kinder, es wandelt in Nacht sich der Abend. Zu lange verweilten
wir in der kühleren Luft. Die Zeit hat Ehre. Nun laßt uns
ohne zu zaudern zurück zur städtischen Heimath wandern,
daß nicht Mitternacht uns, und der Wächter uns noch in der Straße
finde; denn fein ist es nicht, die Nacht zum Tage zu machen."
Und ihr erwiederte drauf der freundliche Gatte der Tochter:

„Theure Mutter, noch ist's so früh nicht, als Sie befürchten,
und wir sind so vergnügt und so heiter im Kreise versammelt!
Niemand weiß, ob sobald uns ein Tag so fröhlich zurückkehrt!"
Also dieser. Nach ihm mit sanfter Stimme die Gattin:
„Liebe Mutter! fürchten Sie nicht, zur traulichen Wohnung
später als billig zu kommen. Sie fahren zurück in dem Wagen,
schnell und bequem mit dem Onkel: denn rasch sind die Pferde des Pachters!
Auch ist der Mond noch nicht ja herauf: und dieser muß auch noch
hier Sie, Theure, begrüßen, als Zeuge des frohen Geburtstags.
Ja! Sie bleiben uns noch ein Weilchen! Wir gehn in dem größern
Garten ein wenig umher, bis auf vom Walde der Mond steigt.
Dann nicht länger will ich Sie halten. Sicherer ist auch

dann der erheiterte Blick: nur jetzt ist die Strafe zu dunkel.

Ja, ich weiß es, vergeblich ist nicht die Bitte der Tochter."

Also die liebende Tochter mit freundlichen Worten zur Mutter.

Und die Geburtstäg'rin, des fröhlichen Tages gedenkend:

„Nun, zum Dank für Alles, was wacker uns heut Du erwiesen:

sey es; ich laß' es geschehn! wiewohl es mir and're Natur ist,

treu den gefaßten Schluß zu bewahren. Wohl! in dem Garten

harr' ich des Mondes mit Euch; doch dieses verweigr' ich: zu Wagen

wieder zur Stadt zu kehren; zu schön ist die Nacht, und ermüdet

fühl' ich mich nicht: auch gut ist der Onkel zu Fuße. gesegnet dir's,

Bruder, so gehn wir zu Fuße zurück; vom Garten sind bald wir

hin nach dem Wald; und der Wald führt schnell uns zur Halde, so diese
bald zu der Stadt uns zurück. Die Nacht ist schön, und der Weg gut."

Und so erhoben sie sich von den Sitzen, und gingen, ein Jeder
fröhlichen Sinn's, durch den Hof, zu dem großen ländlichen Garten.
Wie im beginnenden Lenz nur Knospen der Gärtner des Morgens,
voll an den Bäumen erblickt, und kaum sich erschließende Blüthen;
dann er ein ander Geschäft, in der Stadt, ein entferntes, verrichtet:
aber am Abend kehrt er zurück, und fern her dringt schon
Duft ihm entgegen, und tritt er nun ein zu der Thüre des Gartens:
fröhlich erblickt er die Reih'n der schöngeordneten Bäume
alle geschmückt mit der Pracht des schimmernden Blüthengewandes.

Oder, wie in dem Lande der Feen und der mächtigen Genien,
wenn in dunkeler Nacht sich Wand'rer im dichtesten Walde
fern von den Wohnungen sehn der geselligen Menschen; und plötzlich
glänzend und hell ein Pallast entgegen funkelt; sie staunen,
süß entzückt, doch vertrauen sie kaum den geblendeten Augen:
also staunten, mit Lust überrascht, die Geburtstags-Gäste,
da sie den Garten betraten. Von vielfach glänzenden Lichtern
funkelte strahlend und hell der breiteste Gang in die Länge.
Kunst-geschaffener Tag, vertreibend das nächtliche Dunkel,
flog von der Erd' in die Höh', in der Pracht der buntesten Farben.
Alle standen und staunten; es trauten die dunstiger Blicke

von der süßesten Lust den Strom der bunten Erleuchtung,
die bis zum Ende des Gartens sich hinzog, bis an
das Hüttchen,
welches zum Felde hinführt, und welches in goldenen
Flammen,
herrlich, ein glühender Tempel, stand. So voller
Behagen,
weilten sie lange, Keiner dem Andern, laut oder
leise,
wie überrascht er sey, und wie er sich freue, verkündend.
Endlich brach das Schweigen die Grosmama selber,
die erste.
Herzlich drückte der Tochter die Hand sie, und sprach
voll Freude:
„Stets auf erneuete Lust, in der festlichen Feier des
Tages
wirst Du bedacht! Ein fröhlicher Schluß zum fröhlichen
Anfang!“
Und zur Geburtstag'rin die sanfte, bescheidene
Tochter:

„Duftig duftet nur in Allem, o Mutter, erlacht sich das Herz aus;
deutendes Zeichen nur ist's; und süß ist die Mühe der Arbeit."
Also die Tochter. Und dann zu den Andern ihr heiterer Gatte:
„Vorwärts, Kinder! den funkelnden Ganz nur hinab nach dem Hüttchen:
eigen geschmückt scheint mir's." So dieser, und Alle zogen
fröhlich dahin im Schimmer der vielfach strahlenden Lichter.
Alle besprachen voll Lust sich, wandelnd, unter einander.
Rino begann: „wohl gleicht das Ergetzen, das heut wir schmecken,
jenem, welches die Wand'rer erfreut, wenn in Tagen des Herbstes
munter zu Bergen sie steigen: es schöneret sich immer die Aussicht,
bis sie den Gipfel erreicht: dann blicken sie rings in die weite

lieblicher Gegend umher, die reizender nun sich entfaltet;
reiner ist eben die Luft, und näher sind sie dem Himmel.
Also auch wir. Es begann voll Lust der festliche Tag uns,
und mit den Stunden vermehrte sich auch der Stunden Genuß uns."
Drauf dann ihm: „Ist's, doch als gingen wir mitten in Sternen:
gleich als hätten die leuchtenden Sterne die himmlischen Pfade
heute verlassen, herab zu der Erde den Himmel zu führen."
Also sprachen diese voll Lust jetzt unter einander.
Und nun waren sie nahe zum Hüttchen gekommen, wo frühe,
wie im Tempel der Liebe, die Knaben die Grosmama grüßten.
Festlich war mit Kränzen geschmückt das freundliche Hüttchen:
Ketten von Blumen hingen herab von den funkelnden Wänden,

und in der Mitte prangt' im buntesten Glanze der Nahme
hell der Geburtstägerin mit schön verschlungenen Zügen.
Und als All' umher in Betrachtung heiter verweilten,
heilige Stille der Nacht um sie her: es ruhten die Bäume,
ruhten die Blumen des Gartens, auch nicht vom leisesten Lüftchen
aufgeregt; und hell aus dem Aether blickten die Sterne
freundlich zur Erde herab, der Wiege der werdenden Engel:
da stieg sanft empor aus innerem heimlichen Hüttchen
leise wie Geisterton, und rein wie murmelnder Spring-Quell
welcher in Blumen fließt, ein süßes harmonisches Wehen.
Aus gewundenen Hörnern empor mit dem zartesten Wohllaut
stieg die Weise des Lieds: „Entzückend schön ist die Liebe."
Alle nun standen sie still wie in Gottes heiligem Tempel,

lauschten und horchten bewegt, und Niemand wagte zu athmen.

Doch bald neigte die Mutter sich hin zu der Tochter Umarmung.

Siehe da stieg der Mond herauf aus dämmerndem Walde;

freundlich blickt' er herab zum Fest der kindlichen Liebe,

Mutter und Tochter umfloß des Mondlichts silberne Welle.

Als nun Jeder im Kreise von neuem zu athmen begonnen:

da brach Benno, von Lust entzündet, das feiernde Schweigen:

„Jährlich, die Blüthe des Tages ist dieser Augenblick; fernher

zeigten die anderen Stunden sie nur in der Knospe; doch pünktlich

dient, sich entfaltend, die Hülle sie durch, und duftet als Blume."

Sprach's; und von neuem ertönte mit holdem harmonischem Weben

aus dem Hüttchen so Weis' als Gesang das Lied von der Liebe.

Und es wandelten jetzt erfreut in innerster Seele
so die Matrone, wie Alle, dahin im erleuchteten Garten.

Aber es war von den Andern des Wirthes heitere Gattin
heimlich geschieden, und leise zurück zu dem Haus' in das stille
Kindergemach zum Töchterchen hin, wie sie pflegte, gegangen.
Als sie dem Lager sich nahte, da schlief das Kind, ihm blühten,
schöner die Lilien der Stirn, und schöner die Rosen der Wangen.
Himmlisches Lächeln umschwebte die rosigen Lippen des Kindes;
denn ein lieblicher Traum umflatterte kosend die Seele.
Als sich die Mutter genaht, tief athmend erwachte das Kind jetzt.

sanft aufschlug sie den Blick, und erkannte die liebende Mutter.

„Mutter, — rief sie, — im Garten ist's schön: dort singen die Vögel.

War ich nicht dort?" „Nein, Kind! doch bring' ich dich hin!" Und so beugte

liebenden Blicks sie herab sich und nahm in den Arm die Erwachte,

hüllt' in das schützende Tuch sie zuerst und dann in den Mantel,

trug durch dämmernden Hof sie nun fort in den funkelnden Garten.

Also entheben dem Schlaf sanft Engel die Seelen, und tragen

liebend sie hin zur himmlischen Flur in ewigen Frühling. —

Als sie den Garten erreicht mit der süßesten Bürde, da nahte

Benno, der Jüngling, welcher allein in Gedanken verloren

hinschritt, hold umschwebt von den Bildern des lieblichen Tages.

Diese beschauend im Geist, auffaßt' er schnell den Gedanken:
auszumahlen das Bild mit den Farben der holden Erinn'rung,
und es dem Wort zu vertrau'n; stellvertretender Enkel Gedächtniß.
Dieser nahte sich jetzt; und das Kind erblickend: „Gegrüßt sey,
— sprach er — lieblicher Gast in dem Freudenhimmel der Nacht uns!
Deines Gleichen gehört der Himmel in jeder Gestaltung. —
Wie der verwunderte Blick sich verliert im glänzenden Schauspiel!
Wie sie nach allen Seiten sich staunend wendet! Der Garten,
zaub'risch erhell't vom künstlichen Tag, wie scheinet er fremd ihr!
Wie sie die Lichter ergetzen! Wie neu ihr Alles umher ist!"
Jetzo die Mutter: „Ich brachte mit Fleiß sie herab in den Garten,

das das seltene Bild in der heiteren Seele zurück ihr
blicke: denn Bilder der Freude, geseelt in die Seele
des Kindes,
werfen noch oft auf trübere Tage des späteren Lebens
sanften, erhellenden Glanz; und die Seele, gewohnt
nur in heitern
Farben die Welt zu erblicken, erhellt mit dem inneren
Reichthum
holden Frohsinns dann die Wolken- umdüsterten Tage.
Sehn Sie nur wie sie den Glanz aufsucht! Jetzt blickt
sie zur Höhe,
sieht, was nie sie gesehn, den Himmel mit funkeln-
den Sternen."
Und jetzt sprach das Kind, umher mit den Fingerchen
zeigend,
„Ei! wie schön das ist, Mutter! hat du denn im
Garten die Lichter
alle dir angebrannt?" — „Ja, Kind: doch morgen,
wenn wieder
droben die Sonne scheint am lieben Himmel, da werden
alle sie wieder verlöscht." — „Wer hat denn am Him-
mel die Lichter

angebrannt? sie sind ja so hoch! Sprich, löschen auch die weit
aus?" — „Der große Gott hat alle sie angezündet: wiederum löscht er sie aus, wenn's Tag ist." Benno, gerührt, jetzt:
„Gleich dem Kinde fragen auch wir, selbst Kinder im Wissen.
Wie sich im Garten das Kind, so finden wir uns in der Schöpfung
herrlichem Wundergarten des Alles beglückenden Geistes,
welcher die Sterne gestreut, wie Gesäm, zu keimen, zu blühen,
Früchte zu tragen zuletzt, der Vollendung unendliche Erndte.
Nur Unmündige fragen: woher die strahlenden Sonnen,
aus, in unendliche Räume, gesäet? Doch spricht in der Brust nur
deutlich die Stimme der Liebe: so tönt die entzückende Antwort
tief im Innersten wieder: „vom Geist der unendlichen Liebe."

dieser erhält durch kräftiges Wort die rollenden Welten,
stät, auf nicht zu ermessendem Pfad, daß nimmer sie schwanken,
noch von der Bahn abgleitend sich tausend an tausend zertrümmern:
sondern sie rollen im Kreis wie der Uhr verschlungene Räder,
bis die geordnete Stund' und das Werk der Liebe vollbracht ist.
Mögen sie dann verlöschen, die Strahlen der leuchtenden Sterne,
wie des Gärtchens Glanz nun bald verlischt; es verhalle
Sphären-Harmonie, wie jetzt des gewundenen Horns Klang,
wie der Gesang verhall'te; doch bleibt uns ewig die Liebe,
nimmer ermüdet im Schaffen, und immer geneigt zu beglücken.
Auch des Kleinsten gedenkt sie. Es schwimmt im unendlichen Raume,

unter den Sternen verschwindend, ein Stäubchen, wir
nennen es: Erde!
Auch ein gestreuetes Korn: hier reift der Blüthe die
Menschheit
aus dem Keim entgegen und aus dem Staube: denn
Staub ist,
was wir bewohnen, an Werth wie an Größe: dennoch
entfaltet
aus dem Staubkorn auch sich das unvergängliche
Wesen.
Kinder, freu'n wir uns jetzt der immerwechselnden
Schöpfung,
wie dieß Kind sich des Glanzes im hellerleuchteten
Garten.
Doch die Erwachs'nen erfreu'n sich im Geist der höheren
Deutung
aus hellschimmerndem Glanz des nächtlichen Schöpfungs-
tages."

Also Dieser; es schenkte die Hörerin freudigen
Beifall.
Doch die Geburtstag'rin kam jetzt der Tochter entgegen:

„Nun, Henriette, der Mond iſt herauf, und erinnert an Rückkehr,
ernſtlich, unwiderruflich. Iſt's nicht ſchon weit in die Nacht hin?
Freude genug! der Erinn'rung genug auf kunftige Tage!
Dank, mein Töchterchen, ſag' ich Dir wohl, doch fühl' ich ihn beſſer.
Sey auch der Abſchied kurz; will's Gott, ſehn bald wir uns wieder.
Sanft ſey, All' Ihr Lieben, der Schlaf nach köſtlichem Tag' Euch! —
Auguſt, geb' Er das Tuch mir her, und den ſchützenden Mantel,
kühl wird merklich die Nacht, und es ſchadet nimmer die Vorſicht!"

Wenige, herzliche Worte des Danks nun ſprachen die Gäſte,
raſch dann zogen ſie fröhlich hinaus zur Thüre des Feldes,
längs des Weges zurück, den früh ſie beſſer gekommen.

Vor den Wanderern tönte der Klang der gewundenen Hörner
munter hinein in den dämmernden Wald, bis fern zu der Grenze
bei der verschlossenen Brücke, wo, wieder im Glanze des Mondes
schimmernd, die Stadt sich zeigte mit funkelnden Thürmen und Häusern.

Also endete froh der Geburtstag, wie er begonnen.

Dritte Abtheilung.

Der Wanderer in Italien.

Epigrammatisch-elegisch.

(1801 — 1802.)

Eingang.

Lieblicher Hauch der italischen Luft! wie zauberisch spielst du
mir um die Brust und wehst neue Gefühle mir an!
Dies ist die Luft nicht des heimischen Lands! So weich und so kosend,
Sinne - bestrickenden Hauchs, athmet der Deutsche sie nicht.
Rauhes Gebirg und rauherer Sinn, tief-ernsteres Leben,
Sorge, gemessnes Bemühn, blieb an der Grenze zurück.
Hier, im behaglichen Muth hinflatternd, singend, ergetzlich,
sorglos, wandelt dahin wem du begegnest. Es gilt
Ruhe, das Höchste, dem Volk, und Geister im kühlen
den Schatten

unter dem Myrthengesträuch, unter dem blauen Gewölb
reinsten Himmels. Es saht des Wanderers forschender Blick hier
schöner der Pflanze Gestalt, reiner die zartere Form,
Heiteres Leben, erweckender Reiz, dieß regt sich in Allem,
was du gewahrst: in der Flur, wie in der Städte Bezirk.
Uppige Fluren! maendliche Ebenen, Reben-bepflanzte!
fern im reinen Azur sanft von den Bergen bekränzt!
Freundliche Städte! geschmückt mit Tempeln und stolzen Palästen,
und mit den Werken erfüllt edler, erhabener Kunst!
Wie dich der Mahler geschmückt, Vicenza, Blumen-gezierte!
Wie kein Alter den Schmuck, dir, o Verona, geraubt:
köstlichstes Werk unermeßlicher Kraft: dein Amphitheater!
Wie du, Padua, schön strahlst in Palladio's Glanz!
Nimmer vergeß' ich's! Ich sah — und dankend erzähl' ich es einst noch —
hier in Eurem Bezirk Großes und Schönes zuerst.

I.

Venedig.

1.

Lebe du, Padua, wohl; und ihr, Vicenza, Verona,
lebt nun wohl, mich empfängt jetzt das geflügelte Schiff,
welches den langen Kanal mich hindurch zum Gestade des Meeres
trägt, wo fern in der Fluth schwärzlich ein Pünktchen erscheint,
das einst mächt'gen Gebots drei mächtige Reiche beherrschte,
kühn mit der Schiffe Gewalt bändigend Länder und Volk.

Dir, o stolzes Venedig, entgegen, in grünlichen Wellen,
schiff' ich, und hoffe zu Nacht dir in den Mauern zu seyn.
Seht, wie dehnt sich das Meer ins Weite, das nimmer ermess'ne.
wogende, fern dem Blick nur mit dem Himmel begrenzt!
Doch schon steigt aus Wellen empor in der Ferne die Meerstadt,
grau, nicht gesondert, roh, gleichend der Klippe der Bucht.
Bald nun scheidet sich Form und Gestalt, und es wächst der Gebäude
reicher und reicher die Zahl, größer und größer das Maaß.
Seht, wie näher es rückt, und die Fenster der grauen Paläste
glühn im purpurnen Roth, aus von der Sonne gesandt!
Hinter uns sinkt sie, und strahlt auf Meer und Himmel noch Glut aus,
und jetzt scheidenden Glanz auf die gesamtere Stadt.

2.

Ha! wie rege das Meer von den Gondeln und Nachen!
Was willſt du,
Barke, zur Seite des Schiffs, das du ſo eifrig verfolgſt?
Bräunliche Männer! ſie bringen die Beute des ſalzigen Meeres
Fremden zum Kaufe; denn reich ſchlüpfte die Auſter ins Netz.
Friſch! die Limone dazu! So laßt in der Flur uns der Meerſtadt
koſten die einzige Frucht, die ſie zu bieten vermag.

3.

Nahm' es, Venedig, ach nicht, daß nimmer Geraſſel der Räder
dir von den Straßen zurück hart in die Häuſer ertönt.
Gondeln, ſie gleiten ſo ſtill auf glattem und ſtillem Kanale:
aber der Fahrer Gebrüll gleichet dem tobenden Meer.

Nimmer hört' ich so wüstes Gezänk aus menschlichen Kehlen;
grunzen die Lenker sich nur, scheint es sie zanken erbost.
Nachts wie am Tag, und ach! weit schlimmer in lauschender Nacht noch,
wenn den ermüdeten Leib sucht der erquickende Schlaf.
Und doch litt ich sie gern, die gewaltigen Seufzer des Schlummers,
nähm nur günstig ein Gott größere Plage von mir.
Unter dem Fenster, am Brückchen des kleinen Kanals, da plärren
Bettler, ein kreischendes Paar, immer das gleiche Gebet.
Eifersüchtig auf kleinen Gewinnst erhalten in Athem
stets sie einander: so treibt Rad in der Mühle das Rad.
Und so verscheuchen sie mir den Besuch, den geliebten, der Musen:
diese, die scheuchternen, fliehn scheu das verworrne Gezerr.

4.

Vieles hab' ich erduldet, und ſawer noch duld' ich ſo manches,
was mir Leben und Luſt, ach! und die Ruhe benagt.
Aber führt mich in dunkeler Nacht der kundige Diener
durch das Gewirre der Stadt hin zum geräumigen Haus,
wo das Venetiſche Volk ſich ergetzt, die erkünſtelten Sprünge
rüſtiger Tänzer zu ſehn: ſchwindet das Leid mir hinweg.
Nicht zwar theil' ich die Luſt der Entzuckten, aber es rührt mir
ſüß'res Ergetzen den Sinn tief bis ins innerſte Herz.
Denn Arin liebliches Kind, der Grazien eine, der Muſen,
ſcheint ſie zu ſeyn, im Tanz ſchwebt ſie ätheriſch dahin.
Leben führt ſie zurück, und Luſt mir; aber ach eins nur
giebt des Vermißten ſie nicht; Ruhe, die ſcheucht ſie hinweg.

5.

Alles ist fremd mir unter, in den meerdurchschnittenen Straßen,
wie auf prunkendem Markt: Sitten und Kleider und Volk.
Aber wandl' ich am Meer auf schmalem, steinernem Damm hin,
wo das Gewimmel sich treibt mäß'ger und thätiger Welt,
Mönch und Israelit und die Schaar frohrüstiger Schiffer,
und im zerfetzten Talar Edle des dürftigen Staats:
dann im bunten Gedräng, im Geräusch fremdsprechender Zungen,
sind ich mich plötzlich entrückt hin zu der heimischen Flur.
Denn, hoch über den Wimpeln dahin stolzragender Schiffe
hier im geräumigen Golf, schwebt unter Wölkchen der Mond,
abendlich schön, fast selbst nur ein Wölkchen, am duftigen Himmel,

nur vom scheidenden Glanz herrlichen Tages bestrahlt.
Also bestrahlte daheim der Mond auch Dörfchen und Flur jüngst,
und auf heimischer Flur, wandelnd, die Freundin und mich.

6.

Welch ein entsetzlich Geschrei am Platze des heiligen Marcus,
nahe den Säulen, die einst eherne Rosse geschmückt,
hart an der Pforte des Dogenpalastes, der einsam und leer steht.
Einer allein nur erhebt's mitten im staunenden Volk.
Einer, ein schmutziger Held, nur halb den Körper bekleidet,
und den vergriffenen Hut schwingend in nervigter Faust,
dann mit der andern das Tuch, das zerlöcherte, flatternde, schwenkend
und von der Stirne den Schweiß trocknend, vom Munde den Schaum.

Sage, was wathet der Mann, und was stammt die gaffende Menge,
alles vergessend und sich, die sie dort sonst so bedenkt?
Doch das nächtlaste nimmer vergessen sie: stehend im Kreise,
oder gelagert umher, stimmen und stemmen zugleich
Alle sie ruhig das Mahl des Tags: die grobe Polenta,
oder, am Schiffe gekauft, gierig die schlechteste Frucht.
Aber er selber der Held, in der Mitte verweilt er, am Pomps
groß des schallenden Worts, groß in geworfener Brust,
hochaufstrebend das Auge voll Glut, das geschwollene, stiere,
glutaberzogen die Stirn, und das Gesicht, und den Hals.
Heiser, — es weigert die Stimme sich ihm zum schmählichen Mißbrauch,
— rollert er tobend und wild Verse der Meister heraus.

Dich, o Tasso, zerfleischt, und dich, Ariosto, der Wuthige;
Roland selber zu seyn fehlt es an Muth nicht dem Mann.
Toll wie ein Rasender stürzt er umher in dem Kreise der Herer;
aber es freut sich das Volk, und es bewundert die Kunst.
Also gleicht dem Markte der Welt der Markt zu Venedig:
nur das Gepolter gefällt, nur das Betäubende rührt.

7.

Trübe ist der Tag, und es drückt mich die Luft in dem ängstlichen Zimmer.
Auf! an den heiteren Ort! frische dir Augen und Herz!
Aber wo schlendre ich hin? Hier wächst kein schattiger Baum auf,
und es verschließet dem Keim welgernd der Boden den Schooß.
Mauern überall nur und Felsen entgegen den Felsen,

Wohl! ſo ſuche die Luſt auch in der Felſen Bezirk!
Saaten gedeihn hier nicht, doch Menſchen im bunten Gewimmel.
gleich den Halmen der Saat wogend, du findeſt ſie hier,
auf ſtets wandelnd und ab auf köſtlich geplaſtertem Platze,
fröhlich in Handel und Tauſch, ernſt im ergetzenden Spiel
unter den würthlichen Bögen. Es gilt! ich ſetze zum Kreis mich,
wo ein erledigter Sitz freundlich dem Kommenden winkt,
Alle betrachte' ich, und Alle vergnügen mich, was ſie beginnen;
denn es ergetzt uns der Menſch, wenn er geſchäftig ſich zeigt.
Und ſo verzehrt ſich gemach des gereichten Levantiſchen Trankes
Schal', und ſieh! es verzehrt auch ſich gemach der Verdruß.

8.

Marmor häuftet ihr auf in gethürmten, unendlichen Massen,
fügtet in Ordnung und Form, meisterlich richtend, das Werk.
Sieh, nun steht, zum Trotze der Zeit, zur Bewundrung der Nachwelt,
herrlich ein hohes Gebäu, schön ein bezauberndes da.
Hoch auf wölbet sich prächtig die Form des Ganzen; und einzeln
glänzet jeglicher Schmuck zierlich am richtigen Ort:
so der gewürfelte Boden, als, säulengetragen, die Kuppel,
und das erhabene Chor, und der geweihte Altar.
Und wenn andre Gebäude der Massen viele bedürfen,
manches Gestein und Gebälk: baute mit sparender Pracht
nur aus Marmor allein, dem reinsten, des Künstlers Hand dich,
Stolz der stolzesten Stadt, seltenster Tempel der Welt.
Längst nun dienen in dir, dem reichsten, geschmucktesten, arme

wankende Greise, den Leib dürftig in braunes Gewand,
wollenes, grobes, gehüllt, und die Scheitel entblößt,
und den Fuß nur
durch Sandalen geschützt gegen die Kälte des
Jahrs,
immer den kältesten Stein betretend im heiligen
Dienste,
oft das schwärzere Haupt beugend zum Marmor
gebeugt.
Also leben die Armen nun stets in versteinerter
Andacht;
nie lockt Phöbus den Schritt, nimmer so Lust
hinaus
in die erfreuende Welt. In den Hallen des schimmernden
Marmors
feiern sie Tag so und Nacht, Frühling und Winter
zugleich.
Weislich dachte doch, traun, das Beste der menschliche
Witz aus,
welcher zum kältesten Dienst weihte den kältesten
Stein.

9.

Immer doch fesselt ihr uns, ihr Frauen, wo ihr erscheinet;
selbst in den Kerker gesperrt übet ihr Herrscher-Gewalt.
Nah am breiten Kanal steht einsam ruhig die Kirche,
welche den köstlichsten Schatz lieblicher Mädchen verschließt.
Hoch im vergitterten Chor, und verborgen dem männlichen Anblick,
lauscht die verschwisterte Schaar, streng in der Domina Hut.
Schon ist der heilige Raum erfüllt von ernstlichen Betern,
die mit geschlagener Brust knie'nd zu den Heiligen flehn.
Siehe, da rauscht er herab der Musik schönwallender Goldstrom,
füllt, und erquickt, und belebt, kräftig, das schmachtende Herz.
Nun einmischt sich der holde Gesang melodischer Stimmen,

glänzende Tauben, im Flug, säuseln zum Himmel
sie auf.
Beide, Musik und Gesang, sind der Jungfrau'n. Die-
ser nun ward, statt
blühender Küsse, Gesang, statt der Umarmung, Musik.
So nun fesseln sie Sinn und Gemüth, und es zaudert,
entzückt, jetzt
Heil'gen zu opfern, das Herz, sterblichen Mädchen
geweiht.

10.

Oefters verwünscht' ich, Venezia, dich, im thörichten
Sinne,
schalt die Straßen zu eng, schalt die Paläste zu öd.
Jetzt, ach! reut es mich sehr, da hinaus mich in wilde
Gewässer,
in des Novembers Gesturm jagt das erzürnte
Geschick.
Jetzt erst fühl ich mit Lust dich, liebliche, traute
Beschränkung,
die ich so thöricht gescheut. Schmerzlich verlaß ich
nun euch

äußere, schützende Hauser, und euch, geselige Bruder,
welche zur Oper mich bald, bald zum Casino geführt;
auch dich, trauliches Zimmer, du Wohnort stillerer Musen,
auch dich, kleinen Kamin, der du mich liebend gewärmt.
Nicht mehr sitz' ich zu Nacht am Bett der genesenen Freundin,
reiche nicht mehr den Trank heilender Kräuter ihr hin,
schüre das Feuer nicht mehr, und trinke den würzigen Thee nicht,
ihn, den Ermunterer, mehr, froh der geruhigen Nacht,
welche mit lauschendem Ohr vernahm, was der Brittin ich heiter
bald vom brittischen Geist, bald von dem gallischen las.
Wie wir uns oft so erfreut der eigenen häuslichen Ruhe,
meute den Sohn des Gedichts drohend so manche Gefahr.

Ich auch selbst drohn'n unsicheres Lebens Gefahren,
schnell; und die kommende Nacht schleudert ins Weite mich hin.
Ungewiß irr' ich umher auf blindherstobenden Wellen,
die der entfesselte Po weit in die Länder gesagt
gierigen Hunden gleich, zu zerreißen die schüchterne Beute,
welche nicht reißender Hast, nicht der Gewalt widersteht.
Also dahingegeben dem Spiel des mächtigern Schicksals,
folg' ich gebietendem Ruf, lassend das sichere Glück.

11.

Summend hallt durch die Lüfte die mitternächtliche Glocke. —
„Fährmann, löse das Seil, stoße den Nachen vom Land,"
schallt das gebietende Wort des rauhen, vereideten Boten,
den in der rauheren Nacht zwingt der gewählte Befehl
hin zum schönen Florenz Venezia's Kunde zu bringen,

ihn, der Reisenden jetzt Einzigen; ihm ich gesellt,
suchend den sicheren Pfad im sturmdurchströmeten Lande,
wo der verwüstende Strom Häuser und Heerden geraubt.
Ruhig funkelt herab vom entwölkten Himmel das Sternheer,
das, sich des Winters erfreu'nd, klarer und leuchtender strahlt.
Kaum noch wehrt mir im Nachen, dem schlecht verwahrten, der dichte
hüllende Mantel den Frost, der mich erstarrend ergreift.
Ungewiß schwanket der Kahn und schaukelt sich über den Wellen,
ungewiß wie das Geschick, das mich itzt strenger umgiebt.
Heilige Mächte des Lebens! ich flehe mit tiefer Empfindung
fromm euch an: verzeiht, wenn ich gefrevelt im Glück!
Laßt es dem Rascheren nicht und nicht dem Bethörten entgelten,

wenn er die Schranke vergaß, wie der entfesselte
Strom.
Sondern, liebt ihr die Opfer der strebenden, sterbli-
chen Menschen:
führt mich durch die Gefahr! weiser, ach, macht
sie allein.

II.

Florenz.

1.

Nun so erstieg ich denn euch, Apenninen, gewaltiges, raubes,
wolliges, hohes Geschlecht! Gipfel zu Gipfel gethürmt
starrt ihr rings um mich her, und ich blicke vom steileren Rücken
auf die erstieg'nen zurück, auf die noch drohenden hin.
Schweigen, das heilige, herrscht weithin in den einsamen Höhen,
fern ist der Thäler Geräusch, fern die geschäftige Welt.

Hier auf felsigem Sitz, zur Seite des grausenden Abgrunds,
welchen die Straße des Bergs kühn und geländelos berührt,
sitz' ich und harre getrost des klimmenden Zugthiers,
das, vom Treiber geführt, leichter die Höhen erklimmt
mit der beschwerlichen Last des mäßig beladenen Wagens,
der, zweirädrig und hoch, leicht in den Thälern gerollt.
Einsam sinn' ich mir itzt, mit still rückschau'nder Betrachtung,
froh den entwichenen Pfad, froh die Gefahren herbei.
Fern ist Venedig, und fern sind die rauschenden, wilden Gewässer,
die mich in düsterer Nacht, die mich am Tag noch erschreckt.
Glücklich trug mich der Po auf breitem, gewaltigem Rücken

(Vesperus blickt' ihm zu) über zum ebenen Land.
Auch Ferrara ist längst und Bologna dahinten geblieben,
und ich verweile nun hier, mitten in Berge gehüllt.
Was auf schwankendem Weg mir schreckend die Seele gescheucht hat,
alles schwand wie ein Traum, schwand wie ein Schatten der Nacht.
Ach ich gedenke darum der alten, vergangenen Zeiten,
denke der Lieben daheim, grüße bewegt sie im Geist.
Säh'st ihr am einsamen Hang des hohen Italischen Berges
sinnend sitzen den Freund, welcher im Herzen euch trägt:
trauertet wohl ihr um ihn, daß er fern dem freundlichen Leben,
welches euch traulich umgiebt, wandert im wilden Gebirg,
rastlos, Nächte hindurch und Tage des schwindenden Jahres,
nicht vorsehend den Gang, ihm vom Geschicke bestimmt.

Denn wie Berge mir rings umdämmen die freiere Aussicht:
also erspähet das Aeos kommendes Tags nicht der Blick.
Aber es fristeten mir das Leben freundliche Mächte:
freundliche Mächte wohl auch schmücken das künftige mir.
Still denn harr' ich getrost, wie lange verzögerndem Wagen,
also der kommenden Zeit, hier in dem wüsten Gebirg.

2.

Fremdes Geklingel ertönt von des Maulthiers farbigem Hauptschmuck.
Sicher schreitet das Thier auf dem gefährlichen Pfad,
nahe dem Abhange, hin, dem steileren, wo in den Abgrund —
straucheln der wankende Fuß — nicht zu erretten, es führt.
Aber es scheuet sich nicht, und es kennt die drohende Gefahr nicht!

Wahrlich, es ist wie ein Kind; aber doch sicherer tritt's,
künstlich belehrt durch den Sinn, den eingeborenen, klugen.
So wählt sicher der Mensch, prüfend mit reinem Verstand,
wohl das Rechte sich aus, nicht strauchelnd in schlüpfriger Laufbahn.
Sieh, und so sichert den Pfad Jedem ein schützender Gott.

3.

Ja! wohl gleichet das künft'ge Geschick dem zögernden Wagen;
beide, so sind' ich, gehn nur den gemächlichen Gang.
Fern ist Florenz, und sobald nicht erreicht! und es strebt das Gemüth doch
immer dem neuen Geschick, immer dem künftigen zu. —
Sprich, denn dir ist die Straße bekannt, du Treiber des Maulthiers,
ist's noch weit gen Florenz, komm ich zum Abend noch hin?

„Wenn ihr rüstig euch regt durch Berge hin, die zu ersteigen
noch euch sind, so gelangt wohl ihr am Abend ins Thal.
Fahrt ihr wacker die Nacht hindurch: dann nah't mit des Morgens
Dämmerung ihr Florenz, zieht mit der Sonne dann ein."
Ach welch böser Bericht! kaum tragen die Füße mich weiter
auf dem beschwerlichen Pfad, welchen die Hoffnung gekürzt.
Wohl ist es wahr: nicht frommt es uns je zu erkunden das Schicksal:
denn kein Schwacher erträgt strenge Gemessenes leicht.

4.

Schon graut dämmernd der Morgen, und noch durchstrahlt in der Hölle
leise sich lösender Nacht nicht das gewünschte der Blick,

nicht das gehoffte Florenz: und es zaudert, und weilet,
und kommt nicht.
Aber auf einmal, horch! dröhnet gepflaßerter Pfad.
Nahe nun bin ich der Stadt gewiß, ich erblicke ja
Bäum' auch,
schön zu den Seiten des Weg's künstlich in Reihen
gepflanzt!
O wie rauschet ihr auf mit sanftem Geflüster so
lieblich,
glänzet so lieblich im Schein weißlicher Dämmerung mir,
friedliche Zweige! Noch kenn' ich euch nicht; wie Silber, so schimmert,
zitternd, das säuselnde Laub, leise vom Winde bewegt.
So einst tönte dem Knaben das Lied hold pflegender
Mutter,
lag er im liebenden Schooß, sicher, ein liebendes Kind.

5.

Heiteres Wandeln ist hier, Florenz, du schönste der
Städte!
freundlich grüßet den Blick überall jeglicher Platz.

Und die Portale, die Säulen, die Kirchen, die hohen Paläste,
Alles deutet den Sinn, edel, den ordnenden an.
Läßt ein verworr'nes Gemüth anschauen das fröhliche Gleichmaß,
welches die Steine der Stadt, fliegend, die todten belebt:
wahrlich, es wendet sich ab, schaamvoll, von verwirrendem Sinne:
denn hier redet der Stein kräftig dem Menschen ans Herz.

6.

Wohl durchwandl' ich den Tempel der Kunst, und die Säle, mit Ehrfurcht;
aber vor allem den Saal, wo du, o Niobe, weilst,
du mit der Schaar der Todten im zweiten blühenden Kreise,
jede den staunenden Blick festhält an liebliche Form.
Soll ich, Niobe, dir, der herrlichen, kinderbegabten,
mehr wohl klagenden Schmerz, oder Bewunderung weihn?

dir und den schönen Erzeugten, den blühenden Töchtern, die alle
ihr in Fülle der Lust liebliches Leben geschmeckt,
als den tödtenden Pfeil die erzürnete, hohe Diana
sandte zur athmenden Brust Jeder der blühenden Schaar?
Nein, ich beklage dich nicht; denn es weichet das göttliche Leben
keiner im heiligen Kreis, treffe das Göttergeschoß
Busen sicher und Herz; ihr seyd unsterblich: es schirmet
ewiger Schönheit Glanz euch den untadlichen Leib.

7.

Oft schon, Laokoon, hat fühlend das Herz dich betrauert,
aber das Auge zugleich still sich im Schauen ergetzt,
wenn es den bittern Kampf mit den Leiden der Sehn',
und der eignen
Qual, im Marmor erblickt, der zu bewegen sich scheint:
von dem unendlichen Schmerz erfüllt der Schlangen verletzten,

deren entsetzlich Geschrei wähnt zu vernehmen das Ohr.
Doch mich erfreuet das Eine: daß klar der Gemarterten Blick sagt:
wie der willkommene Tod bald von der Qual sie befreit.

8.

Künstler, was bildetet ihr so gern den Schmerz und den Tod euch,
liebend, in mancher Gestalt? auch ja der Fechter erscheint
sterbend, ich seh' es, und hauchet den Geist im nächsten Moment aus.
Waret den Schmerzen ihr hold? freute das letzte Geschick
sterblicher Menschen euch so? — Ich verkenn' euch, oder ihr weihtet
immer der Freude den Schmerz, immer dem Leben den Tod.

9.

Staune, betrachtendes Aug', und verlier' in unendlicher Macht dich,
wenn das Vollendetste du, wenn du den Torso erblickst.
Reich in gedrängtester Kraft strotzt stark der gewaltige Rücken;
jeglicher Muskel erzählt mächt'ge, heroische That.
Nur dem Gotte, dem Göttergezeugten, gehörte die Bildung;
denn sie verkündet es laut: seht, ich besiegte die Welt!

10.

Venus, holder Merkur, ihr reinen Gestalten des Aethers,
sinnvoll sind' ich euch hier neben einander gesellt:
dich, den süßen Genuß verkündend und inniges Gnügen,
Cypria; Hermes dich, deutend gelingende That.
Also gesellt scheint ihr unsterbliche Götter zu sagen:
That nur neben Genuß giebt ein vollendetes Glück.

11.

Meerentstiegene, heit're, beglückende, selige Göttin,
Zierde des hohen Olymps, Mutter des mächtigsten Gott's:
deine Gestalt zu besingen, den Glanz vollendeter Anmuth,
gönnte zum schönsten Geschäft mir der erscheinliche Tag.
Schwankend zweifelt' ich lang, auf welchem der himmlischen Reize
ruhen vor allem der Blick möchte, von allen entzückt.
Endlich hab' ich mich sanft entschieden, den Preis, den verdienten,
keinem zu rauben, und dir selber den köstlichsten Preis
zuzugestehen, die, hold du geschmückt mit unendlicher Schönheit,
in dich gesammelt, umsonst himmlischen Zauber verbirgst.

12.

Bachus, göttliche Kraft, du Fülle des fröhlichen Lebens,
wie, vollippiges Schaums runden die Glieder sich dir!

wie ist das Auge belebt, und die heitere Stirn, und der Locken
wogender Reiz, wie gewölbt blühet so Schulter als Brust!
Welch ein entzückendes Lächeln beseelt dein jugendlich Antlitz!
Kaum faßt, weich, die Gestalt, frendiges Leben, dich ganz.
Schöner, blühender Gott, du schönster der seligen Götter,
dir vor Allen umfaßt flehend der Beter das Knie!
Höre das leise Gebet (ihm zurne der übrigen Götter keiner): neige dich stets, himmlische Freude, zu mir.

15.

Wie dort fröhlich der Faun sich ergetzt! die schelmische Miene
deutet den listigen Scherz, den er der Nymphe gespielt.
Ganz vergessen in Lust, hinlauscht sein Auge zur Schonen,
die ihn küßt, die er selbst, wieder küssend, nun meckt.

14.

Welch ein besondres Gemisch! In unübersehbaren Reihen
steht an dem Boden die Zahl römischer Herrscher gepflanzt:
Köpfe von Marmor und Erz, wie Blumen in künstlichen Beeten,
wo sie der Gärtner erzog, gleich nicht an Tugend und Glanz:
oft, schön prangende Blüthe: der Kelch nur heimlichen Giftes;
oft dann, widriges Kraut: bergend die heilende Kraft.

15.

Gern verweil' ich um euch, ihr redenden Köpfe der Mahler,
hier in farbigen Reihn rings um die Wände gehängt.
Jeder, das eigene Bild und die eigenen Züge der Leinwand
anvertrauend, erzählt schnell das erlebte Geschick,

zeigt den lebendigen Trieb, den eingebornen, die Farbe
seines Gemüths und den streng Jeden beherrschenden Sinn.
Keiner verbirgt das Inn're, sich selbst zu betrügen geschickt wohl,
doch nicht das Wort des Gesichts, nicht den Verräther, den Geist.
So offenbart denn Jeder, dem Trunkenen gleichend, geschwätzig,
ob er die göttliche Kunst, ob er sich selbst nur geliebt.

16.

Hallet sie heilig, die Wände, wo einst der begeisterte Mahler
auf die Thorthüren gehängt; leer ach erblick' ich sie jetzt.
Zeigt sie dem Fremden, daß einst, anstaunt er am fremderen Ort das
Kunstwerk, ihm er, gerecht, welche gebührenden Preis.

17.

Milder wehte die Luft, als kehrte der scherzende Frühling,
gänzlich vergessend der Zeit, mitten im Winter zurück.
Sieh, da enteilt' ich der Stadt und verlor in der lächelnden Flur mich,
welche das holde Florenz, schön es bekränzend, umschließt.
Reineres Blau durchfloß das gewölbte Gebäude des Aethers,
und mit belebendem Strahl wärmte die Sonne den Ort,
wo ich, umfaßt von dem Grün hier nimmeralternder Bäume,
und von dem Vögelgesang unter den Zweigen ergötzt,
leiser zu treten dem Fuße gebot, daß die fröhliche Waldschaar
nicht verstummte, dem Hain scheuchern verbergend die Luft.
Wogend wiegte das Gras verlangt auf freundlichen Hügeln,

wo, einladend zum Sitz, künstliche Bänke gestellt,
bald auf Brunnen den Blick, bald auf schönglänzende Säle
lockten, und dann zum Beet duftender Blumen zurück,
die, von den Göttern beschützt der prangenden Gärten, die Herme
hier, die bescheidene, dort kränzten die hohe Statue
bald des Pans und der Faunen, und bald der reichen Pomona,
und, im sanfteren Schmuck, lieblich die Göttergestalt
Florens, verehrt von der Flur, und verehrt von der blühenden Stadt einst,
der sie den blühenden Schmuck auch noch im Alter erhält.
Also den herrlichen Reiz rings fassend schwelgte mein Blick; mir,
sanft vom Lenze verlockt, schwand der Gedanke der Zeit,
schwand der Gedanke des Orts: ich wähnt' im elysischen Traume
bei der versammelten Schaar seliger Götter zu seyn

auf ſtets blühender Flur, wo keine der Sorgen, der Schmerzen
keiner das lächelnde Glück, das ſich verjüngende, ſcheucht.
Aber es kehrte der Sturm und es kehrten die Wolken, und jagten
weit das liebliche Bild fröhliches Lenzes hinweg.
Doch nun mahlt es der Griffel im warmen Zimmer, und zaubert
ſtill beim flackernden Licht Frühling und Götter zurück.

18.

Amor, böſer Geſell', du haſt mich lange belauert,
lange den freveluden Muth höniſch im Stillen belacht!
Endlich erſiehſt du die Zeit, und den Unvorſichtigen, Schwachen
neckſt du in mancher Geſtalt, die du dir, künſtlich, gewählt.
Aber den bitterſten Schmerz entzündeſt du, ſtellſt du, o Künſtler,
zaubernd die Heimath mir, ach, die verlaſſene, dar.

19.

Peinliche Stille beherrscht das verödete Zimmer; es zog sich,
spröd, zum entfernteren Saal thätiges Leben zurück.
Träumend, ins Lager gehüllt, krank lieg' ich; es dämmert so düster
Durch die Gardinen des Betts nur ein verbleichender Tag.
Horch! was rauschet die Thür'? ist's Amor's zärtliche Kunde?
Sendet Maria das Buch schnell, das gelesne, zurück?
Liegt mir ein Zettelchen drinn, ein bedeutsames, welches das Herz labt?
Nein! der Schweizer ist's nur, aus der Taberne gesandt,
mit dem erquickenden Thee, dem dampfenden. Sieh! wie behutsam
steckt der Knabe den Kopf durch die geöffnete Thür,
daß er den Schlummer nicht störe dem Fremden, er selber ein Fremder,

fern vom heimischen Land, dienend, verlassen, allein.
Wieder einmal hat der Gott zum Gleichen das Gleiche gesellet:
nur der Verlassene nimmt gern des Verlass'nen sich an.

20.

Wanderer, faßt in Italien dich schwerdrückende Krankheit,
schüttelndes Fieber, Verdruß, Ekel der Speis' und des Tranks:
Auf dem Lager zu lang nicht weil' in träger Ergebung!
Mache dich eilends heraus: zahle die Zeche dem Wirth!
Rufe den Fuhrmann dir! laß schirren das sichere Maulthier!
Eile vom Orte hinweg, wo du, verweilend, verdirbst.
Nichts ist verderblicher hier als Gliederbelastende Trägheit:

faßt sie dich einmal an: läßt sie so leicht dich nicht los;
sondern sie nagt dir am Leben, wie mir. Drum fort mit dem Murrkopf!
führe den Kränkelnden schnell rasselnd der Wagen davon!

III.

Winterreise.

1.

Seyd mir, o heilsame Lüfte gegrüßt! ihr belebenden! heiternd
weckt den Sinn ihr auf, scheuchet die Nebel hinweg
von dem erwachten Gemüth; und es sehnet das Herz sich von neuem
so nach des Tages Geschäft, wie zu dem Wechsel der Luft.
Viel schon heiterer Stunden vergönnten die ewigen Mächte
mir, dem Wanderer schon; viele der traurigen auch.

Alle doch nehm' ich als Glück sie nun an, die wechseln-
den; alle,
fügen zur Lust sie sich nicht, sind sie zur Lehre
doch gut.
Immer bereitet der trübere Tag den heiteren schön
vor;
und den beschwerlichen selbst bessert im Spiele man
leicht
mit dem vergänglichen Schmerz; es üben im Kampf
sich die Kräfte;
und es verschwindet die Noth: nimmst du sie scher-
zend dahin.

2.

Tage nun wieder und Nächte verbringen auf mißlichem
Weg wir,
langsam fördernd die Fahrt; ferne noch weilet das
Ziel.
Zwar bedenk ich mich wohl, so wünsch' ich das Ende
der Reise
kaum: denn freundlich umgiebt schon mich im Wagen
die Welt.

Nimmer fehlt das Geschäft, und nimmer der zarte Genuß uns;
und, so den Frauen als mir, heiter belebt ist der Raum.
Mährchen erzählen wir jezt; dann tönt mehrstimmig ein Lied uns
froh beim funkelnden Wein, welchen der Diener gereicht.
Aber das schönste Geschäft, zugleich mit dem schönsten Genusse,
hat mein Aug': es beschaut, reizende Nachbarin, dich.

3.

Durch manch mißlichen Pfad, durch holprige Straßen und Dörfer,
viel vom Regen am Tag, Nachts von der Kälte geplagt,
endlich in Rom nun zu seyn, und Rom nicht zu sehen! es foltert!
denn, ach! die dunkelste Nacht birgt uns die glänzendste Stadt.

Zwar nicht die nächtliche Zeit: das Dunkel des schwarzesten Tag's iſt's
und der entfeſſelte Strom, der von dem Himmel ſich ſtürzt.
Tief in die Mäntel gehüllt eilt Alles geduckt von den Straßen,
ja und der Bettler ſogar kriecht in die Höhle zurück.
Ob noch ein Pantheon hier, ein Coliſeum, ein Circus,
ob Sankt Peter noch hier, noch Obelisken zu ſchau'n?
Fragt dieß, Freunde, mich nicht; denn ich ſeh' es nicht; düſterer Schleier
hat jetzt alles umhüllt. Kein Cicerone erſpäht
jetzo die Fremden: er drückt ans Kamin ſich in der Taverne;
ja! und ſo macht er es recht; beſſeres kann man nicht thun
bei dem entſetzlichen Sturm und dem Wetter des rauhen Decembers;
denn jetzt giebts kein Rom, giebts nicht Italien mehr.

4.

Besseres rieth uns keiner, als Rom im Rücken zu lassen,
da sie sich spröde verkarg. Denn du erlauerst die Gunst
nimmer der launisch Gesinnten, im stillen, geduldigen Harren:
besser du siedelst dich an, wo man dich heiter empfängt.
Nein! so finstres Gesicht zeigt nimmer der südliche Himmel:
du drohst rauhen Empfang, heiteres Napoli, nicht!
Laßt dorthin uns ziehn, dort grüßen den herrlichen Frühling,
wo das verewigte Rom ihn ja doch selber begrüßt,
wenn es den Dünsten entfloh der pestaushauchenden Sümpfe,
und an des Meeres Gestad schlürfte des Lebens Genuß.
Drückt uns heftiger einst Glut-strahlend das felsige Neapel:
dann, o Roma, vielleicht, nimmst du uns freundlicher auf.

5.

Rauh ist der Weg des Gebirgs, und gefährlich die steilere Straße,
wild der Wälder Gewirr, öd das verwilderte Land.
Doch ein ergetzendes Bild des sanfteren Lebens, des sichern,
Zeigt im heiteren Spiel hier die geschäft'ge Natur.
Sie die der Boden verstößt, der felsige, weil er der Blumen,
weil er der Kräuter Gemisch störrig und trotzend verschmäht,
schmiegt an die Bäume sich an, die alten, und kränzt mit des Epheu's
üppig wucherndem Grün jedem den bräunlichen Stamm.

6.

Hart an dem Ufer des Meers hinzieht sich die Straße. Willkommen
bleibt uns der Wechsel doch stets. Immer die Bäume zu sehn

wälderdurchzognes Gebirg's, es ermüdet. Billig ergetzt sich
schweifend auf wogendem Meer jetzt der entfesselte Blick.
Schön ist der Abend; es grüßt ein heiterer Himmel die Wellen,
und die gereinigte Luft stärkt das Gemüth und den Leib.
Fuhrmann, wackerer, sieh! ich lobe dich, daß am Gestade
du zum Rasten den Ort, welchen ich wünschte, gewählt.
Nah an das wirthliche Haus schlägt flutanströmend die Welle,
die von der Höhe des Meers immer zum Ufer sich zieht.
Ganz so gleicht sie dem Wandrer: er treibt in beweglicher Welt sich,
schweifend, umher, und strebt stets zu dem friedlichen Platz.

7.

Wenn ich versenke den Blick in dich, stets wogende Meerfluth,
wie du im ewigen Kampf wechselnd die Wellen bewegst,
bald im dumpfen Gebrauß zum Gestade sie schleuderst, und wieder
bald zum liebenden Schoos rufst die verstoß'nen zurück:
ach! dann wähn' ich ein menschliches Herz in dir zu erblicken,
wie es Geliebtes verstößt, wie es Verstoß'nes begehrt.

8.

Wer in Italien reis't, er muß drei Dinge nicht scheuen:
Kosten, druckende Luft, schlechte Bewirthung zuletzt.
Kosten, nicht rechnet der Dichter sie nach: der Scirocco verweht bald;
aber die Herbergsqual nicht, ach, vergißt sie sich leicht.

Müde, durchschüttelt vom Wagen die Schultern und Rippen, entsetzet ihr
mühsam, frostdurchstarrt, hungriges Magens, dem Sitz.
Aber es heitert den Blick euch auf süßflüsternd die Hoffnung
warmes Gemachs, und des Mahls, und des erquickenden Schlafs.
Doch harrt still nur ein wenig am Wagen in rauherer Luft noch,
Regenbenetzt, daß nicht schlau der Facchin euch bestiehlt,
welcher geschäftig sich zeigt das Gepäck dem belasteten Diener
nachzutragen. Geschützt endlich ist nun das Gepäck; doch, so sehr es verdrüßt mit erstarreter Hand in die Börse
noch zu greifen; ihr müßt's, von den Facchinen verfolgt.
Sagt, wie gefällt es im Haus' euch nun, im rußigen, grauen,
steindurchpflasterten? Kalt ist's in dem steinernen Haus!

Schnell nur Zimmer, o Wirth! und die Flamme nur schnell zum Kamin auch!
„Eh! Excellenza, verzeiht! nur in dem einzigen Saal,
in dem geräumigen, hohen, des Hauses erfreut ein Kamin euch!“
Nur schnell Kohlen herbei, Reiser, und fichtenes Holz!
sey es auch immer so naß; (denn anderes findet sich nirgends.)
Ach! wie lange noch plagt nun sich der Kämm'rer damit!
Glücklich! es brennt! o Himmel, wie streckt so gewaltig die Flamme
Feurige Zungen hervor! qualmend erstickt uns der Rauch,
welcher mit Wolken den Saal, den gewaltigen, füllt! —
Er verjagt euch,
öffnet die Fenster ihr nicht. Traget die Kälte beherzt! —
Schon hat der Diener die Tafel gedeckt; es erscheinen die Speisen:

aber der Braten iſt hart, ſauer der röthliche Wein.
Wie? noch ſinket der Muth euch nicht? Ach! hoffet umſonſt nicht,
euch des Lagers zu freun und des erquickenden Schlafs!
Denn es erfaßte der Sturm, der nächtliche, pfeifende, grauſam,
hoch an oberſter Wand zauſend den Laden von Holz,
welcher die Oeffnung ſchließt, die ſonſt durch Fenſter verwahrt iſt:
klappernd bewegt er ſich ſtets, widrig verletzend das Ohr.
Endlich die Qualen des Lagers! Doch hier ſchweigt ſchüchtern die Muſe:
denn was das Leben erträgt, oft nicht erträgt es das Lied.

9.

Hat ſich der Schiffer genug auf ſchaukelnder Wege getrieben:
ſchaut nach peinlicher Fahrt endlich entzückt er das Land.

Gleich ihm schau' ich entzückt, von dem letzten der Berge nun gleitend,
nieder ins liebliche Thal, finde mich nahe dem Ziel.
Hier nun strahlet dem Blick eine Welt voll seliges Frühlings,
die ich im schönen Florenz, ahnend, im Geist nur geträumt.
Hier, in der rauhesten Zeit des Jenners, wo sich im Norden
Eis um den verlenden Bach, Schnee um die Bäume noch schmiegt,
weiden die Heerden im Thal, und es weht ein weichliches Lüftchen
hin durchs üppige Gras. Sanft, in dem reinsten Blau,
blickt durchs dunkle Gewölk stets grünender Bäume der Himmel:
jenen hat goldene Frucht lassend die Zweige gebeugt;
Viel schon liegen im Gras der Citronen und süßen Orangen,
funkelnd, übergereift, nicht von dem Gärtner gepflückt.

Ja! wie ein köstlicher Garten, bezaubernd, umgiebt mich die Gegend:
zweifeln kann ich nicht mehr, daß mich Hesperien umfängt.
Wohl; so dank' ich denn euch, ihr Himmlischen! Sendet zum Glück mir
jetzt, zum vollesten, nur heitere Musen noch her!

IV.

Neapel.

1.

Wie in der traulichen Zeit der Christnacht flimmernd das Zimmer
staunende Kinder empfängt, welche die bunteste Welt
prangend umgiebt, durchspäht von dem Blick wohl, aber erfaßt nicht,
weil das schönere Gut immer noch schön'res versteckt:
also empfängt, zur nächtlichen Zeit, von Kerzen erleuchtet
weithin Straßen und Markt, glänzend Neapel uns jetzt

Auch uns schläget das Herz, den fremd-Einfahrenden, freudig;
Alles erscheinet uns neu, Alles bedeutend und groß.
Nimmer, so scheinet es, enden die langhinstrahlenden Straßen,
und zum Himmel empor steiget der Häuser Gebäu.
Alles ist hier ein lebendiger Markt, ein festlich Getümmel;
hier, zum rauschenden Tag kehrt sich die stillere Nacht.
Neugierlockend erglänzen die Waaren aus hohen Gewölben.
Hier aus Läden und dort winket der Wein, das Sorbet,
winket die duftende Frucht, und es strömet die regsame Menge
bald zum Genusse hinein, bald vom Genusse zurück.
Uns auch ziehet der Wirbel, es dehnt sich die Brust von Erwartung
und in den magischen Kreis sehnt sich das lüsterne Herz,

immer von Neuem entzückt, wie Kinder. Ach, blieb die Erwartung
immer uns treu: dann blieb immer uns treu der Genuß!

2.

Viel iſt doch anders das Leben des Tags, als nächtliches, dunkles:
ungewiß macht uns Nacht, heiter und ſicher der Tag.
Wie ſo gefällig das lächelnde Blau des freundlichen Aethers
Stadt und Küſten und Meer traulich vereinend umfängt!
Klar und freundlich am Fuß des Gebirgs hin zieht ſich der Stadt Kreis,
ſtolz in heiterer Höh zieren den Rücken des Bergs
reiche Paläſte, gethürmt in Pracht, und erhabene Klöſter,
wo, dem Geräuſch entrückt, ewige Stille verweilt.
Nicht ſo in tieferer Stadt, in den volkreich-wimmelnden Straßen.

auf dem geschäftigen Markt, und in dem Hafen, am Kay:
hier wogt, immer erneut, und immer verschwindend, das bunte
lustige Treiben der Welt, immer lebendig und frisch.
Rasch treibt jeder das strenge Geschäft, so Großer als Kleiner,
dieser zu Wagen und Roß, jener mit saurigem Fuß.
Leben erwerben ist Jedem ein Ernst, Verkäufern und Käufern,
so in den Läden des Marks, wie in den Nachen der See:
Alle doch selbst nur ein Spiel des Lebens; dieses erfreut sich,
immer bewegt in der Fluth, immer im Menschen zu seyn.

5.

Wie sich das rüstige Treiben bewegt der geschäftigen Menge!
gleich dem schäumenden Strom wogt es die Straßen dahin.

Kaum gewinnen den nöthigen Platz sich die rasselnden Wagen
unter dem engen Gewölb fremder und heimischer Welt.
Hier drängt Gallier sich, und Britt' und Deutscher und Russe;
ganz Italien schickt lauernde Söhne hieher.
Dazu vermehren das irr'sche Gedräng noch himmlische Schaaren,
und in Kapuzen vermummt mischt sich zum Leben der Geist,
schauend umher mit forschendem Blick auf eitles Gepräuge
thörichter Welt, die nur Gaben zu reichen noch taugt.
Gaben erflehn in der Mena' auch Bettler-Schaaren in Unzahl,
und was der Bettler noch ließ, fordern die Krämer dir ab;
wandelnd, die Last auf dem Haupt, ausrufen sie brüllend die Waare,
die sie zu Markte gebracht, alle vernehmlich, doch nicht

Einer gehört, weil Jeder betäubt. So treibt es der Haufen
früh mit erwachendem Tag, spät in der dunkelnden Nacht.
Niedrig ist zwar das Gewühl, doch ergetzt das bewegtere Leben
auch in der dürft'gen Gestalt, auch im geringen Geschäft.

4.

Mitten im Ernst des Geschäft's erfreun sich Muß'ge. Den Pöbel,
sorgenverscheuchend, vergnügt kindisch das kindische Spiel.
Lustige Gaukler verkleideten sich, und: Weiber und Priester,
Bürger, Soldaten, verkehrt stellen im Spiele sie dar,
frei, auf offenem Platz; und das strenge, gemessene Leben,
leicht sich bewegend erscheint's, los von den Banden des Zwangs.

Und ſo verlangt, was den Pöbel erfreut, auch des Klügern Bewundrung,
weil auch niedriges Volk Keime des Höchſten bewahrt.

5.

Hier ergetzen der Bettler ſich zwei, der Sorgen vergeſſend,
die der bedürftige Leib täglich und ſtündlich erneut.
Treu der Natur, die wenig bedarf, bedürfen zum Spiel auch
nur ſie der Finger: behend zählen die Finger, das iſt's!
Ob hier Einer die vollere Hand, ob weniger Finger
ſchnell er gezeigt: dieß drängt, ſchnell zu errathen, den Freund.
Traf er es nicht, ſo verliert er das Spiel, und den Ruhm, und Gewinn auch;
denn Glück, Ruhm, und Gewinn, überall ſucht ſie der Menſch.

6.

Sagt, bei finsterer Nacht, was strahlt in der Straße Toledo
dort ein Haus so erhellt wie von der Sonne des Tags?
Prachtvoll dreht sich im Kreis ein glühendes feuriges Rad rasch,
funkensprühend, herum hoch auf geschmücktem Gerüst.
Seinem Heiligen fromm anzündet's ein rechtlicher Bürger,
dankvoll für den Erwerb, oder zur Sühne; wer sagt's?
Aber es freut sich am Glanz die versammelte Menge, Beglückter!
welcher die Menschen erfreut, wenn er die Himmlischen ehrt.

7.

Sagt, was woget das Volk zum Tempel, erfüllend der Hallen
Räthliges, weites Gewölb dicht in gedrängteste Schaar?

Kaum noch brechen in Reih'n andächtige Schaaren der Prieſter,
tragend das heilige Kreuz, durch das Gewühl ſich die Bahn.
Alles drängt dem Altare ſich zu mit banger Erwartung:
dorther, ſcheinet es, quillt Glück und gewünſchtes Gedeihn.
Räuchernde Knaben umhüllen den Prieſter mit nächtlicher Dämm'rung;
und mit geheimem Gebet zieht er ein Wunder herbei.
Längſt ſchon ſtockte das Blut Januar's in geweihter Phiole,
Noth, zu beſchreiben zu ſchwer, drückte belaſtend das Land:
zürnend ſtrafte das Volk der Geheiligte. Reuig begehrt's nun
fließend wieder das Blut, günſtig den Schützer zu ſehn.
Ganz erſt betend entflammt der geweihete Prieſter die Menge;

aber es fließet zuletzt, Wunder! der purpurne Quell.
Jubelgeschrei, lautbrausendes, strömt von den Lippen der Hoffer.
Sehr, schon schwindet die Furcht: sicher entfernt sich die Noth!

8.

Seltene Stille verweilt in den Straßen lebendiger Meerstadt,
todt scheint heute der Markt, todt das Gestade zu seyn.
Heiliger Freitag ist's, und der Herr ruht tief im Begräbniß.
Frauen und Männer, gebeugt, ziehen zum Tempel sie hin.
Still sind Hallen und Chor, und es sendet trauernden Strahl nur
tief in die Höhle des Grabs düster die Ampel hinab.
Wie sie am Rande sich beugen, die Frommen! wie sie betrübt ein-

schauen ins heilige Grab! Thränen, sie fließen. ich seh's,
reichlich die Wangen herab; inbrünst'ge Gebete bewegen
jegliche Brust. Wie ehrt Alle der heilige Schmerz!
Wahrlich, ich fühle mit Euch: ihr liebt im Bilde die Wahrheit.
Liebte die Wahrheit doch Jeder im Bilde mit Ernst!

9.

Ja ihr erfreut euch auch des Heiligen kindlich! Erstanden
ist nun der Herr, und ihr eilt, Jugend und Alter, hinaus.
Bänder- geschmückt und Blumen-bekränzt mit Tänzen und Liedern,
grüßt auf Straßen und Markt, grüßt ihr im Freien den Tag.
Laut nicht genug tönt euch aus fröhlichem Munde die Freude:
donnerndes, lautes Geschütz schallt von dem Berge herab,
schallt im Hafen, am Kay; und die Flinte sogar, die Pistole

mischt sich darein; gern freut Jeder sich eig-
ner Lust.
Jubel erfüllet die Luft; und so eint sich der Krieg und
der Friede,
Tod sich und Leben, im Schall, welcher die Ohren
betäubt.

10.

Sanfter reget die Lust sich in euch, o bewegliche
Mädchen!
und der betrachtende Sinn weilt mit Vergnügen
um euch.
Frohliche Tänze beginnet, geschmückt, ihr, zweie zu
zweien
scherzend immer gesellt, jetzt an dem heitersten Tag.
Munter hurtet ihr auf und schlaget der Castagnetten
klapperndes Holz mit Geräusch stets im gemesse-
nen Takt.
Jetzt mit der Rechten, du Eine, berührst du die Rechte
der Andern,
dann mit der Linken sogleich wechselst du Andre
den Schlag.

Habt die geforderte Zahl ihr erfüllt, dann, ſpringend, vertauſcht ihr
ſchnell den behaupteten Platz, und es erneut ſich das Spiel.
Alſo gehorcht ihr ſcherzend dem Loos der erwählten Naturen,
ruft ſie der Frühling hervor bald zu des Lebens Gelage.
Friſch aufbrechen die Blumen, es ſäuſelt der Zweig, und es übt der
Vogel den neuen Geſang — ihr nun, o Mädchen, den Tanz.

11.

Frühling, ja er erſcheint: es entfalten die Blätter des Feigbaums
zart ſich, und ſaftiges Grün ſchlüpfender Reben erſcheint,
friſch an den alternden Mauern hinauf, an köſtlichen Trümmern
früherer Zeit, und der Fels nährt mit erborgtem Staub

fremdes, lebend'ges Gebild; doch dieses schmückt zur Vergeltung
gern, mit erwachender Pracht, Todes, Erstorbnes, umher.
Also dienet das Todte dem Lebenden, Lebendes Todtem.
Alles in treuer Natur reicht sich die friedliche Hand,
gleich als rief' es dem Menschen bedeutend: suchst du Gedeihen:
laß auch Fremdes gedeihn; also erhält sich die Welt.

V.

Wanderungen.

1.

Schon drückt hart dein Strahl im felſ'gen Neapel, o Phöbus;
Feuer ſcheinet die Luft; alesverſengende Glut
nagt an den Bäumen umher und den Blumen; es ſchmachtet entſeelt faſt
Alles lebend'ge; die Luft, ach! ſie entflieht wie der Muth.
Aber es nahet die Nacht, und erfriſchende Luft von der See her
weht jetzt über das Land, heilet die Wunden des Tags.

Fröhlicher athmet die Bruſt: nun duften die Blumen, die Bäume
ſäuſeln, und wiegen vergnügt ſchattiger Wipfel Gezweig.
Aus in die Straßen ergießt ſich das Volk; und hier die Guitarre,
dort der Geſang, ſpricht froh lieblichen Wechſel der Zeit.
Freundlicher neigt zu dem Schoos vielgrünender Erde der Himmel
ſelbſt ſich, es ſinken vertraut tiefer die Sterne herab.
Und in der Dämmrung Mantel gehüllt entzückt es den Wandrer,
wandelnd am Meere, vermählt Himmel und Erde zu ſeyn.

2.

Spanne die Segel, o Schiffer! hinweg von der Küſte Neapels
führ' uns, Steuerer, kühn zwiſchen der Inſeln Gewalt

hin zum heiteren Sitz Aphrodite's, die ſich in Baiae,
blumenbekränzt den Altar, lieblicher Tage gefreut.
Seliges Leben! es ſchifft ſich ſo ſchön auf grünlicher Meerfluth;
über den Schiffenden lacht freundlich das himmliſche Blau.
Hinter uns eilet zurück das Geſtad, es ſchwinden die Berge,
ſchwindet die herrliche Stadt, glänzend im Spiegel des Meers.
Lebe, du liebliche, wohl! ein Tag nur ſoll die Vereinten
trennen, ein flüchtiger Tag, bringend ein flüchtiges Glück.

3.

Schön aufſchwebt, am blüh'nden Geſtad, des graulichen Tempels
Wölbung, einſt von dem Land dir, o Cythere, geweiht.
Liebliche Mädchen umtanzten im Kreiſe den feſtlichen Altar,

schmeichelnder Floten Getön lenkte den fröhlichen Reihn.
Längst nun säuselt die Luft durch offene Hallen, und Epheu
schwankt am verwaisten Gestein, hangend, ein dürftiger Schmuck.
Nicht doch lass' ich den heiligen Ort, rückhaltend das Opfer,
welches der Frevelnde nur dir, Cytherea, versagt.
Nimm dieß reine Geschenk, fußduftend die jüngste der Rosen:
opfernd leg' ich sie her auf den geweiheten Platz.
Und nicht minder, als einst andächtige Priester, erbitt' ich,
Göttin, fromm, was allein Leben dem Leben verleiht.

4.

Ist dieß Baiae, Minner des Strands? ihr staunet und kaum noch
kennt ihr, entwöhnet das Ohr, römischer Namen Getön!

Hier einſt prangten in Glanz Blickfabende Villen; es zogen
rings an der Küſte, geſtegt, blühende Gärten ſich hin.
Sklaven, ein Heer, buntwimmelnd, und ſchnell im blinden Gehorſam,
ſtets von Befehlen gedrückt, ſchwärmten verbreitet umher.
Sorgenentwöhnt, reichwechſelnde Luſt durchkoſtend, erſchöpften
hier die Gebieter der Welt jeglichen Lebensgenuß.
Aus dem Gebiete verdrängt ward ſtolz des ewigen Meeres
heilige Fluth; ſie entfloh, weichend dem prunkenden Saal.
Aber es rächte der Wellen Gebieter die gierige Hoffarth:
langſam zehrend und ſtill tilgte die Woge den Bau.
Und nun aus dem Gelipp hervor, aufragen zertrümmert
einzelne Bögen, es ſpielt ſiegend die Well' um ſie her.

Weg sind Gärten geschwemmt und Paläste, du schaust die Spur nicht:
aber im Schoos der Natur reifet die Feig' und der Wein.

5.

Lande nun Schiff an dem Ort, wo einst der Apostel der Heiden,
Paulus, muthig ans Land setzte den heiligen Fuß.
Klein, Puzuoli, erscheinst du dem Blick, doch gastlich und heimisch
ist es in dir. Uns zieht näher Geringeres an.
Zwar viel Großes umher überrascht vortretend den Wandrer:
herrlicher Tempel Gewölb, mächtiger Säulen Gewind:
Trümmer! Keiner erzählt's, wie lange gestürzt in dem Staube
Riesen-Glieder ihr ruht, welch ein Geschlecht euch erhob.
Aber genug des Vergangnen bestaunt; es verachte der Menschen

Keiner den köſtlichen Tag, keiner die tägliche Luſt.
Breite das reinliche Tuch, o Wirth! ihr Knaben, die Flaſchen
bringt nun herauf, die, gekühlt, laben nach heißerem Weg!
Sind wir erfriſcht: dann, Kühle des Abends, bringe zurück uns,
daß uns Ruhe der Nacht ſtärke zu neuem Genuß.
Denn hier athmet die Luft, hier athmet das Meer und der Himmel,
hier, ſo Flur als Gebirg, nimmerverblühende Luſt.

6.

Suchſt du behagliche Ruh? dann meide Neapel! es raſtet
nimmer der Sinn, vom Glanz üppiger Fluren gelockt,
Bald aufregen des Pauſilips Höhn, in der Nähe, dem Wandrer,
ſtets durch ſteigende Pracht höher verlockend, den Schritt.

Bald lockt Portici dich, bald freundlich das heitre Sorrento,
welches des heiligen Lieds lieblichen Sänger gebahr.
Doch mich zieht es dahin, wo hell, in heiterer Klarheit,
ab von den Brüdern getrennt, raget der hohe Vesuv.
Friedlich erhebt vom Schooße sich ihm, aufsteigend, ein Wölkchen.
Riese du schläfst: jetzt wohl dulden die Schultern den Gast.
Auf denn! ehe der Tag noch graut, im geflügelten Fuhrwerk
über die Lava dahin! hin, wo die Lava entströmt!

Graulicher Schleier umhüllt noch die Gegend; munteres Blickes
schauen die Sterne herab auf die entschlafene Welt.
Einsam rollet der Wagen dahin an der Küste. Was glänzt dort,

Führer, leuchtend im Meer? „Fiſcherlaternen im Kahn.
Nachts ausfahren die Fiſcher; es folgen die Fiſche dem Scheine.“
Klägliches Völkchen! ſo gleicht, thöricht, ihr unſerm Geſchlecht!

8.

Kaum noch färbt ſich das Haupt hochgipflicher Berge mit Purpur,
und ſchon regt ſich das Dorf, regt ſich die ländliche Stadt.
Flüchtigen Laufs zwar rennt durch Straßen und Plätze der Klepper:
aber es faſſet der Blick doch das Enteilende wohl.
Nichts iſt dem Blicke verhüllt, es verwehren die neidiſchen Wände
nicht, ſo innres Geräth, als die Geſchäfte zu ſehn.
Wie in der älteſten Zeit, ſo ſchützt ein ſicheres Dach nur
hier die Bewohner, es bleibt ringsum geöffnet das Haus.

Wachen ſie, webend am Stuhl, ausbeſſernd am Schuh und am Mantel,
oder ſpeiſend im Kreis: alles erblickeſt du frei.
Schlafen ſie, dieß auch könnteſt du ſchauen; die rohrenen Betten,
breit, für Viele bequem, ſiehſt du wie andres Geräth.
Glückliche! hier giebt's keinen Verrath und keinen Verräther:
denn, ihr Wackern, es nagt nie ein Geheimniß an euch.
Diebe, ſie ſchlichen vielleicht herbei, doch ſichernde Gottheit
wahrt des Hauſes Bezirk: Penia wachet und ſchützt.

9.

Labte das Auge ſich je der gewanderten Männer ſo herrlich,
als in dem ürrigen Kreis, welchen es hier überſchaut?
Rings vom Berge herab, in die Ebenen hin, wo die Lava

Bahn ſich gebrochen, erblüht doppelt geſegnet das Land.
Wie in den Welten des Traums, die ſo oft du gebildet, erſcheint hier
höher der Strauch und der Baum, größer und grüner das Blatt.
Was an Früchten das Feld und der Garten gebieret: es reicht's hier
dreifach Gaia's Kraft von dem Vulkane getränkt.
Hundert Gehege ſind hier, und jegliches ſtreitet an Reichthum
kühn mit den andern; und wer ſchlichtet den rühmlichen Streit?
Feigen begegnen in ſchwellender Laſt den geſenkten Kaſtanien,
zahllos beugen ſich tief, glühend, die Trauben am Stock.
Edeler keltert Italien nicht die gereifteſte Traube,
Leben ſpendend und Luſt, als am Zerſtörer Veſuv.

10.

Wie ſich ſo leiſe das Leben verliert! wie dunkler der Boden,
gleich dem geöffneten Grab, düſter und klaffend ſich zeigt!

Scheu sind schüchtern die Bäume zurück und die Sträucher geblieben,
und nun fliehet zurück auch das behaarliche Gras.
Einsam nicht mehr Stimmen der Vogel; sie lieben des Lebens
bunles und fröhliches Spiel, wie der gesellige Mensch.
Schwarz sind Hügel umher und Ebenen; ewige Trauer
kündet das öde Gestein, dem sich das Leben entzog.
Und nun stellt er sich dar mit gewaltigem Rücken, der Riese,
welcher das Leben mit Hohn, das er geschaffen, verschlingt.
Schauer bewältigt die Brust. Wie süß ist des Lebens Erinnerung,
da, wo im schweigenden Ernst finster der Orkus erscheint!

11.

Immer entschlossen noch nicht zum Steigen, schwank' ich am Fuße
zögernd, des steilen Berges; los ist und schlüpfrig der Pfad:

denn mit jeglichem Schritt rollt nieder die Rinde von Asche,
welche den Rücken des Bergs trügerisch-sicher bedeckt.
Doch nur, Führer, voran! denn es gleicht das Beginnen der Hälfte:
und wer nimmer begann, endet ja nimmer das Werk!

12.

Also erstiegen ist nun dein Gipfel, du drohender Unhold!
Nieder schauet das Aug in den enthüllten Schlund.
Still ist's umher, und klar ist die Luft, und deutlich erkenn' ich
auf schwarzschrolligem Grund Spalten und Klüfte genug.
Aber es raucht nur spärlich herauf aus seltener Esse,
wie von der Hütte des Dorfs friedlich der Rauch sich erhebt.
Nicht anklammert die Furcht dem Gemüthe sich; ruhig erblick' ich
nur den verloschenen Grimm, nicht den erglühenden, jetzt.

Alle irret es der Mensch: er erbebet der künft'gen Gefahr nur,
und der vergangenen denkt nimmer das leichte Gemüth.

15.

Einen prägst du mir ein aus deiner einsamen Höhe,
finsterer Lehrer, Vesuv: Warnung und Lehre zugleich:
„Nimmer suche das Glück in der Ferne sich, wem in der Näh' es
freundlich erscheint; er erjagt hastig den bittern Verdruß."
Keuchend eilt' ich hieher; mit Hast nur kostend des Weges
ersten und lieblichen Reiz, strebt' ich dem höheren zu.
Schwerres hofft' ich zu sehn, als die Küste, das Thal und die Hügel
hatten auf blühendem Pfad. Aber nie bin ich getäuschter!
Höher als nach der Vesuv anfragen die Gipfel der Berge
rings, Blüthenkommend, umher: Somma, der Nachbar, zunächst:

und wo frei ſich hinab in das Thal der gewaltige Fuß ſtreckt,
dir, o Veſuv, da erſchau' nur ich verwüſtetes Land.
Drum, zu den freundlichen Fluren zurück! Man ſchätzet das Leben
würdigend erſt, wenn der Tod überall ſchwarz uns umgab.

17.

Dir nun weih' ich den Blick des Betrachters, und heilige Wallfahrt,
Dir, Pompeji, das einſt ſtrömend die Lava begrub.
Wie man Kinder verhüllt, daß ſie ſicherer ſchlafen, ſo lagſt auch
du, vielduldende Stadt, tauſend der Jahre verhüllt.
Endlich nahte die Zeit und nahm die verſchleiernde Decke
von dir; ſieh, da erhob neu ſich die frühe Geſtalt.
Längſt hinſchwanden, zerſtört von der Zeit, die Städte, die einſt dich
ſtaunend vermißt; jetzt ſuchſt ſtaunend du ſie umſonſt.

Sagenerzählend, ein Greis bist du nun, mit Blumen die Scheitel
reichlich bekränzt: dich umblüht rings eine neue Natur.
Grünender Reben Gezweig umgarnet dich, und um der Vorzeit
heiliges Denkmal schlingt heiter der Schmuck sich des Tags.

15.

Mitten in reges Geschäft und die Freude des fliehenden Tages
tausendjähriger Zeit, führst du, Pompeji, uns ein.
Offen ist noch das Gewölb des Krämers, offen die Werkstatt,
offen der Speisenden Saal, offen der Frauen Gemach.
Wie ein geschäftiger Mann aufsteht vom Sitz, die Berathschaft
nicht verwahrend; er geht nur zu dem Nachbar ins Haus:
also umher in der emsigen Stadt liegt alles Besitzthum
ruhig, der heutige Tag lebt in der grauesten Zeit.

Könnte die Straße dahin nicht eben ein Wagen? Die Spur, noch
ist sie so frisch! „Ja, frisch noch von der Zeit des Trajans."

16.

Einen, noch einen der Blicke dem saubersten Zimmer! es kränzen
rings die geglättete Wand Blumengewinde so frisch,
reich an Farben und zart, als wären sie heute dem Pinsel
erst entflossen: es lebt jegliches zarte Gezweig.
Und in dem mittleren Raum, welch liebliche, holde Gestalt schwebt
tanzend, im Fluge, zurück zärtlich das Köpfchen gebeugt.
Wie sie die Füßchen bewegt, und die Arme so zauberisch wendet:
Kind nur scheint sie zu seyn, Meisterin aber der Kunst.

17.

Dieß, Pompeji's Bürger, ist höchlich zu loben, daß nicht ihr
breit, zur Straße heraus, Zimmer zum Essen gebaut.
Vorn sind Atrien nur, dann zeigt der geräumige Hof sich,
dann zur Seite des Hofs Zimmer des Herrn und der Frau.
Fehlen durfte das Bad auch nicht: im hintersten Hofe schließt es, zierlich geschmückt, edles Gebäudes Bezirk.
So war alles vereint, was nöthig und nützlich gedünkt hat;
dazu verbannet ein Feind: lästiges Straßengeräusch.

18.

Marmorne Bühne, wie warst du belebt! wie oft hat die Hörer
Plautus erfreut und Terenz, oder das griechische Spiel!

Flöten! es ſind die Plätze nur euch geblieben, verhallt iſt
euer Geſang: hier wird nimmer er wieder geweckt!
Hier weilt ewige Stille; ſie ſtört nur Wanderers Fußtritt,
der in dem marmornen Haus traurig und leiſe ſich regt.
Ach! wie blieb' ich ſo gern, und gedächte, den Sitz, den verlaſſ'nen
wiederbeſetzend, der Zeit, wo ſich im Spiegel die Zeit
bunt hier mahlte dem Aug', und das Ohr ſich an flüchtigen Worten
flüchtig ergetzte! doch ruft ſelbſt nicht die Zeit mich hinweg?

VI.

Rom.

1.

Auch von Neapel hinweg trieb ſtreng den Wandrer des Sommers
ſchmelzende Glut gen Rom, welches nun freundlicher lacht.
Ungern ſchied ich von dir, o geliebtes, o heitres Neapel:
doch um genoſſenes Gut tauſcht' ich ein friſcheres ein.
Herrlich ſeyd ihr beide, Neapel und Roma, doch ungleich;
Sagt, wie veraleich' ich euch wohl, keines verletzend, gerecht?

Schön iſt die feurige Traub' am Stock, unter rothlichen Blättern,
wenn, vom Thaue beglänzt, friſch ſie am Morgen erglüht.
Schon iſt auch der gekelterte Wein, der lange verwahrte,
welcher des Muthes Vertrau'n gießet dem Trinker ins Herz.
Ihr, der lieblichen Traube, vergleich' ich das ſchöne Neapel,
ihm, dem begeiſternden Wein, gleich' ich das herrliche Rom.

2.

Rom, ich hab' es geſehn, ich hab' es genoſſen, und ſchmachte,
längſt von der ſchönſten getrennt, immer nach ihrem Genuß.
So nicht webet die Luft an anderen Orten; der Himmel
lächelt ſo blau nur hier, wo er das Höchſte beſtrahlt,

was zur glücklichen Zeit der Genius, jetzt in Gestalten,
jetzt in bezaubernder Pracht kühner Gebäude, gezeugt.
Wie am heilsamen Quell die gelähmeten Glieder der Kranke
freier bewegt, und bald ledig der Plage sich fühlt:
also schwindet in Rom das beengte, bekümmerte Leben:
frei fühlt jeder den Geist, höher erscheint er sich selbst.
Fragt ihr, welch ein Zauber in Rom das Leben begeistert?
Schon ist's, Freunde, gesagt: alles veredelnde Kunst.
Diese verscheucht das Gemeine, das stets auch Bessern noch anhängt;
und wo Gemeines entfliegt, schließet der Himmel sich auf.

5.

Als ich von Capua her der Erdbeherrscherin nahte,
ruht' in Stille der Nacht, dämmernd, die römische Flur.

Aber es leuchtete ſanft am nächtlichen Himmel die reine
Luna dem Wanderer vor, ſicher bezeichnend den Pfad.
Alſo führte man einſt die Geweihten in hohes Geheimniß,
wie zu der herrlichen Stadt, Luna, die ſchweigende, mich.
Wie in bezauberten Kreis eintrat ich, als ich die Mauern
Roms nun erreicht; es erſchien göttlich die Stätte beſeelt;
würdig erſchien mir Alles des Anblicks und der Bewundrung,
doch das Größte zuerſt, was von den Alten uns blieb.
Staunend begrüßt' ich zuerſt, bei Luna's dämmerndem Strahle,
halb in Dunkel gehüllt, Felſen zu Felſen gethürmt,
dich in erhabener Pracht, unvergängliches Coliſeum,
hochaufragend. Du ſtand'ſt mächtig, ein Rieſe, vor mir,

unaufhörlichen Bau's, mit gewaltigen, kräftigen Gliedern,
gleich als wärst du bereit, mächtig zu schützen die Stadt.
Wahrlich, du schützest sie auch; du bewahrest den Ruhm und die Stärke
Roms: kein raubender Feind führt dich als Beute hinweg.

4.

Vieles erregt das Erstaunen der Welt, doch der Zeiten Verwandlung
ist das Erstaunlichste wohl, was sich dem Sinnenden zeigt.
Als zur mächtigen Roma, gefesselt, Könige wallten
und der Beherrscherin sich Länder zu Füßen gelegt:
da, von unendlicher Pracht emporgerichtet, erstandest
du, Colliseum, Stolz, Wunder der römischen Welt.
Hoch, im Kreise vereint, auf breiten Subsellien saßen
rings der Senat, und das Volk tiefer die Stufen hinab.

Alle des Cäsars harrend, und schnell mit unendlichem Jauchzen,
trat er herein, den Ruf: Lebe! verbreitend umher.
Hier, unzählbar, schauten sie nun in der Mitte des Plazes,
auf den gegebenen Wink, blutige Kämpfe mit Lust
Grimmausschnaubender Löwen und Glutausprühender Tiger,
wie sie einander sich selbst, wie sie die Sklaven zerfleischt.
Jetzt, verschwunden ist Rom, die Beherrscherin, öd' und bemoost sind
nun die Sitze; das Gras winkt vom erhabenen Thron;
in der Arena Mitten erhebt ein hölzernes Kreuz sich,
und an der Mauer Gewölb schmiegen Kapellen sich an,
gleich dem gebrechlichen Nest vielzwitschernder Schwalben am Scheunthor,
welches der Landmann gern, Segen verhoffend, erhält.

Aus den Hallen hervor aufschallt die gewaltige Stimme
freibinsprechenden Mönchs, welcher die Wanderer
zieht:
Märkter; sie ziehn von den Dörfern herein; ein ge-
räumiger Durchgang
ist das Gebäude, bequem Körbe = belastetem Volk.
Diese verweilen, und ruhn hier aus, und hören die
Predigt,
welche die Echo hinauf zu den Subsellien trägt.

5.

Immer von neuem gedrängt entweicht unmerklich das
Alte;
was an dem Lichte geglänzt, zieht sich ins Dunkel
zurück.
Doch dir bleiben die Spuren, o Rom, hochprangender
Schönheit:
mitten in jüngerer Zeit grünet die alte noch fort.
Oefters verjüngtest du dich, und es wuchsen erneu'te
Paläste,
Kirchen und Villen hervor, schön von den Künsten
geschmückt:

aber es blieben dir immer, erglänzend in ewiger Jugend
unverwelklicher Pracht, Bögen des hohen Triumphs,
Säulen von Erz und Stein, die Geschichten der rühmlichen Tage
kündend, mühsames Werk alter, erhabener Kunst;
Tempel und Bäder, und stolz Obelisken, erstaunliche Wunder.
So in dem reichen Gemisch gleichst du dem heimischen Baum,
welcher, erwärmt von dem heitersten Licht, und genährt von dem besten,
kräftigsten Boden, zugleich Früchte zu Blüthen gesellt.

6.

Friedliches Lebensgewühl ist in Rom, nicht vermengt mit Neapels
lärmendem Marktes-Geräusch, noch mit Venedigs Geschrei:
nur ein heit'res Gedräng ist hier und geschäftiges Wandeln;
Reich' und Arme, gemischt, suchen dasselbige Ziel,

ruhig. Es eilet der Abt stolz hin, zum fürstlichen Gastmahl;
hier, der Bettler, vergnügt, schleppt sich die Spende nach Haus.
Freundlich begrüßen sich Bürger und Mönch; Verkäufer und Künstler
regen sich frei, es vertritt keiner dem Andern den Weg.
Wandelnde Processionen, und Heerden verkäuflichen Schlachtviehs,
Wagen und Rosse, zugleich, füllt der geräumige Platz.
Zeigt mir, Freunde, den Ort, wo Geschiednes so friedlich vereint ist:
Nem, das neue, ja selbst ruht in des älteren Schoos.

7.

Immer doch zehrt von dem Alten das Jüng're, vom Ei das Küchlein,
und von dem wolligen Schaaf, saugend, im Stalle, das Lamm.

Alles zehret vom älteren Rom das jüngere Rom auch;
Nahrung mancherlei Art zieht es, bedürftig, von ihm.
Unter den Trümmern erhascht der Denker die Spuren der Vorwelt;
ihre schönere Form eignet der Künstler sich an;
gierig scharret der Fleiß des Kaufmanns Glieder und Rümpf' aus,
Münzen der ältesten Zeit, und den geschnittenen Stein,
bietend die Waare dem Fremden, selbst vortheilhaft sich bereichernd.
Selbst der Gastwirth zehrt, heilige Roma, von dir.

8.

Fremdling, lebst du in römischer Luft, auf römischem Boden:
wie es der Römer verlangt, nahr' und bewege dich auch.
Schädlich wird es, in Rom des Getränks und der Speisen die Menge
sich zu vergönnen: es trifft tückisches Fieber dich leicht.

lebst du nach nördlicher Art; auch lieben die Musen den Aether:
nur dem heiteren Geist zeigt sich das heitere Rom.
Schädlich ist auch, zu wandeln zur Zeit, wo die Sonne hinabsinkt;
schädlich, im offenen Raum schlafen bei nächtlicher Luft.
Aber es lockt der Morgen hinaus in die römischen Fluren,
und es erlaubt den Genuß köstlichen Himmels die Nacht.
Nur der heißere Tag vergönnt nicht freien Spaziergang,
auch nicht ernstes Geschäft, fern von dem kühleren Haus.
Fragst du: „Was soll ich am Tage beginnen, dem zögernden, langen?"
Schließe die Laden, und laß, weise, den Tag nicht herein;
schlummre; bewirthe den Freund; ergreife den Griffel; studiere;
oder, will es das Glück, sammle tibullischen Stoff!

9.

Freund, dir will ich's gestehn, verführerisch wahrlich ist Rom sehr,
und es verwahrt nicht genug Jeder im Busen das Herz.
Schwach ist der Mensch. Und hüteten Andere, früher, sich besser?
liebte Tibull und Ovid, liebte doch selber Horaz!
Ja was nenn' ich die Alten? gestand ein neuer Tibull nicht
rührend und schalkhaft uns, wie er in Rom sich erfreut?
Höret es denn! Es fand sich auch mir in Rom die Geliebte,
welche das Herz und den Geist, welche den Sinn mir entzückt.
Kräftig war sie und zart, ein stolzes Gemüth, und die weichste
Seele zugleich, sie umfloß unübertrefflicher Reiz.
Unwiderstehlich zog sie mich an, auch lohnte die Glut sie
dankbar: köstliches Glück hat sie dem Fremdling gewährt.

Wie ſie ſich nannte? genannt ſchon oft iſt der herrliche Name:
Roma! Wer ſie geſehn, Jedem entführt ſie das Herz.

10.

Wollt ihr, kindlichen Sinns, euch lieblicher Bilder erfreuen:
ſteiget des Vatikans alternde Stufen hinan.
Schöner, als glänzend Geſtein und Gold, ſchmückt, kränzend, der Hallen
hohes, gewölbetes Dach Raphaels glühender Geiſt.
Hier enthüllet ſich euch die Geſchichte der heiligen Schöpfung,
ſo wie die Roſe des Mai's duftend enthüllet den Kelch.
Hier zeigt offen dem Blick ſich der brütenden Liebe Geheimniß,
wie ſie der Welt Schönheit, wie ſie das Glück ſich erzeugt,
dann den Menſchen erſchafft, den Erdegebornen, und Schönheit

huldreich ihm, und das Glück, liebend, in Fülle, gewährt.
Dann, wie der Menſch ſich verirrt und der Unſchuld göttlichen Frieden
von ſich ſcheucht, wie der Haß naht und der feindliche Krieg,
und mit der Sünde der Tod, und wie dann, göttliches Kunſtwerk!
herrlich ins Leben den Tod wandelt der ſterbende Gott,
der nun verklärt ſich erhebt, ein blühender Jüngling, und mit ihm
neu, in verjüngter Geſtalt, blühend und ſelig die Welt.
Hier, gleich Kindern, im Spiel' anſchaut ihr ewigen Weltlauf;
ahnend erblickt ihr im Ernſt ſelbſt nur ein göttliches Spiel.

11.

Wie von dem Vorhof einſt in das Heiligſte zitternd der Prieſter
eintrat, tretet ihr ein jetzt in den innern Palaſt.

Hier ſtrahlt Raphaels Kunſt, wie die Sonn' im purpurnen Glutmeer,
Lichtausblitzend, den Tag führend im Glanze herauf.
Ueberfüllt wird der Blick von dem Reichthum holder Geſtalten,
vom harmoniſchen Spiel lieblicher Farben entzückt.
Alles iſt Reiz an den Wänden der hohen, geadelten Säle:
wie durch Zauberers Spruch ſind ſie belebt und beſeelt.
Wachend dünkſt du dich nicht: von nimmergeſehenen Dingen
meinſt du zu träumen, es zieht Wunder an Wunder heran.
Mächtige Thaten ſiehſt du geſchehn, im Schlachtengewühle
biſt du verloren, es reißt unwiderſtehlich dich fort.
Jetzt, mit beruhigter Bruſt, durchwandelſt du heiter die Reihen
heiterer Weiſen, Athen hält ſie im pflegenden Schoos.

Jetzt, entrückt in des Tempels erhabene Hallen, ergreift dir
Andacht, rührend, das Herz, wenn du die Betenden schaust.
Jetzt in den Kerker hinab zu Petrus steigst du: es schlafen
tief die Wächter und matt glimmt noch das nächtliche Licht:
sieh, da erscheinet im Glanz der göttliche Bote; geblendet
stehst, wie Petrus, du, schauest, und staunest entzückt.

12.

Wollt' ich die Schätze benennen, ob hinst in den Musengeweihten
Räumen des Vatikans, nimmer beendigt' ich's wohl.
Zähle die Blätter der Bäume des Walds, und die Blumen der Wiesen:
dann auch zählest du nach hier die unendliche Zahl
köstlicher Werke der Kunst, wie sie einst das Leben der Alten
heiter geschmückt und verschönt. Hier ist der göttliche Kreis

hoher Gedanken erfüllt, wie, lieblich gestaltet, in Bildern
klar sie der Künstler geschaut, liebend dem Steine sie dann,
oder dem Erze, vertraut, dem bleibenden: ernstlich der Götter
himmlisch erhab'ne Natur, dann der Heroen Gewalt,
dann der Genien Reiz und der Erde-beschützenden Kräfte;
endlich der Irdischen Loos, wie das Geschick es bescheert:
Tafeln und Sarkophagen, Altäre, Leuchter, und Vasen
sprechen vom Leben mit Lust, sprechen mit Liebe vom Tod.
Schön, am Becher des Mahls, und an Aschenverbergender Urne
siehst du das heitere Spiel, siehst du den fröhlichen Tanz:
hüpfende Knaben, sie kränzen den Faun, und die schlanksten Mädchen

halten im schwebenden Kreis fröhliches Blumengewind.
Solches erfreuliche Leben, so heiteres, frohes Behagen,
überall blickt es dich an in dem geweiheten Raum.
Selbst das Geringere findest du hier voll Schmuck, und veredelt;
immer, beherrschend den Stoff, zeigt sich der siegende Geist.
Billig bewahrt man im schönsten Palast die Schätze des Schönsten,
wie man den edelsten Stein faßt in das lauterste Gold.

13.

Munterer Scherz! er gesellt sich so schön zum lieblichen Kunstwerk,
das mir im Vatikan fröhliches Lachen erregt.
Sorgsam baute der Künstler ein Nest von Marmor, und drinnen
klettern im bunten Gewühl zart Amoretten herum

jungen Vögelchen gleich, dem Ei' entkrochen, ſie ſchütteln
friſch die Schwingen, es ſtrebt jeder zum Neſte heraus,
emſig, mit kindiſchem Ernſt, doch ſchelmiſch, blickſt du genauer
ihm ins Geſicht, er verbirgt ſchwer ſich, der ſchädliche Gott.
Kalt dünkt ihnen der Ort, und es ſehnen die loſeſten Vögel
ſich nach dem wärmeren Neſt. Wahrt den Feinden das Herz!

14

Blickſt du hinauf zu den Sternen, die funkelnd am nächtlichen Himmel
Zahllos leuchten: es faßt nimmer die Menge der Blick;
wachſend mehren ſie ſich, je tiefer in nächtlichen Aether
forſchend das Auge ſich ſenkt. Schauer ergreift dich zuletzt.

Alſo, erblickend das kühne Gebäu, die Kirche des Petrus,
faßt dich ein Schauer: ſie ſtrebt unüberſehlich empor.
Nicht auszählet das Auge der hochanſtrebenden Säulen
herrlich verſchlungenes Gewühl. Schwindelnd erhebſt du den Blick
auf zur gewaltigen Kuppel, die ſtolz in unendlicher Höhe
ſchwebt, von den Bögen umfangt, kräftig in edelſter Form.
Schimmernd glänzt, in der Pracht vielbildender Künſte, das große,
nicht zu ermeſſende Werk. Wer überzählte den Schmuck?
Auf von dem Boden, dem köſtlich gewürfelten, bis zu der Kuppel
goldumſprenntem Haupt, zeigt ſich verſchwend'riſch die Kunſt.
Reiche Gemälde, Statuen, ſie ziehn ſich bald an Altären,
rings zu den Seiten umher, bald an Karzellen hinan.

Ueberall glaubst du das Ganze zu sehn, in ruhiger Mitte
stets zu stehn, und du siehst nur den geordneten Theil.
Wiederum siehst du im Einzelnen stets rückstrahlend das Ganze:
und so umgiebt dich im Bild hier die unendliche Welt.

15.

Endlich zeigt sich erwünscht nun der Tag des heiligen Petrus!
Metz' ist die thätige Stadt; Fremde, sie strömen herbei.
Glockengeläut erfüllt die Luft, und es füllet die Straßen
weit das gedrängte Gewühl wandelnder Procession.
Festlich entleret der Tag; und dem Abend harrt, dem geweihten,
fröhlich, mit klopfender Brust, schweigend entgegen die Stadt.
Denn nur selten gesehn ist die Pracht des verherrlichten Abends,

und, vom Bezirke der Welt, nur in dem einzigen Rom.

Schon hatte dämmernd der Abend herein, und es strömt zu dem weiten

Vorplatz Peters das Volk, wallend in Haufen heran.

Kaum noch erkennt der Nachbar den Freund in der Hülle der Dämm'rung.

So, im Dunkeln, erharrt jeder das Wunder der Nacht.

Jetzt, in der Luft, laut donnert der Schall weitschlünd'ger Kanone,

dreimal: sieh, und sogleich wandelt die Nacht sich in Tag.

Tausende strahlender Sonnen umkleiden in brennendem Lichtglanz

schnell Sankt Peters Gebäu: Kuppel und Stufen und Dom.

Weithin glänzet das nächtliche Rom von der hohen Beleuchtung;

weithin über das Land strahlet die Kirche verklärt;

und die Bewohner umher der entlegenen Fluren, sie schauen

andachtsvoll in der Stadt, welche den Petrus verehrt.

Petrus, welchen du einſt im dunkeln, dumpfigen Kerker,
Götter-anbetendes Rom, unter die Erde vergrubſt:
Jetzt mit Flammenſchrift zu dem Himmel, Heil'ge verehrend,
bebeſt du ihn. So erliegt zwingendem Wechſel der Menſch.

16.

Herrlich erhebt, auf geräumigem Platz, ſich das prächtige Denkmal
grauerer Zeit in die Luft, dauernd, der Rieſ', Obelisk.
Einſt, mit unſäglichem Fleiß, entriſſen dem härteſten Fels ihn
Männer Aegyptens; er trug feſt die Geſchichte des Land's,
mit dem geduldigen Meißel in fremden, bedeutenden Zügen
eingegraben, und ſtand nimmer berührt von der Zeit.

Stärker jedoch als die Zeit aufhob die römische Kraft ihn
von dem geweiheten Platz, zwang das sich sträubende Meer
hin die erbeutete Last zur Siegerin Roma zu führen,
die mit dem köstlichsten Stein nun triumphirend sich schmückt.
Nicht mehr deutet der Fremde die Schrift ägyptischer Zeichen:
doch ihm kündet der Stein römischen Willen und Muth.

17.

Wie in dem magischen Spiegel die fernen Gestalten erscheinen,
welche das künstliche Glas wirft in verdunkelten Raum:
also erscheint, auf Säulen gebannt und künstliche Bögen,
mitten im neueren Rom, lebend, die älteste Zeit.

18.

Hoch auf ehrner Säule Trajans, wo hinauf sich, im Kreise,
Bilder der Schlachten ziehn, die er um Roma gekämpft,
Hebt sich im siegenden Stolz die Statue des heiligen Petrus:
„Aus gleicht alles die Zeit!“ ruft sie dem Wanderer zu.

19.

Titus einst zerstörte Jerusalems Tempel und Mauern.
Was er vernichtet: im Bild zeigt es der Bogen, geweiht
seinem Triumph. Doch es nagt an dem herrlich gewölbten Bogen
selber die Zeit und verzehrt römischen Sieg und Triumph.

20.

Fern vom bewegteren Theile der Stadt, auf einsamen Plätzen,
ragen der ältesten Pracht graue Ruinen hervor:

Säulen der Tempel, wohin einst betend das römische Volk zog.
Jetzt auf spärlichem Gras weiden die Heerden umher.

21.

Einst durchzogen im Glanz des Triumphs siegprangende Kaiser
kriegerisch festlich die Stadt. Köstliche Beute zuerst
öffnete prunkend den Zug: Elephanten im schimmernden Schmucke
großherschreitend, und stolz tragend die Thürme der Schlacht:
Könige dann, und Krieger und Waffen; dann des Besiegers
tapfre, erlesene Schaar, glänzend im Waffengeschmeid:
endlich der strahlende Wagen, und auf ihm, prangend, der mächt'ge
Herrscher der slavischen Welt, göttlich vom Volke verehrt.

Jetzt, im geschorenen Haupt, durchziehen die Reihen der Mönche,
här'nen Gewands, den Kranz betend, die Straßen der Stadt.
Lang ist der Zug: die schwarzen voran, dann die weißen Gewänder,
dann die braunen, so wie anders die Regel es heischt.
Dann erscheinen im purpurnen Schmuck, mit Stolz, Cardinäle;
dann im bunten Gewand, Einer, das goldene Kreuz
Hocherhebend: umher vier Knaben: den samtenen Himmel
tragen sie schützend empor über den köstlichen Schatz.
Folgend dem Zuge schreitet in Demuth fromm der geweihte
Stellvertreter des Christs, dreifach gekrönet das Haupt.
Wachen schließen den Zug, und das Volk, gedrängt zu den Seiten,
fällt auf die Knie und erfleht Segen vom sterblichen Gott.

22.

Rom ist dem köstlichen Ring zu vergleichen, der an der Hand des
mächtigen Zauberers blitzt, strahlend von edlem Gestein:
jeglicher Stein eine Kirche; der Werth des Ringes unschatzbar:
denn an dem heiligen Reif hangen die Geister gebannt.

23.

Wie in das ruhige Meer die gewaltigen Flüsse, so strömten
einst die Künste nach Rom, füllten so Kirch' als Palast.
Und der Betrachter in Rom, er ist wie der Schiffer im Meere;
ohne Grenzen und Ruh treiben die Wellen ihn hin.

24.

Uebergesättiget wird und nimmergesättigt der Blick doch,
welcher die Werke der Kunst rom'scher Paläste bestaunt.

Was die Geschichte, die Fabel, und Erd' und Himmel und Hölle
bieten, im lieblichsten Reiz bildeten Künstler es nach;
glücklich Dieser in Farben, und Jener in richtiger Zeichnung:
aber die Andern besiegt, wem sich die Grazie gab.

25.

Nimmer vergess' ich ein heiliges Bild, das zart mit dem Zauber,
welcher dem Maler gehorcht, Herz mir und Sinne bewegt.
Nieder dämmert der Abend, es glimmt im Westen am Himmel
kaum noch ein röthlicher Streif; Schweigen umhüllet die Flur.
Aus vielwipflichtem Walde hervor, der jetzt in die letzten
Bäume sich, scheidend, verliert, treten der Wanderer drei,
eiligen Schritts: es zieht sie das Ziel, die traute Heimath:

doch den gedehneten Pfad kürzet ein traulich Gespräch.
Wer sie erblickt, die holden Gestalten, freudig erkennt er
Emaus Jünger, und ihn, hehr in der Mitte, den Herrn.
Nicht noch erkennen sie ihn, doch rührt sie vom Munde des Meisters
jegliches Wort, und den Gott ahnet die selige Brust.
Trefflicher Künstler! es strahlet zurück, von dämmernder Landschaft,
wie von den Wanderern selbst, Sehnen und Hoffnung und Ruh.

26.

Nicht hat der Genius noch die Stadt der Künste verlassen!
Landi, mit Reiz und Kraft, zaubert ein göttliches Bild.
Selig entschlafen ruht auf der Bahre die reine Maria:
schön, in erhabenem Schmerz, stehen die Jünger umher.

kräft'ge Gestalten, reines Gemüths, doch jeder verschieden:
Frommheit, Eifer und Ernst, liebliche Milde, Vertraun,
zeigt uns Sterbliche hier: doch herab vom ewigen Aether
schweben mit zarterem Leib Engel des Himmels; es schmückt
blendend harmonischer Reiz sie und unverwelkliche Schönheit.
Blumen des Friedens und Glücks streu'n sie auf irdischen Staub.

27.

Dir, o Meister, gebühret ein Kranz aus den Hainen Apollo's:
dich, o Canova, verehrt, wer sich am Schönen ergetzt.
Hast du des Phidias Meißel gefunden, der lange vergraben
durch Jahrtausende lag? Einfach, und edel, und groß,

Zart, und mit Grazie geschmückt, erscheint, was in reger Begeist'rung
hell du geschau't, und dann, fest, mit besonnener Ruh
aus zur Gestalt du geprägt: so's stolz die männliche Kraft des
Gottes, oder in Reiz schüchtern die Göttin gehüllt.
Wer dich erblickt, er vergleicht dich dem Sokrates, welcher der Liebling
stets dir war: denn es fließt weise das Leben dir hin.
Prunklos stehest du da in der Werkstatt, opfernd den Göttern.
Glühend dem Schonen geweiht, schmähest du eitelen Tand.
Glücklicher bist du, als Sokrates doch: denn es bildete jener
nie in den Menschen den Gott: du doch den Gott in den Stein.

28.

Ehe der Stadt man enteilt, ist's billig, den sämmtlichen Göttern
fröhlich zu opfern: es steht offen das Pantheon hier.

Schüchtern betritt es der Fuß: denn es ruft der Tempel zur Andacht
auch das entfremdete Herz, durch die harmonische Form.
Still ist es rings an den Wänden, doch strahlt die belebende Schönheit
aus dem gehaltenen Maas. Seht das Geheimniß der Kunst!
Billig ruhet ihr hier in des Pantheons Hallen verewigt,
heilige Priester der Kunst: Raphael, Pickler und Mengs!

29.

Lieblich umweht ein harmonischer Geist dich, Villa Borghese,
und in den schönen Bezirk theilet Natur sich und Kunst.
Heiter umfangen uns Lorbeer-Wäldchen, und Myrthen, und zartes
Rosengesträuch, und versteckt, künstlerisch, manche Statue:
hier die badende Nymph' am stillen, spiegelnden Weiher,
dort im Gebüsche der Faun, dann an der Grenze die Sphinx.

Weit von der hohen Terraſſe herab des umſchloſſenen Gartens
ſchaut du das prächtige Rom; ruhig, die regſte Welt.
Irrſt du wieder umher in den labyrinthiſchen Gängen:
lockt dich zauberiſch neu hoher Kaskade Geräuſch.
Jetzt nun winkt der Palaſt dir zu, von dem köſtlichen Garten
eingeſchloſſen, der Kunſt herrlichſten Schätzen geweiht,
freundlich von außen geſchmückt, und innen, reich in den Sälen,
reich in den Zimmern verziert, feſſelnd den ſtaunenden Blick.
Marmor häufet zu Marmor ſich; Gemälde der Meiſter
zürnen, weil nicht all' achtet der Wanderer, ſchnell
hin wie im Wirbel geriſſen, obſchon, verweilt' er an jedem,
reicher Genuß ihm winkt. Venus, in mancher Geſtalt,
dann der Hermaphrodit, und Merkur, und der ſterbende Fechter.
Genien rufen uns zu: bleibe, verweile doch hier!
Selig, wem es das Glück vergönnte, dem Ruf zu gehorchen,
denn es bringt dem Olymp nah uns die göttliche Kunſt.

30.

Nimmer vergeß' ich den Abend, als, innig gerührt das Gemüth, ich,
Villa Borghese, dich ließ. Liebliche, laulche Luft wehte durch Baum und Gesträuch; sanft lächelte freundlich der Himmel;
zauberisch glänzend stand hoch in der Bläue der Mond.
Hart an der Mauer des Thors von der Villa, birgt eine Nische
heiliger Jungfrau Bild; brennend, ein Lämpchen darin.
Sanft ausgoß sich das Licht in den Schatten der Mauer; das Mondlicht
schimmerte höher: doch Ruh blickt' aus den beiden zugleich:
Ruhe des Himmels und irdische Ruh; sie strahlte der Abend
mir zum Abschied noch. Beide genießt ihr in Rom.

Berichtigungen.

Seite 29. Zeile 10. statt: mit dem Schwankenden; lies: mit, dem u. s. w.

Seite 41. Zeile 7. statt: schnellentstandene; lies: schnellentstand'ne.

Seite 116. Zeile 4. statt: vom hochaufragendem; lies: vom hochragenden.

Gesammelte Blätter

von

Treumund Wellentreter.

Zweiter Band.

Prosaische Aufsätze.

Leipzig,
in Commission bei J. F. Gleditsch
1818.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An die Leser.

Die wahre Freude ist der Preis des wahren Lebens. Wir sollen nicht träumen, sondern wachen; wir sollen nicht sinken, sondern steigen. Wenn diese Blätter als unbrauchbar, als ungenießbar bei Seite gelegt werden, so wünscht ihr Verfasser, daß es aus dem Grunde geschehen möge: weil man ihrer nicht bedarf; und daß man ihrer nicht bedürfen möge: weil man schon in vollem Maße hat, was hier, dürftig genug, gegeben wird.

Zweiter Band.

Prosaische Aufsätze.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Zur Lebenslehre.

I. Das Gesetz der Freude . . . Seite 3
II. Das Leben, von seinen verschiedenen Seiten betrachtet . . . 21
III. Das Tagewerk . . . 34
IV. Das gesunde Leben . . . 51

Zweite Abtheilung.

Blicke in das Gebiet der Wahrheit.

Aus einer Reihe von Vorträgen.

(Mit Ausschluß der letzten vier Aufsätze.)

I. Was ist Wahrheit? . . . 31
II. Natur . . . 100

III. Vernunft . . . . . Seite 123
IV. Gott 139
V. Ueber Grund, Wesen und Zweck der Welt. (Für Denker.) 163
VI. Ueber die Entwickelung des Menschengeschlechts. 185
VII. Ueber die Heroen der Menschheit 219
VIII. Ueber Ausartung und Gebrechen der Menschheit 247
IX. Ueber den Hang zum Bösen 270
X. Ueber Offenbarung und Wunder 293
XI. Ueber Erlösung und Heiligung 321
XII. Ueber die Liebe 349

Anhang.

Blicke in das Himmelreich 363
(Aus Selbst-Unterhaltungen.)

Berichtigungen.

S. 4. Z. 13. st. entweichenden, l. entweichenden.
S. 154. Z. 22. st. Zeitpunkt, l. Zielpunkt.
S. 278. Z. 14. st. Entwickelung, l. Entwickelung.

Erſte Abtheilung.

Zur Lebenslehre.

I.

Das Gesetz der Freude.

Was ein Sonnenblick, durch zerrissene Wolken, der Erde ist, die lange des freundlichen Lichts entbehrte: das ist ein Augenblick der Freude dem vom Kummer belasteten Gemüth. Die Pflanzen, um zu gedeihen, bedursen des erheiternden und erwärmenden Sonnenlichts; und die Menschen gedeihen nicht, wo nicht die Strahlen der Freude ihr Leben erwärmen und erhellen. Wenn der Mensch keine Freude mehr hat, wenn sich nicht Alles um ihn her warm und innig an ihn, so wie er sich hinwiederum mit voller Seele an Alles schmiegt,

was ihn umgiebt: so iſt es auch mit ſeinem Leben aus; denn ein Leben ohne Freude iſt keines. Und ſo dürfte man leicht geneigt ſeyn anzunehmen: es gebe nicht viele Lebendige unter uns, die Kinder ausgenommen: denn dieſen glänzt und blüht hell und warm alles, was um ſie her iſt; das Geringſte ergetzt ſie und iſt ihnen von hohem Werth; dahingegen den meiſten der gereiften Menſchen die Freude, die ſie einſt in lebendiger Gegenwart umgab, entweder blos als verbleichte Vergangenheit, oder doch nur als dämmernde Zukunft erſcheint. Unter Sorgen, Unruhen, Leidenſchaften, Schmerzen mancherlei Art haſcht der Menſch immer vergeblich nach der entweihenden Nahrung ſeines Lebens, wie Tantalus, und verbringt ſeine Zeit in einem kampf- und arbeitvollen Zuſtande. Denn man blicke in das Gewirr und Treiben des Lebens, und ſehe, ob dies nicht das Loos ſogar derer iſt, die von den Meiſten als glücklich geprieſen werden. Die, welche ſorglos durch das Leben taumeln, ſind darum nicht glücklicher und freudenreicher: ſie ſuchen nur mit blinder Begierde, umſonſt, was Andere mit beſonnener Anſtrengung eben ſo wenig erreichen. Daß es die Freude ſey, nach welcher das

Leben aller Menſchen hinſtrebt, iſt gar keine Frage; denn in ihr allein, ſie erſcheine nun unter welcher Geſtalt ſie wolle, findet jeder, bewußt oder unbewußt, die geſuchte Befriedigung. Aber eben daß die Meiſten im Leben nicht befriedigt werden, iſt der Beweis, daß die Freude ſie flieht. Sonderbar! Alles in der Natur iſt ſo eingerichtet, daß es findet, was es zu ſeinem Beſtehen und Gedeihen bedarf; und dem Menſchen ſollte der Weg verſchloſſen ſeyn, mit Sicherheit und Leichtigkeit dem weſentlichſten Bedürfniß ſeines Lebens genug zu thun? Das Thier, wenn es ſeine Nahrung ſucht, wird von ſeinem Inſtinkt geleitet; ſollte der Menſch, wenn er ſich nach der Freude, der lieblichſten Nahrung ſeines Lebens, ſehnt, von aller Anweiſung verlaſſen ſeyn, wo er ſie zu finden, und wie er ſie zu ſuchen habe? Keineswegs! was das Thier durch ſeinen Führer, den Trieb, entdeckt, das enthüllt ſich dem Menſchen durch den Geiſt und durch aufmerkſame, beſonnene Betrachtung.

Der Baum wurzelt, grünt und blüht nur in dem Mutterſchooße der Erde; der Fiſch regt und bewegt ſich lebendig nur in ſeinem Elemente, dem Waſſer;

kurz, alle Natur hat ihren festen Kreis, in welchem allein sie Leben athmet, und außer welchem sie versiegt und untergeht. Und alles dies nicht willkührlich, sondern nach eingebornen, unveränderlichen Gesetzen. Jedes Wesen nun giebt durch sein eigenthümliches Streben das Gesetz zu erkennen, nach welchem sein Daseyn geleitet und erhalten wird. Der Stein hält mit kräftigem Zuge seine Atome zusammen: ungemessene Dauer ist sein Gesetz. Die Pflanze ist in immerwährender Entfaltung begriffen: das Gesetz ihrer Natur ist, sich auszubreiten. Das Thier sucht Nahrung und Weide; und in ihm spricht sich das Gesetz der Selbsterhaltung am deutlichsten aus. Das Element des Menschen ist: nicht das verschlossene, schlafende Leben des Steines, nicht das stille, schlummernde der Pflanze, nicht das blinde, träumende des Thieres, sondern, wie wir uns darüber so eben verständigt haben, das wache, helle, heitere Leben der Freude. Was für ein charakteristischer Zug aber im Menschen verräth uns das Gesetz, nach welchem er, wie jedes andere Wesen, auf seine eigenthümliche Weise, die Nahrung seines Lebens findet?

Wenn wir auf uns selbst achten, in Augenblicken, wo unser ganzes Daseyn von voller, inniger, ächter Freude durchdrungen, erweitert, und gleichsam über sich selbst erhoben wird: so finden wir, nicht blos, daß dieses der Zustand völliger Befriedigung ist, in welchem wir immer zu seyn wünschten, sondern wir finden uns selbst auch in diesem Zustande merklich verändert, oder wenigstens in einer nicht gewöhnlichen, höhern Stimmung, welche uns alle Gegenstände umher in sanftern, angenehmern Farben, und so zu sagen, in einem reinern Lichte zeigt, so wie unser eigenes Wesen sodann uns als der erwärmende, belebende, erhellende Punkt erscheint, von welchem diese Verklärung der Welt um uns her ausgeht. Wir fühlen uns leichter, ungefesselter, freier, alles spricht uns harmonisch und angenehm an, und wir wirken auf unsere Umgebungen mit spielender Kraft, mit heiterer Klarheit, mit freigebiger Liebe zurück. Dieser Zustand des Gemüths nun, dieses innere Befinden, wo uns so wohl ist, wo wir uns so lebendig, so gehoben, so kräftig und thätig, und dabei so empfänglich und gefühlvoll, im Ganzen aber so heiter und leicht erscheinen, zeichnet sich allezeit, wenn wir

uns darin finden, durch ein besonderes Gepräge, durch einen eigenthümlichen Charakter aus, der mit ihm unzertrennlich verbunden ist, ja der sein eigentliches Wesen, seinen wahren Gehalt auszumachen und ihm zugleich Ton und Haltung zu geben scheint. Es ist dies das vorherrschende Gefühl der Freiheit von jeder Schranke, von jedem Druck, in uns oder außer uns. Fast scheint es, als ob uns die Freude blos wegen der Erregung dieses Gefühls so über alles theuer wäre: wenigstens ist so viel gewiß, daß erst dann die Freude vollkommen genannt werden kann, wenn sich dieses Gefühl von ungestörter Freiheit und ungehinderter Bewegung unsers Wesens, in uns erhebt; wenn es uns däucht, als hätten wir Flügel erhalten, mit denen wir uns über alles Gemeine und Einengende emporschwängen. In diesem Moment, wenn wir ihn in der Betrachtung erfassen, werden wir mit Ueberraschung zuerst unsere wahre Natur, unser eigentliches freies Wesen und Leben gewahr; entzückt erfahren wir, in diesem Zustande des gesteigertsten innern Lebens, daß wir göttlicher Abkunft sind, und die Tiefe des göttlichen Wesens selbst ist für uns in solch einem Augenblicke kein Geheimniß

mehr. Desto empfindlicher aber und niederschlagender ist es, wenn wir von dieser Höhe zu schnell in das gewöhnliche Daseyn zurück- und hinabgezogen werden, welches geschieht, indem irgend ein Druck von einer oder von mehreren Seiten die freie Bewegung unsers Innern hindert und einengt. Je stärker dieser Druck wirkt, je weniger wir ihm Widerstand zu leisten vermögen, je näher sich die Schranken um uns legen und uns mannigfaltig umwinden und umstricken, desto unaufhaltbarer geht jenes Gefühl des unbeschränkten, heitern, freien Daseyns verloren; an die Stelle der friedlich-sichern, hellen, wonnevollen Stimmung tritt ein unruhvoller und ängstlicher, trüber, schmerzlicher Zustand; die Freude und das süße Gefühl des innern vollständigen Wohlseyns entfliehet, und ein leeres, schmachtendes Sehnen nach dem verlorenen Gute bleibt allein zurück. Verschwunden ist das Gefühl der Kraft, der Klarheit und der reich aus uns hervorströmenden Liebe, und es ist, als wäre mit jener freien Stimmung, welche der Freude das Daseyn gab, unser einiges und wahres Leben entwichen.

Erwägen wir dieses Steigen und Fallen unsers innern Lebens, und die Zustände unsers Selbst, welche

damit unzertrennlich verbunden sind, aufmerksam und genau: so finden wir, daß nur in dem Maße, wie die einengenden Schranken von uns entfernt werden, auch unser Leben sich aufheitert, wahrhaft lebendig, hell und froh wird; daß hingegen, so wie wir uns gedrückt und beschränkt fühlen, auch die Fröhlichkeit unsers Daseyns schwindet: woraus wir mit Sicherheit folgern können, daß die alleinige Bedingung und das Gesetz der Freude die Freiheit unsers Innern ist.

Jetzt nun, wo wir auf den Punkt gekommen sind, die Freude, das letzte und höchste Ziel alles unsers Strebens, (welches nur ein schiefgerichteter Verstand, oder ein abgestumpfter Sinn nicht anerkennen wird,) von einer Bedingung abhängig zu machen, die wir vorläufig ein Gesetz genannt haben: ist es vor allen Dingen nöthig, uns davon, was ein Gesetz sey, eine bestimmtere und deutliche Vorstellung zu machen. Der aufmerksame Beobachter findet, daß alles Entstehen, alle Entwickelung und alles Bestehen der Dinge in der Natur auf festgestellten und unveränderlichen Richtungen ihrer Kräfte beruht. So bewegen sich die Sterne in ihren Kreisen, so saugt die Pflanze mit ihren Wurzeln

den Regen, mit ihren Blättern das Licht ein, ſo baut der Vogel ſein Neſt, ſo verfolgt das Wild ſeine Beute; alles mit einem beſtimmten, unwiderſtehlichen, unveränderlichen Zuge. Dieſe Einrichtung nun, wo die den Dingen eingepflanzte Kraft genöthigt iſt, ſo und nicht anders zu wirken, nennt man Geſetz. Findet ſich nun, daß das Beſtehen des menſchlichen Daſeyns ebenfalls von einer beſtimmten und nothwendigen Richtung ſeiner eigenthümlichen Kraft abhängt, ſo wird man anerkennen müſſen, daß auch dieſes Daſeyn unter einem Geſetz ſteht. Das wahre, volle, menſchliche Daſeyn offenbart ſich nur in der Freude. In ihr allein geht uns das eigentlich menſchliche Leben auf. Alle andern Zuſtände im Menſchen ſind nur Vorbereitungen zu dieſem Daſeyn oder krankhafte Abweichungen von demſelben. Nach Freude, als nach dem Leben ſeines Lebens, ſtrebt unaufhörlich das Herz des Kindes, wie des gereiften Menſchen. Bald iſt es das Spiel, bald die Liebe, bald die Einſicht, bald die Macht, bald das Beſitzthum, wodurch wir Freude zu erlangen, die Flamme unſers Lebens zu ernähren trachten. Nicht in jenen Gegenſtänden, nur in der Freude, welche ſie un-

gewähren, ruht, wenn wir uns recht bedenken, unser Ziel. Allein nur indem unser Gemüth frei wird, entzündet sich in ihm die Freude; und jene Gegenstände können nur in so weit erfreuen, als sie das Gemüth von einer oder der andern Schranke, die es drückte, befreien. Das Kind fühlt sich beschränkt und ist unruhig, bis sich ein Gegenstand des Spieles zeigt, an den es seine freie Thätigkeit üben kann. Das Herz des Mädchens, wie des Jünglings, fühlt sich beengt und gedrückt, bis glückliche Liebe das zurückgedrängte Gefühl seiner Fesseln entledigt. Der Mann, welchem die Wissenschaft, wie jener, welchem Macht und Herrschaft das Höchste ist, gelangen beide auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziele: Denn die Wissenschaft ist unbeschränkte Erkenntniß, wie die Macht unbeschränktes Handeln; in beiden Fällen ist das Gefühl innerer Freiheit die Frucht der Mühe. Wenn endlich das Greisenalter vorzüglich nach Besitzthum trachtet, so findet es darin den sichern Damm gegen die Schranken, in welche es von seinem zunehmenden Unvermögen gezwängt wird: der Besitz vertritt die Stelle der Kraft, durch welche das rüstigere Alter seine Freiheit sichert. So

kann also der Mensch nur durch das Gebiet der Freiheit in das der Freude dringen. Ist es nun Natureinrichtung, daß wir nach Freude streben, so muß es auch Natureinrichtung, d. h. Gesetz seyn, daß wir nach innerer Freiheit streben, deren Tochter die Freude ist. Demnach dürfen wir uns nur beobachten, wie wir, bestimmt und unveränderlich, jeden Druck, jeden Zwang, verabscheuen, wie wir auf alle Weise bemüht sind, jede Schranke, die uns einengt, zu entfernen: und wir entdecken in diesem uns angebornen Bestreben den nothwendigen Zug der Natur: das Gesetz der Freiheit, welches zugleich das Gesetz der Freude ist. Folgen wir diesem Zuge unausgesetzt, wie der Vogel dem Zuge, der ihn nach der fernen Heimat treibt: so können wir mit Sicherheit auf die Erhaltung unsers eigentlich und wahrhaft menschlichen Lebens, auf die Fortdauer des Lebens in der Freude rechnen.

Es öffnen sich hier Aussichten, welche zu reizend, zu bedeutend für die ganze Einrichtung und Leitung unsers Lebens, wiefern es unserer Willkühr unterworfen ist, ja auch zu heilig sind, als daß wir sie blos oberflächlich berühren oder gar übergehen sollten. Nie hat die Betrachtung, deren ernste und strenge Gestalt

uns nicht erſchrecken darf, zu einem ſchöneren Ziele geführt. Folgen wir ihr noch eine kleine Weile, und ſie ſchließt das Paradies vor unſern Blicken auf.

Aus der Freiheit unſers Gemüths geht alle Vollkommenheit, alles Gedeihen unſers Lebens, und zugleich alle Heiterkeit und Freude hervor, deren unſer Weſen fähig iſt. So lange wir uns frei fühlen, ſind wir auch gut, rein, heilig, und von Freude beſeligt. Unſer Leben, ſo beſchaffen und geſtaltet, iſt das Meiſterſtück aller Natur. Was Wunder, wenn der Künſtler, der uns ſchuf, ſein Werk durch eine Einrichtung zu ſichern ſuchte, welche, wenn wir ſie klar erkennen, unſere tiefſte Bewunderung und Anbetung erregt. Man erzählt aus der Mährchenwelt von Ringen, welche den Finger, der ſie trug, ſtachen, wenn der Beſitzer eine Thorheit begehen wollte. Ein ſolches Kleinod iſt das Geſetz der Freude, welches in unſerm Innern unermüdlich, ein ſchützender Talisman, über unſer wahres Leben wacht. Wo wir Freude ſuchten und Schmerz fanden, werden wir durch ein wunderbares Gefühl von Beſchränkung und Einengung zurückgedrängt, und uns wird nicht eher wohl und leicht, als bis wir, aus der Schranken

erhebend, die Freiheit unſers Weſens gerettet haben. Sollen wir an Beiſpiele erinnern, wie ſie das Leben faſt in jedem Augenblicke herbeiführt? Ein lockendes Vergnügen zieht uns an; entgegen führt uns ihm der angeborne Hang zur Freude; allein je näher wir ihm treten, um deſto mehr fühlt ſich das Herz beengt. Unruhe und Angſt bemächtigt ſich der Bruſt: wir zaudern, wir erwägen, wir treten ſcheu zurück; und ſieh, mit jedem Schritt rückwärts und hinweg von dem Zauberkreiſe der verführeriſchen Luſt, athmen wir leichter, unſer ganzes Weſen erheitert ſich, und eine himmliſche Wonne durchbebt uns zuletzt, im Gefühl unſerer Freiheit, welche wir retteten, indem wir den Banden entflohen, in welche der Genuß uns ſchmieden wollte. Wir erkennen nun, in freier Ruhe des Gemüths, mit Klarheit, daß wir im Begriff waren, uns aus dem Gebiet der Freude in das des Schmerzes zu verirren; denn alle Luſt, die uns nach außen zieht, gebiert nur Schmerz. Wir dürfen nur weichen, nur nachgeben, um zu ſehen und zu erfahren, daß das Gefühl nicht log, welches uns warnte, die Schlinge zu fliehen, die unſerer Freiheit gelegt war. Denn im Augenblick, wo

wir des Gegenſtandes werden, haben wir aufgehört unſer zu ſeyn: es reißt der Gegenſtand uns mit ſich fort, wir ſind ſein Spiel und ſeine leichte Beute. Dann giebt es keine Freude mehr für uns. Unruh und Angſt, Furcht und Begierde treiben uns umher; wir leiden nur, wir leben nun nicht mehr. Ein ganz anderes Loos trifft uns, wenn wir jeden Augenblick unſers Lebens nur in dem Bezirk zubringen, wo uns die Freude begleitet, wo uns wohl iſt, wo wir keine Schranke fühlen. Indem wir dem Geſetz der Freiheit folgen, welches, mit leiſem Zuge, jede Beſchränkung durch ein Gefühl von Weh- und Bangſeyn kund thut, erfüllen wir zugleich, oder vielmehr eben dadurch, das Geſetz der Freude, und dieſe ſchüttet nun das volle Maß ihrer Güter über uns aus. Ein die Schranke fliehendes, fröhliches Gemüth ſchwebet frei und unbefangen über der Welt, erkennt mit Klarheit ihre Verhältniſſe, fühlt mit Innigkeit den Aether der Liebe, der aus der ganzen Natur ſtrömt, lebt in Harmonie und Einheit mit dieſer Liebe, wirkt, wie ſie, ſchaffend, in freier, ſpielender, künſtleriſcher Kraft. Der Ernſt, der Druck, die Gefahr des beſchränkten Lebens verſchwinden vor einem ſolchen

Gemüth; es lebt wie ein Kind in des Vaters Hause, sorglos, unbefangen, froh, entgegen einer immer schönern Zukunft.

Nicht erkünstelt, nicht übertrieben ist die Beschreibung eines solchen Gemüthszustandes, welcher aus einer beständigen Achtsamkeit auf das ganze Gesetz der Freude hervorgeht, das in der Brust eines Jeden spricht, sich länge es nicht durch Leidenschaft gewaltsam zurückgedrängt, oder durch Laster allmählig erdrückt wird. Jeder, der sich die Mühe geben will, mit Hülfe des besagten Gesetzes, welches, wie der Kompaß den Schiffer, das verwickeltste Leben sicher leitet, sich aus dem Gewirr von Beschränkungen herauszuarbeiten, in welche ihn die angewohnte Nichtachtung jenes Gesetzes allmählig gezogen hatte, wird bald die Kraft und Wirkung desselben an der zunehmenden Heiterkeit, Freiheit und Frische seines Gemüths wahrnehmen. Das Gesetz der Freude ist ein lieblicher, freundlicher Wegweiser, der uns überall nur die schönsten Wege zeigt, und nur da uns ernst und streng zurückhält, wo uns Abgründe drohen, oder wo wir, geblendet, in Wildniß und Dornen zu gerathen Gefahr laufen. Bei jedem Schritte,

den wir unter ſeiner Leitung thun, erſcheint uns die Welt lebensvoller, erfreulicher, herrlicher. Es möge ſich niemand ſchämen, von der Freude durchs Leben geführt zu werden: die Freude, wenn ſie nur ächt iſt — und die unächte iſt nur verlarvter Schmerz, und verräth ſich augenblicklich — iſt das Erhabenſte, Reinſte, Göttlichſte, was es im Himmel und auf Erden giebt. Darum iſt auch das Leben in der wahren Freude, die wir mit Gewißheit, als ſolche, fühlen und erkennen, das einzige wahrhaft göttliche Leben; und es iſt Thorheit, oder wenigſtens mächtiger Irrthum, zu glauben, daß finſterer Ernſt und harte Strenge das göttliche Leben und Weſen ergriffen habe und jemals ergreifen werde. Die Freude iſt das Allerheiligſte der Schöpfung, und die Freiheit deſſen Hüterin und Pförtnerin.

Noch bleibt vom Geſetz der Freude einiges zu ſagen, das uns ganz bekannt und vertraut mit ihm mache, das uns in ihm unſer beſtes innerſtes Weſen ſelbſt, unſere eigenthümliche Seele zeige, und uns anrege, daſſelbe wie eine zarte, wunderſchöne Blume zu warten und zu pflegen. Nämlich es iſt zu bemerken, daß, was einige das Sittengeſetz in uns genannt haben,

und was in Menſchen, die mit religiöſer Aengſtlichkeit für die kalte, erſtarrende Pflichterfüllung erzogen werden ſind, als ſtrenger Richter ihrer Handlungen auftritt und ihre Vergehungen als züchtigendes Gewiſſen ſtraft — daß dieſes zwar allerdings mit unſerm Geſetz der Freude eines und daſſelbe iſt, aber nur von einem tiefern Standpunkte aufgefaßt; von dem Standpunkte, wo wir Alle als unnütze Knechte angeſehen werden. Allein das liebende Leben, das ſelbſt Freude iſt und uns zur Freude ſchuf, konnte uns zum Leitfaden unſers Lebens auch nur das Geſetz geben, welches ihm ſelbſt die Fülle ſeiner Freude bewahrt, das überſchwenglich ſchöne und edle Geſetz der Freiheit. Ruft uns die Stimme dieſes Geſetzes, unſer edleres Ich: „wache über deine Freiheit!“: ſo ſpricht die Gottheit ſelbſt das Geſetz aus, indem ſie lebt; und wir ſind über alle Kreatur geadelt. Und iſt denn dieſe heilige Stimme etwas Fremdes, das etwa von oben herab in uns hinein ſchallte? Nein, wir ſelbſt ſind es, uns erfaſſend in unſerer höhern, uns verliehenen Kraft; wir ſelbſt, unſer eigenthümliches, reines, angeſtammt-göttliches Streben verkündigend. Wer dieſem Selbſt-Zuruf, mit gehaltener Energie,

zur That, erſt zur augenblicklichen, dann zur fortgeſetzten That verwandelt, ſo daß ſie Gewohnheit ſeines Lebens wird: der iſt geläutert von den Schlacken; ſein Inneres iſt höherer Bildungen empfänglich; die Weisheit ſchließt ſich an ihn an, und weiht ihn ein zu Kunſt und Wiſſenſchaft, zu Tugend und Religion.

II.

Das Leben,
von seinen verschiedenen Seiten betrachtet.

Wie selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien —
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht;
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.
Göthe's Tasso 5. Aufz. 2. Auftr.

Unter den tausendfältigen Kreisen, welche das Leben der mannigfaltigern Menschen-Naturen beschreibt, ist keiner vorzüglicher, keiner geringer, als der andere, wenn er sich in der vorgeschriebenen Bahn hält. Denn eben die richtige Bahn, welche einem jeden durch das Gesetz in seinem Innern für seinen Kreis vorgezeichnet wird,

diese nur ist es, nach welcher der Werth oder Unwerth eines jeden Lebenslaufs abzumessen ist, nicht aber der Umfang, oder die größere Menge von Windungen in dieser Bahn. Aus dem gesetzmäßigen Fortschreiten des Lebens entspringt die Harmonie desselben mit sich selbst und dem Ganzen. Ein solches Leben ist gleich stark und gleichförmig durchdrungen von Ruhe und von Thätigkeit, von gebendem und empfangendem Genuß, und alles Leiden ist daraus verbannt, weil es nur durch Störung der Harmonie zwischen dem Innern und dem Aeußern, der Seele und der Welt, entsteht. Nun ist es zwar gewiß, daß wir keinen finden werden, der in einer solchen vollständigen Harmonie lebe: wir werden aber doch Mehrere finden, die sich derselben annähern, und die in dem Maße wahrhaft leben, als sie dieses thun. Inzwischen ist die Zahl derer, die sich von der, Jedem vorgeschriebenen, rechten Richtung des Lebens entfernen, bei weitem die größere; und diese sind es, die uns die verschiedenen Seiten des Lebens zeigen: so wie uns der gebrochne Lichtstrahl die Farben zeigt, da hingegen das erstgenannte Leben, so wie das Licht an sich, rein und durchsichtig ist.

Die verſchiedenen Seiten des Lebens nun, welche ſich in dem mannigfaltigen Menſchen-Leben offenbaren, ſind eben ſo viele Beſchränkungen und Einzelnheiten des reinen und vollſtändigen Lebens, als die verſchiedenen Farben Schranken des Lichts ſind. Wenn daher in dem reinen Leben (welches in der Erſcheinung des göttlichen Nazaräers aufgeſtellt iſt, ſo wie das reine Licht uns allein von der Sonne zukommt), Ruhe und Thätigkeit, und der Doppelgenuß des Gebens und des Empfangens, auf das innigſte verſchmolzen iſt: ſo wird in dem getrennten und unvollſtändigen Leben jener Bund zerriſſen und jedes Glied jenes Ganzen als vereinzeltes Leben erſcheinen. Daher wir denn die Maſſe der Menſchen aus entweder ruhigen, oder thätigen, oder genießenden, oder leidenden Individuen beſtehen ſehen, dem Hauptcharakter ihres Lebens nach. Daß übrigens hier zuerſt des Leidens Erwähnung geſchieht, darf nicht befremden, da das Leiden nur erſt dann in das Leben eintritt, wenn die Harmonie deſſelben, oder ohne dieſelbe, geſtört worden iſt.

Man iſt nicht blos berechtigt, ſondern auch genöthigt, das unter das ganze Menſchengeſchlecht ver-

theilte Leben, wie es wirklich erscheint, von den beschriebenen vier Seiten anzusehen, welche schon die Alten genau beobachtet, und, wie bekannt, unter dem Namen der Temperamente festgehalten haben. Auch ist es unverkennbar, daß der Hauptcharakter des sogenannten phlegmatischen Temperaments die Ruhe, der des choleristischen, die Thätigkeit, der des sanguinischen, der Genuß, und der des melancholischen, das Leiden ist; sobald es nämlich jedem derselben verstattet wird, seinen eigenthümlichen und vorwaltenden Hang zu zeigen. Nach diesen verschiedenen Standpunkten des Lebens modificiren sich daher auch nothwendig die Ansichten desselben; und es ist nicht zu verwundern, daß auf diese Ansichten die Denker aller Zeiten ihre Lehrgebäude des Lebens errichtet haben. Die Lehre, welche alles bezweifelt, will sich und ihre Anhänger dadurch in Ruhe erhalten; die, welche aller Spekulation entsagt und nur auf das Wirkliche (auf die thätigen Kräfte) ihr Augenmerk richtet, will dadurch den Menschen zur Thätigkeit führen; die, welche dem Gedanken weniger als dem Gefühl Raum giebt, gönnt ihren Schülern, als das Beste, den Genuß; diejenige endlich, welche ohne

Widerſtand die Geſammtheit der Gegenſtände auf ſich einwirken läßt, giebt ſich gehorſam (leidend) dem allmächtigen Schickſal hin, und weiht ſich der Betrachtung. Auf dieſe vier Punkte kommen alle Lehren der Weltweiſen alter und neuer Zeit zurück, und die Stifter der Schulen gründeten ihre Lehren auf ihre Temperamente. Aber nicht blos in der Lehre, ſondern auch in den Lebensweiſen ſelbſt ſprechen ſich jene vier Seiten des geſpaltenen reinen Lebens aus. Die Ruhe iſt die Göttin der Gewerbe, welche das Leben friſten; die Thätigkeit iſt die Göttin der Kühnern, welche die Welt erobernd durchwandern oder beſchiffen; der Genuß iſt der Gott der Künſtler; und das Leiden iſt die Gottheit der Religiöſen.

Man wird ſagen: Aber die Temperamente, und was ſich darauf in Lehre und Leben gründet, ſind ja, erſtlich, nicht willkührlich erfunden, ſondern das Werk der Natur, oder vielmehr der ſchaffenden Gottheit; Zweitens befördern ja die mannigfaltigen Temperamente und die eben ſo mannigfaltigen verſchiedenen Seiten des Lebens die weitere Ausbreitung und verſchiedenartigſte Entwickelung deſſelben; wie kann denn alſo hier

eine Unvollständigkeit und Fehlerhaftigkeit im Menschen-Leben Statt finden, da vielmehr ohne diese bestimmte Mannigfaltigkeit sich das Gesammt-Leben höchst einseitig und unvollkommen zeigen würde? Hierauf ist folgendes zu antworten. Allerdings sind diese vier Seiten des Lebens ein Erzeugniß der Natur, d. h. der Anlagen, welche erst ausgebildet, verarbeitet und aus ihrer Einzelnheit zu etwas Ganzem gebildet werden sollen. Aber eben weil sie dieß sind, dürfen sie nicht so bleiben, wie sie sind, sondern es muß eine jede Natur-Anlage auf ihr Gegentheil gleichsam eingepfropft werden, wenn sie Früchte tragen soll. Jedes Temperament trägt das entgegengesetzte als das Gesetz seines Lebens in sich, und befindet sich nur dann wohl und ist in sich selbst harmonisch, wenn es diesem Gesetze Gnüge leistet. Dem nach Ruhe Strebenden ist in seinem Innersten Thätigkeit, dem Thätigen Ruhe oder Mäßigung, dem Genießenden ist Hingebung, dem sich leidend Hingebenden Genuß geboten, als welchen er am meisten fliehet, und durch den er doch allein sich ins Gleichgewicht mit sich selbst zu setzen vermag; so wie alle übrigen durch das, was ihrer Natur entgegen ist. So wird der Phlegmatiker nie ein

guter Landmann werden, wenn er nicht thätig, der Choleriker nie ein glücklicher Eroberer, wenn er nicht mäßig und enthaltsam, der Sanguiniker nie ein Künstler, wenn er nicht in Ergebung das Begeisternde in sich aufnimmt; endlich der Religiöse nie selig, wenn er nicht die Schönheit des Gottes genießt, dem er sich nur duldend unterwerfen wollte.

Doch zugegeben, daß es so in der Ordnung sey, und daß die vier Grund-Temperamente und die verschiedenen Seiten des Lebens, auf welche diese hinführen, schon so, wie sie sind, unter die weisen Natur-Anstalten gehören: so wird doch gewiß so viel nicht abgeläugnet werden können, daß kein lebendes Individuum unmittelbar durch das Temperament, durch die natürliche Richtung nach einer der vier besondern Seiten des Lebens, seine Befriedigung finde. Der Phlegmatiker ist nur glücklich in seiner Ruhe; weil aber diese beständig gestört wird — denn auf wen dringt nicht wirkend die Außenwelt ein? — muß er beständig suchen, sie wieder herzustellen: er wird ihrer also nicht froh. Der Choleriker findet nie seines Strebens Grenze. Dem Sanguiniker wird nie voller Genuß. Der Melancholiker, da er das Ganze nur in

einzelnen glücklichen Momenten empfunden kann, beklagt die übrigen nur in Schmerzen über seine Beschränkung. Und so ist es denn überall die Schranke, und überall der Schmerz, welche das Leben, das auf eine besondere Richtung angeht, begleiten. Es ist mit diesen Elementen der geistigen Welt, wie mit den physischen. Getrennt arbeiten sie nur auf Zerstörung hin, und nur vereinigt bringen sie Leben hervor. Auf welche Seite des Lebens man sich demnach immer schlage, so sucht man gewiß, so lange man diese einzelne Seite nur verfolgt, Befriedigung vergebens; und es ist unweise, an Alle ohne Ausnahme denselben Ruf ergehen zu lassen: entweder daß sie ausschließlich die Ruhe, oder die Thätigkeit, oder den Genuß suchen, oder daß sie sich leidend verhalten sollen. Und hört man nicht noch täglich diese Anweisungen, die nur auf einzelne Fälle passen, wie bestimmte Arzneien für bestimmte Krankheiten, gleichwohl allgemein und für Alle empfohlen? Ist es nicht von Vielen ein fest angenommener Satz: daß der Mensch nicht eher glücklich ist, als bis er zur Ruhe kommt? von vielen Andern: daß nur in der Thätigkeit das Heil für Alle zu finden sey? von einer eben so gro-

ſen Menge: daß es das Beſte ſey, zu genießen, was da iſt, und dem Augenblicke zu leben? von den Uebrigen endlich: daß der Menſch erdulden müſſe, was ihm auferlegt ſey, und ſammeln?

Wir müſſen uns hier vor einem Vorwurfe retten: als ob namentlich das Letztere die Grundlage der Religionslehre ſey, welche die neuere Zeit verehre, und als ob wir deswegen die darauf gegründete Religion ſelbſt als etwas Einſeitiges betrachteten. Wer dieſen Vorwurf der ächten Chriſtus-Lehre macht, macht dem wahren Leben den Vorwurf, daß es die Elemente zu allem ſpecifiſchen Unglück enthalte, weil es durchaus Ruhe und Thätigkeit, und gebender Genuß (Kunſt) und empfangender Genuß (Religion) iſt. Die wahre Religionslehre, wie wir ſie von ihrem Meiſter empfangen haben, ſteht aber alle einzelne und beſondere Lebenslehren der Weiſen ſo vollſtändig und ſo erhaben da, wie das reine und vollſtändige Leben über ſeine einzelnen Seiten. Was nur jemals ſterbliche Weiſe lehrten, wird auch in dieſer empfohlen; die Ruhe eben ſo wohl wie die Thätigkeit; der Genuß eben ſo wohl wie die Ergebung; aber nichts

ausschließlich, nichts Einzelnes für Alle. Wie auch der Dichter sagt:

„Eines schickt sich nicht für Alle:
„Siehe jeder, wie er's treibe!"

Aber vor Allem wird empfohlen — und dieses ist die Grundlage der wahren Religionslehre — daß ein Jeder das Rechte suche. Da wird es sich denn finden, daß, entweder für immer, oder nur auf gewisse Zeit, und unter gewissen Umständen, für den Einen Ruhe, für den Andern Thätigkeit, für den Dritten Genuß, für den Vierten Ergebung ersprießlich sey; kurz, daß man sich an diejenige Seite des Lebens stützen müsse, deren man am meisten bedarf.

Was wird uns denn gewährt durch die Ruhe im Charakter, und folglich auch in den Handlungen? Die Ruhe hindert und vernichtet alles Aufbrausen und Ungestüm des thätigen und genießenden Lebens, oder vielmehr des Lebens, das nach Wirksamkeit und Genuß strebt; und sie ist das Heilmittel für die, welche durch ein allzurasches Temperament sich die That, so wie den Genuß ihres Lebens selbst zerstören, oder richtiger, es trägt jener Unstetigkeit zu keinem von beiden bringen.

Wem iſt die Thätigkeit das Eine, was Noth iſt? Allen denen, die zum Schlaf oder zum Träumen durch die Natur ihres Temperaments geneigt ſind. So wie das Leben jener Erſten verflattern wurde ohne Ruhe, ſo wird ſich das Leben dieſer verzehren, indem es immer tiefer und tiefer in ſich ſelbſt ſinkt, ohne eine heilſame Thätigkeit, die es wiederum an das heitere, wirkſame Licht des Tages hervorruft. Wer bedarf des Genuſſes? Alle die, welche entweder durch eine übermäßige Thätigkeit allzuſehr angeſpannt, oder durch ausdauerndes Leiden allzuſtark niedergedrückt ſind; jene, um die Kraft nicht erſchlaffen zu laſſen, dieſe, um ſie wieder anzuſpannen. Sollte es aber wohl unter ſo vielen nicht Befriedigten auch nur Einen geben, der des Leidens und der Ergebung bedurfte? Allerdings nicht Einen, ſondern faſt die Meiſten, allein nur nicht die, welche ſchon reſignirt ſind; denn für dieſe gehört Genuß und Thätigkeit. Aber die, welche im Genuſſe, die, welche in angeſtrengter Thätigkeit ſind, bedürfen es, ſich oft mitten in beiden durch Entſagung vor Frivolität und Willkühr zu ſchützen, und ihre That, und ihren Genuß, durch, wenn auch ſchmerzliche, Verzäh-

mung und Beschränkung, vor einem schmerzlicheren Untergange zu bewahren. Die auf solche Art arm sind und Leid tragen, sind selig.

Sobald ein Jeder das Gegenmittel für sein Temperament gefunden hat und braucht, hört sein Leben auf einseitig zu seyn, und tritt in den Kreis des vollständigen Lebens ein; denn er löset die Schranke auf, die ihn fesselte, und ist mithin frei; und Freiheit ist ja der Charakter des vollständigen Lebens. Dann ist der Ruhige durch Thätigkeit zum Weisen, der Bewegliche durch Ruhe zum Helden, der Hitzige durch Geduld zum Künstler, der Duldende durch die Wärme der Liebe zum Heiligen geworden. Vorher war Keiner etwas werth, und Alle nur auf verschiedene Art egoistisch; doch jetzt ist durch das Gleichgewicht der Kräfte der Egoismus in Allen verschwunden, und Jeder hat auf verschiedene Art den gleichen Werth: denn sie sind alle Glieder eines Leibes, nämlich des freien, göttlichen Lebens, welches, in sich vollendet und abgeschlossen, keine ostigten und eingeengten Seiten mehr anerkennt. Jeder wandelt friedlich und freundlich neben und mit den Andern, ja sogar in der Bahn derselben, ohne sie zu zerstören. Er be-

greift sie, er wirkt für sie, sie leben in seinem Geiste, wie er selbst, und er fühlt sich mit ihnen, wie in sich selbst. Mit einem Worte: das Leben des echten Denkers, des echten Heroen, des echten Dichters, des echten Religiosen, ist nicht einseitig, sondern allseitig; Ein Geist, Ein Leben ist es, was sie Alle durchdringt, Alle umfängt; es ist das Leben des Himmels auf der Erden; vor der Hand aber, zwar nicht Traum oder Fabel, doch vor der Hand noch Idee. Wie weit wir noch zu diesem Ziele haben, ist eine Frage, die der Fabeldichter Aesop schon dem Wanderer beantwortet haben soll, der ihn fragte, wie lange er noch nach der nächsten Stadt zu gehen habe.

III.

Das Tagewerk.

Nichts in der Welt giebt mehr Heiterkeit der Seele, nichts macht zum Genusse der Güter des Lebens, so wie zur freien Ertragung seiner Beschwerden, empfänglicher, oder vielmehr nichts überhaupt erfreut, belebt, stärkt unser ganzes Wesen so kräftig, als die Erfüllung der Pflicht. Kein Mensch ist in der Welt, dem nicht nach Maßgabe seiner Kräfte ein bestimmtes Tagewerk seines Lebens auferlegt wäre, welches die Meisten, je nachdem sie sich um seine Erkenntniß bemühen, mehr oder weniger üben, die Wenigsten ganz vernachlässigen. Jeder, er mag sich befinden auf welcher

Stelle er will, kann von da aus arbeiten, um der Aufgabe seines Lebens Genüge zu leisten. Eigentlich sollte einem Jeden von Kindheit auf der Weg zu dem künftigen Geschäft seines Lebens geebnet und die Bahn vorgezeichnet werden, die er zu durchlaufen hat, bis zu dem Punkte, wo seine entwickelten Kräfte ihn sicherer leiten, als alle Vorschrift. Wir sind aber bis jetzt in der Kenntniß der menschlichen Anlagen und ihrer zweckmäßigen Beschäftigungen noch zu wenig vorgerückt, als daß wir den nicht gereiften Menschen mit Sicherheit und Bestimmtheit seinem Ziele entgegen führen könnten. Daher wird Vielen die Wahl ihres künftigen Geschäfts blind überlassen, Viele werden entweder durch Zwang, oder durch überweise Klugheit zu Uebungen der Kräfte angehalten, welche die gesetzmäßige Entwickelung dieser Kräfte, anstatt sie zu befördern, auf alle Weise stören und die lebendigsten Naturanlagen im Keime ersticken. Wenigen glücklichen Naturen gelingt es, vermöge einer höhern Energie, den Damm widriger Umstände und einer verkehrten Leitung zu durchbrechen, und mit fröhlichem Triebe sich in den Raum auszubreiten, den zu erfüllen sie nach der natürlichen Anordnung ihrer Kräfte

bestimmt sind. Viele gelangen erst auf die Mitte ihrer Laufbahn zu einer gewissen Selbstständigkeit, welche ihren Schritt auf dem falschen Wege, den sie betraten, hemmt, und sie antreibt, irgend einen andern ein zuschlagen, auf dem sie sich besseres Gedeihen versprechen können. Andere, denen alle Haltung ihres inneren Wesens, auch in späterer Zeit, abgeht, folgen gezwungen und unwillig dem Strome eines fremden, ihrer Natur widrigen Lebens, bis dieses, nach vergeblicher Erschöpfung der Kräfte, verronnen ist; und sie sind eben so unfähig, das Gute des Lebens mit rein empfänglichem Sinn zu genießen, als seine Arbeiten mit Freudigkeit zu vollenden, indem sie nur die Dürftigkeit des Lebens selbst und ein treuloses Schicksal als Quellen ihres Unglücks anklagen. Allein, nichts ist reicher, als das Leben, und nichts gerechter, als das Schicksal. Dieses letztere ist immer nur der Wiederschein der selbsterwählten Lebensweise; denn auch wer sich zu einer Lebensweise zwingen läßt, zieht aus Wahl den äußern Zwang dem innern Widerstande vor. Wie wir leben, so ergeht es uns; und sicht unser Schicksal in unserer Gewalt: so haben wir auch offenbar es uns zu-

zuſchreiben, wenn das Leben uns dürftig erſcheint. In dem Maße, wie wir thätig ſind, öffnen ſich alle Springröhren des Lebens, und eine reiche Thätigkeit zaubert uns das Leben zu einem reichen Luſtgarten um. Wir können aber nicht thätig ſeyn, und alle unſere Kräfte verſagen uns, gelähmt, ihre Dienſte, wenn wir ſie gegen ihre Beſtimmung und natürliche Richtung anſtrengen wollen, wenn wir uns ein Ziel vorſtecken, auf welches unſere Natur nicht den Preis des Gelingens gelegt hat. Wer nur aus Trägheit das Geſchäft des Landmannes, aus Eitelkeit das des Künſtlers treibt, aus Habſucht den öffentlichen Aemtern dient, wird nie Befriedigung erlangen; eben ſo wenig, wie der, welchen der Zwang zum Krieger, oder väterliche Klugheit zum Kaufmann machte, in Kraft gedeihen wird, wenn ihn ſeine Natur zieht, in heiterer Stille der Väter Land zu bauen. Dazu haben wir denn einen Mahner in uns, der nie ſchweigt, und der uns deutlich zeigt, ob wir auf dem rechten Wege ſind, oder nicht. Dieſer Genius, der einem jeden eingeboren wird, leitet uns, oder bemüht ſich wenigſtens um unſere Leitung, von der Wiege bis zum Grabe. Wenn wir uns gewöhnen, ihm

sein gebührendes Opfer zu bringen, dadurch, daß wir seinen Anweisungen folgen, so verläßt er uns zuletzt nie mit seinem Rathe, und steht uns in allen zweifelhaften Fällen bei, am meisten aber in solchen, die das Haupt und Wesen unsers Tagewerks betreffen. Wer nie den Genius in sich fragte: was soll ich heute thun? sondern immer blind den zwingenden Reizen der äußern Umgebung folgte, wird zuletzt in ein Labyrinth gerathen, in welchem ihn oft nur die harten Schläge des Schicksals, das heißt: die nothwendigen Folgen eines verkehrten Beginnens, aufregen, endlich einmal die lange vernachlässigte Stimme des wohlthätigen Warners zu hören. Doch wer sich von der frühesten Zeit an gewöhnte, ihr zu gehorchen, zu vermeiden, was sie verschmäht, zu suchen, was sie heischt, wird früh die rechte Straße seines Lebens nicht verfehlen, und späterhin sich schwerlich jemals weit von ihr verirren; oder geschah es, sie bald wiederfinden. Wir leben nur so viel, als wir uns zweckmäßig beschäftigen. Zweckmäßige Beschäftigung fort und fort ist unser Tagewerk und unser wahres Leben: zweckwidrige Beschäftigung gehört nicht zum Leben, sondern zur Verkürzung, d. h. Versäum-

meinung deſſelben; ſie enthält keinen Theil des Lebens, nämlich weder wahre Thätigkeit, noch wahren Genuß, in ſich, ſondern nur Leiden, nur Siechthum, und Krankheit' deren Folge das Abſterben der Kräfte iſt. Wer ſein Tagewerk verrichtet, wer unausgeſetzt das thut, wozu gerade jetzt die Zeit und ein reines Bedürfniß ſeiner innern Kraft ihn treibt: der gedeiht, deſſen inneres Weſen entwickelt ſich und breitet ſich aus; die Welt empfängt ihn freundlich, und hegt und pflegt ihn als ihren Wohlthäter, als ihren Schmuck; ſo wie er wiederum ein heiteres, fröhliches Bild von der Welt in ſich aufnimmt. Wie ein kräftiger Baum wurzelt er ein in den Mutterſchooß der Erde, und treibt ſeine Zweige frei und ſpielend nach der heitern Höhe des Aethers; er wirkt, und genießt wahrhaft: er lebt.

Und ſo lange es noch Tag iſt, vermag auch jeder ſein Tagewerk zu finden, ohne deſſen Verrichtung kein Heil, kein Glück, kein fröhliches Leben denkbar iſt. Es ſey ein Menſch, übel geleitet durch Andere und ſich ſelbſt, in der größten Verwirrung ſeines Thuns und Treibens; es mögen alle Räder ſeiner natürlichen Wirkſamkeit ſtocken, alle Quellen eines lebendigen Ge-

ganzes verlegt seyn. Mit Verdruß, mit Widerwillen blickt er um sich, auf eine Welt, in die er durch seine Wirksamkeit nicht eingreifen kann, und die ihm, verkannt und spröde, jede Gabe ihrer Huld, jede Befriedigung seines Bedürfnisses entzieht. Einsam, wie ein verdorrender Baum, steht er da; und warum? weil er es versäumte, solche Nahrung zu suchen, wie sie seinem Wachsthume förderlich war, und weil er unterließ, seine Wurzeln nach dieser Nahrung hinzubreiten. Er fange also an, dieser Verlassene, sich der Welt zu öffnen, da, wo sie in ihn, und er hinwiederum in sie, eindringen kann. Denn so wie jeder Pflanze, jedem Gewürm, die passende Nahrung beschieden ist: so jedem Menschen die Sphäre seiner Wirksamkeit und seines Genusses. Und sich in dieser Sphäre einheimisch zu machen, in ihr zu leben: das ist sein Tagewerk. Er fange also an — er, den wir als in einem fremden Elemente lebend, oder vielmehr vergehend, betrachtet haben, — sich einer jeden fremden Sphäre, die für Andere wohl eine Quelle von Genuß und Thätigkeit seyn kann, es aber für ihn nicht ist, zu entziehen, und sich in immer engern Kreisen seines Daseyns

bis auf den Punkt einzuſchränken, auf welchem er endlich beginnet die längſt vermißte Ruhe und Befriedigung zu empfinden, und von welchem aus er ſich nun wieder mit Leichtigkeit und ohne Widerſtand in das Leben verbreiten kann. Dieſen Punkt, wo innere Zufriedenheit ſein Theil iſt, halte er feſt, und laſſe ſich von ihm weder durch den Druck einer äußern Gewalt zurückdrängen, noch durch die Zauberkraft eines äußern Reizes hinwegziehen: denn es iſt dieſes der Mittelpunkt, an welchen allein ſich ein haltbares Gewebe ſeines äußern Lebens, und folglich auch ſeines innern, anknüpfen läßt. In dem Augenblick, wo er aufhört reine Selbſtzufriedenheit zu empfinden, iſt er auf falſchem Wege; und er ſage nicht, daß er angefangen habe zu leben, wenn er aufgehört hat zufrieden zu ſeyn. Alle Unzufriedenheit entſteht eben daher, daß wir uns von der rechtmäßigen Beſchäftigung unſers Lebens entfernt haben, und nun die Ruhe und Heiterkeit, die wir uns ſelbſt geben ſollten, von den lebloſen oder lebendigen Umgebungen verlangen.

„Laßt uns beſſer werden,
bald wird's beſſer ſeyn.“

Daß wir uns aber rechtmäßig beschäftigen, davon unterrichtet uns das stets zunehmende Gefühl des weiter verbreiteten Daseyns: eine lebendigere, innigere, wärmere Empfindung der Welt und ihres mannigfaltigen Regens und Strebens; sodann ein schnelleres, leichteres, erfolgreicheres Wirken. — Wenn nun der Verirrte, von dem wir sprechen, und dessen Lebensgange wir jetzt zusehen, mit Ernst um sein versäumtes Tagewerk bekümmert ist: so wird er es jetzt nicht mehr da suchen, wo seine Empfindung keine Nahrung und seine Kraft keinen Gegenstand findet, sondern nur da, wo jene belebt und diese beschäftigt wird. Bei täglicher Uebung wird er dann immer vertrauter mit der Welt, für die er geschaffen ist, und zuletzt ganz in ihr einheimisch, so wie er in der vorigen fremd war; er wird harmonisch mit ihr, so wie er mit der vorigen im steten Zwiespalt lebte; mit einem Worte: er wird glücklich! Unglücklich ist keiner, der das Rechte thut, das, was für seine Natur und seine Kräfte paßt, und was also das Geschäft seines Lebens und sein Tagewerk seyn soll. Aber schuldig, und folglich auch unglücklich, ist jeder, der eine Lebensweise wider seinen Willen und seine

Neigung führt. Ihm widerſpricht ſein innerſtes Weſen und ruft ihm zu: Dieß iſt dein Tagewerk nicht! Wie fröhlich, wie heiter, wie ruhig ſind die Menſchen, die das üben, wozu ihre Natur ſie rief, und die nicht aus dem Kreiſe weichen, der ihnen vorgezeichnet iſt! Man ſage nicht, daß der mühſelig arbeitende Landmann, daß der verachtete, gemeine Handwerker unglücklich ſey; er iſt fröhlich und ſelig, wenn es ſein Beruf war, was er treibt; und nicht das geehrteſte, nicht das belohnendſte Geſchäft in der Welt macht uns zufrieden, wenn es unſerer Neigung fremd iſt. Woher alſo die unendliche Menge mißvergnügter, unglücklicher Menſchen? Nicht daher, daß ein ungünſtiges Glück ſie verfolgt, ein böſes Schickſal ſie anfeindet — aus unſerm Leben fließt beides, unſer Glück und unſer Schickſal; — ſondern daß ſie nicht da ſind und da wirken, wo ſie ſeyn und wirken ſollen. Und iſt dieß die Schuld der Umſtände? Entweder dieſe ſind ihnen günſtig: ſo kann ſich ihre Natur deſto fröhlicher entwickeln; oder ſie ſind ungünſtig: ſo wird ihre Natur zum ſtärkern Gegenſtreben aufgereizt; und es iſt nur die Schuld der Feigheit, wenn der Bedrückte im Kampfe unterliegt; wiewohl

unſere Eigenliebe, und das zarte Mitleid, das wir mit uns ſelbſt haben, dieſes kaum eingeſtehen wird.

Aber mitten unter den Unglücklichen, die das Leben verwünſchen, weil es kein verkehrtes Treiben begünſtiget, finden ſich auch wieder Scharen zufriedener, ihrer Arbeit im reichen Genuſſe froher Menſchen. Man ſehe das Treiben und Wogen der Geſchäftigen in Menge an, die, wie Ameiſen und Bienen, nur das thun, wozu ſie berufen ſind. Ihnen ward Fülle des Lebens, Zufriedenheit und Glück. Nicht als ob das Glück bei den Laſtträgern und wandernden Handwerksburſchen zu Hauſe wäre, ſondern weil dieſe, wenn ſie zufrieden ſind, gerade das thun, wozu ſie Kraft und Neigung haben. Je höher die Anlagen eines Menſchen ſtehen, je hervorquellender ſeine Kraft iſt: deſto leichter iſt es ihm, die rechte Bahn ſeines Lebens zu verfehlen, und, ſtatt ſeines Tagewerks, etwas Unnützes zu thun: denn ſeine Kraft hat freieren Spielraum, und weniger feſt iſt ſie an die leitende Regel gebunden, ohne welche kein Glück und kein Gedeihen iſt. Daher ſehen wir niedrigere und beſchränktere Naturen faſt immer glücklich, eben weil ſie mehr am Gängelbande der Natur bleiben, und das

Gesetz strenger über sie hält; höhere hingegen, mit einer fast göttergleichen Freiheit, meistentheils unglücklich; doch eben so wenig diese unglücklich ohne ihre Schuld, als jene glücklich durch ihr Verdienst. Denn es ward den freieren Naturen auch ein zarterer Sinn für das Rechte, Hohe und Schöne gegeben, der sie mit sicherer Hand zu ihrem Tagewerk hinführt und dabei leitet. Kurz, es ist keiner, der, wenn er dieses letztere und sein Glück versäumt, sich mit einem Schein Rechtens entschuldigen oder gar rechtfertigen dürfte.

Wie reizend müßte der Herabblick auf ein Menschengeschlecht seyn, wo jeder aus der Menge sich mit Ernst und Liebe bemühte, den Platz zu erreichen, wohin ihn seine Natur gestellt wissen wollte? Dann ginge keine Menschenkraft, dann ginge keine Gabe der Natur mehr verloren. Jeder würde mit allen seinen Kräften wuchern und mit allen seinen Sinnen genießen, und dieß blos, weil er es gewagt hätte, den treuen Weiser in seinem Innern sich zu seinem wahren Tagewerke führen zu lassen. Dann sähen wir vielleicht Könige vom Throne steigen und in ländlicher Stille das heilige Priesterthum der Natur verwalten. Wir sähen vielleicht

hier einen Sohn des Landes vom Pfluge hinwegeilen, um mit Weisheit das Scepter zu führen, dort den Krieger und den Mahler ihre Geräthschaften vertauschen, anderswo einen Richter des Volks das Werkzeug eines friedlichen Künstlers ergreifen, und wiederum einen schlichten Gewerksmann zum kräftigen Rechtssprecher, zum Arzt, oder zum Priester geweiht werden. Es schiene zwar die Gegend, in welcher sich so etwas zutrüge, ein Fabelland, ein Land voller Zaubereien zu seyn; und dennoch würde es nur den Sieg des Genius im Menschen kund thun, und ein Bürge für die rechte Richtung seyn, welche die menschlichen Kräfte, ihren Anlagen gemäß, genommen hätten.

So viel ist gewiß, wer wahrhaft für das Glück der Menschen besorgt ist, der sorge dafür, daß jeder in seinem Kreise das wahre Geschäft seines Lebens finde, und daß er sich diesem mit Treue und Anhänglichkeit ergebe. Es ist ein ehrwürdiger, wiewohl seltener, Anblick, einen Menschen zu sehen, der ganz das ist, wozu ihn seine Natur bestimmte, der ganz in seinem wahren Berufe lebt, der redlich sein Tagewerk vollbringt. Rastlos und doch nicht übereilt ist sein Gang

durch das Leben und die Welt; jeder seiner Schritte ist mit einer fruchtbaren That bezeichnet, und jede seiner Thaten erwuchert ihm neue, höhere, ausgebreitetere Kraft. In seinem Leben ist keine Leere, kein Ueberdruß, kein Anstoß. Alles fügt sich ihm, alles dient zu seinem Zweck, und erscheint wie gerufen von einer fremden Macht, zur rechten Zeit, als das Werkzeug seiner Thätigkeit, da es doch eigentlich seine höher gebildete, freiere Thätigkeit selbst ist, welche alles, auch das Fremdartigste, zu seinem Gebrauch umgestaltet. Ruhe und Klarheit sind seine Begleiter jeden Augenblick seines Lebens; und wie er nichts widerstreitendes wirkt, so fügen sich auch alle seine Umgebungen für seine Empfindung in Harmonie zusammen und beleben das Gefühl seines Daseyns mit einer wohlthätigen Wärme, die ihn zu neuem, frohem Wirken treibt.

Dieses vom Tagewerke des Menschen, wenn wir dasselbe blos von einem isolirten Standpunkte aus, und blos in Beziehung auf seine Individualität betrachten. Es erscheint uns hier nur als das zweckmäßig eingetheilte Leben jedes Einzelnen, und dieser selbst als der Mittelpunkt eines solchen geordneten, zweckvollen Le-

bens, welches unmittelbar in sich und für sich selbst seine Frucht trägt, und wo der Eigenthümer des Capitals nur zu seinem eigenen Besten wuchert. Allein es giebt noch einen höhern Standpunkt, wo die Wünsche und die Absicht jedes Einzelnen, so rein sie auch seyn möge, gänzlich verschwindet, wo ein allgemeiner Wille und ein allgemeiner Zweck über das Ganze waltet, und wo der gesammten Welt der Individuen ihr bestimmter Antheil an Kraft und That zugemessen ist. Auf diesem Standpunkte wird die ganze Einrichtung der Natur nur als eine große Oekonomie angesehen, wo jedem Individuum seine Aufgabe zur Erhaltung des Ganzen zugetheilt ist, wie den Arbeitern auf dem Felde die ihrige.

Hier soll das Tagewerk eines Jeden zu einer allgemeinen Glückseligkeit behülflich seyn, zu welcher kein Einzelner die Idee entworfen hat, noch entwerfen kann, sondern die er als eine fremde, höhere Ansicht nur zu empfangen und in sich aufzunehmen vermag. Inzwischen entspricht diese Ansicht — die uns bekanntlich nicht durch Denker zugekommen ist, sondern durch ganz schlichte Menschen, die Kinder am Geiste waren und nur den

Worten des Meisters glaubten — einem religiösen Gemüthe auf eine wunderbare Weise. Jene Idee einer allgemeinen Aufsicht über Alles, eines wachsamen, auch das Geringste abwägenden Auges, senkt volle Beruhigung auf das Herz und den Geist des Menschen, der Einheit und Harmonie des Ganzen sucht; und es findet sich, daß alle Lücken unsers forschenden Innern durch nichts auszufüllen sind, als durch diese Idee. Der Herr der Erndte also, dieser heiligen Ansicht nach, ist es, der Jedem sein Tagewerk vorgeschrieben hat, das er nach seinem besten Wissen und Gewissen vollenden soll.

Dadurch erhält das nichtige Menschenleben einen unendlichen Werth, und einen Einfluß auf das unermeßliche Ganze; und dieses letztere hinwiederum, gleichsam als waltend über der That des Einzelnen, läßt alle Hindernisse, die gegen sein kurzes Tagewerk auftreten, als unbedeutend und kraftlos verschwinden. Auch hat es die Geschichte bestätigt, daß alle die, welche mit der religiösen Idee eines harmonischen Ganzen, das durch sie, einem bestimmten Theile nach, gefördert werden sollte, an ihre Arbeit gingen, daß diese schnell und glücklich die schwierigsten Hindernisse

unterwanden, und gerade durch ihren belebten Eifer die Fülle des Lebens in reicherem Maße schmeckten.

Nur der Mensch, dessen Vorstellungsweise noch vom flüchtigen Zufalle hin- und hergetrieben, oder von einer eisernen Nothwendigkeit zu Boden gedrückt wird, verliert des Lebens Gewinn und Genuß; wer aber seine Haltung in einer freiwaltenden Gottheit findet, die alle Willkühr und allen Zwang aus ihrem Reiche verbannt, der erblickt in seinem eigenen Leben weder ein Spiel, noch eine Frohne, sondern ein heiteres, fröhliche Aussicht bietendes Tagewerk.

IV.

Das geſunde Leben.

Vier Stücke ſind es, die zu einem geſunden Leben gehören: geſunder Leib, geſundes Gemüth, geſunder Geiſt, und geſunder Wille. Der Leib iſt der Träger der Seele; in ihm wird ſie, wie die Pflanze in dem Mutterboden als Keim aufgeſchloſſen, entwickelt, genährt und gepflegt, ausgebreitet, und zur Vollendung geführt. Der Leib iſt ein heiliges Gefäß für einen heiligen Inhalt. Von einem unreinen Gefäß wird auch ſein Inhalt verunreinigt, und in einem ſchadhaften Gefäß iſt auch der Inhalt nicht geſichert. Den Leib heilig halten: dieß iſt das erſte Gebot für eine Seele,

wel.re gedeihen will. Wer seinen Leib vernahrlofet, nimmt auch Schaden an seiner Seele; und wer den Leib pflegt nach den ihm eingekohrnen Gesetzen, hat schon die Hälfte des Seelenwohls beseitiget. Der Leib wird erhalten, und gedeihet, durch Nahrung, Bewegung, und Schlaf: aber nur, wenn ihm Alles dieß auf die rechte Art, zur rechten Zeit, im rechten Maße gegönnt wird. Und hiezu kommt noch Eines: die Einwirkung der Seele auf den Leib, welche den harmonischen Gesetzen der Natur und Vernunft nicht widersprechen darf. Es ist auf jeden dieser Punkte ein besonderer Blick zu werfen. Was erstlich die Ernährung des Leibes, durch Speisen sowohl, als durch Getränke, betrift: so verlangt, genau genommen, jedes Klima und Land, jede Jahres- und Tages-Zeit, jedes Geschlecht und Alter, jede Constitution und Beschäftigung, eine eigene, oder vielmehr eine entgegengesetzte. Der Süden und das troane, heitere Land, der Frühling und Sommer, der frühe Morgen und der Vormittag, das weibliche Geschlecht und die Jugend, kräftige Constitution, und leichte oder geringe Beschäftigung, bedurfen in der Regel blos der leichten und kühlen Diät: Wasser

oder Milch zum Getränk; zur Nahrung Pflanzenkost. Der Norden und das kalte, feuchte Land, der Herbst und der Winter, der spätere Tag, das männliche Geschlecht und das reifere und höhere Alter, die schwache Constitution, und schwere körperliche Arbeit, bedürfen reizender und kräftiger Getränke und der Fleischkost. Ueberall aber und in jedem Falle gilt die Regel: Nichts zur Unzeit, Nichts im Uebermaß, Nichts Unbedürftes zu genießen. Der natürliche Trieb oder Instinkt, der auch den Menschen in diesem Gebiete seines Lebens nicht verläßt, ist hier ein sicherer Führer, welcher, wenn er nicht zurückgewiesen, nicht durch Willkühr und Zwang, nicht durch Laune und falsche Meinung irre gemacht, wenn er immerfort treu und aufmerksam gehört wird: unfehlbar, wie mit heiligem Göttermunde, zu dem leiblichen Gefühle spricht, und Leib und Leben mit der süßen Empfindung des Wohlseins erfüllt. Diese hat ein großer Theil der Menschen zum großen Theil verlohren, weil er ein falsches leibliches Leben führt, von der Noth gedrängt, oder von dem Luxus verleitet, dem Leibe nicht seine Nothdurft giebt, und so ein Heer von Krankheiten herbeilockt, von denen das Thier nichts

weiß, welches die Gesetze des rufenden und warnenden Instinkts nicht übertritt. Der zur Gewohnheit, zum erkünstelten, tödtlichen Bedürfniß gewordene Genuß erhitzender, aufregender, anspannender, die Ernährungs- und Empfindungsorgane widernatürlich reizender Getränke, desgleichen künstlicher, den Gaumen zum Uebermaß lockender, die Ernährung verderbender Speisen hat Leib und Seele verstimmt, und, zugleich mit einer Menge körperlicher Uebel, die das Leben verkürzen, das Reich des Mißmuths und der üblen Laune, der Trägheit und des Lebensüberdrusses, der Empfindlichkeit und Aergerlichkeit, der Geistes- und Herzens-Stumpfheit, der widernatürlichen Begierden endlich, bedeutend erweitert. Ein nüchternes, naturgemäßes Leben giebt, nebst gesunder Verdauung und gesundem Schlafe, Munterkeit und Fröhlichkeit, heiteren Sinn und klaren Blick, Kraft und Ausdauer, und ein hohes und rüstiges Alter. Alles dieß wird auch durch körperliche Bewegung, als dem zweiten Stück der Leibes-Nothdurft, gefördert. Bewegung ist überhaupt das äußere Zeichen des Lebens. Je weniger Bewegung, desto weniger Leben, und umgekehrt. Nur daß die Bewegung naturgemäß und zweck-

mäßig ſey. Kein Alter, kein Geſchlecht, kein Stand kann ſich ohne Bewegung wohl befinden. Die körperliche Bewegung befördert Verdauung und Schlaf, und erheitert und ſtärkt die Seele. Es iſt überflüſſig, die verſchiedene Art und Weiſe zu ſchildern, auf welche der Körper bewegt werden kann; ſie iſt höchſt mannigfaltig, auch wenn wir die Turn-Uebungen nicht dazu zählen. Es genügt unſerm Zwecke als allgemeines Geſetz der Leibes-Bewegung aufzuſtellen: daß ſie zur rechten Zeit und im rechten Maße, nämlich dem Bedürfniß und der Kraft angemeſſen, erfolge. Am beſten geſchieht die Bewegung in freier Luft, auch bei ſchlechtem Wetter, auch in rauher Jahreszeit. Gewohnheit macht jede Beſchwerde nicht blos erträglich, ſondern auch heilſam. Nur Uebermaß, nur Unvorſichtigkeit ſchadet. Auch hier ſpricht der Inſtinkt. Der Leib, zur Zeit wo er mit Nahrung geſättiget iſt, begehrt die Bewegung nicht; und der ermüdete Leib begehrt der Ruhe. Dieſe werde ihm denn auch, als dritte Nothdurft, gleichfalls zur rechten Zeit und in rechtem Maße, zu Theil. Der Schlaf gehört der Nacht. Hier ruft die Natur, die der Arbeit, den Freuden, das Licht entzieht. Wer die

Nacht zum Tage macht, sündigt, wie der, welcher den Tag zur Nacht macht; und wer sündiget, wird gestraft. Zu viel schlafen, wie zu wenig schlafen, reibt das Leben auf; zur unrechten Zeit: nicht minder. Viel Schlaf bedarf das Kind und der Greis, weniger die Jugend und das reife Alter. Schwächlichkeit, zu angestrengte, zu wenige Arbeit ändert die Regel. Der Schlaf schafft das Leben. Dieß bedenke man wohl, und störe die Natur nicht. Spätes und vieles Essen und Trinken raubt den Schlaf oder macht ihn unkräftig. Wie der Schlaf, so das Wachen. Zu vieler Schlaf stumpft Geist und Gefühl ab, macht träge und trübsinnig; zu wenig Schlaf spannt übermäßig an und ab, und zerrüttet Leib und Seele. Der erquickendste Schlaf ist der Traum-lose: er ist nur die Frucht der Mäßigkeit und der Arbeit und einer sorgenfreien heitern Seelenstimmung. Diese ist die vierte Nothdurft für den Leib. Es ist bekannt, wie sehr die Affekten und Leidenschaften auf den Körper wirken, die Verdauung stören, den Schlaf beunruhigen und verscheuchen, ja, auf die Dauer, die Kräfte des Körpers verzehren und am Leben nagen. Wer gesund bleiben will, und alt werden, muß ein ruhiges Gemüth

haben? Gram, Sorge, Furcht, Neid, müssen ihn nicht beherrschen; blinde, ungestüme Begierden dürfen keine Gewalt über ihn haben; Empfindlichkeit und Aergerlichkeit muß nicht an ihm nagen, die Phantasie ihn nicht auf ungebahnten Wegen umhertreiben. Seelen-Gleichmuth ist die schönste Stütze des körperlichen Gleichgewichts. Wo alle diese Bedingungen erfüllt werden, trägt ein gesunder Leib eine gesunde Seele, wenn sie sich nicht selbst aufgiebt, oder der Körper durch die Schuld seiner Erzeuger, die Seele durch frühe Verwahrlosung zu stetem Siechthum bestimmt ist. Noch Eines ist, Anhangsweise, den Leib betreffend, zu erinnern: daß er nicht durch unpassende, widernatürliche, seine Thätigkeiten beschränkende, oder ihn verzärtelnde Bekleidung verdorben, überhaupt zu Ertragung des Wechsels der Witterung und der Jahreszeiten untauglich gemacht werde; als welches auf die Dauer von dem größten Einflusse für das ganze Leben ist. Der menschliche Leib ist für alle Klimate, für alle Gegenden geschaffen, und derselbe Mensch kann und soll, wo es Noth thut, in Süden und Norden gedeihen.

Heiligung des Gemüths: dieß iſt das zweite Stück, worauf es ankommt, wenn das ganze Leben geſund ſeyn ſoll. Wir erfahren und empfinden gar nicht, was Leben iſt, ſo lange unſer Gemüth im Tode begraben liegt. Schmerz, Spannung, Druck, Angſt, Sorge, Furcht, Qual und Kummer, ſind die Kennzeichen eines Gemüthes, das zwiſchen Leben und Tod ringt; und leere, unfühlende Gleichgültigkeit, in welcher, wie in ausgebrannter Aſche, kein Funke der Freude mehr das Gefühl und Bewußtſeyn echten Lebens entzünden kann: iſt das Zeichen eines geſtorbenen Gemüths, und einer für dieſes Gemüth erſtorbenen Welt. „Die Welt iſt geſtorben, das Herz iſt todt;“ ſagt Thekla in Schiller's Wallenſtein, mit großer Wahrheit; woraus man ſogleich abnehmen kann, daß wir die Liebe als das Leben des Herzens oder Gemüths anſehen. Nur für denjenigen kann das Wort Liebe dieſe Bedeutung nicht haben, deſſen Herz eben ein todtes iſt. Wie man in der finſtern Nacht keine Gegenſtände erkennt, wie man, n Händen und Füßen gebunden, ſeine Glieder nicht bewegen kann, wie der an ſein Lager gefeſſelte Kranke das Gefühl der Geſundheit verloren hat: ſo kann das

Herz in seiner Erstorbenheit das Licht und die Farben seines Lebens nicht empfinden und sich ihrer erfreuen, sich nicht in freier und beglückender Liebe bewegen, sein eigenthümliches, gesundes Leben, die Freude, nicht mehr fühlen. Der Zustand eines so verfinsterten, gebundenen, gelähmten Herzens ist beklagenswerth. Und die so beschaffenen Herzen sind häufiger, als man meint. Finster ist es in jedem Herzen, in welchem die Leidenschaften glühen; wie das geschmolzene Metall dennoch ein dunkler Körper ist, nur von fremder Glut durchdrungen. Gebunden ist jedes Herz, das in jedem Punkte von der Selbstsucht durchdrungen ist und wo es keine freie Stelle giebt, an welcher sich die Selbstsucht selbst erkennen könnte. Krankhaft gelähmt, in tranke Ohnmacht versunken ist jedes Herz, dem das Gefühl, ja die Ahndung möglicher Seligkeit eine Fabel ist. Ein jedes Herz, in dem kein Funke von Seligkeit aufflimmen kann, ist ein krankes Herz. Hieran prüfe sich ein Jeder, und sehe, ob sein Herz gesund sey. Leben ist Seligkeit, und Seligkeit allein ist Leben; alles andere Gefühl ist Krankheit; und Gleichgültigkeit ist Tod. Der Freie allein ist der Lebendige; und das Herz frei

machen, heißt: es zum Leben bringen und zur Genesung. Wir gleichen Alle mit krankem Herzen in der Welt umher, ohne es zu wissen, ohne es uns zu gestehen, und wir werfen die Schuld unseres Zustandes auf die Dinge, auf die Umstände, auf die Verhältnisse außer uns. „Alles ist elend und jämmerlich Ding um uns her," sagen wir — „und darum ist es kein Wunder, daß wir keine Freude in der Welt haben." Und wir bedenken nicht, daß die Welt der Spiegel unsers Innern ist. Und das Innerste unsers Innern ist unser Herz. Wer mag sich aber heilen, der sich nicht für krank erkennt? Die gefährlichsten Kranken sind jedoch die, welche sich wohl befinden. Dieß scheint ein Widerspruch, indem gerade am Wohlbefinden die Gesundheit erkannt wird; der Widerspruch ist aber nur scheinbar, und die Sache hat ihre fürchterliche Richtigkeit. Wenige werden uns glauben, und die scheinbar Wohlbefindenden am wenigsten; aber wir müssen dennoch die Wahrheit sagen. Diese scheinbar Glücklichen liegen nicht über die Welt, sind nicht gleichgültig gegen die Welt, ja sie ziehen aus der Welt und aus dem Spiele ihrer Phantasie und ihrer Gefühle mit

den Weltgegenständen, wie Kinder aus ihrem Spielzeuge, große und kleine Freuden mancherlei Art, und sind dabei und dadurch vergnügt und guter Dinge; aber sie bedenken nicht: erstlich, daß sie sich am Scheine weiden, der ihnen, wie ein buntes Gaukelspiel der Wolken, durch jeden Sturm des Schicksals entrissen werden kann, wo dann ihr Herz in vergeblicher Sehnsucht und tiefem Kummer hinwelkt; zweitens, daß sie auf Kosten der Empfänglichkeit ihres Herzens leben, die durch den Genuß selbst abgestumpft wird, und einmal erschöpft, das elende Gefühl der Herzensleere hinter sich läßt; drittens, daß sie eben noch nicht zum Bewußtseyn ihrer höhern Natur gelangt sind, deren Forderungen über kurz oder lang hervorbrechen, wie der Blitz aus der Nacht, und deren Wesen nicht im Auffassen und Genießen des Endlichen, Vorüberschwindenden, blos zum flüchtigen Reiz- und Erweckungs-Mittel unseres eigenthümlichen, aus uns herausquellenden Lebens-Bestimmten, beruhet und bestehet: sondern eben in der Entfaltung und Gestaltung, in der Ausbildung und Vollendung dieses innern Lebens und seiner Thätigkeit, welche gerade in der Vernichtung jener ersten, blos nach

Genuß strebenden, und im Genuß lebenden Art des Daseyns besteht, und welche eben in und nach dieser Vernichtung erst das Gefühl und Bewußtseyn des wahren Lebens in reiner Seligkeit aus unserm Innern hervorlockt, und damit, als mit einem überschwenglichen Lohne für seine Opfer, unser Herz überströmt, so daß dieses, indem es ein Schein- und Schranken-Leben aufgiebt, das wahre Leben in Freiheit und Seligkeit erhält, kennen lernt, ewig sucht und ewig findet. Wir sagen: ewig; denn hier, und für diesen Zustand, ist schon in der Welt und den Schranken der Zeitlichkeit das Zeitliche verschwunden. Niemand nenne uns Schwärmer; oder, wenn man uns die Wahrheit, wenigstens die Möglichkeit, des Gesagten zugiebt, spreche Niemand: Wir lassen Dir deine Seligkeit, laß Du uns unser Glück. Eine heilige Nothwendigkeit waltet über der Entwickelung der Menschennatur; Keiner kann sich ihrer entschlagen; sich ihr widersetzen wohl, und sie abschwören, aber nicht sie vernichten und eine unabänderliche Einrichtung aufheben. So ist es; so liegt es im Menschen; so will es sich entwickeln; und nur die Willkühr, der Frevel, kindische Thorheit und kindischer

Trotz und Stolz kann die Entwickelung unſeres ewigen Keimes, unſeres für die Seligkeit beſtimmten Weſens, ſtören, auch wohl den Keim zerſtören. Niemand wird zur Seligkeit gezwungen; aber der iſt ein Thor, der ſie verſchmäht: denn er hat nur die Wahl zwiſchen der Seligkeit und der Unſeligkeit. Keiner meine, daß er auch, ſich wohlbefindend, leben könne, ohne ſelig zu ſeyn; (ein abhängiges, unſicheres, vorübergehendes Wohlbefinden wird von unſerer innerſten, eigenſten Natur verſchmäht;) oder auch: daß er eben nicht nöthig habe zu leben, und ſich im Nothfall vernichten könne. In dieſer Meinung — daß ich nicht ſage in dieſem Hoffnungswahne der Vernichtung — ſind Viele, den Leib zerſtörend, aus der Welt gegangen, und Andere werden es künftig thun, ohne den Beweis zu hinterlaſſen, daß ſie ſich wirklich vernichtet haben: denn es iſt nicht Einerlei: aus der Erſcheinungs-Welt verſchwinden, und: vernichtet ſeyn. Hinter der Erſcheinung ſteht noch Etwas, nämlich das nicht Erſcheinende, welches der Grund der Erſcheinung iſt, und weder durch das Meſſer, noch durch den Strick, noch durch die Kugel verletzt oder zerſtört werden kann, und

welches von der Macht, die alles trägt und lenkt, abhängig ist. Oder man müßte eine solche Macht läugnen; was man auch thun kann, ohne es beweisen zu können. Was sich aber mit Sicherheit beweisen, oder vielmehr, woran sich nicht zweifeln läßt, ist: daß wir die Bedingungen unserer Natur nicht umändern können. Daß wir Gefühle, Gedanken, Bestrebungen haben, können wir nicht läugnen, so lange wir bei Bewußtseyn sind, und daß es angenehmer ist, ein harmonisches und seliges Bewußtseyn zu haben, als ein in sich uneiniges und unseliges, können wir eben so wenig läugnen; daß uns endlich eine heilige Nothwendigkeit selig macht, wenn wir unser Herz der Weltsklaverei entreißen und ihm ein eigenes, aus ihm selbst hervorquellendes Leben sichern, erfährt Jeder, der den Versuch macht; und wer ihn nicht macht, schleppt sich auf eine oder die andere Weise mit einem kranken Herzen herum. Es ist aber hier von der Gesundheit des Herzens und Lebens die Rede, deren Bedingungen Jeder erfüllen muß, welcher gesund heißen oder werden will. Und die Regel für diese Gesundheit? Sie ist oben genannt: „Machet das Herz frei von der Welt! Heiliget euer Herz!“

Wie mag aber dieses geschehen? Dieß hat uns der Alt-Befreier durch seine Lehre, durch seinen Wandel gezeigt. Wer die hier vorgezeichnete Lebens-Virtuosität zu suchen entweder zu träg, oder zu stolz, oder zu festgebunden an den Schein der Dinge und zugleich verschlungen ist von dem Strudel des äußern Genuß-Lebens: mag es vorziehen, auf seine Weise zu leben; als ein gesundes Leben können wir das seinige nicht betrachten, kann er selbst es nicht fühlen: denn ihm fehlt das gesunde Gemüth, welches nur ein von der Welt unbeflecktes, reines, freies, heiliges ist.

Wir sagten: das dritte Stück zu einem gesunden Leben sey ein gesunder Geist. Wie könnte auch ohne einen gesunden Geist ein gesundes Leben Statt finden? Aber was ist ein gesunder Geist? Wie das Leben des Gemüths die freie Liebe ist: so das Leben des Geistes, die Erkenntniß, welche der Lohn des aufrichtigen Strebens nach Wahrheit ist. Und so geht denn auch das Leben des Geistes aus dem Gemüthe, als seiner Wurzel, hervor: denn die Aufrichtigkeit ist durchaus Sache des Gemüths. Ohne ein reines, unverfälschtes Gemüth gelangen wir nicht zur Wahrheit, und ohne Wahr-

heit giebt es keine Erkenntniß, sondern nur Schein und Täuschung, Wahn und Irrthum. Daher ist wahre Erkenntniß so selten unter den Menschen, weil sie so selten aufrichtig sind. Die Meisten lieben es, sich selbst und Andere zu täuschen, wäre es auch nur über ihren eigenen Zustand, der, von dem Licht der Wahrheit beleuchtet, als ein dunkler und verworrener erscheinen würde: denn die Klarheit verträgt sich nur mit der Reinheit; und wer kann sich rühmen rein zu seyn? Wenigstens ist es der gewiß nicht, welcher sich dessen rühmt. Und wir thun dieß häufig, wo nicht laut, doch im Stillen, und gleichsam unserer unbewußt, indem wir mit uns selbst zufrieden sind. Wenn wir dieß sind, sind wir nicht aufrichtig: denn wir sind voller Mängel und Flecken, die wir nicht dulden sollten. Schon von Alters her ist die Selbsterkenntniß als die erste und schwerste Tugend, und als die Mutter der Weisheit angesehen worden. Wenn wir uns selbst nicht erkennen, wie wollen wir die Welt und Andere erkennen? Müssen wir nicht, indem wir von Unwissenheit und Täuschung ausgehen, auch Unwissenheit und Täuschung zum Lohne davon tragen? Man hat dieß eingesehen, und Selbst-

Kenntniß, aber auf die falsche Weise, gesucht. Man hat vergessen, sich von Stolz, Dünkel und Selbstsucht zu reinigen, und hat diese unreinen Elemente in das Geschäft der Selbst-Erkenntniß übergetragen, natürlich, ohne sie als solche zu kennen. Nach diesem Maßstabe hat man sich selbst und die Welt gemessen. Ohne Anerkennung unserer Mangelhaftigkeit und Gebrechlichkeit ist keine Selbst-Erkenntniß möglich, und nur diese läßt uns einen richtigen Blick auf die Anderen und auf die Welt selbst werfen. Wie das Bild des Menschen, so das Bild der Welt. Nur ein gesundes Auge erblickt die Gegenstände im richtigen Verhältniß. Unser Geist ist unser inneres Auge. Ein kranker Geist muß auch krankhaft sehen und urtheilen; und ein krankes Herz ist die Quelle aller geistigen Krankheit. Darum läutere zuvor dein Herz, und du wirst die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird dich frei machen von allem Wahn, aller Täuschung, allem Vorurtheil und allem Irrthum: denn dieses sind die Krankheiten des Geistes. Das Wesen des gesunden Geistes ist lautere Klarheit und ungetrübtes Licht; Verworrenheit und Dunkel sind ihm fremd, und wo sie sind, ist kein Erkennen möglich.

Das Element aller Erkenntniß ist die Klarheit; und und nur ein Geist, vom reinen Herzen getragen, kann klar erkennen; wie sich nur auf der Fläche des reinen Wassers das treue Bild der Gegenstände spiegelt. Der gesunde Geist erkennt eben so klar die Ordnung und Harmonie der Natur, und in ihr das Bild ihres Schöpfers, als das Gewirr und die Verkehrtheit der Leidenschaften, Irrthümer und Thorheiten der Menschen; und indem er den letztern Ruhe und Besonnenheit, Milde und Nachsicht entgegenstellt, schöpft er aus ersteren die Nahrung, den Antrieb und das Muster seines eigenen Bildens, Schaffens und Wirkens. Heiterkeit umgiebt ihn, welche von der Klarheit unzertrennlich ist; und, wiewohl in den Schranken der Endlichkeit befangen, erblickt er doch überall das Bild des Unendlichen, welches in dem Gewebe der Endlichkeit sich selbst zu unvergänglicher Schönheit gestaltet. Ueberall findet er sich von verborgener und doch offenbarer Weisheit umgeben, in der beschränkten Entwickelung der Blume, wie in den unberzählbaren, von dem unermeßlichen Raume getragenen, Welten; er schöpft gleichsam mit jedem Athemzuge diese schöpferische Weis-

heit, und lernt sie auch in der innern Einrichtung seines eigenen Wesens und in der Uebereinstimmung der Gesetze desselben mit den Gesetzen aller Natur verehren. Immer mehr wächst und verbreitet sich in ihm das Bewußtseyn dieser Uebereinstimmung; und in dem Maße, wie er in dem Wesen der Natur und in seinem eigenen Wesen den gleichen Geist erkennen lernt, wächst seine Einsicht, und die Leichtigkeit, das allgemeine Gesetz der Natur in allen ihren Erscheinungen wieder zu finden. Ewige Gleichung heißt ihm dieses Gesetz, dessen That als Erhaltung in der sichtbaren, als Gerechtigkeit in der unsichtbaren Welt erscheint. Aber die Erhaltung ist ein todter Begriff, wenn nicht die Fülle des unendlichen Bestehens in Beseligung hinzugedacht wird, wie sie vom lebendigen Geiste gedacht werden muß; und die Gerechtigkeit kann nur in vollendeter Ausgleichung, d. h. Harmonie und dem Ausdruck dieser Harmonie in Schönheit und Liebe, vollendet erscheinen. Daher erblickt der gesunde Geist in der Schöpfung nur ein Schöpfen ewiger Vollendung und Beseligung aus dem Quell des in sich Vollkommenen und Seligen. Von der Klarheit dieses Gedankens erfüllt und durchdrungen —

denn nur erst mit diesem Gedanken tritt die vollständige Klarheit des Erkennens ein — wirkt der gesunde Geist nichts Anderes, als was mit demselben in Harmonie und Verbindung steht, und hilft so selbst, nach seinem Theile, an dem Gewebe der Ewigkeit arbeiten, ist in diesem Geschäft mit dem reinsten Wesen des Herzens in Uebereinstimmung, und ermuntert, gestärkt, und seiner selbst gewiß in dem Gefühl und Bewußtseyn derselben. Daher, wie kein Dunkel und keine Verworrenheit, so keine Beschränktheit oder Zerrissenheit im gesunden Geiste. Er trägt die Bürgschaft der Wahrheit und rechten Erkenntniß in sich, und ist in dieser Gewißheit frei und glücklich. Und dieß ist das Kennzeichen des geistig-gesunden Lebens.

Das vierte Stück des gesunden Lebens ist der gesunde Wille. Wenn der Wille nicht will, was der Geist als wahr und recht erkennt: so ist er ohnmächtig, oder verkehrt. Beides ist er aber, wenn er in der Sklaverei der Selbstsucht ist. Wenige Menschen kennen den Willen. Der Wille ist eine große Kraft, er ist das ursprünglichste Wesen der Schöpferkraft, welche die Welten schafft, trägt und hält mit ihrem kräftigen

Wort. Durch den Willen sind wir, wie durch den Geist und die Liebe, der Gottheit verwandt. Der Wille beweiset, daß wir göttlichen Geschlechts, göttlicher Abkunft sind. Er ist das tiefste Seyn unseres Lebens, die Quelle, welche unser ganzes thätiges Leben tränkt und beseelt. Ohne Willen hören wir auf zu seyn und zu bestehen, wie ohne den Geist und ohne die Liebe. Keines läßt sich von dem andern trennen. Der Wille ist das Vermögen der That. Ohne den Willen können wir nichts thun; wir handeln blos durch den Willen. Aber der Wille soll und muß frei seyn, wenn wahrhaft gehandelt werden soll. Der Begriff der Freiheit ist ursprünglich in dem Gebiet des Willens zu Hause, wiewohl er auch in Geist und Gemüth überströmt. Im göttlichen Wesen ist Alles dies Eines, nur im Menschen getrennt; aber es kann und soll in ihm harmonisch verbunden seyn. Heiligkeit heißt das Band, welches alle Kräfte im Menschen zur Einheit verbindet. Nur der heilige Wille ist frei. Nur der freie Wille ist gesund. Erkrankt ist er, wie schon gesagt, in der Selbstsucht; auf doppelte Weise. Die Selbstsucht sucht

nur das Ihre, in der Furcht, wie in der Begierde. Dort ist der Wille ohnmächtig, hier verkehrt; dort Sklav, hier Despot; in beiden Fällen: krank. Der ohnmächtige Wille ist das, was man häufig Willen nennt im Gegensatz des Könnens. Wollen und nicht Können ist aber ein Widerspruch: denn der wahre Wille ist eben das Vermögen des Könnens, der That. Wer da will und nicht kann, dessen Wille ist gebunden. Nur die Furcht bindet. Gegen die Furcht hilft nur der Glaube; er allein macht den ohnmächtigen Willen gesund. Glaube ist Vertrauen. Der Mensch soll aber nur dem Höchsten vertrauen, und immer mit ihm im Bunde sein. Er ist es aber nur durch Heiligkeit. Heilige deinen Willen, und du wirst ihn kräftigen, nicht mehr wissen, was die Furcht für eine Farbe hat; wie der Willens-kräftige Benevenuto Cellini von sich in seiner Jugend sagte. Ein unbefangenes Gemüth hat auch einen kräftigen Willen; ihm gelingt Alles. Heilige deinen Willen: und du wirst auch frei von Begierde seyn. Die Begierde, wiewohl Despotin, macht dennoch Sklaven. Die Begierde will alles verkehrt; denn sie

will die Ordnung nicht. Ordnung iſt Maß; und alle Begierde iſt unmäßig. Darum zerſtört ſie die Ordnung, und dadurch ſich ſelbſt und ihren Sklaven. Der Wille, von der Begierde angefacht, iſt ein unreiner Wille; er vernichtet ſich ſelbſt. Nicht die Begierde ſoll den Willen beherrſchen, ſondern die Vernunft; ſie iſt mit ihm gleicher Abkunft, nehmlich: göttlicher. Zu das Joch der Vernunft fügt ſich der Wille ohne Schaden und Verluſt ſeines Weſens: denn das Element der Vernunft iſt Freiheit, wie das des Willens. Aber geleitet werden muß der Wille, denn er erkennt nicht den Weg, den er gehen ſoll. Die Vernunft erkennt ihn: es iſt der Weg der Freiheit durch das Geſetz. Das Geſetz iſt die heilige Schranke des Gleichmaßes, durch welches alle Dinge ſind. Durch das Geſetz ſchafft der Wille; ohne das Geſetz zerſtört er. Aber die Vernunft zeigt umſonſt die Bahn dem Willenloſen, oder vielmehr dem, deſſen Wille durch Furcht und Begierde gebunden iſt. Den Willen frei machen, heißt erſt: ſich einen Willen ſchaffen. Viele Menſchen haben nur die Anlage zum Willen, aber nicht die als wirkender Wille ins Leben

tretende Kraft. Der Wille wird aus seinen Banden erlöset, aus seinem Todesschlafe geweckt, von der Krankheit, die ihn drückt, befreit: durch Mäßigung, Entbehrung, Thätigkeit. Die Mäßigung setzt Schranken der Gewalt, welche die Dinge der Welt über den Menschen üben. Durch Mäßigung wird das Maß, und mit ihm die Fülle der Kraft geboren. Die Entbehrung lernt dem Menschen kennen, wie wenig er bedarf, und welch einen Schatz und Quell von Kraft er in sich trägt. Durch Entbehrung wird man nicht ärmer, sondern reicher. Je mehr der Mensch äußerlich hat und braucht, desto bedürftiger ist er, desto abhängiger, desto ohnmächtiger. Die Thätigkeit endlich ist der Funke, welcher das erstorbene Leben von neuem entzündet, daß es zur Flamme wird, die in Licht und Wärme Wohlseyn und Gedeihen schafft. Die Thätigkeit gleicht dem Pendel der Uhr, durch dessen Schwingungen alle Räder des Werks in Bewegung gesetzt werden. Thätigkeit ist die Seele der Welt, ist die Seele unseres Wesens, ist das Wesen unserer Seele, ist das Wesen der Wesen, und die Kraft und der

Gottheit ſelbſt. Die Thätigkeit ſchafft und erhält und beglückt. Nicht eine angenommene Stoßkraft: eine urſprüngliche Thätigkeit, ein heiliger Wille, ſetzt die Welten in Bewegung und auch den Menſchen. Die reine Thätigkeit iſt kein Leiden, kein Druck und Stoß, ſie iſt Quelle und Fülle der Kraft und des Segens. Das Leiden gebiert die Ohnmacht und die Finſterniß und den Haß, aber aus der Thätigkeit geht die Kraft und das Licht und die Liebe, und überſchwengliche Seligkeit hervor. In der Thätigkeit ruht das Geheimniß des Lebens und des Willens. Ein unthätiger Wille iſt keiner.

So ſind die vier Stücke des geſunden Lebens beſchaffen, von denen nicht erwieſen oder erinnert zu werden braucht, daß ſie zuſammen gehören. Was von dem Willen und der Thätigkeit überhaupt geſagt worden, hat keinen Sinn und keine Bedeutung ohne den Geiſt und ſein harmoniſches Mitwirken in der Kraft des Willens und durch dieſelbe. Die Welt iſt vom heiligen, heiligen Willen durch ſeine Weisheit

geschaffen, wie schon die heiligen Lieder des alten Bundes erzählen. Auch den Willen des Menschen muß die Weisheit leiten. Was ist aber Wille und Weisheit ohne die Liebe, die beide verbindet? Sie ist das geistige Band in der schöpferischen Dreieinigkeit, und die reine Liebe des Gemüths ist das Allerheiligste im Menschen.

Fassen wir schließlich das gesunde Leben in Einem Bilde zusammen! Ein gesunder Leib, unter dem Gesetze der Mäßigkeit, von Wohlseyn erfüllt, ist zu allen Diensten, welche er der Seele zu leisten hat, willig und bereit, und rüstet sie selbst mit Kraft und Munterkeit und Heiterkeit und rastloser Thätigkeit aus, die nur, nach den Gesetzen der Natur, in gemessenen Pausen ruht. Welch ein Wonnegefühl nach gesundem Schlaf! Welch ein Wohlbehagen nach mäßiger Sättigung! Welch eine Heiterkeit nach mäßiger Körperbewegung! Ein gesunder Leib erzeugt ein fröhliches Gemüth, einen klaren Geist, einen kräftigen Willen: denn er ist die Bedingung, unter welcher das Seelenleben in der

er Heiligkeit angefacht und unterhalten wird. Ein gesundes Gemüth ist das Leben und die Freude und die Liebe und Liebenswürdigkeit selbst. Es ist mild und nachsichtig, freundlich, tröstlich, hülfreich. Es sucht nicht das Seine; es giebt und duldet nach Kräften. Es lebt in der reinen, heiligen Liebe der Vollkommenheit und der Wahrheit. Diese ist sein Leben; nur das Leben im Göttlichen genügt ihm. Es ist in dieser Liebe selig, in dieser Seligkeit frei von allem Erdenkummer, von aller Sorge und Begierde. Es hat die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. Ihm ist der Geist der Klarheit und der wahren Erkenntniß zugesellt: die Welt und ihre Verhältnisse stehen in reinen, nach dem Gesetz des Maßes und der Ordnung verschlungenen Zügen, vor diesem Geiste da. Er erkennt in Allem das Wahre, er gestaltet in Allem das Schöne. Selbst die auseinandergeworfenen, scheinbar disharmonischen Theile der Wahrheit und Schönheit verschmilzt er in das Ganze und in die Einheit. Dieser Geist ist göttlicher Seher. Ein solcher Geist kann nicht ohne gesunden Willen bestehen: er ist durch

und durch Wille und Kraft; keine Ohnmacht und Schwäche, keine Gekundenheit drückt ihn: und in diesem Gefühl des reinen Vermögens ist er abermals selig. So entwickelt und gestaltet sich dieses schöne Leben, oder vielmehr: so hat es sich entwickelt und gestaltet, wenn es einmal in dieser Fülle und Kraft, in dieser Form und Schönheit dasteht, der Ewigkeit entgegen reifend. Einzelne Züge eines solchen Lebens finden wir wohl bei Manchem unserer Vollendeteren; sollte nicht auch das Ganze zu erreichen seyn? Der Mensch muß an nichts Großem verzweifeln und nach dem Höchsten streben.

Zweite Abtheilung.

Blicke in das Gebiet der Wahrheit.

Aus einer Reihe von Vorträgen.

I.

Was iſt Wahrheit?

Wir wünſchen alle das Glück, und wer es nicht mehr wünſcht, hat aufgehört zu leben, oder wenn noch ein Streben in ihm iſt, ſo betrügt er ſich ſelbſt, indem er glaubt, etwas anders zu wünſchen, als das Glück. Dieſes aber erſcheint dem Wunſche der Menſchen ſo verſchieden, als ſie ſelbſt ſind. Der eine hält das Vergnügen und die Ergötzlichkeiten des Lebens, der andere den Beſitz von Geld und Gut, der dritte Anſehen und Macht, der vierte ſtille Zurückgezogenheit, der fünfte ein thätiges wellbewegtes Leben für das höchſte Glück; und ſo geht es auf das Mannigfaltigſte weiter, je nach dem Kraft, Talente, Temperament, Conſtitution, Erziehung und Lebensverhältniſſe von einander abweichen.

Manche sind in ihren Anlagen so beschränkt und in ihrer Lebenslage so gedrückt, daß der deutliche Wunsch nach Glück gar nicht in ihnen erwachen kann, so daß sie sich blos zur kümmerlichen Lebenserhaltung geboren fühlen und auch gar nichts weiter begehren. Dagegen werden Andere von heftigen, unbezähmbaren Leidenschaften durch das Leben gepeitscht, so daß sie darum nicht zur Besinnung kommen, und eigentlich auch nicht wissen, was sie wollen. Sie sind Sklaven eines blinden Triebes, der dem Menschen niemals ein sicherer Leiter ist. Ueberhaupt findet der Mensch keine sichere Leitung durch das Leben, so lange die Vernunft noch nicht in ihm erwacht ist, oder wenn dieß auch der Fall wäre, so lange sie nicht sein ganzes Handeln und Leben bestimmt. Daher die vielen Mißgriffe, die einseitigen, auf so mancherlei Weise getäuschten Bestrebungen, die Irrthümer und Thorheiten, Täuschungen und Ausartungen ohne Zahl, mit ihrem Gefolge: der Unzufriedenheit, der Uneinigkeit mit sich selbst, dem Mißmuthe, dem Lebensüberdrusse, und bei Vielen gar der Verzweiflung. So sollte das Leben des Menschen nicht verrinnen und verfliegen. Eine wohlthätig bildende

Macht hatte ihm ein ſchöneres Loos zugedacht: heiteres Wohlſeyn in der Entwickelung mannigfaltiger Kräfte, am meiſten aber und höchſten, der Vernunft. Nur eine klare, ihrer ſelbſt bewußte Vernunft kann den Menſchen vor Verblendung und Irrthum aller Art bewahren, und vor allen Ausartungen und Gebrechen, die ſein Weſen drücken und entſtellen. Wer etwas anderes ſucht, als die Vernunft ihn ſuchen heißt, lebt in Verblendung und Irrthum. Vergebens müht ſich der Menſch in unruhigen, ängſtlichen Beſtrebungen ab, vergebens opfert er dem Götzen in ſeinem Buſen, welcher Selbſtſucht heißt, vergebens giebt er ſich den verführeriſchen Lockungen der Thorheit hin. Das Glück, was er ſucht, wird ihm nimmer begegnen. Nur Einen Weg giebt es zum Glück, zum feſten Beſtehen, zur Sicherheit und Heiterkeit des Lebens; und dieſen zeigt allein die Vernunft. Ein innerliches Gefühl, ein leiſer Trieb, ein ewig mahnendes Bedürfniß, zwingt uns auf uns ſelbſt zu achten, und die Stimme zu hören, die ſich, ſelbſt wider unſern Willen, zur Rathgeberin unſers Lebens aufdringt, die uns anmahnt, das Rechte zu ſuchen, das Rechte zu thun, das Falſche, das Un-

rechte auf der Seite liegen zu lassen. Und dieses ist die Stimme der Vernunft: sie fordert uns auf, — in jedem Augenblicke unsers Lebens, wo die Stürme der Leidenschaften schweigen, wo uns nicht die Begierde fesselt oder die Furcht niederdrückt — sie fordert uns auf, das zu suchen, was nicht dem Wandel und Wechsel unterworfen, was keine Lüge und keine Täuschung ist, was uns nicht Unzufriedenheit und Mißmuth, nicht inneren Zwiespalt und Reue, nicht getäuschte Erwartung und vereitelte Hoffnung zum Lohne giebt. Und was mag denn wohl dieses Etwas seyn, welches das Gegentheil von Verblendung und Irrthum mit allen ihren Folgen ist? Es ist die Wahrheit. Nicht ein Kunstprodukt der Philosophie, nicht ein künstlich ausgesponnener, todter und leerer Begriff, sondern ein zu erlangendes Besitzthum unsers Geistes, wie unsers Herzens, ja unsers ganzen Lebens und Seyns: das heilige, das göttliche Wesen, welches sich unter gewissen Bedingungen, in unserm Bewußtseyn offenbart. Dieses ist die festgegründete, unerschütterliche Wahrheit, welche, wenn wir sie in uns gewahr werden und fühlen, uns die Ewigkeit unserer Zukunft wie unserer Bestimmung verbürgt, und uns die größte,

heiterſte Sicherheit des Lebens giebt. Wir leben immerfort in dieſer Wahrheit, d. i. im Heiligen und Göttlichen, im ewig feſt und ſicher Gegründeten, Unwandelbaren, ſich gleich und treu Bleibenden, auch ohne daß wir es wiſſen oder wollen, ja ſelbſt wenn wir es nicht wollten: denn wir können ſeine Macht über uns nicht antaſten, eben weil es unverletzlich, weil es heilig iſt. Aber wir ſollen auch mit Willen und Bewußtſeyn darinne leben: denn dieß macht uns ſelig, und dieß allein. Es kündigt ſich uns an dieſes Heilige, Unverletzliche, durch unſer Wahrnehmungs-Vermögen ſelbſt, welches ſich in dem Bewußtſeyn der Welt und unſeres eigenen Ichs wie in ſeinen Angeln bewegt, und deſſen Gegenſtände für wahr zu halten wir durch einen eingebohrnen Glauben genöthigt ſind. Sie ſind für uns; und wir können nicht an ein Seyn glauben, das blos ein Schein, deſſen Grund und Weſen eine Lüge wäre. Ein vernichtender Widerſpruch erhebt ſich gegen den Gedanken, daß das Daſeyn der Welt, daß unſer eigenes Daſeyn Täuſchung und Lüge ſey. Kurz, unſer Bewußtſeyn und das Gefühl der Wahrheit fallen hier in Eins zuſammen, gehen in einander

auf, sind eins und dasselbe. Und so ist die Wahrheit schon die Muttermilch unsers Geistes. Wir leben in ihr und durch sie; verlisse sie uns einen Augenblick, so wären wir vernichtet. Schon daß der Mensch des Gedankens der Wahrheit fähig ist, daß er diesen Gedanken der Lüge entgegenstellen kann, daß er im Stande ist, die Lüge durch die Wahrheit zu vernichten, ist etwas Heiliges im Menschen und knüpft ihn unmittelbar an das Heilige, worinne er lebt, und welches nichts anderes als die Wahrheit selbst ist, die durch Weltanschauung und Gefühl der Persönlichkeit zu ihm spricht, und ihn gleichsam durch ihr aufrichtiges, unwidersprechlich gewisses Wesen an sich zu locken, ihn dadurch gleichfalls zu einem nicht lügenhaften Seyn, zum unverfälschten Empfinden, Denken, Handeln, kurz zum Leben in ihr mit Willen und Bewußtseyn, einzuladen scheint.

Es ist ein erhebender Gedanke, in dem Augenblicke, wo wir uns selbst sagen: es giebt etwas Wahres in uns und außer uns: den Charakter dieses Wahren zugleich als den Charakter des Heiligen, des Unverletzlichen, zu erkennen, zu empfinden, zu umfassen. Die

Lüge iſt das Nicht-Heilige, das Weſen der Wahrheit aber beſteht in der Nicht-Lüge, in der Gewißheit, in der Treue, in dem Gegentheil von allem Schein, aller Verſtellung und Falſchheit: im heiligen Seyn. Dieß iſt die Antwort auf die große Frage: Was iſt Wahrheit? Wahrheit und heiliges Seyn ſind unzertrennlich, ſind Eins. Könnte es eine ſchaffende Lügenkraft geben, die die Menſchen mit dem erlogenen Daſeyn der Welt und eines menſchlichen Bewußtſeyns äffen wollte, wir würden uns dennoch gegen dieſe Kraft der Lüge auflehnen und im unaustilgbaren Gefühl der Wahrheit eine wahre Welt und ein wahres Bewußtſeyn fordern. So tief iſt das Bewußtſeyn des Menſchen in das Element der Wahrheit gleichſam eingetaucht; und nur eine Zerſtörung des Bewußtſeyns kann den Gedanken der Wahrheit in uns vernichten. Aber es iſt nicht genug, daß wir uns, wenn wir bei Beſinnung ſind, eingeſtehen müſſen, daß wir in der Wahrheit leben, daß unſer Seyn wie das Seyn der Welt von ihr getragen wird: wir ſollen ſie auch als unſer Eigenthum und unſer eigentliches Weſen in unſer Bewußtſeyn aufnehmen, wenn wir mit uns einig, unſerer ſelbſt gewiß

und für immer im heitern Beſitzen geſichert ſeyn wollen. Nur erſt nach dieſer Aufnahme der Wahrheit in unſer Bewußtſeyn und Leben erfahren wir vollſtändig, was ſie iſt, und erkennen in dem Weſen des heiligen Seyns, auch das Weſen der Freiheit, und der Freude, und des Lebens ſelbſt. Wie dieß aber anfangen? Wie zu dieſer Erfahrung gelangen? Es iſt ſchon geſagt, und ein Jeder weiß es durch ſich ſelbſt, daß wir gleichſam einen Regulator unſers Lebens in uns tragen, die Vernunft, die mit Recht von ſich ſagen kann, daß ſie ſelbſt die Wahrheit und das Leben ſey. Folgen wir dieſem Inſtinkt des Rechten und Wahren, der in uns liegt, ſo gehen wir den geraden Weg zur Auffindung der Wahrheit: es wird immer klarer, immer mehr Licht um und in uns, eine Welt der Ordnung und Schönheit, der Heiterkeit und des Gedeihens geht immer deutlicher vor unſern Blicken auf, wir ſind mit der Wahrheit Eins, empfinden, denken und handeln in ihrem Sinne, und ſind in dieſer Lebensweiſe glücklich. Aber die Welt verwirrt ſich, zahlloſe Widerſprüche, nicht zu entwickelnde Irrgänge umringen uns, wenn wir von jener heilſamen Einheit unſers Daſeyns

reichen, wenn wir aufhören, das Wahre auf geradem Wege, und überhaupt das Wahre zu ſuchen, und wenn wir uns in Seitenrichtungen des Lebens zerſplittern. Dann geht die Welt-Einheit und Ordnung, und der Geiſt, der dieſe trägt und uns, für uns verlohren. Finſterniß umgiebt uns. Man kann aber nicht in dem Gefühl und Bewußtſeyn des Heiligen und Unverletzlichen leben, ohne es als das Element und gleichſam als den Nahrungsquell unſers reinſten Lebens, folglich als Etwas anzuerkennen, worinne wir ſind und leben, folglich als einen Gegenſtand, welcher, da unſer Leben in ihm ein durchaus Geiſtiges iſt, auch durchaus geiſtig ſeyn muß. Dieſer Gegenſtand iſt, ſo lange die Welt ſteht, Gott genannt worden; und wir haben uns unter Gott nichts anders zu denken, als eben das heilige Weſen der Wahrheit ſelbſt, als den Träger alles Seyns, ja als das eigentliche, rechte, und wahre Seyn ſelbſt, in dem wir leben, weben und ſind. Und dieß iſt es, was unſerm Begriffe von der Wahrheit zu ſeiner Vollſtändigkeit mangelte, welchen Mangel ein jeder anerkennen muß, der in ſich einen Zug nach der Wahrheit und einen Zeugen und Bürgen der Wahrheit fühlt. Dieſe

Leere in unserm Innern, wenn wir uns die Wahrheit blos als etwas in uns allein Befindliches, nicht auch als ein für sich und außer uns Seyendes denken, ist gerade der deutlichste und schönste Beweis für den lebendigen Gott, der sich unserm, nach Wahrheit dürstenden Herzen, durch ein unvertilgbares Gefühl unserer Ruhe, Einigkeit, Befriedigung und Gewißheit verbürgt und verbündet, sobald wir ihn nur als wirklich und wahrhaft seyend, und als den Gegenstand unseres reinsten Strebens und unserer höchsten Zuversicht denken, d. h. sobald wir an ihn glauben. Mit dem Zweifel am Gottes-Seyn wird unser Wahrheitsgefühl zu einem innern, peinigenden Widerspruche, den Diejenigen, welche diesen Zweifel hegen, dadurch zu verdammen bemüht sind, daß sie den Mahner in uns, welcher uns die Wahrheit zu suchen gebietet, durch Zerstreuung aller Art hinwegscheuchen. Was ihnen denn auch zuletzt gelingt, aber nur mit Verlust des Bewußtseyns reiner Einstimmung und Befriedigung ihres Innern. Diejenigen aber, welche jenen Glauben nicht verscheuchen, finden in dem Gott der Wahrheit, ihrem innersten Bedürfniß entsprechend, auch zugleich den Gott

der Macht, der Weisheit und der Liebe, als ohne welche Dreifaltigkeit von Kräften ein wahrer Gott nicht denkbar ist. Daher ihnen die Wirklichkeit eines Weltplans, einer Bestimmung des Ganzen und der Einzelnen zu Vollkommenheit und Seligkeit, als heiliger Zweck eines heiligen Grundes, in schönster Klarheit und Gewißheit einleuchtet. Dieses Heilige nun ist für jeden rein Gestimmten die Wahrheit, die wir mit unserm ganzen Wesen umfassen und von welcher wir uns nicht trennen sollen: das Untrügliche, das Gewisse, fest und ewig Bestehende, welches allein unser höchstes Bedürfniß als vollständige Wahrheit befriediget, die keinen Zweifel, keine Zerrissenheit, keine Lücke in unserm Leben übrig läßt. Wenn demnach menschlicher Weise von Wahrheit geredet wird, so kann dieß nur in Bezug auf dieses ewig-wahre, heilige Wesen und Leben geschehen. Was wir in uns Wahrheit nennen, ist also nur die nothwendige und lebendige Beziehung auf diese Wahrheit außer uns, das lebendige, thätige, klare und innige Anerkennen und Handeln im Sinne und Geiste dieser Wahrheit, das Einssein unsers Wesens mit diesem einzigen, wahren Wesen außer uns, indem

wir unser freies und ungebundenes Wesen, unsere Willkühr, unsere Neigungen und Triebe, unsere Phantasie, der Form der Vernunft unterwerfen, durch die wir in unmittelbarer Beziehung mit dem göttlichen Wesen selbst stehen, die das wahre Medium, die Lichtsäule ist, die von der Menschheit zur Gottheit hinüberführt. Alles, was wir gewöhnlich Wahrheit nennen, jede einzelne sogenannte Wahrheit ist nur ein Theil dieser Beziehung auf das ursprünglich wahre, in sich nothwendige, untrügliche Ganze; und wenn wir z. B. von Wahrheiten der Mathematik sprechen, so bezeichnen wir damit nichts anderes, als die Anschauungen einer Gesetzlichkeit, die in dem Wesen der alles ordnenden Vernunft gegründet ist, sich in dem ganzen Weltall ausspricht, und folglich auch in der Organisation unsers Erkenntnißvermögens ausdrückt. Jede Richtung unsers Wesens auf das Allgemein-Nothwendige und Gesetzliche, jede Entfernung von der Willkühr, ist eine Berührung der Wahrheit in irgend einem Punkte; und daher nähern wir uns der Wahrheit in eben dem Maße an, als wir sie in mehreren Punkten berühren. Wie es mathematische und physische Wahrheiten giebt, so auch ästhetische,

intellectuelle, moralische; alle aber sind nur einzelne Strahlen des Lichts, das uns nur dann allseitig erleuchtet, wenn sich der ganze Mensch in seinem physischen, ästhetischen, intellectuellen und moralischen Wesen zum Vernunftmenschen gestaltet: denn dadurch allein macht er sich für die Wahrheit in allen Zweigen seines Daseyns empfänglich. Der Begriff, den wir uns, diesem Allen zu Folge von der Wahrheit bilden müssen, ist, daß sie kein bloßer Begriff, ja auch kein System von Begriffen, daß sie überhaupt nichts Subjectives, in uns allein Ruhendes ist, sondern der Gegenstand unserer reinsten Erkenntniß, unseres reinsten Strebens, daß sie das Göttliche, das Heilige überhaupt ist, welches sich uns zwar mitgetheilt hat in unserer Vernunft; weshalb wir mit Recht sagen können, daß wir die Wahrheit besitzen: aber nur wie ein geliehenes Pfand, wie ein anvertrautes Gut, welches das Eigenthum des Ausleihers bleibe; so daß, wenn wir uns nicht selbst an die Vernunft hingeben und von ihr mit ihrer Kraft erfüllen lassen, wie der Magnet das Eisen mit seiner Kraft erfüllt, alle Wahrheit aus dem Kreise unseres Daseyns verschwunden ist. Wir besitzen die Wahrheit nur in so

weit, als wir ihr angehören, und uns in dem Kreise des Heiligen bewegen. Das Heilige aber erscheint jederzeit und in jedem Verhältnisse: als das Nothwendige. In der Natur, wie in der Vernunft, zeigt sich der Geist dieser heiligen Nothwendigkeit. Nur das ewig-feststehende Gesetz der Natur und Vernunft in jeder seiner tausend und aber tausend Formen ist Wahrheit, und nur das Wandeln in der Bahn dieses Gesetzes und seines heiligen Urhebers ist heilig. Zur unheiligen Kraft würde die Schöpferkraft selbst werden, wenn sie die Bahn ihres Gesetzes verlassen und sich in formloser Freiheit bewegen wollte. Wo kein Bestehen ist, da ist auch keine Treue, und wo diese fehlt, da verschwindet die Wahrheit, da herrscht die Treulosigkeit und die Lüge. Darum macht die heilige Sage den ersten Geist, der sich in der Gesetzlosigkeit gefiel, zum Geist der Lüge und somit zum Geist des Verderbens; denn die Wahrheit vereinigt und baut, bildet, vollendet, und beglückt ins Ewige fort, aber die Lüge, ihrem innersten Wesen nach, vernichtet das Seyn. Darum auch, je gesetzloser der Mensch, je mehr der ausschweifenden Willkühr hingegeben: desto entfernter vom Glück, desto zerrissener in seinem Innern,

desto näher dem Untergange. Nur die Thätigkeit innerhalb der gesetzlich-heiligen Schranken, die uns die Vernunft in jedem Augenblicke vorzeichnet, sobald wir nur klar genug sehen gelernt haben, um sie zu erkennen, nur das gesetzliche Fortschreiten in dieser Bahn führt den Menschen zum Ziel seiner Bestimmung, bildet Weise, Helden, Künstler, Gesetzgeber, Dichter, Redner, aber auch den redlichen Bürger, den fleißigen Landmann, jeden in seiner Art und in seinem Kreise glücklich. Daß es solcher Glücklichen nicht Viele giebt und von jeher gegeben hat, daß im Gegentheil statt der Kraft und Vollendung uns Ausartung und Gebrechen so häufig begegnet: davon ist der Grund in der Verblendung und dem Irrthum zu suchen, der die Glückbegehrenden Menschen auf falsche Wege führt, die sich dem sinnlichen, unausgebildeten Geschlechte auf allen Seiten öffnen. Doch gegen Verblendung und Irrthum jeder Art erhebt sich zeitig die Vernunft, die den Weg der Wahrheit durch die eigene Erfahrung eines Jeden, so wie durch die Erfahrungen von tausend Andern, sehr deutlich bezeichnet. Wir finden unter allen uns bekannten Völkern des Alterthums Schätze solcher Regeln der Weisheit, die

aus dem Leben nicht blos einzelner Menschen, sondern ganzer Stämme und Völker zusammengetragen waren, um einem Jeden zu zeigen, welches der rechte Lebensweg sey, und welches der falsche. Die alte indische, ägyptische, chaldäische, persische, besonders chinesische Weisheit, wie viele goldne Lebensregeln enthält sie nicht! Und wie viel Herrliches haben uns die Griechen, — ich nenne hier nur ihre Tragiker — in Beispielen religiösen und irreligiösen Sinnes und der Folgen dieser verschiedenen Sinnesart hinterlassen! Und so ist die ganze Weltgeschichte eine wahre Pflanzschule der Vernunft und ihrer Weisheit; wiewohl von jeher darüber geklagt worden ist, daß ihre Lehren so wenig gehört und beherzigt werden. Und dennoch ist es unverkennbar: wie das Licht der Sonne in den Kelch der Blumen, so dringt die Wahrheit in das Herz eines Jeden, der sich ihr öffnen will. Und damit auch der Geringste und Schwächste, der Gebrechlichste und Ohnmächtigste Theil an dem Lichte haben könne, das aus einer andern Welt, aus der Welt der Vernunft und des Geistes zu uns herüberleuchtet, so ist zu seiner Zeit, und als das Menschengeschlecht dazu reif war, d. h. als es

an allgemeiner Verdorbenheit wie an einer tödlichen Krankheit darniederlag, ein Werk vollbracht worden, von dem ein Jeder, der noch einen Tropfen reinen Sinnes in seinem Herzen, und einen Strahl von Klarheit und Besonnenheit in seinem Geiste bewahrt, eingestehen muß: hier beweiset sich das Werk der Wahrheit. Unübertrefflich wahr sagt Schiller:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das erkennet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

In die Einfalt einiger wenigen reinen Gemüther wurde der Schatz der reinsten Wahrheit, der höchsten Weisheit niedergelegt, wie ein Saamenkorn in fruchtbare Erde. In keiner tiefsinnigen Lehre, in keiner hohen Wissenschaft, sondern in der unscheinbaren, aber mächtigen Kraft des Glaubens wurde dem Menschengeschlecht die Arznei mitgetheilt, durch die es allein gemesen konnte, durch die es sich bis jetzt erhalten hat, und durch die es allmählig gesünder und kräftiger werden wird. Die größten, die glücklichsten Forscher unserer Tage, sie sprechen in ihrer Untersuchung des Wesens der Vernunft nur schwach und unvollständig dasjenige aus, was in den einfältigen Lehren der

Apostel von dem Wesen der Wahrheit und der Weisheit des Lebens verkündiget ist; und dringen wir tiefer in die Quellen ein, die unsere heutigen Forscher leiten: so finden wir, daß es jene alten einfältigen Lehren sind, die eine Zaubermacht über die Geister, wie über die Gemüther haben, die ein Licht in uns erwecken, das nur durch höheren Strahl entzündet werden konnte, und die dem Herzen Gesinnungen lehren, wie nur eine höhere Liebe sie auszuhauchen die Kraft besaß. Ich wiederhole es: unbefangen, und nur von dem reinen Forschen nach Wahrheit geleitet, muß man den einfachen Lehren des Christenthums die höchste Wahrheit zugestehen und muß die Wahrheit bewundern, die — was keine Philosophie vermag, — auch den Verzweifelnden von dem Rande des Abgrundes durch das einfache Wort: Glauben, d. h. nicht Zweifeln an dem Besten und Höchsten, retten kann. Zweifel ist Zwiespalt, und Zwiespalt zerstört das Leben, der Glaube aber, das hoffende Vertrauen, ist der Quell innerer Einigkeit, Ruhe, Heiterkeit, erneuter Thätigkeit, frischen Lebens, neuen, immerwachsenden Glücks. Auf alle andere Wahrheit der Wissenschaft und Erkenntniß

müſſen wir erſt mittelbar geführt werden. Dieſe Wahrheit geht unmittelbar aus dem Herzen hervor, wenn das Herz ſich der dargebotenen öffnet. Dieſe Wahrheit verbindet uns unmittelbar mit der höchſten Wahrheit, welche die Gewißheit und Sicherheit, die Treue und die Liebe, der Quell alles Lebens, und das Leben ſelbſt iſt.

II.

Natur.

Der Mensch konnte nicht zum Bewußtseyn erwachen, nicht sein eigenes Leben fühlen, nicht das mannigfaltige Leben der Thiere, nicht die reichen Gestalten der Pflanzen gewahr werden, ohne auch einen Blick auf das zu werfen, was alle diese Erscheinungen trägt, die fruchtbare, immergebährende Erde, und eben so einen Blick auf das, was diese Erde umschließt, den Himmel mit seiner Klarheit, seiner Sonne, die den Tag hervorruft, und seinen Gestirnen, die aus der Nacht, wunderbar glänzend, hervortreten. Der stete Wechsel, und die rathselhafte stete Dauer bei allem Wechsel mußten dem

Beobachter ein Gefühl der Verwunderung, der heitere, wohlthätige Einfluß aller dieser Gegenstände, ein Gefühl der Hinneigung und Liebe, und die unveränderlich bestehende Ordnung und strenge Nothwendigkeit in der Entwickelung aller dieser unübersehbaren äußeren Erscheinungen ein Gefühl von stiller Verehrung abnöthigen.

Die frühesten Kindervölker vergötterten die Erde, die Thiere und die Pflanzen, den Himmel und die Sterne; die feinsinnigen Griechen nannten alles jenes aus dem Unsichtbaren in das Sichtbare Hervortretende und Werdende, und die Kraft, durch die es wird, φυσις, und die den Griechen nachbildenden Römer: natura. Wollten wir dieses Wort, das bei uns als Natur einheimisch geworden ist, in unsere Sprache übersetzen, so würden wir das herrliche Wort Schöpfung dazu anwenden müssen, welches eben sowohl auf das Geschaffene, als auf das Schaffende, eben sowohl auf das Werdende, als auf die Kraft durch die Alles wird, bezogen werden kann; und es ist die Frage, ob wir nicht besser gethan, wenn wir dieses Wort festgehalten hätten, ohne das Wort Natur auf den Boden unserer eigenen Begriffe zu verpflanzen: der ganze Geist der Forschung früherer und jetziger

Zeiten würde eine andere Richtung erhalten haben. Nehmlich indem wir den fremden Begriff nationalisirten, waren wir auch genöthigt, ihn nach seiner Weise zu behandeln, dieselbe Ansicht festzuhalten, welche die Alten von ihm hatten, und mit unsern Forschungen in ihre Fußtapfen zu treten. Ob wir daran wohlgethan oder nicht, wird eine weitere Untersuchung lehren, die wir anzustellen genöthigt sind, eben weil wir den Begriff der Natur vor uns haben. Machen wir uns aber zunächst mit seinem Inhalte vollständig vertraut.

Alles, was wir äußerlich wahrnehmen, die ganze Welt, wie sie sich vor unsern Blicken aufthut und ins Unermeßliche ausbreitet, gehört nicht sowohl zur Natur, sondern ist die Natur selbst: Natur ist Alles, was in Raum und Zeit ist und wird. Der große Kant drückt sich hierüber so aus: Natur ist das Ganze der Erscheinungen, wiefern es unter Gesetzen steht. Ich darf diesen Begriff, so viel Wahres er enthält, nicht weiter auseinandersetzen und verfolgen, weil er uns zu frühzeitig auf Resultate führen würde, denen erst andere Untersuchungen vorausgehen müssen, wenn sie Gültigkeit und Bedeutung für uns haben sollen.

Bleiben wir demnach nur vor der Hand bei dem stehen, was ein blos beobachtender Blick über die Natur und ihre Beschaffenheit aussagt. Es ist schon vorhin bemerkt worden, daß der jugendlichfrische, unbefangene Mensch nicht auf das Weltganze und seine einzelne Erscheinungen blicken kann, ohne von einem Gefühl der Bewunderung, der Liebe, ja der Verehrung, die an Anbetung gränzt, ergriffen zu werden. Die Unermeßlichkeit der Welt und das feste Bestehen des Ganzen bei allem Wechsel des Einzelnen erregt unser Staunen, die Ordnung und Schönheit, die wir in den Bewegungen und in der Majestät der Himmelskörper, wie in dem Leben und in den Gestaltungen der Erde erblicken, zieht unsern Sinn für das Schöne an sich, und erregt in uns eine Hinneigung, eine Liebe zu aller dieser Herrlichkeit; und diese Liebe wird besonders dadurch gepflegt und verstärkt, daß wir ein gewisses mildes Geben und Versorgen alles dessen, was da ist, nicht verkennen können. Der Himmel giebt der Erde seinen Sonnenschein und seinen Regen, den erfreulichen Tag, die erquickende Nacht, die mit mannigfaltigen Seegen abwechselnden Jahreszeiten. Die Erde giebt

den Pflanzen ihr Gedeihen, den Thieren ihre Nahrung, dem Menschen Alles, was er zum äußern Daseyn bedarf. Alles, was da ist, wird erhalten, und scheint sich seiner Erhaltung, seines Daseyns zu freuen. Daher denn die Alten mit allem Recht in der Natur nicht blos ein allgemeines Werden, ἔφυσις, sondern auch ein das allgemeine Werden hervorbringendes, erhaltendes, förderndes, eine gütige Mutter der Dinge, erblickten. Wir nennen jetzt das, wodurch die Dinge werden, gedeihen, bestehen, Natur-Kraft und schreiben den Dingen diese Kraft als ihnen einwohnend zu; ja wir sondern zum Behuf des Einzelnen Hervorbringens und Bestehens, einzelne Naturkräfte, wie z. B. die magnetische, elektrische u. s. w. jedoch, einigen wir auch wiederum alle jene Naturkräfte unter den Begriff einer einzigen: der schaffenden Naturkraft überhaupt, nennen diese Kraft, mit den Alten übereinstimmend, selbst Natur, und denken uns unter ihr ein bildendes, schaffendes Wesen, das nach Gesetzen der Ordnung, Schönheit, Güte und Wahrheit wirkt. Wir sagen die Natur ist treu, ist streng, ist gütig, ist gerecht, ja wir können uns nicht enthalten, der Natur Heiligkeit und

Weisheit zuzusprechen. Und so ist denn der Begriff der Natur bei uns wo möglich noch vollendeter und veredelter geworden, als er bei den Alten war. Wo die Alten, wenige ausgenommen, noch Zufälligkeit zum Grunde legten, entdecken wir eine gesetzliche, ewige Nothwendigkeit, die jene blos in ihrem Fatum anerkannten; wo die Alten größtentheils noch ein blindes Schaffen und Gebähren annahmen, ja die gebährende Mutter nicht davon frei sprachen, daß sie alles wiederum verschlinge, was sie geboren, da erkennen wir einen immerwährenden Kreislauf, ja mehr als dieses: eine immer fortschreitende Entwickelung vom Niedern zum Höheren; und wenn einer unserer Philosophen, der Erfinder der deutschen Naturphilosophie selbst, sagt, die Natur sey ein träges Thier, so hat er wieder tausend Stimmen gegen sich, die die Natur als die thätigste, einsichtsvollste Bildnerin nicht blos verehren, sondern enthusiastisch lieben.

Unsere Maler, unsere Dichter, unsere Aerzte nennen sich Geweihte, Priester der Natur; und es ist nicht zu leugnen, und die tägliche Erfahrung bestätigt

es, daß, jemehr eine Seele an dem hängt, was Natur zu nennen Gewohnheit und Sitte geworden ist, jemehr sie in dieser Natur lebt, ihren Gesetzen nachspurt, diese Gesetze darzustellen bemüht ist in der Wissenschaft, in der Kunst und im Leben: daß auch eine solche Seele vor tausend andern unendliche Vorzüge besitze. Was bildet den großen, den glücklichen Arzt, als die treue Beobachtung, Auffassung, Benutzung der Gesetze der Natur im kranken Zustande organischer Wesen; was schafft den großen bedeutenden Mahler, als das strenge, anhaltende Studium der in den mannigfaltigsten Formen harmonisch bildenden Natur? Denn mit dem glücklichsten Genie läuft der Künstler auf jedem Schritte Gefahr, sich zu verirren, sobald er einen Augenblick die Wahrheit der Natur aus den Augen verliehrt. Darum sind die Alten in ihren Bildungen so groß, so unübertrefflich, mit Einem Worte, das, was man klassisch nennt, weil sie sich überall die Einfalt, die Klarheit, die Strenge und Ordnung der Natur zum Gesetz gemacht haben. Der Schmuck und Stolz unserer Zeit, welcher in seinen Werken die Classicität des Alterthums mehr als einmal erreicht hat, der so vielfach

verkannte, so vielfach falsch verstandene einzige Dichter seiner Art, Göthe, was hat ihn so hoch über so viele gestellt — bei allem Mangelhaften, mit dem auch er die Schuld der Menschheit bezahlte — als diese treue innige Anhänglichkeit an der Natur, d. h. an der einfachen, reinen, klaren, harmonischen Gesetzmäßigkeit, die wir in Allem, was nicht willkührliches Menschenwerk ist, bemerken. Wie denn überhaupt das bloße Walten der Willkühr, die sich nicht dem Gesetz anschließt, von jeher das Grab aller wahren Wissenschaft und Kunst, ja überhaupt alles gebildeten und sittlichen Daseyns gewesen ist. Daher von jeher, und jetzt fast mehr als je, so viele verfehlte Bestrebungen in dem Gebiete des Wissens und der Kunst, ja des Lebens selbst. Doch wir kehren zu unserer Betrachtung zurück!

Fassen wir Alles zusammen, was wir so eben im Vorübergehen als Merkmale des Begriffs der Natur aufgesammelt haben: so werden wir nun ziemlich im Stande seyn, uns diesen Begriff mit seinem Inhalte vollständig und klar auszubilden. In Allem, was wir von der Natur prädicirt haben, weichen wir nicht von dem Sprachgebrauche und der herkömmlichen Art und

Sitte ab. Ob spätere Untersuchungen dem Begriff der Natur die Bedeutung lassen werden, die mir ihm vor der Hand zuzugestehen genöthigt sind, bleibt noch an seinen Ort gestellt. Wir suchen uns jetzt nur ein deutliches Bild von dem zu verschaffen, was man im vollen Sinne des Worts und nach dem jetzt herrschenden Zeitgeiste, Natur nennt. Aber eben dieser Zeitgeist ist es, der eine strenge Unterscheidung, ja gleichsam eine Absinfung in dem Begriffe der Natur, seiner Form und seinem Inhalte, nöthig macht. Je nachdem die Totalität alles dessen, was außer uns erscheint, und was wir im Ganzen Welt, im Einzelnen die Dinge, und im Allgemeinen, nach seinem Beharren und seinem Wechsel, Natur nennen, entweder mit den Sinnen und dem Gefühl aufgefaßt wird, oder mit dem Verstande, oder mit der Phantasie: je nachdem entsteht auch ein verschiedener Begriff der Natur von verschiedenem Inhalte und verschiedener Form. Betrachten wir zuerst den Begriff der Natur bei solchen Menschen, welche ihn mit ihren Sinnen und ihrem Gefühl ausbilden. Es sind dieß die eigentlich sogenannten Naturmenschen, in seinster Bedeutung des Worts. Noch nicht durch ab-

ärbeitende Reflexion in sich selbst getrennt und geschieden, geben sie sich mit ihrem ganzen Wesen, mit Sinn und Gemüth an die Betrachtung und den betrachtenden Genuß des Aeußern hin in seiner ganzen Fülle und Form, in seiner ganzen Mannigfaltigkeit und Schönheit. Der Athem und das Leben der Natur ist auch ihr Leben, und kommt ihnen immer mit neuem, frischem Reiz entgegen. Sie erkennen in der Natur eine äußere belebende Kraft, deren Wirken nicht ausstirbt, deren Schönheit nicht veraltet; und sie fühlen sich durch den heiteren Glanz des Himmels und durch die bunte Pracht der Erde, zur Freude, zum Gesange, zum Nachbilden so vieles Herrlichen, zum frischen, fröhlichen, wirksamen Leben aufgeregt. So war das heitere Volk der Griechen, so ist noch jetzt jede unverdorbene, kindliche, gemüthvolle Seele, die mit treuer Liebe und frommen Sinn die Natur zur Gefährtin, Freundin und Lehrerin hat. Der einfachruhige, große, gesetzmäßige Gang aller äußern Entwickelung ist solchen Glücklichen ein Sinnbild und zugleich Muster des wahren, reinen und vollen Lebens, und Heiterkeit und stilles kräftiges Schaffen wird ihnen zum eigenen Lebensgesetz. Alle

große Genien haben sich in diesem Sinne gebildet, und das freundliche, sie gleichsam ansprechende und anlächelnde harmonische Walten außer ihnen und um sie her, für ihren Meister erkannt. Nicht der rohe Mensch ist der Naturmensch: für ihn ist noch keine Natur, er bemerkt außer sich bloß Gegenstände des blinden Staunens, blinder Begierde und blinder Furcht, feindliche Gewalten, oder zwingende Reize. Daß den Sinnen und dem Gemüth des Menschen eine Natur erscheine als wohlthätige, freundlichheitere, im gesetzlichen Ebenmaß wirkende Kraft: dazu gehört schon ein Erhobensein zu ruhiger Betrachtung, ein inneres Gleichgewicht der anschauenden und handelnden Kräfte. Hat sich dieses aber eingefunden, so steht vor Sinnen und Gemüth ein Bild unendlicher, in immer erneuter Herrlichkeit rastlos schaffender, gestaltender, belebender, beglückender Kraft. Und dieß ist der Begriff der Natur, welchen geläuterte Sinne und unverdorbenes Gefühl hervorbringen.

„Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirst du mir
aus tausend Röhren spielen;

wirſt alle meine Kräfte mir
in meinem Sinn erheitern
und dieſes enge Daſeyn mir
zur Ewigkeit erweitern."

Göthe.

Ganz anders erſcheint die Natur dem kalt reflectirenden und abſtrahirenden Verſtande. Wie ſich das todte Selbſt von der lebendigen, durch ihre Fülle und Form erfreulichen Geſtalt unterſcheidet, ſo der Begriff der Natur, den ſich der ſtrenge Phyſiker bildet, von der Beſchauung und dem Gefühl des Naturmenſchen. Der echte Phyſiker, der verſtändige Experimentator, erkennt in der Natur nur ein Ganzes von todten Maſſen, Stoffen, Kräften und dieſen einwohnenden Geſetzen. Ja, genau genommen, iſt dem Phyſiker der Begriff der Kraft ſelbſt nur etwas angenommenes, hypothetiſches, das nur in ſo weit Realität für ihn hat, als es ſich durch Maß, Zahl und Gewicht beſtimmen läßt. Der Phyſiker mißt und wägt alles, ſogar die Erſcheinungen des Lebens, und er läßt ſie höchſtens für einen galvaniſchen Proceß gelten. Ihm iſt die Natur bald ein großes Uhrwerk, bald ein chemiſches La-

koratorium. Was über die Erscheinungen und ihre durch Beobachtung und Berechnung auszumittelnden Gesetze hinaus liegt, ist für ihn nichts: er erklärt es entweder geradezu für leeren Traum, oder verweiset es doch wenigstens aus seinem Gebiet. Obschon er nun hierinne consequent handelt, und die Natur allerdings für den Forscher auch eine mechanisch-chemische Seite hat: so wird denn doch durch sein Bestreben die Natur in ihrer ganzen Fülle und Form weder erfaßt noch begriffen. Inzwischen ist hier nicht der Ort, das Verfahren des strengen Physikers zu loben oder zu tadeln. So viel ist aber gewiß, daß die Natur alle Einseitigkeit beiraft, und dem bloßen Verstandes-Physiker mit ihren Stoffen und mechanisch-chemischen Gesetzen nur ihre Schalen hinwirft, den Kern aber und die Frucht für sich behält.

Aber es hat sich in unsern Tagen eine dritte Beobachtungsweise und Ansicht der Natur hervorgethan, welche sich selbst die naturphilosophische nennt, und deren Erfinder, und Organ gleichsam, Schelling ist. Wir nennen diese Ansicht kurzweg die Natur-Ansicht der Phantasie, wiewohl der gewisse Schelling seiner Be-

trachtungsweise ein eigenes intellectuelles Anschauungsvermögen unterlegt, welches er Vernunft nennt. Es ist aber diese Vernunft nicht jene, welche wir als hochstes Bewußtseyn des Rechten und Wahren, als moralisches oder religioses Bewußtseyn kennen, und welche mit dem Genius des Socrates, mit dem Gewissen unverdorbener Seelen, Eines und dasselbe ist, welche alle Erkenntniß, alle Gefühle und alles Handeln unmittelbar auf das Heilige bezieht und mit ihm verbindet, und dadurch zu einem Band zwischen uns und dem Unendlich-Heiligen selbst, ein innerer Sinn für dieses Heilige wird. Die Vernunft Schellings ist eine selbstständige, stolze Kraft, die aus sich selbst die Natur in ihren unendlichen, ja ewigen Beziehungen hervorgeben läßt durch freie Construction des ewig-Nothwendigen (gleichsam des belebten Faums der Alten, des Spinozischen Gottes) und diese Natur nun hinstellt, als ewiges, schaffendes, sich selbst in unendlichen Ideen gebährendes Wesen, als werdenden Gott. Dieses philosophische Selbsterschaffen einer Natur ist unverkennbar das Werk einer großen Phantasie, welcher die Schranken des Raumes und der Zeit nicht genügen, die aber, in-

gerissen von diesen Schranken, ihr subjectives Spiel für objective Erkenntniß hält. Das Bild der Natur, welches dem philosophischen Dichter vorschwebt, ist, ihm selbst unbewußt, entsprungen aus einem großen Reichthum sinnlicher Anschauung und mathematischer Gesetze des Verstandes, welche beide Elemente durch die gestaltende Phantasie verschmolzen und grenzenlos erweitert sind. Schelling ist ein platonisirender Spinoza, ein Mann von tiefem und reichem Genie, den aber der Feenstab der Zauberin Phantasie aus dem Reiche der Wahrheit gerückt hat. Die Natur Schellings ist ein todtes Leben, eine bewußtlose Intelligenz, eine Seele ohne Herz, mit Einem Worte, ein Widerspruch in der Gestalt eines ungeheuern Gespenstes. Soll die Vernunft die Natur erkennen, wie wir nicht in Abrede seyn wollen: so muß eine solche Erkenntniß auch den Charakter der Vernunft — Beziehung auf das Heilige — an sich tragen. Was ohne diese Beziehung als unendlicher, ewiger Gegenstand, als Quelle alles Schaffens und Gestaltens hingestellt wird, ist kein Product der Vernunft, sondern einer sich selbst bespiegelnden Phantasie.

Auf dieſe Weiſe alſo erſcheint dem Menſchen derſelbe Gegenſtand, das unermeßlich Große, unendlich mannigfaltige Aeußere, was uns umgiebt und auf uns wirkt, und was wir Natur nennen, ſehr verſchieden, und es entſteht uns von der Natur ein ſehr verſchiedener Begriff, je nachdem wir dieſelbe lebendig mit Sinnen und Gefühl, oder todt mit dem abſtrahirenden Verſtande auffaſſen, oder endlich ihr begrenzt-unendliches Daſeyn und Wirken auf uns verſchmähen und ein Bild von ihr aus dem Schooße unſerer Phantaſie hervorgehen laſſen, dem doch zuletzt die Sinne den Stoff und die Verſtandes-Geſetze die Form hergeben müſſen.

Wenn wir die Wahl haben, ob wir uns unter der Natur einen für Sinne und Verſtand verſchloſſenen, einzig der intellectuellen Anſchauung geoffenbarten, ewigen, aber blinden Organismus denken wollen, oder eine Summe von Erſcheinungen, die unter mechaniſch-chemiſchen Geſetzen ſtehen, oder endlich, ob wir uns begnügen wollen, die Natur als ein unendliches Beſtehen und Werden außer uns aufzufaſſen, wo uns von allen Seiten der Spuren ſchaffender und erhaltender Kraft und bildender Schönheit entgegenkommen und unſer Gefühl

freundlich ansprechen: so ist wohl kaum zu zweifeln, daß uns die letzte Verstellungsart, — die sinnlich-geistliche — die liebste seyn wird, eben weil sie selbst die natürlichste ist, und keiner todten Verstandeszergliederung, eben so wenig als eines gewaltsamen Schwunges der Phantasie bedarf.

Aber die Frage ist: Können wir uns mit dieser Ansicht und Erklärung der Natur begnügen? Ist es genug, in der Natur ein unübersehbares Ganzes geistlicher Erscheinungen und eine denselben einwohnende, schaffende und erhaltende Kraft anzuerkennen? Sind wir nicht, als forschende Menschen, genöthigt, nach dem Quell dieser Gesetze, nach dem Wesen dieser Kraft zu fragen? und haben wir Hoffnung, daß uns die Natur selbst, wenigstens mit der Zeit, hierauf antworten werde, wie sie uns bisher auf so Manches geantwortet hat? Es scheint nicht so, oder vielmehr es ist erweislich, daß dieß nicht geschehen kann. Weiter als bis auf Gesetz und Kraft führt uns die Beobachtung der Natur nicht. Den Quell von beiden erblickt der Beobachter nicht: denn dieser ist hinter den Erscheinungen verborgen, wohin uns kein Blick vergönnt ist. Ja,

genau genommen, sind schon die Begriffe: Gesetz und Kraft, unser eigenes Werk, zwar nicht mit Willkühr, aber dennoch aus uns selbst und unserem eigenen, wenn schon nothwendigen, Urtheil entstanden. Aber warum ist dieses Urtheil nothwendig? Weil wir überhaupt das Geschäft des Denkens aufgeben müßten, wenn wir anders denken wollten. Wie nun? wenn es aus demselben Grunde nothwendig wäre, nicht bei den bloßen Begriffen von Gesetz und Kraft, als dem Wesen der Natur, stehen zu bleiben, sondern noch Etwas dazu zu denken, was uns jenes Wesen vollständig erklärte und dadurch unser Forschen befriedigte? denn bei einem nicht gänzlich befriedigten Forschen stehen zu bleiben, ist gegen unsere Natur. Was könnte es aber seyn, das hier noch hinzu zu denken wäre? Fürwahr nichts anderes, als was in uns selbst der Quell alles Gesetzes und alles kräftigen Handelns und Schaffens ist: der Geist. Es ist aber, wenn wir von der Natur, als von einem Gegenstande reden, nicht von unserm eigenen Geiste die Rede, sondern von einem Geiste der Natur, als dem Quell ihrer gesammten Gesetzlichkeit und ihrer gesammten schaffenden Kraft. Und diesen

müssen wir denn auch anerkennen, wenn wir folgerecht schließen wollen. Wir sind dazu genöthigt, wie wir zu Anerkennung von Gesetz und Kraft in der Natur genöthigt sind. Wir kennen keinen andern Quell von beiden in unserm Bewußtseyn, als den Geist: denn wir nennen ja eben dasjenige Geist, worinne und wodurch wir uns unserer selbst und unserer ganzen Gesetzlichkeit und unsers ganzen Wirkens und Schaffens bewußt sind. Das Bewußtseyn, und folglich der Geist, ist der Träger unseres ganzen Lebens und Seyns. Wir sind blos im Geiste, wir denken, empfinden, wirken blos im Geiste; und dieses Element unseres Wesens hinweggedacht, sind wir selbst nicht mehr. Daher ist der Schluß von der Erscheinung des Gesetzes und der Kraft auf einen Geist, der in beiden erscheint, für uns ein nothwendiger: und wir können uns die Natur in ihrer Vollständigkeit nicht anders als so denken, wie wir unser eigenes Seyn und Leben denken, nehmlich als begeistet nicht blos, sondern als durchaus geistig, nur für die Anschauung unter bestimmten Formen der gesetzlichen Kraft erscheinend. Und diese Formen in ihrem unübersehbaren Inbegriff nennen wir Welt,

Universum, das darinne wirkende aber, gewöhnlich, Natur; so, daß diesem zufolge die sogenannte Natur nichts anderes ist, als der sich in das Unendliche der Zeiten und Räume hin offenbarende Schöpfergeist in diesem seinem Schaffen, welches, als seine That, als sein Werk, für sich betrachtet, Schöpfung oder Welt heißt; woraus folgt, daß er selbst in seinem Schaffen von nun an nicht mehr Natur zu nennen ist, sondern Schöpfer; und daß der Begriff der Natur, wenn er noch länger Statt finden soll, nur auf die Welt, als das Geschaffene, sich Entwickelnde, Werdende, übergetragen und bezogen werden darf. Fragen wir aber nun ferner nach dem Wesen dieses Schöpfungsgeistes: so können wir abermals nicht anders als nach unserer eigenen, inneren, Nothigung antworten. Ein Geist, der nichts von sich und von den Dingen weiß, ist kein Geist; der Schöpfer der Dinge muß demnach auch von sich und von den Dingen wissen, muß Intelligenz, begreifendes, einsehendes Wesen seyn. Und in welchem Maße! Ungemessen, unermeßlich, denn er ist ja der Schöpfer des Unermeßlichen; daher auch unbegreiflich, unerforschlich. Ferner: was ist ein Geist ohne Willen? und ein Geist,

wie dieser, wie könnte er ohne Willen gedacht werden? Unendlicher, unbeschränkter Wille muß er seyn; Nichts kann diesem Willen entgegen stehen: denn Alles ist durch ihn, und zwar blos durch sein Wollen: denn darinne liegt eben das Wesen der Schöpferkraft. Aller Wille aber geht auf ein Ziel aus, und der höchste Wille kann nur das Vollendete, das Vollkommene wollen, welches wir ebenfalls nicht in Gedanken fassen und ergreifen, dessen Wesen aber wir in unsern reinsten Empfindungen ahnden können, welche uns sagen, daß das Höchste und Vollkommenste die Heiligkeit, und in der Heiligkeit die Seligkeit sey. Das Wesen der Seligkeit aber ist uns nicht ohne Liebe denkbar. Wir sind daher genöthigt anzunehmen und anzuerkennen, der Weltenschöpfer sey auch die heiligste und seligste Liebe. Aber wir gehen weiter. Alles, in diesem Geiste der höchsten Erkenntniß, Macht und Liebe, lebt, und hat eigenes selbstbewußtes Bestehen: also auch diese Erkenntniß, Macht und Liebe selbst. Sie leben, — wir können es uns nicht anders denken, wenn wir von der Betrachtung unseres eigenen Wesens ausgehen, — in einem heiligen, seligen Bunde, sie selbst der Vollkommenheit höchstes Vorbild. Auf diese Weise

verſchwindet der todte Begriff von einer Natur, die nicht lebt und nicht Geiſt iſt; (denn was iſt ein Geiſt ohne Leben; und was wäre ein Leben ohne Geiſt?) von einer Natur, die in ihrer unendlichen Fülle und Vielheit nicht auch als höchſte Einheit gedacht wird: (und wir kennen keine höhere als die des Bewußtſeyns); kurz, es verſchwindet der Begriff von einer Natur als einer blinden Kraft oder einem Inbegriff blinder Kräfte, welcher, wenn wir den eben aufgeſtellten nicht annehmen, die unbefriedigende Ausbeute aller unſerer Forſchungen iſt. Ueberlaſſen wir aber die Welt keinen blinden Kräften, Geſetzen und Trieben, ſondern der Herrſchaft eines heiligen Willens, der in und durch ſich ſelbſt die höchſte Macht iſt, der Lenkung einer heiligen Weisheit, welche in allen Dingen bildet und ordnet, alle Dinge mit ihrem heiligen Weſen erfüllt und durchdringt, Alles, erkennend, ſetzt und trägt; endlich dem Walten einer heiligen Liebe, welche in der Beſeligung der Welt ihre Seligkeit findet: ſo geht uns überhaupt der Begriff der Natur, als ſchaffender Kraft, verlohren; wir erkennen nur eine Natur als etwas Geſchaffenes an, und nennen mit dieſem Nahmen den Inbegriff der Geſetze mit den in ſie gelegten

Kräften und Gesetzen; die schaffende und gesetzgebende Kraft selbst aber, welche sich in aller Natur, in allem Geschaffenen offenbart, sondern wir von diesem, vermengen nicht den Schöpfer mit dem Geschöpf, und hangen nicht blind an einem, halb und unreif von uns als blind und seiner nicht bewußt gedachten Allwesen, welches wir in dieser seiner Dunkelheit Natur nannten, sondern verfolgen mit sehenden Augen die Spur des Geistes, welcher der Inbegriff aller Vollkommenheit ist, und uns zum Vollgenuß dieser Vollkommenheit geschaffen hat und erziehen will.

III.

Vernunft.

Alle Fäden unſeres Lebens ſind an das Bewußtſeyn geknüpft. Von dem Bewußtſeyn losgeriſſen iſt keine Empfindung, kein Gedanke, kein Handeln denkbar. Wir empfinden, denken, handeln, d. h. wir leben als Menſchen, im Bewußtſeyn. Unſer Bewußtſeyn iſt gleichſam der Rahmen, in welchem das Gemählde unſeres Lebens in der Welt, und in dem Verkehr mit der Welt und uns ſelbſt, aufgeſpannt iſt. So weit unſer Bewußtſeyn reicht, ſo weit reicht unſer Leben. Weſen wir uns nicht bewußt ſind, das erleben wir nicht, wenigſtens in dem Augenblicke nicht, wo wir uns jenes Etwas nicht

bewußt sind. Unser Bewußtseyn gleichet auf diese Weise ganz der Flamme des brennenden Lichtes, das in einem bestimmten Umkreise, und auf eine gewisse Weite hin, einen Strahlenkreis wirft, welcher die Gegenstände erhellet und erkennbar macht. Wir selbst sind, oder vielmehr unser bewußtes Ich ist dieses brennende Licht, welches mit seinen Strahlen theils die Gegenstände beleuchtet und erkennt, theils sich selbst. Die Gesamtheit der Gegenstände unseres Bewußtseyns, welche unserm Ich, wie die Kreise des Zirkels dem Mittelpunkte desselben gegenüber stehen, nennen wir: Welt, und unser Bewußtseyn, wiefern es sich auf die Welt bezieht: Weltbewußtseyn; die Einheit und den Mittelpunkt unseres bewußten Wesens nennen wir unser Ich oder unser Selbst, und das auf diesen Mittel- und Brenn-Punkt bezogene Bewußtseyn: Selbstbewußtseyn. Beide aber, das Welt- und das Selbst-Bewußtseyn liegen in demselben Kreise des Bewußtseyns überhaupt: so wie in einem gezogenen Zirkel der Umkreis und der Mittelpunkt desselben zwar einander entgegenstehen, aber doch nicht von einander getrennt werden können, sondern Ein Ganzes, Eine Einheit ausmachen. Man denke sich

den Mittelpunkt eines Zirkels, ohne Umkreis: und man hat keinen Zirkel mehr. Eben so wenig kann man sich einen Umkreis ohne einen Mittelpunkt denken: denn der Umkreis entsteht eben durch die Beziehung auf den Mittelpunkt. So mit dem Bewußtseyn. Man kann sich eben so wenig ein Ich denken, ohne eine Welt, als eine Welt ohne Ich. Im Bewußtseyn werden beide einander gegenüber gestellt und auf einander bezogen; und dieß macht unser menschliches Leben aus. Der Charakter des menschlichen Lebens heißt: Bewußtseyn. Das Bewußtseyn wurde mit dem Licht der brennenden Kerze verglichen. Es kann dieß in mehr als Einer Hinsicht geschehen; wir halten aber den Vergleich nur in so fern fest, als das Bewußtseyn auch, wie die Flamme der Kerze, bald heller und reiner strahlen, bald dunkler und trüber glimmen kann. Das Bewußtseyn kann, wie die Flamme der Kerze, bald kräftig leuchten und einen weiteren Umkreis erhellen, bald ermatten und seinen Lichtkreis enger ziehen, endlich auch verlöschen. Mit dem Erwachen zum Leben glimmt das Bewußtseyn auf, wie das angezündete Licht, und wird immer heller, je weiter das Leben vorrückt; aber nach

und nach verliehrt es seine Kraft und Wirksamkeit, bis es zuletzt wieder verlischt. Wir halten uns hier nur an das volle Leben, an das helle Bewußtseyn. Das Bewußtseyn zeigt uns in seinem Lichte die Welt und unser Ich. Wir vernehmen durch das Bewußtseyn und im Bewußtseyn die Welt und uns selbst. Unser Bewußtseyn ist also unsere Vernunft, und wir sind dadurch, daß wir Bewußtseyn haben, mit Vernunft begabte Wesen. Vernunft ist der Charakter der Menschheit. Wir sind bestimmt, unser Bewußtseyn vollständig zu entwickeln, d. h. wir sind bestimmt zur vollen Vernunft heranzureifen: denn nur das vollständig entwickelte Bewußtseyn wird im strengen Sinne Vernunft genannt. Die Vernunft gleicht der Pflanze, die erst Stamm und Blätter treibt, ehe sie sich zur Blüthe entfaltet und zur Frucht heranreift. Es giebt drei Entwickelungsstufen der Vernunft. Wir vernehmen zuerst die Welt, dann uns selbst, endlich in unserm Selbst etwas Höheres, als die Welt und unser Selbst ist: wir nennen es Gewissen. Das Gewissen ist das Bewußtseyn des Heiligen, welches unser ganzes Wesen durchdringen, und die beiden tiefern Arten des Bewußtseyns:

das Welt- und Selbſt-Bewußtſeyn in ſich aufnehmen, und ihnen ſein Gepräge, ſein Leben mittheilen ſoll. Die meiſten Menſchen bleiben auf der zweiten Entwickelungsſtufe des Bewußtſeyns ſtehen, ihr Leben iſt nur von der Welt und ihrem Ich erfüllt; das höchſte Bewußtſeyn iſt bei ihnen durch das erwachende Gewiſſen gleichſam nur angedeutet; es bleibt ihrem eigentlichen Leben fremd; es blickt nur, wie ein Lichtſtrahl aus einer fremden Welt, in dieſes Leben hinein, als Warner, Mahner, Richter, und Rächer. Gern würden ſie ſich dieſer fremdartigen Einmiſchung in ihr Welt- und Selbſt-Leben entſchlagen, wenn es ſich thun ließ. Und zuweilen gelingt es auch, den fremden Emporkömmling zu unterdrücken, ihm die Nahrungsſäfte zu entziehen, und ihn wie eine ſaftberaubte Knospe vertrocknen und verdorren zu laſſen. Sie wiſſen nicht, wie ſehr ſie ſich ſchaden: denn ihr Leben kommt nicht zur Reife. Diejenigen aber, welche den Keim des höchſten Bewußtſeyns pflegen und nähren, gelangen zur Reife des Bewußtſeyns, der Vernunft und des Lebens. Das Gewiſſen hört auf, ihnen etwas Fremdes zu ſeyn: es nimmt inneren Theil an ihrem

Bewußtseyn, es wird ein Theil ihres Bewußtseyns selbst; es wird ihr eigenstes, innerstes Bewußtseyn. Sie vernehmen die Welt und ihr Ich nicht mehr als herrschend, sondern als untergeordnet unter dieses Höchste, welches, indem es sie von weltlicher und selbstischer Abhängigkeit befreiet, ihnen in dem Gefühl dieser Freiheit, das Gefühl der Seligkeit d. h. des höchsten Lebens giebt, dessen der Mensch auf den niedern Stufen des Bewußtseyns nicht fähig ist, wiewohl er immerfort genöthiget ist es zu suchen, aber, ganz natürlich, ohne es finden zu können, da Freiheit und Seligkeit dasselbe ist, aber sich in dem Welt- und Selbst-Joch nicht entwickeln kann. Dahin deuten die Worte: „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; wer es aber verliert um meinetwillen (d. h. wer das niedere Bewußtseyn dem höhern, göttlichen unterwirft, welches es in sich aufnimmt,) der wird es erhalten zum ewigen Leben." Denn das ist das ewige Leben, das keine Schranke kennt. Zu diesem höchsten Bewußtseyn, zu dieser vollendeten Vernunft-Entwickelung sind wir berufen, zu ihr werden wir angemahnt durch das Gewissen, das sich uns als Führer ankündigt, und das,

wenn wir ihm folgen, uns unmerklich die Form seines eigenen Wesens einimpft, so daß wir nicht mehr der Welt und uns selbst, sondern ihm leben, in ihm empfinden, denken, handeln, athmen, sind. Dieß nennt der Apostel: Christum anziehen; Christus ist ihm aber nichts anderes, als das göttliche Vernunftwesen, welches als Lebenskeim in uns Allen liegt, als Keim eines Lebens, das über der Raum- und Zeit-Welt steht, und darum, wenn auch Raum und Zeit, d. h. das endliche Daseyn, verschwindet, nicht untergeht: denn Raum und Zeit sind selbst nur Beschränkungen dieses ewigen Seyns und Lebens, in ihm befaßt, von ihm getragen, ohne dasselbige nicht denkbar, weil die Schranke das Unbeschränkte voraussetzt. Aus der Schranke heraus sollen wir uns entwickeln, durch das Welt-Bewußtseyn zum Selbstbewußtseyn gelangen; (welches auch in jedem Menschenleben mit Nothwendigkeit geschieht;) aber dann auch in unserm Selbstbewußtseyn das Höhere ausbilden, welches sich in ihm offenbart, aber nicht mit Nothwendigkeit, sondern nur mit freier Wahl ergriffen werden kann, weil es nicht dem Reiche der Nothwendigkeit, sondern der Freiheit angehört. Auch Welt-

und Selbst-Bewußtseyn sind ein Theil der Vernunft, gehören dem Heiligen an, aber nur so lange, als sich dieses noch nicht in seinem reinsten Wesen bei dem Menschen ankündiget, d. h. blos noch in der Kindheit. Daher ist die Kindheit unschuldig und heilig. Wenn aber das Gewissen im Menschen erwacht, erhält er die Aufforderung diesem zu huldigen, und sein Leben hört auf heilig zu seyn, wenn er, nachdem das Höhere ihn gerufen, fortfährt dem Niedern zu fröhnen. Jetzt hört Welt- und Selbst-Bewußtseyn auf für ihn Vernunft zu seyn: das Gewissen soll nun sein Bewußtseyn, seine Vernunft werden, durch welche er nicht mehr die Welt und sein Selbst als das wahrhaft Seyende, sondern ein höheres Seyn, das göttliche, vernimmt. Denn alles Bewußtseyn ist ein Vernehmen, und alle Vernunft vernimmt ihren bestimmten Gegenstand. Der Gegenstand des höchsten Bewußtseyns aber ist das göttliche Wesen, das wahre und einzige Seyn, die Wahrheit selbst, in ihrer ewigen Fule. Die Vernunft — in der höchsten, reinsten, strengsten Deutung des Worts — lehrt uns Gott kennen, indem sie uns als innerer Sinn, als innerstes höchstes Bewußtseyn, sein Wesen

erfahren, fühlen und finden, ja ganz eigentlich empfinden, d. h. in uns finden läßt. Aber entwickelt muß dieses Bewußtseyn werden, aufgeschlossen dieser Sinn: denn ohne Auge kann man nicht sehen, und ohne Ohr nicht hören. Wer aber nur die Welt und sich selbst sieht, wer in Welt- und Selbst-Leben verlohren ist: der kann Gott nicht sehen. „Ohne Heiligung kann niemand den Herrn sehen.“ Und: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ Dieß kann nur die Vernunft selbst sagen, die das Auge, das Organ der Gottheit ist. Daher auch die Worte: „Und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.“ Und folgende: „So ihr bleibt in meiner Lehre, so werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Wen aber die Wahrheit frei macht, der ist recht frei.“ Und so ist es auch, wie Jeder erfahren kann, der die Vernunft in sich leben lassen will. Es steht aber auch geschrieben: „der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes.“ Natürlich aber ist ein Jeder, der noch nicht sein natürliches, ursprüngliches, niedriges, sein Welt- und Selbst-

Wesen, der Vernunft, dem Heiligen und Göttlichen, welches das ganze Leben hindurch im Menschen hervorzubrechen und von ihm Besitz zu nehmen trachtet, geopfert hat. Das Leben des Vernunft-Menschen ist eine fortwährende Heiligung, die nur dann unterbrochen wird, wenn Herz und Sinn, des Höheren vergessend, ihrem natürlichen Hange folgen, und aus dem Reiche des Lichts in das der Schwere hinabgezogen werden. Die Vernunft ist „das Licht der Welt." Wer im Licht wandelt, wandelt im Tage des Lebens und in seinem Sonnenschein, wer sich daraus verliehrt, geräth in die Nacht und den Schatten des Todes. Wer dieß thut, ist der Sünde anheimgefallen. Und dieß sind wir Alle, nachdem wir die Schranken der Kindheit verlassen haben. Darum sollen wir wieder werden „wie die Kinder"; doch nicht was unsere Erkenntniß betrifft; als welche immer wachsen und sich weiter entwickeln soll, sondern nur was unsern Hang zum Bösen betrifft, welcher im Kinde noch nicht erwacht ist. „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf und immerdar": bleibt ein ewig wah-

res Wort; und dagegen ſichert uns das: „Habe Gott vor Augen und im Herzen, daß du in keine Sünde willigeſt, noch thuſt wider Gottes Gebot.“ Wer dieſes für das Eine, was Noth iſt, erkennt, wem dieſes die höchſte Lebensregel, das ſtete Streben iſt, der iſt in fortwährender Heiligung begriffen, er lebt in der Vernunft und ſie in ihm. Und ſie ermangelt auch nicht, ihn mit ihrer Klarheit zu erfüllen, ihn die Wahrheit erkennen zu laſſen und ihn göttlich-frei zu machen. Die Vernunft iſt das ewige Leben; „wer in ihr bleibt, der wird leben, ob er gleich ſtürbe; denn er iſt vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ Dieſes Gefühl ſpricht ſich in jeder Seele, welche ſich der Heiligung befleißiget, unzweideutig, ſicher, in der klarſten Ueberzeugung aus. Sie wird ſchon in dieſem Leibe gewahr, wie alles Endliche nur eine Schranke des Unendlichen iſt, wie dieſe Erſcheinungswelt nur die Nahrung für den Geiſt iſt, der ſich aus ihr entwickeln ſoll. Aber er kann ſich nicht aus ihr entwickeln, wenn er ihr noch angehört, noch ihr Theil, noch mit ihr verſchmolzen iſt. Wenn die Welt, die uns umgiebt, noch der Gegenſtand des

Strebens, der Wünsche, der Befriedigung ist, wer in ihr sein festes, sicheres Daseyn sucht und zu finden hofft, der „ist noch nicht geschickt zum Reiche Gottes"; der gehört der Vernunft noch nicht an, der lebt noch im Traumzustande und hält seine Träume für Wahrheit. Die Wahrheit ist aber einzig und leibhaftig in der Vernunft. Nur der Vernunft-Mensch wacht, und sieht den Irrthum der Träumenden um sich her. Er sieht, wie eitel und nichtig alle Bestrebungen sind, sich das irdische Daseyn zu sichern, wie das Jagen nach Reichthum, Ehre, Genuß, nur ein kindisches Haschen nach Seifenblasen ist, die von einem Hauche zerplatzen; wie aller irdische Kummer, alle irdische Sorge und Mühe, wie das ganze irdische Leben dem Winde gleicht, der vorüberfährt. Es ist thöricht, das festhalten zu wollen, was seiner Natur nach zum Verschwinden bestimmt ist: das irdische Leben, seine Reize, seine Erzeugungsmittel, seine Dauer. „Wir sind nur Gäste hier und Fremdlinge auf der Erde." Wer aber hier den Mittelpunkt seines Daseyns und Strebens findet, sich hier einbürgert und festklammert: der hat die Vernunft noch nicht erkannt,

die göttliche Weisheit, welche auf Erden erschien, um Pilgern den Weg zu zeigen, „den schmalen Weg, der zum Leben führet.“ Dieser hat die Vernunft noch nicht erkannt, und mag sie nicht erkennen, da sie ihm sein Liebstes rauben will, den Schatten des Lebens, den Traum vom Leben, das Nichts. Die Vernunft nimmt aber nur, um zu geben; und was sie giebt, ist Wahrheit und Leben und unvergängliches Wesen. Kein Mensch hat dieses ans Licht gebracht, als der, welcher sich erhaben-demüthig den Sohn des Menschen nannte, und der gekommen war, ein Feuer anzuzünden in den Herzen aller Menschen, nehmlich die Liebe zum Ewigen, welche bis dahin dem Streben der Menge fremd war, wie sie es noch heute ist, und so lange noch seyn wird, als das Geräusch der Welt die Stimme der Vernunft übertäubt. Nicht als ob die Vernunft schwach wäre und nicht Macht zu wirken hätte: sondern weil der Mensch schwach ist und sein Haupt nicht erheben will zu der Klarheit des Himmels und der Seligkeit der reinen Herzen, rein und unbefleckt von den Lüsten und Sorgen der Erde. Dieß ist die Vernunft, der

Geist, der von oben ist und nur das Göttliche will. Alles in uns, was sich dem Göttlichen widersetzt, was etwas Anderes will denn „das des Vaters ist", es möge sich Natur in uns nennen, oder sogar Vernunft, ist nicht Vernunft, ist ihr Widerpart, eben darum, weil es nicht für sie ist, nicht mit ihr sammlet, sondern zerstreuet. Daran können wir erkennen, ob wir der Vernunft angehören, „ob wir rechte Jünger sind": so wir das Göttliche wollen; und das Göttliche ist die Heiligung unseres Wesens, die Reinigung von allen Flecken der Sünde. Dieses als die erste Wahrheit zu begreifen und zu ergreifen, ist die höchste aller Wissenschaften, ist den Anfang und das Ende aller Weisheit; dieses zu lernen und im Leben zu beweisen ist die höchste aller Künste; dieses Leben ist wahres Leben; diese Freiheit wahre Freiheit, diese Freude wahre Freude, Quell von unvergänglicher Seligkeit. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere Alles zufallen;" sprach die allwissende Vernunft. Die göttliche Weisheit wußte, was sie sagte, sie sprach aus der Fülle ihres Lebens heraus; und wir

können erkennen, „ob ihre Lehre wahr sey, wenn wir ihrem Worte folgen.“ Wer nach dem Reiche Gottes trachtet, nach „dem Frieden, wie ihn die Vernunft giebt“, der ist geborgen mitten unter den Stürmen der Erde; es mangelt ihm an keinem Gute, was für ihn ein Gut ist; ihn kann der Schein nicht blenden, die Lüge nicht berücken; er wandelt auf der Sonnenbahn der Wahrheit, heiter, ohne Furcht und Zweifel, frei und ledig der Banden, die den Erde-gefesselten drücken. Die Sorgen, die an diesem nagen, kennt er nicht; die Begierden, die diesen peinigen, sind fern von ihm; sein ganzes Wesen ist Klarheit, Friede und Freude im heiligen Geist. Er geht mit den Jahren nicht rückwärts im Leben, sondern vorwärts; ihm nimmt das Leben mit der schwindenden Zeit nicht ab, sondern zu; ihm öffnet sich nicht, als Ziel dieser Pilgerschaft, das Grab, sondern der Himmel, den er schon, sich dessen bewußt, und ihn in sich fühlend und findend, als in die Zeit gehülltes ewiges Leben, in sich trägt, als den lebendigen Keim unendlichen Wachsthums, welches von innen heraus quillt aus dem ewigen Quell

alles Lebens und Gedeihens, unzerstörbar durch den Wandel der Dinge und durch die Verwandlung des eigenen sichtbaren Daseyns, den Tod des Leibes. So schreitet der Vernunft-Mensch fort auf seiner Bahn, immer geläuterter, immer heiliger, immer seliger. Darum möge es denn unsere erste, unsere einzige Sorge seyn: der Vernunft anzugehören; und Alles Andere wird uns zufallen, muß uns zufallen: denn mit der wahren Vernunft ist uns auch „Alles Gute", sind uns die Bedingungen Alles Gedeihens gegeben.

IV.

Gott.

Wir erinnern uns in manchen Stunden oder Augenblicken des lebendigeren Empfindens recht gut, wie wir als Kinder gleichsam wie mit tausend Fühlfäden die Welt einsogen, wie die leiseste Berührung von außen die frischen Saiten unseres Lebens zum vollen, reichen Klange anregte; und aus jener Zeit noch tönt es in uns wieder, was Leben sey. Die Reinheit, die Ungetrübtheit, die Frischheit, die Wonne der ersten Lebensempfindungen ist mit nichts zu vergleichen. Aus dieser Quelle müssen wir den reinen Begriff des Lebens schöpfen. Ist uns dieses gelungen, können wir die

Nachempfindung des ersten Uns-selbst-gewahr-Werdens festhalten: so sind wir in der Stimmung, in welcher allein es vernünnt ist, sich dem Heiligen zu nahen, es in der Betrachtung, im Bewußtseyn aufzufassen, es unmittelbar gewahr zu werden. Es gehört dazu, wie die Empfänglichkeit, so die Aufrichtigkeit, die Wahrhaftigkeit, die Unbefangenheit des Kindes. Unser tägliches, gewohntes Leben ist ein schlechter Leiter für das Göttliche in unserm Wesen; es gleicht dem trüben, wolkigen Tage, der keine Sonnenstrahlen in unser Auge gelangen läßt. Wir sind auf eine wunderliche, ja jämmerliche Weise eingeengt durch die Ketten der Gewohnheit und der Verwöhnungen, der aufgedrungenen und der selbsterschaffenen Verhältnisse; wir gehören nicht uns, sondern den Umständen; wir sind die Sklaven des Hergebrachten, Eingeführten, Angelernten, Angemutheten, dann die Sklaven der Bedürfnisse, der Neigungen, der Stimmungen, der einmal angenommenen Richtungen. In ein so verkümmertes, verstimmtes, verunstaltetes Leben kann das Heilige, Hohe, ewig-herrlich-Waltende nicht eindringen. Es ist nicht da für uns, wir haben keinen Begriff davon, wir glauben nicht daran

denn wir empfinden es nicht, und wahrhaft glauben kann man nur, was man empfindet. Darum müssen wir sorgfältig jeden Moment aufsuchen und festhalten, wo ein Blitzstrahl wahrhaftigen Lebens durch unsere Seele fährt und das tägliche, gewohnte Dunkel erhellt: denn hier erscheint uns das Wesen und die Wahrheit des Seyns, das Heilige, über welches es nichts Höheres giebt. Hier, in einem solchen überraschenden Moment des äußerlich- oder offenbar-werdenden Innern, ja Innersten der Dinge, der Welt, unserer selbst, lernen wir ahnden, daß wir umgeben sind und getragen werden, daß wir eingeschlossen, umfaßt sind von einem Seyn, welches höher ist, als die Höhe unserer höchsten Begriffe, und uns gleichwohl so nahe, wie die Luft, die uns umgiebt und in uns eindringt, wie das Licht, das, auch sichtbar und verschlossen, sich in jedem Punkte der Luft entflammen kann, so daß, wenn wir sonst Augen hätten, es zu sehen, Ohren, es zu vernehmen, Hände, es zu greifen und zu fühlen, wir gewahr werden würden, daß es immerdar auf uns blickt, zu uns spricht, uns umfaßt und trägt, wie die Mutter den Säugling, und zwar um so zarter, je kränker das Kind ist. Das

Wunder unserer Erhaltung ist das erste, was uns hierbei auffällt, indem wir der gänzlichen, in allen Punkten fühlbaren Abhängigkeit unseres Lebens und Wesens von dem uns umfließenden, uns in sich tragenden Elemente des Lebens, gewahr werden. Wir wissen doch, wir vergessen es in keinem Augenblicke: daß wir das Leben lieben, daß wir es für etwas Erfreuliches und Freude-bringendes halten — wenn wir anders nicht körperlich und geistig verstimmt sind —: folglich sollten wir auch den Schluß machen, daß in dem Element des Lebens, von dem wir zehren, jenes Erfreuliche, das wir so gern haben, nehmlich die Anmuth und die Freude des Lebens befindlich sey; denn was in irgend einem Dinge, einem Elemente nicht ist, das kann auch nicht von ihm ausgehen. Der Kern der Freude aber, welche uns in und mit dem Leben und durch dasselbe gereicht wird, ist die Liebe. Das Lebens-Element demnach, welches uns umgiebt und aus dem wir das Leben schöpfen, muß eine Liebe seyn, und zwar eine unermeßliche: denn wir haben keinen Maßstab dafür; ja eine undenkbare, d. h. unbegreifliche: denn wir wissen nicht wie wir dazu kommen. Aber was ist eine Liebe ohne ein

Wiſſen? Das Lebens-Element, von dem wir ſprechen, muß demnach von uns und ſich ſelbſt und ſeiner Liebe wiſſen, und dieſes Wiſſen muß ohne Grenzen ſeyn. Warum? und wie beweiſen wir dieß? Darum und dergeſtalt, weil und wieſern wir ſelbſt ja ein Wiſſen haben, deſſen Grenzen noch nicht aufgefunden ſind, und, was noch dazu kommt, ein Wiſſen, welches wir uns nicht ſelbſt gegeben, ſondern erhalten haben von daher, woher wir Alles erhalten, was zu unſerm Leben gehört, von dem Elemente des Lebens, deſſen nächſtes Weſen uns als Liebe erſchien, erſcheinen mußte, und erſcheinen wird, wenn wir unſer Herz nicht vor dieſer Liebe verſchließen, wie es gewöhnlich geſchieht. Dieſe Liebe alſo iſt ein Wiſſen, und zwar ein grenzenloſes Wiſſen, folglich ein All-Wiſſen, eine Allwiſſenheit. Wir nennen aber das Wiſſende: Geiſt; folglich iſt das Element, in dem wir leben, weben, und ſind, ein liebender Geiſt, aus dem Alles was da iſt, (denn was von uns gilt, gilt von allem Seyn, das wir, gleich uns, als beſchränkt, anerkennen) ſein Daſeyn ſchöpft: folglich ein liebender Schöpfergeiſt, und zwar der Höchſte: denn er bedingt ja, er belebt und beſeelt ja Alles, was

Daſeyn und Leben hat; folglich auch der Mächtigſte: da ihm Alles unterworfen iſt, da Nichts iſt ohne ihn; folglich die höchſte Kraft und Macht, die Allmacht. Ein Geiſt, das wiſſen wir vom dem unſrigen, aus ihm und durch ihn, wirkt durch ſeinen Willen. Wir haben einen Willen, wie wir ein Wiſſen und ein Lieben, ein Leben haben, woher? Nirgends anders woher, als aus dem Element des Lebens, das wir athmen, das uns trägt und nährt. Dieſes Lebens-Element hat alſo auch einen Willen, weil wir ihn haben; dieß iſt der ſtrengſte, eigentlichſte Beweis für die Willenskraft des liebenden Schöpfergeiſtes; und es verſteht ſich auch, allem Geſagten, daß dieſer Wille ein allmächtiger iſt, durch ſich ſelbſt und aus ſich ſelbſt Alles ſchafft, was da iſt, der in ſich die Quelle alles Seyns und Lebens enthält. Wir wiſſen aber, daß unſer Wille ein Geſetz hat, nehmlich das Geſetz der Freiheit, Unverletztheit, Unbefleckthe.t, kurz das Geſetz der Heiligkeit. Es liegt in unſerm Willen urſprünglich, dieſes Geſetz, es iſt ihm eingebohren, es iſt unveräußerlich, unſer Wille beſteht blos durch dieſes Geſetz, iſt nur unter Bedingung deſſelben da. Es muß alſo in der

Natur des höchſten Willens liegen, es muß ſein eigenes Elementar-Geſetz ſeyn; denn hätte er es nicht, wie könnten wir es haben? In dem Element aber, aus welchem wir leben, iſt Alles ſchrankenlos d. h. ewig: demnach iſt der liebende Schöpfergeiſt ein ewig-heiliger, oder ewig-freier Wille; als welches daſſelbe iſt: denn das Weſen der Freiheit iſt ja die Heiligkeit. Und nun ſchöpfe, Menſch, mit vollen Zügen, das Leben deines Lebens ein; lerne erkennen, worinne, und woraus du lebſt; lerne ſuchen und finden, was allenthalben, was dir nahe, was in dir und außer dir das Eine und Alles iſt, dem du ganz angehörſt, von dem du dich nicht losmachen kannſt, ohne den du nichts biſt, gar nicht biſt, der das Seyn ſelbſt iſt, und mit dem Seyn das Leben, das Ur-Lieben und Ur-Wiſſen und Ur-Wollen. Du träumſt, du biſt noch nicht zum reinen, vollen Bewußtſeyn erwacht, wenn du dieſes Element deines und alles Lebens nicht fühlſt, wie es dich umgiebt, umfängt, erkennt, erhält; wie es will, daß du dein Herz ihm öffnen, deine Augen zu ihm erheben, deine Hand nach ihm ausſtrecken ſollſt, der dir die ſeine reicht, dich zu leiten; der dir in deinem Bewußtſeyn, in

deiner tiefsten Lebensempfindung, in deinem höchsten Denken, in deinem reinsten Wollen, und mit diesem alles und durch dieß alles, sich selbst, sein eigenes Wesen in deinem Ich sein eigenes giebt, darinne das erhabenste Geheimniß des Seyns ausspricht: das Bewußtseyn des Liebens, des Erkennens, des Schaffens, das Bewußtseyn der Freiheit, der Heiligkeit, der Seligkeit; denn du hast die Seligkeit, das Himmelreich, in dir, sobald du willst, sobald du dich entschließest heilig zu seyn wie er, in dem du lebst, so lange du lebst, in dem du untergehst, wenn du untergehst (du gehst aber in dem Element des Lebens unter; folglich lebst du fort, und nichts kann dich vernichten, wenn er es selbst nicht thut); in dessen Gewalt, in dessen Geist, in dessen Liebe — ja, sey es auch unbegreiflich! — du bist und bleibst in Ewigkeit. „Ihm leben sie Alle.“ Vor ihm ist kein Erstes und kein Letztes, kein Anfang und kein Ende, keine Finsterniß und kein Tod; in ihm ist nur Licht und Leben und Seligkeit, welches Alles nur der Abgewendete nicht erblickt; wie es Nacht ist auf der von der Sonne abgewendeten Seite der Erde. Daß er dich aber unaufhörlich bestrahlt, gewahrst du, wenn du dich

zu ihm werdeſt, aufrichtig und wahrhaft, mit dem Herzen und allen deinen Sinnen, mit deinem ganzen Thun und Wandel, nicht gleißnerisch, nicht in der Einbildung, nicht im Stolz, nicht in der Selbſtgenugſamkeit. Doch dieß kannſt du auch nicht; und auf dieſem Wege findeſt du ihn nicht. „Ohne Heiligung kann Niemand den Herrn ſehen.“ Daher iſt kein Gott für den, der ihn nicht erkennen will, und die Gotteslängner behalten Recht, aber nur für ihre Perſon; warum ſie Niemand beneiden wird. Ihr hohen Seelen aller Zeiten und Orte, deren angelegentlichſtes Geſchäft war, Gott zu ſuchen und zu finden: ihr wußtet, ihr wiſſet es, daß er ſich Keinem unbezeugt läßt, der ihn aufrichtig ſucht, und daß der, welcher ihn nicht ſucht, ſich ſelbſt entweder verleugnen, oder noch nicht gefunden hat. Eine Welt ohne Gott iſt ein Schatten ohne Licht. Das wahre Weſen und Seyn aber iſt nicht im Schatten, ſondern im Licht. Wie groß, wie verehrungswürdig, wie Erſtaunen-erregend ſtehen (das frühere Alterthum in allen Formen!) die einfaltigen Apoſtel da mit ihrer Erkenntniß des Höchſten, mit ihrer Liebe zum Höchſten, mit ihrem Wirken im Höchſten. Sie ſtehen

da in übermenſchlicher Größe, Klarheit, Reinheit, Kraft. Kein Held, kein Weiſer, kein Kunſt- begabter Menſch des irdiſchen Lebens reicht an ſie, iſt ihnen an die Seite zu ſtellen, mit ihnen zu vergleichen. Die Kraft, das Licht, die Liebe, die ſie erfüllt, noch heute erfüllt, wie ſie daſtehen in ihren Denkſchriften für die Ewigkeit, dieß Alles zeugt von einem Leben, von einer Gewalt und Fülle, von einer Hoheit und Herrlichkeit des Lebens, dergleichen in keines irdiſchgeſinnten Menſchen Sinn kommen kann. Und wenn ich nun dich, den niedrigſten unter den hohen Apoſteln betrachte, bekehrter Paulus: ſo ſehe ich vor mir einen Menſchen, in welchen die Kraft und Fülle, das klare und heilige Weſen und Leben der Gottheit ſelbſt eingetreten iſt, der es erfuhr, der es erkannte, daß ein Gott iſt, und der, in dem klarſten Bewußtſeyn ſein Verhältniß zur Gottheit fühlend, ſich nannte einen Knecht Gottes und Chriſti, und in dieſer Knechtſchaft, d. h. in dieſer ganzlichen, durchgreifenden Abhängigkeit vom Höchſten, ſeinen Himmel fand. Herrliche Knechtſchaft, ein Knecht der Freiheit zu ſeyn! Jämmerliche Freiheit, frei vom Heiligen zu ſeyn! Und in dieſer elenden Freiheit leben

wir Alle, auch die, welche mit ihren Lippen einen Gott bekennen, aber ihn dem Herzen [illegible] verleugnen: denn die Welt lieben und Gott anbeten, sind zwei widersprechende Dinge; und wer liebt die Welt nicht? Für uns steht Gott in der Ferne, in der Höhe; wir blicken zu ihm hinauf über den Sternenhimmel: und gerade dieß ist der Beweis, daß wir hienieden ohne Gott leben. Er, den wir so weit von uns hinwegrücken, daß er, wie eine unsichtbare Sonne, weder Licht noch Wärme zu uns senden kann, begleitet er uns in unsern Geschäften? in unsern Freuden? in unsern einsamen Stunden? Der Geist des Vortheils leitet unsere Geschäfte, der Geist der Eitelkeit beherrscht unsere Freuden, der Geist nichtiger Vergangenheit oder nichtiger Zukunft erfüllt unsere einsamen Stunden.

Unser Herz ist voll von der Welt und leer von Gott. Wer folgt dem Rufe: „Halte Gott vor Augen und im Herzen, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot!“ Wessen Leben ist ein solcher Wandel? An uns denken wir, und immer an uns, vom Morgen bis zum Abend, und nicht an Gott. Doch ja, es giebt derer, die an Gott denken,

aber auch nur denken, nicht in ihm leben, nicht von ihm erfüllt sind, nicht ihre einzige Freude an ihm haben. „Dieses Geschlecht ist fern von ihm.“ Und darum ist auch Gott fern von uns; wir sind dahingegeben den Mühen und Sorgen, oder den Thätigkeiten und Genüssen des nichtigen, schwindenden Lebens. Nicht als ob wir die Thätigkeit und den Genuß fliehen sollten; aber die Seele von beiden sollte Gott seyn; und er ist es nicht; nicht er ist Alles in Allem, sondern wir sind es. Wo ist nun die Religion? wo das Band das uns mit Gott vereinigt hält? Es ist nicht da; es ist nie dagewesen, oder es ist zerrissen; wir leben durchaus abhängig von uns selbst, unabhängig von Gott; wir haben ein eigenes, isolirtes, in sich selbst abgeschlossenes Daseyn; wir sind unsere eigenen Rathgeber und Führer, Beurtheiler und Richter. Und wie mild richten wir uns? wie gerechtfertigt stehen wir vor uns da! Wir sind mit uns zufrieden, nur mit den Andern nicht, und nicht mit Gott. Wem macht es Gott zu Danke? Sonnenschein will der Eine, der Andere Regen; Alle wollen, daß es ihnen nach Wunsche gehe und daß es ihnen wohl gehe in dieser Spanne von Zeit und Raum,

in welcher sie sich bewegen. So ist Gott nicht nahe, sondern fern von Jedlichem unter uns, und wir haben keinen Theil an ihm. Daher ist es nicht zu verwundern, nicht blos daß Viele nicht nach Gott fragen, daß sie die Frage, ob ein Gott sey oder nicht, an ihren Ort gestellt sein lassen; sondern auch: daß sie nach ihm fragen, daß sie dreist die Frage aufwerfen: ob denn überhaupt ein Gott anzunehmen sey, und ob es sich nicht ohne ihn auskommen lasse? Wer so fragt, dem ist schon geantwortet: denn für ihn ist kein Gott. Er läßt sich nicht mit Händen greifen, nicht mit dem Verstande erfassen; und dieß wollen jene Frager. Er läßt sich blos erfahren, erleben, in einem heiligen Wandel; und das wollen sie nicht. Daher es ganz unmöglich ist, den, welcher sich nicht der Heiligung hingiebt, von dem Daseyn eines Gottes zu überzeugen. Dahingegen der, welchem es ein Ernst ist, sein Herz zu lautern von allen Flecken, der sich der Aufrichtigkeit befleißiget, nicht gegen sich selbst ein Schalk und Heuchler ist: die reinste Gewißheit, die unumstößlichste Versicherung des göttlichen Wirkens und Waltens erhält. In seinem eigenen Herzen und Leben wirkt die

Gottheit, sie schafft, sie gestaltet ihn um zu einem neuen Menschen, sie giebt ihm neue und höhere Sinne, mit denen er das höchste Leben und Seyn erfaßt in sich und außer sich, in der Führung seines eigenen Lebens, in der Lenkung der Welt zu einem Ziele, dem sie nicht entgehen kann, trotz aller Verworrenheit, allem Widerstande, allem entgegengesetzten Streben. Ruhe, Heiterkeit, Zufriedenheit, Friede und Freude ist sein Lohn. Ihm lösen sich alle Widersprüche, ihm ebenen sich alle Schwierigkeiten; er erblickt in seinem eigenen Wesen, wie in dem Wesen der Welt nur eine herrliche Gottes-Offenbarung. Aber auch nur ihm wird dieser Blick, diese Gewißheit, diese Sicherheit und Heiterkeit des Lebens zu Theil; denn „der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes."

V.

Ueber Grund, Wesen, und Zweck der Welt.

(Für Denker.)

Wir leben in einem großen Geheimniß. Unser Verstand und unser Sinnen-Wesen, unsere Vernunft selbst, kurz Alles, womit wir wahrnehmen und begreifen, erkennen und ahnden, ist noch nicht hinlänglich enthüllt, noch nicht hinlänglich frei gemacht, um die Wahrheit ohne Schatten und Schranken, in ihrem vollen Glanze, in ihrer anbetungswürdigen Schönheit, in ihrer beseligenden Kraft und Fülle zu erblicken. Wir gleichen in Absicht auf unsere geistige Entwickelung und Entwickelungs-Fähigkeit den niedrigsten lebendigen Geschöpfen der Erde in ihrer leiblichen Beschaffenheit, die zwar ein Streben nach Bildung anerkennt,

aber noch nicht von der Unform der Erde und von ihr
Dumpfheit des niedrigsten Selbstgefühls zu schöner, in
sich beschlossener Gliederung und zu reicher Sinnen-Ent-
faltung gesteigert ist. Gleichwohl dringt und treibt uns
ein eingebohrnes Streben, die Schranken unserer überall
gehemmten Erkenntniß zu durchbrechen und der Ur-Sonne
zuzufliegen, die uns in verhüllten Strahlen umgiebt und
unser ganzes Wesen mit ihrer brütenden Wärme und mit
einzelnen Lichtfunken von Harmonie und Ordnung zum An-
schauen und Einathmen ihrer Herrlichkeit hervorlockt. So
lange es, zum Bewußtseyn erwachte, forschende Menschen
gab, sind sie nicht blos beschäftiget, sondern sogar beun-
ruhiget worden durch die Fragen: woher das Alles sey,
was da ist; worinne das eigentliche Seyn der Dinge be-
stehe; endlich: wozu Alles da sey, was wir vor Augen
sehen; kurz: durch die Fragen nach dem Grund, Wes-
sen, und Zweck der Welt. Dieß ist der Anfang, die Mitte,
te, und das Ende des Isis-Schleiers, dessen Aufhebung,
dieß ist das große Geheimniß, dessen Enthüllung die See-
ler aller Zeiten und Völker nach dem Maße ihrer geis-
tigen Kraft und deren Entwickelung versuchten. Es ist
dieß der Mittelpunkt, ja der eigentliche Zeitpunkt aller

Wahrheits-Forschung, und es giebt keinen anziehendern keinen angelegenern Gegenstand für den Wahrheitsforscher, als gerade diesen. Wir lassen aber, was Andere vor uns und neben uns versucht und geleistet, bei Seite liegen, um uns das Vergnügen der eigenen Gedanken-Entwickelung, und der eigenen Ueberzeugung, wie von den Grenzen, so von dem grenzenlosen Streben des Menschen-Geistes nicht zu rauben und den Genuß des Forschens über die höchsten und letzten Regionen der menschlichen Erkenntniß in seiner ganzen Fülle zu schmecken.

Wie fangen wir es aber an, um der Untersuchung über Grund, Wesen und Zweck oder Bestimmung der Welt, einer Untersuchung, die sich so ganz in abstracte Begriffe zu verflechten scheint, allen Anschein des Abstracten, d. h. des Anziehenden und Erfreuenden zu benehmen? denn nur das Lebendige geht zu Sinn und Herzen ein, und erweiset sich wirksam im Leben und in der That. Ich weiß kein besseres Mittel, als diese Untersuchung geradezu mit der Behauptung anzufangen, daß die Begriffe Grund, Wesen und Zweck, nichts weniger als todte Abstractionen, sondern daß sie lebendige Blüthen der Vernunft sind.

Die Begriffe: Grund, Wesen, Zweck, kommen gar nicht von Außen in uns hinein, sondern sie gehen von uns aus, sie wachsen gleichsam aus uns hervor, und sind ein Erzeugniß der lebendigen, schaffenden Thätigkeit unserer Seele. Kein Sinn giebt uns in irgend einem seiner Gegenstände das Bild, das Schema, den Stoff, oder die Form, zur Vorstellung eines Grundes, eines Wesens, eines Zwecks. Farben giebt uns das Auge, Töne das Ohr, und so jeder Sinn nur bestimmte Modificationen der Empfindung. Wie könnte der Verstand aus den Empfindungen der Sinne etwas abstrahiren, was nicht in ihnen liegt. Aber ein alter philosophischer Aberglaube wollte mit aller Gewalt, daß alles, was in uns ist, uns auch von außen zukommen müsse. Kommt denn etwa die Gestalt der Pflanze, kommen ihre Blätter, ihre Blüthen ihr auch von außen angeflogen? Kommt denn der Lebensquell des Blutes, der unser Herz durchströmt, und in seiner Gestalt und Kraft durch die Pforten der Verdauungs- oder Athmungswerkzeuge? Nein, es ist die bildende Kraft der Pflanze, die aus den äußeren Elementen ihre Gestalt, es ist die bildende Kraft unseres Organismus, die aus Nahrung und Luft das Blut erzeugt.

Und so ist es auch unser bildender Geist, der durch eigene, eingebohrne Kraft, und nach eigenen eingebohrnen Gesetzen, nicht blos die Bilder einer beschränkten Welt, sondern auch die Ideen einer ewigen, die schönste Blüthe der Schöpfung, aus sich hervortreibt. Der Verstand gestaltet das Endliche: Maaß und Zahl sind die Werkzeuge, mit denen er baut. Die Vernunft mißt und wägt und zählt nicht: sie bringt, wie der Baum seine Blüthen, so ihre ewigen Ideen nach nothwendigen Gesetzen hervor. Und die Ideen von Grund, Wesen und Zweck sind solche Blüthen. An ihnen zeigt sich unsere Anlage zu einem ewigen Wachsthum ganz klar und offenbar. Was wollten wir mit diesen Begriffen in einer endlichen Welt anfangen, die uns nichts, ihnen entsprechendes darreicht? Die Welt des Raumes und der Zeit zeigt uns kein Wesen, sondern nur Erscheinungen, wie uns unter allen Philosophen Kant auf eine unwiderlegliche Weise dargethan hat; die Welt des Raumes und der Zeit zeigt uns keinen Grund der Dinge, sondern nur Dinge, d. h. bedingte, eines Grundes bedürfende, Gegenstände, mögen diese nun als Sonnenstäubchen oder als Sonnen dem Auge begegnen. Die Welt des Raumes und der Zeit zeigt uns

seinen Zweck, sondern ein bloßes, hier bestehendes, dort wechselndes Seyn. Viele Denker haben es daher für überflüssig, ja für abwegig gehalten nach irgend so etwas, wie Grund und Wesen, und Zweck zu fragen. Ich erwähne hier nur des scharfsinnigen Hume, der den Begriff der Ursache für ein bloßes Spiel unseres Verstandes erklärt. Nebenher erinnere ich aber auch, daß, betroffen von dieser Behauptung, der kühne Kant zuerst den Entschluß faßte, in den Tiefen der Vernunft nachzuforschen, ob nicht hier der Ursprung solcher Begriffe zu finden sey. Und er fand ihn.

Zwar stoßen wir allerdings auch im Laufe des täglichen Lebens und im Gebiete des Verstandes auf diese Begriffe: aber sie sind hier nicht einheimisch, gleichsam nicht auf ihrem Grund und Boden, und gleichen dem Goldsand in einem Flusse. Der Fluß erzeugt kein Gold, er entführt es dem tiefsten Schooße der Berge. Als Vernunftwesen sind wir genöthigt, in Allem, was wir beginnen, Grund und Zweck aufzusuchen: aber, noch einmal, diese Begriffe sind uns nichts angelerntes, nichts von außen kommendes, sondern sie entquellen den heiligen Tiefen unserer Vernunft.

Was ist nun natürlicher, oder vielmehr vernünftiger, als die Frage nach Grund, Wesen, und Zweck der Welt, da sie ein eigenthümliches Geschäft der Vernunft ist? Für das sinnliche Leben und seine Bedürfnisse ist diese Frage überflüssig, ja überlästig. Aber wir leben nicht blos ein sinnliches Leben, oder sollen es vielmehr nicht: und daß eine solche Frage in uns entstehen kann, daß sie mit der beginnenden Cultur in allen denkenden Köpfen entstanden ist, und sich durch alle Zeiten fortgepflanzt hat, daß alle Völker, alle Zeiten ihre Beantwortung bald auf kindische, bald auf verständigere Weise versucht haben, beweiset eben ein dringendes Bedürfniß der Menschen-Natur, sie zu beantworten. Wozu wohl? Wir eilen einen Augenblick mit dem Resultate unserer Forschung voraus, welches ein jeder Aufmerksame ohnehin schon kommen sieht. Wir sagen: weil Alles, was lebt, die Nahrung seines Lebens suchen muß. Die Raupe sucht durch ihren Instinkt das Blatt, und der Mensch durch den seinigen den Schöpfer. Die Vernunft ist der Instinkt des Menschen. Sie fühlt, sie tastet umher, bis sie den Gegenstand ihres Strebens gefunden hat. Ihre Ideen sind gleichsam die Fühlwerkzeuge, mit denen sie

das Unendlich-Erhabene, nicht in Zeit und Raum begränzte Wesen, und wie kann den Grund und Zweck der Welt erfaßt. Die Vernunft kann nicht leben, nicht gedeihen, ohne sich in dieser Regionen des Unendlichen auszubreiten. Für das Leben, was wir leben sollen, genügt die Grenze des Raumes und der Zeit nicht. Die Anlagen, die Entwickelung, die Richtung unserer Kräfte, die Gesetze, die unserem Innern eingepflanzt sind, alles ist von anderer Art, als es ein Wesen bedarf, das sich, wie Pflanze und Thier, blos gestalten, ernähren und fortpflanzen soll. Und hier ist von keiner Vermuthung oder Wahrscheinlichkeit die Rede, sondern von Nothwendigkeit und Gewißheit. Der Mensch kann zwar die Vernunft entbehren, oder vielmehr sich der Vernunft entschlagen, aber nur, wenn er als Pflanze oder als vernünftiges Thier leben will; und gleichwohl kann er den Trieb nicht vertilgen, der ihn fast zwingend reizt, höher zu streben. Der Mensch sucht den Schöpfer, weil er ihn braucht; er braucht ihn, nicht zu seinem Pflanzen- und thierischen Leben, sondern weil in seiner Einrichtung ein Keim zu einem moralisch-freien Leben liegt, und weil, wie der Pflanze Licht, so diesem ein moralisch-freies, d. h. ewiges Prinzip, als

Element seines Lebens, ausser sich sucht, mit einer Anforderung, einer Nothwendigkeit, einer Gewißheit, die mehr als todtes Postulat, die die lebendigste Wirklichkeit ist. Wie zu der athmenden Lunge eine Atmosphäre, nicht hypothetisch, sondern als wirklich und nothwendig vorausgesetzt wird, weil sonst der Begriff des Athemholens ein widersprechender wäre: so für die moralisch-freie Natur des Menschen, für die Vernunft, ein moralisch-freier Schöpfer, ein Gott, ohne den die Vernunft und ein Vernunftleben gar nicht denkbar wäre. Unsere Vernunft ist uns Bürge für die Existenz der Welt-Intelligenz, des Weltschöpfers, wie uns das Organ des Athemholens Bürge ist für die Existenz der Atmosphäre. Das Eine ist mit dem Andern gegeben; und nur derjenige fühlt das Stringirende dieses Beweises noch nicht, für den dieser Beweis noch kein Bedürfniß geworden ist, d. h. in dem das niedere animalische Leben die Entwickelung des Vernunft-Lebens erstickt hat. Unsere Vernunft führt uns also nicht irre, wenn sie nach einem Welt-Grunde forscht, sie sucht die Basis ihres Lebens, und findet sie in dem moralisch-freien Weltschöpfer, in der Welt-Intelligenz. Einen anderen Grund kann sich die Vernunft nicht denken,

ohne sich selbst aufzuheben. Nur so findet sie sich befriediget, nur so ihr Wirken, ihre Entwickelung, ihr Gedeihen gefördert. Die Vernunft in ihrer Kindheit fordert noch von den Sinnen und dem Verstande und von der Sinnen- und Verstandes-Welt, was beide ihr nicht geben können. Daher die Hypothesen der frühern Zeit und der unreifen Denker von dem Weltursprunge, den der Sinn aus dem Zufall und dem Chaos, der Verstand aus einer todten Nothwendigkeit ableitet. Aber die gereifte Vernunft, sich selbst und ihr moralisch-freies Wesen erkennend, wirft die Stützen der Unmündigkeit von sich, und findet in einem ewig-vernünftigen Daseyn den Grund des räumlich-zeitlichen. Niedriger kann sie diesen Grund nicht stellen, denn sie würde dann in das Gebiet des Sinnes oder des Verstandes zurücktreten; und höher auch nicht: denn sie erkennt nichts höheres als das moralisch-freie Wirken. Das wahrhaft moralisch-freie Wirken ist aber kein willenloses, und der Wille, der sich in ihm ausspricht, kein selbstsüchtiger, sondern ein liebender, ein beglückender (denn darinne besteht das Wesen des reinen und guten Willens). Da demnach Vernunft ohne Liebe ein

Widerspruch ist: so ist der Weltgrund Liebe und Weisheit im gleichen Maße. Daß dieser Weltgrund zugleich eine Quelle unendlicher Macht oder Kraft seyn werde, leuchtet von selbst ein: denn zu wahrer Weisheit und Liebe gehört die höchste Kraft; was jeder Mensch an sich selbst erfährt, wenn er den Versuch macht die Thorheit und die Selbstsucht in sich zu überwinden. So ruht also die Welt des Raumes und der Zeit auf ewiger Macht, Weisheit und Liebe.

Auf diese Weise mußten wir die Frage nach dem Weltgrunde beantworten, wenn sie vernünftig beantwortet werden sollte. Diese Antwort dem Sinne in die Hände zu spielen und zu einer materiellen Welt eine materielle Weltursache anzunehmen, darf die Vernunft nicht dulden: denn das Licht kann nicht die Finsterniß, das Bewußtseyn nicht Bewußtloses über sich herrschen lassen. Die Vernunft, sich ihres moralisch-freien Daseyns und Wirkens bewußt, erklärt schon den Gedanken einer todten, trägen Materie für etwas unzulässliches, weil er den Weltschopfer erniedrigt und als ein ohnmächtiges Wesen zeigt, das wie ein Töpfer nichts ohne Thon bereiten kann; noch weit mehr aber

stellt sich die Vernunft der, moralisch-niedrigen zugleich, und unlogischen, Behauptung entgegen, daß der Grund der Welt Materie sey: denn der Grund der Materie soll ja eben gesucht werden, und ein todter, gemeiner, Seelen-loser Weltgrund erscheint einem lebendigen, edlen, moralisch-freien Wesen, erscheint der Vernunft verächtlich und verwerflich. Aber auch dem Verstande darf man die Beantwortung der großen Frage nach dem Weltgrunde nicht anvertrauen: denn der Verstand kommt nie auf einen Grund, sondern ist an die Kette der Bedingungen gebunden; daher es auch denjenigen Forschern ganz schwindlich zu Muthe wird, die mit dem Verstande des Anfangs Anfang ergründen wollen. Dieß ist der beste Weg, den Verstand zu verlieren. Ueberhaupt geht der Verstand, wie der Sinn, ohne die Vernunft allezeit auf Irrwegen; und ich kann nicht umhin, indem ich dieß sage, zu bemerken, daß alle Philosopheme, deren Erfinder in dem Act ihres Philosophirens vergaßen, ihr moralisch-freies Wesen mit in Anschlag zu bringen, das Gepräge von Nichtigkeit und Grundlosigkeit, wenn nicht gar das der Lüge an sich tragen. Die Wahrheit ist allein der Preis des

moralisch-frei, d. h. rein und fromm forschenden Geistes. Nur das auf diesem Wege Gefundene bleibt, alles Uebrige zerstiebt wie Spreu, oder, falls es sich im Andenken erhält, wird es der Folgezeit nur als Warnungstafel aufbewahrt: wie die Geschichte so vieler philosophischen Systeme beweiset.

Ist die ewige Intelligenz, Liebe und Kraft der Grund der Welt, was ist das Wesen der Welt? Diese Frage ist, wie die erste, aus der Natur der Vernunft beantwortete, gleichfalls eine Vernunft-Frage: denn der Begriff des Wesens ist ein Vernunft-Begriff, eben so wie der des Grundes. Wir würden nicht nach dem Wesen der Dinge fragen, wenn wir keine Vernunft hätten, und wir werden zu dieser Frage vermöge derselben Anlage unseres Innern getrieben, welche uns nöthigte, nach dem Grunde der Dinge zu forschen. Sinn und Verstand geben uns keinen Aufschluß über das Wesen der Dinge und der Welt: denn der Sinn lehrt uns, wir wiederholen es, nur die Erscheinungen, der Verstand nur die Gesetze der Erscheinungen kennen. Was aber hinter den Erscheinungen liegt, was die Erscheinungen hält und trägt, ist entweder dem Menschen

ganz unerforschlich, oder nur die Vernunft kann darüber Aufschluß geben, wenn ihr Interesse durch die Erkenntniß desselben bedingt ist. Und dieß ist es. Die Vernunft ist mit dem Bedingten — und dieß ist die Erscheinungswelt — eben so wenig befriedigt, als mit dem Scheine selbst; ihr eigenes Wesen und Streben ist unbedingte Wahrheit. Nach dem nun, was von dem Grunde der Welt festgesetzt worden ist, kann die Vernunft in dem Wesen der Welt nicht — wie einige, auch unter den neuesten Philosophen, wollen — etwas Nichtiges, ein Schattenbild der Wirklichkeit, ein bloßes Phantom anerkennen, und eben so wenig eine, wenn auch ins Unendliche ausgedehnte und noch so schön geordnete Masse von Atomen oder Stoffen, als das Wesen der Dinge und der Welt, annehmen. Der ewige, moralisch-freie Grund der Welt, der die Wahrheit selbst ist, kann nichts Nichtiges, kein bloßes Schattenbild, auch wenn es das der Wahrheit selbst wäre, mit einem Worte, kann kein Phantom, kein Gespenst des Seyns und Lebens erzeugen. Und eben so wenig kann der ewige Welt-Geist sich in einem Spiele mit todten Stoffen gefallen, da aus der Allmacht seines schaffen-

den Hauches nur Kräfte, die den Keim unendlicher Entwickelung an sich tragen, hervorgehen können. Das Reale, das Wesen, das an Sich der Welt muß das Gepräge seines Grundes tragen. Dieser Grund ist Intelligenz, und diese Intelligenz ist: sich selbst tragende Kraft. Das Wesen der Welt muß also eben so gewiß Kraft seyn, als wir in der Welt bis aufs Kleinste hin die Spur der ewigen Intelligenz verfolgen können, und als der Grund der Welt selbst Kraft ist. — Hier höre ich spitzfündige Gegner einwenden: „Wie will man denn irgend etwas durch Kraft erklären oder begründen? Der Begriff der Kraft selbst ist ja nur ein abstracter Begriff." — Ich sehe mich genöthigt, um diesem widersinnigen Einwurfe einmal für allemal zu begegnen, einen Augenblick in dem Gange unserer Forschung stehen zu bleiben, damit ein Haarhinderniß derselben für immer aus dem Wege geräumt werde.

Wir haben, vorzugsweise vor den übrigen Geschöpfen der Erde, in denen sich die ewige Vernunft nicht durch Selbstbewußtseyn offenbart hat, das Geschenk der Sprache erhalten. Die Sprache ist eben so wenig das Werk des Zufalls, als einer besondern Verabredung,

Die Sprache ist als eine Art geistiger Blüthe in körperlichen Organen zu betrachten, und es ist nicht zu verwundern, daß das Wachsthum der Sprache, wie jedes Wachsthum, sich aus unmerklichen Keimen entwickelt hat. So verschieden aber die mannigfaltigen Sprachen alter und neuer Völker sind, so drückt sich doch in jeder derselben ein Typus aus, der kein anderer als der der Gesetzmäßigkeit der Vernunft selbst ist, und der nach Maßgabe des Culturstandes, der Zeit, des Wohnorts, und der Verhältnisse der Völker bald unvollkommener, bald vollkommener den Charakter der Vernunft selbst ausspricht. Die Sprache des gebildetsten wie des rohesten Volkes ist eine Art von Zeichenkunst (Semiotik): sie bezeichnet die sinnlich-wahrgenommenen Dinge und ihre mit dem Verstande ergriffenen Verhältnisse auf der einen Seite, auf der andern die Zustände und die freien Gedanken und Bildungen der Sprechenden. Was sie aber auch ausdrücke, es ist und bleibt nur ein Schattenriß des äußern und innern Lebens, und hat, ohne den Bezug auf äußeres oder inneres Leben selbst, keine Bedeutung. Die Zeichen der Sprache müssen sich auf etwas Bezeichnetes beziehen und gram-

den, und sie sind gleichsam Aequivalente für die Gegenstände selbst, haben aber für sich allein, und abgesondert von diesen Gegenständen, keinen Gehalt und keinen Werth. Die Sprache nimmt und giebt den Dingen und ihren Verhältnissen, den Personen und ihren Zuständen nicht das geringste. Sie ist, wie gesagt, nur der Schatten des Wirklichen, der allezeit das Wirkliche, das Reelle, das äußere oder innere Leben selbst mit seinem Gehalt, seiner Fülle und Form voraussetzt. Hätte man dieß immer gewissenhaft bedacht, so würde man sich wohl gehütet haben, der Sprache irgend eine Gewalt, irgend eine Gewißheit, irgend eine Bedeutung und Verbürgung beizumessen, die nicht in ihr selbst, sondern nur in dem liegt, worauf sie sich bezieht. Man würde sich gehütet haben, die Sprache zu mißtrauen, sie und ihren Inhalt für etwas selbstständiges anzusehen, und zu glauben, daß sie sich von den Gegenständen und ihren Verhältnissen losmachen und irgend etwas ausdrücken könne, was nicht in der äußern oder innern Natur, nicht in der äußern oder innern Welt, nicht in dem äußern oder innern Leben, kurz: nicht in äußerer oder innerer Erfahrung begründet ist. Er

fahrung ist unsere Erzieherin, unsere Lehrerin, die Bürgin aller unserer Gewißheit. Was wir, äußerlich oder innerlich, erfahren, das drücken wir in der Sprache aus, und die Sprache kann und darf sich nicht anmaßen irgend etwas auszudrücken, was nicht ein Gegenstand unserer äußern oder innern Erfahrung ist; oder sie verliehrt ihre Gültigkeit, ihre Brauchbarkeit.

Die Sprache kann sich blos durch Begriffe ausdrücken, denn sie selbst ist nichts als ein Gewebe von Begriffen, in die Form von artikulirten Tönen gebracht. Unartikulirte Töne, d. h. solche, die keine Beziehung auf Begriffe haben, sind ein der Sprache selbst fremdes Ingredienz, das nur mittelbarer Weise, und gleichsam durch Uebersetzung, wie die Musik, zu Begriffen führt. Aber eben darum, weil die Sprache nichts für sich ist, sondern nur in Beziehung auf äußere oder innere Realität etwas gilt, sind die sämmtlichen Sprach-Begriffe geradezu für Null und nichtig anzusehen, sobald sie sich nicht auf einen reellen Grund beziehen. Haben sie aber eine feste Grundlage, beziehen sie sich auf etwas Wirkliches und Gewisses, das eben so wirklich und gewiß ist, als unser Leben und unsere Erfahrung selbst: so haben sie

auch die Gültigkeit dieſes Wirklichen, und ſind, wie das Geld, Repräſentanten wirklicher Güter. Wenn alſo von einem Begriffe geſagt wird, er ſey ein abſtrakter Begriff — wir laſſen das Wort „abſtrakt“ unangetaſtet, wiewohl hier der Grund-Irrthum vieler falſchen Philoſopheme liegt — ich ſage: wenn von einem beſtimmten Begriffe, z. B. dem der Kraft, prädicirt wird: er ſey ein abſtrakter Begriff: ſo ſind, dem oben Vorgetragenen zu Folge, nur zwei Fälle möglich; nehmlich: entweder dieſer abſtrakte Begriff iſt ein Luftbegriff, ein Spiel mit Nichts, eine weſenloſe, leere Form: oder, der Begriff iſt der Repräſentant des Weſens und der Sache, ſteht, und gilt für die Sache ſelbſt, und hat mit ihr gleichen Gehalt, gleichen Werth, und gleiche Gewißheit. Die Richtigkeit, ja Nothwendigkeit dieſer Alternative kann Niemand bezweifeln, der uns mit ſeinen Gedanken gefolgt und einer natürlichen Logik mächtig iſt. Dieſe Alternative nun auf den Begriff der Kraft wirklich angewendet, erhalten wir das Reſultat: entweder der Begriff der Kraft iſt ein Traum-, ein Schein-, ein Nichts-Begriff, und es iſt Spiel oder Thorheit, ſich ſeiner nur zu bedienen; oder er druckt

eine wesentliche Erfahrung unseres äußern oder innern Lebens, ja vielleicht unsers Lebens in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Beziehungen aus. Das Kind wird ein Mensch, der bei Sinnen ist, nicht zugibt: denn er darf nur mit dem Fuße oder Kopfe an etwas stoßen, so wird er etwas den Stoß bewirkendes anerkennen, was er kurzweg eine Kraft nennt, und damit nichts anders als das Einwirkende, das Thätige bezeichnet, was er nicht wegläugnen kann. Wie bekannt sind nicht die Begriffe: Kraft und Last, aus der Mechanik, wo die Kraft für nichts weniger als einen abstrakten Begriff, sondern als etwas höchst Reelles, als Hebel, als Gewicht angesehen wird, gilt und ist. Der Begriff der Kraft, des Thätigen, ist demzufolge kein Phantom, kein Nichts, sondern ein Erfahrungsbegriff: und folglich kann hier nur der zweite Fall gelten, nehmlich daß dieser Begriff nichts Abstraktes, Leeres, sondern — wiewohl immer nur Begriff — dennoch eine vollgültige Bezeichnung von etwas Reellem, Wesentlichem, Wirklichen ist, und für unsere Intelligenz dieselbe Wahrheit und Gewißheit hat, wie das Bewußtsein und seine unmittelbaren Erfahrungen selbst. Warum woll-

ten wir uns auch weigern, einer nothwendigen Vorstel-
lungsweise zu gehorchen, die uns eben so wesentlich
einwohnt, als der Begriff von Raum und Zeit selbst.
Ja, Raum und Zeit kann man hinwegdenken: sie ver-
schwinden im Ewigen, das keine Trennung kennt: aber
wer die Kraft wegdenken wollte, müßte den Gedanken
des Seyns selbst verbannen. Dieses kann kein Mensch;
und ein Seyn ohne Thätigkeit ist ein Widerspruch,
Thätigkeit ohne Kraft aber desgleichen. Hat denn der
Gedanke der Ohnmacht einen so außerordentlichen Reiz,
daß man den erquickenden und alles Daseyn belebenden
Begriff der Kraft zu einer leeren Abstraction machen
will? Nun wohl! so ist das Leben auch eine Abstrac-
tion. Ehe wir aber diesen, so eben in seiner Wahrheit
und Wirklichkeit begründeten Begriff zu unserm Behufe
weiter verfolgen und entwickeln, sey es uns erlaubt,
unsere nothwendige Digression mit einer Bemerkung zu
schließen, die auf das gesammte Philosophiren nicht
blos, sondern auf das ganze Leben eines Jeden, der
geneigt ist, mit voller Besinnung zu leben, von dem we-
sentlichsten Einflusse ist, und die wir uns wohl ver-
gönnen dürfen, nachdem wir gegen die Abstractions

Philosophen mit aller Klarheit eines gesunden Sinnes und aller Wärme eines unverdorbenen Gefühls zu Felde gezogen sind. Nehmlich die Klarheit des gesunden Sinnes selbst wird auf das äußerste getrübt, und die Wärme eines lebenreichen Gefühls tödlich erkältet, wenn man der Neigung eines erkrankten Menschengeistes, dem Hange zum Abstrahiren, eine Stelle unter den natürlichen und nützlichen menschlichen Thätigkeiten vergönnt oder wohl gar Vorschub leistet. Nichts hat mehr Verderben in die Philosophie nicht blos, sondern auch in das Leben selbst gebracht, als dieser widersinnige, unnatürliche Hang zum Abstrahiren. Das Kind, der durch einseitige Cultur nicht verdorbene Mensch, weiß nichts von Abstraction, und beide saugen das volle, reiche Leben der Natur in überschwenglich süßen Gefühlen ein. Der erwachsene, der an Verstand gereifte und gebildete Mensch soll sich nicht dadurch von dem Kinde, von dem Ungebildeten unterscheiden, daß er das Leben, das warme, unmittelbare Leben der Gegenwart fahren läßt, daß er sich blos in todten, erkalteten, zersplitterten und zersplitternden, das Leben anatomirenden und tödtenden, Gedanken abmüht und verzehrt, sondern allein

dadurch, daß er das Leben vollständiger, umfassender, in höherer Bedeutung und Beziehung auf sein Gefühl, wie auf sein Denken und Handeln, auffaßt; er soll nicht ärmer, sondern reicher, nicht matter sondern kräftiger, nicht wankender, sondern fester werden. Die Abstraction aber nimmt uns die wirkliche, und giebt uns eine Schattenwelt, ein Nichts, sie nimmt uns die physische Kraft, und giebt uns geistige Ohnmacht, sie nimmt uns die äußere Gewißheit und Haltung, und reicht uns inneren Zweifel und ein geistig schwankendes Daseyn. Kurz, die Abstraction mit allem ihren Mühen und Schaffen ist ein Rückschritt in der menschlichen Entwickelung, ein Wurm, der an der geistigen Blüthe nagt und das zu herrlicher Entwickelung bestimmte innere Leben zerstört. Zwar sollen wir nicht immer glücklich seyn wie Kinder, aber nur um einem immer höheren Glücke entgegen zu reifen, nicht um uns im dumpfen, todten Hinbrüten und Absondern von der lebendigen Gegenwart um die edelsten Kräfte zu betrügen. Der Sinn macht glücklich, aber nur auf niedriger Stufe; Verstand und Phantasie erwachen, nicht um uns das Glück des Sinnes zu rauben, sondern um es zu erweitern, zu veredeln. Wahre Kunst und wahre

Wissenschaft, das stille Glück der häuslichen Liebe, [illegible] die gedeihliche Thätigkeit des bürgerlichen Lebens, [illegible] mehr aber das hohe, heilige Vernunftleben selbst, [illegible] hen mehr, als kindisches Spiel. Verstand aber und Ph[illegible] kasse vermögen jenes mannigfaltige Glück nicht zu geb[illegible] wenn sie sich trennen von der Wahrheit und Lebendi[illegible] keit des Sinnes und des Gefühls, eben so wenig al[illegible] wenn sie sich in den Dienst des sinnlichen Gefühls h[illegible] geben, sondern dann blos, wenn sie sich leiten lass[illegible] von dem hohen Gesetz der die Endlichkeit erweiternden, das Dunkle enthüllenden und verklärenden, das Tod[illegible] und Kalte belebenden und erwärmenden, das Gedrück[illegible] und Leidende erhebenden und beseligenden Vernun[illegible] Und die Vernunft lebt und wirkt nicht in Dünn[illegible] und Schwäche, sondern nur in Kraft, in unmittelba[illegible] Kraft des Gefühls, des Begriffs und der That, [illegible] sie erkennt auch in dem Wesen der Dinge und der W[illegible] durchaus nur eine zu immer höherer Entwickelung, [illegible] Aufgebot vom reichsten Leben bestimmte Kraft. [illegible]

So sind wir auf den Punkt zurückgekommen, [illegible] dem wir ausgingen. Wir behaupteten, das Weltwesen sey Kraft oder thätiges Wesen, und wurden an der

weitern Auseinandersetzung nur durch den Einwurf der Gegner zurückgehalten, daß der Begriff der Kraft ein abstrakter Begriff sey. Nachdem wir aber aus dem natürlichen und nothwendigen Verhältniß der menschlichen Sprache zu den Gegenständen, und aus der Verknüpfung, in welcher unser Bewußtseyn mit der Welt steht, gezeigt haben, daß wir uns von dem Begriffe der Kraft als von einem reellen, alles Daseyn erfüllenden, gar nicht losmachen können, daß wir ihn den Dingen der Welt als ihr wahres Wesen zum Grunde legen müssen: so können wir, unbesorgt von ferneren Einwürfen, weiter auf ihm fortbauen; es müßte denn seyn, daß ich nicht überzeugend genug gesprochen hätte: dann ist dieß aber die Schuld meiner Ohnmacht, und nicht der ewigen Wahrheit: daß die Kraft Alles in Allem ist. So viel ist wenigstens ausgemacht, daß, so gewiß wir leben, wir auch der Kraft in uns und außer uns zum Leben bedürfen.

Wir gehen jetzt weiter. Wir denken uns die Welt als ein Universum, d. h. als ein vollendetes, wiewohl unübersehbares Ganze. Ob die Welt, die Summe aller Weltkörper, wirklich ein Ganzes, ob es endlich oder unendlich, ob wirklich vollendet oder erst im Werden

ſen, wiſſen wir durch ſinnliche Beobachtung nicht: denn unſer Blick reicht nicht ſo weit. Wir wiſſen überhaupt nicht, wenn wir blos dem Auge folgen, das ſich in den unüberſehbaren Fernen der Sternen-Räume verliehrt, was wir von der Welt und ihrem Daſeyn denken ſollen. Unſere Erde iſt der einzige Punkt, auf dem wir mit einiger Deutlichkeit zu erkennen vermögen, daß ein beſtändiges Hervorbringen, Schaffen, Erzeugen, Bilden das Geſchäft eines Weltkörpers ſeyn kann; und wir ſchließen von dem unſrigen auf die übrigen. Mit welchem Rechte, bleibt hier an ſeinen Ort geſtellt; aber wir können uns dieſes Schluſſes nicht erwehren. Ueberall ſtoßen wir auf ein unabweisbares Bedürfniß unſeres Geiſtes, nehmlich auf das: an keiner Grenze ſtehen zu bleiben, überall Vollendung zu ſuchen. Hätten wir nun nichts als unſer Auge, und überhaupt unſere Sinne, um der Befriedigung dieſes Bedürfniſſes nachzugehen: ſo wurden wir uns immerfort in einer peinlichen Lage befinden, indem uns, wo wir nur hinblicken, überall Grenzen begegnen und nirgends ein Bild der Vollendung uns freundlich entgegen ſtrahlt. In dieſem Widerſpruche unſerer Erfahrung mit unſerem

Bedürfniß werden wir auf uns ſelbſt und in uns ſelbſt zurückgetrieben. Hier finden wir aber unſere Vernunft, ihre Geſetze und Poſtulate. Geben wir dieſen Gehör, ergreifen wir ihre Orakelſprüche als Wahrheit: ſo ſind wir bald mit uns ſelbſt einig, und unſere Zweifel gelöſt. Widerſtreben wir: ſo iſt des Zweifelns, der Ungewißheit, des Zwieſpalts in unſerm Innern kein Ende. Was unter dieſen Umſtänden das beſte ſey, iſt leicht zu begreifen. Halten wir uns demnach an unſere Vernunft; wir haben in dem Labyrinth des Lebens und der Welt keinen andern Führer. Verlangen wir aber auch nicht, daß unſere Sinne zuſamt dem Verſtande die Dictate der Vernunft beſtätigen ſollen: denn die Vernunft blickt über die Grenzen des Raums und der Zeit hinaus, Sinne und Verſtand aber ſind feſt in dieſe gebannt. Wir werden uns aber allezeit beſſer befinden, wenn wir das Begrenzte dem Unbegrenzten unterordnen und den Grund, das Weſen und die Beſtimmung des Begrenzten aus dem Unbegrenzten ableiten. Das wahrhaft Unbegrenzte aber, ſagt uns die Vernunft, iſt die moraliſch-freie Kraft, wiefern ſie ſich theils in uns ſelbſt, in unſerer Vernunft, individuell,

theils in der Schöpfung der Welt, unverkennbar, offenbart. Unsere Vernunft ist nicht eher befriedigt, als bis sie einen moralisch-freien Weltschöpfer anerkannt hat. Dann sind ihr aber auch mit einem Mal und für immer alle Zweifel gehoben. Der Weltenbau verkündigt ihr nun einen Weltplan, das Schöpfungs-segment, welches wir mit sterblichem Auge erblicken, vollendet sich in dem Auge der Vernunft zum unendlichen Schöpfungskreise, dessen Anfang und Ende ewige Weisheit, Macht und Liebe ist. Nichts ist müßig, nichts zweck- und bestimmungslos in der Schöpfung, es giebt keine todte Kraft, noch weniger einen todten Stoff: es giebt nur Keime der mannigfaltigsten Thätigkeit, des mannigfaltigsten Lebens, des mannigfaltigsten Glücks. Was wir Körper nennen, es sind in bestimmten Grenzen, nach bestimmten Gesetzen, den Raum erfüllende, dadurch besondere Gestalten bildende, nach vielseitiger, mannigfaltiger Entwickelung strebende Kräfte, wie wir an unserm Weltkörper selbst sehen, dem in den schärfsten Absonderungen, im reichsten Wechsel die verschiedenartigsten Bildungen, die verschiedenartigsten lebendigen Wesen entquellen. Kein Element ist so tüchtig

und unsichtbar, daß es nicht zu sichtbarer und fester Gestalt gerinnen, keine Masse so hart und spröde, daß sie sich nicht zum leichtbeweglichen unsichtbaren Gas auflösen könnte. Ueberall ein Herabsinken aus dem ätherischen Reiche des Lichts und der Bewegung in die dichte Hülle der Erden-Nacht und der Ruhe. Das Licht, die Wärme, die Luft, das Wasser, sie werden vom Irdischen sehnsuchtsvoll angezogen und in irdisches Wesen umgewandelt; und wiederum: überall ein Emporarbeiten und Streben, Entsprossen, Wachsen, Blühen und Leben aus dem dunkeln Schooße der Erde, hinauf zum Reiche des Lichts; überall Metamorphose, überall ein Hinaufstimmen von Stufe zu Stufe. Die Metalle geben in Erden und Schwefel und Kiese und Salze über; aus der zweiarmigen Reihe der Kiesel- und Kalk-Erde entkeimen die ersten Sprossen des vegetabilischen und animalischen Reichs. In der Reihe der Thiere steigern sich zu innerem Leben die Sinne und Triebe, von dem dumpfesten Gemeingefühl an, hinauf durch die Glieder der Lebendigen bis zu ihrem Gipfel, dem liebenden, mit Kunst und Wissenschaft geschmückten Menschen. So zeigen die Kräfte der Schöpfung aus der Höhe zu

in die Tiefe, aus der Tiefe in die Höhe, und alle Wesen reichen sich wechselseitig und nach einander auf der Stufenleiter des Daseyns, wie der Dichter sagt, die goldnen Eimer des Lebens; eines Lebens, das für den kurzsichtigen Sinn einen beschränkten, zwar immer wiederkehrenden, aber auch immer vergänglichen Kreislauf vollendet, so, daß ein jedes Wesen, wie die Blume, das Thier, der Mensch selbst, die Wonne des Daseyns nur einmal zu schmecken scheint. Aber die Vernunft erkennt in diesem Schauplatz immer vergehenden, immer wiederkehrenden Lebens die geheime Werkstatt sich immer höher bildender, immer rüstiger wirkender Kräfte, die, nachdem sie ihren Zweck auf einer bestimmten Stufe erreicht, zu einer höhern gefördert werden, so, daß nur die äußere Erscheinung bestimmter Individualitäten verschwindet, die individuelle Kraft aber nur momentan aus dem Kreise der Erscheinungen zurücktritt, um, ausgerüstet mit neuen Organen, in anderer Gestalt wiederum auf höherer Stufe, unerkannt und sich selbst unbewußt zu erscheinen, bis auf der Stufe, wo die Kraft das Selbstbewußtseyn erreicht hat, und wo sie dann, dieser Pflanzschule

entrückt, in andern Sphären, sich klarer erkennend, wieder erscheinen wird. Dieß muß unsere Vernunft annehmen, sie muß sich eine solche Progression, nicht blos als möglich, sondern als nothwendig denken, oder auf ihr eigenes Wesen, auf ihr Anerkennen eines, Vollendung reichenden, Weltschöpfers Verzicht thun. Und dieß kann sie nicht, sobald sie sich ihrer selbst klar bewußt worden ist. Das Auge der Vernunft sieht, was das Auge des Sinnes nicht erblickt; und was sie sieht, beweiset sie sich durch ihr eigenes Daseyn.

Und so sind wir [illegible] unvermerkt auf den Weltzweck gekommen. Der Weltzweck, sagt die Vernunft, ist Vollendung alles Geschaffenen; und wenn wir bedenken, daß unsere Erde nur ein unendlichkleiner Schöpfungspunkt ist, so können wir uns nicht enthalten, vor der erhabenen Idee einer unendlichen Weltbeglückung anbetend nieder zu sinken: denn höchste Beglückung, Beseligung muß das Ende, der Zweck der Welt und ihrer Einrichtung seyn; oder es giebt keinen Gott; und ohne Gott ist die Vernunft ein Gaukelspiel, ein aus Nichts gewebtes Gespenst. Es bleibt uns demnach nichts übrig, als entweder die Vernunft Lügen zu strafen,

und uns so in unendliche Widersprüche zu verwickeln, oder der Vernunft Schritt vor Schritt zu folgen und ihr mit Einer ihrer Behauptungen Alles zuzugeben: denn sie läßt sich nichts abdingen. Als moralisch-freies Wesen verlangt sie alles, was zu ihrem Bestehen, als solches, unumgänglich von ihr gefordert wird: und dieß ist in Bezug auf den Welt-Grund: ein moralisch-freier Schöpfer. In Bezug auf das Welt-Wesen verlangt sie nicht todte Massen, sondern lebendige, d. h. thätige, immer höherer Entwickelung fähige Kraft. In Bezug auf den Welt-Zweck oder die Weltbestimmung, verlangt sie Vollendung durch allseitige, grenzenlose Beglückung; wobei die Widersprüche, die ein unreifes Daseyn, wie das jetzige, dem engbeschränkten Geschöpfe des Raumes und der Zeit entgegenhält, gar nicht in Anschlag kommen. — Es steht nun bei einem Jeden: sich Frieden mit sich selbst, oder stete Ungewißheit, steten Zweifel zu erwählen. Aber auch bei dem besten Willen ist Ueberzeugung unmöglich für den, der sich seiner moralisch freien Natur noch nicht bewußt geworden ist.

VI.

Ueber die Entwickelung des Menschengeschlechts.

Rapsodische Einleitung.

Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur: nur von innen heraus erscheint diese als Ganzes. Auch die Geschichte, von aussen herein betrachtet, liefert nur ein Chaos, oder starre Nothwendigkeit. Einheit, Plan und Zusammenhang gewährt nur der Blick von innen heraus: der organische Blick. Wir müssen anerkennen, daß auch die Geschichte ein Werk der organisirenden Vernunft ist. Den Gang und die Gesetze des Zeitorganismus erkennen wir aus denen der räumlichen Organisation: Bildung aus einem Keime, Entfaltung des Keimes durch äussere Reize, Gestaltung von Organen, Verbindung der Organe durch Systeme, organische Wechselwirkung, Leben, Gedeihen, Vollendung. Die Bildung ist nur mit

dem Leben vollendet. Hier ist nur von dem Vernunft-Leben oder der Humanität die Rede. Bis dieses erscheint, ist alles nur Gestaltungsproceß. Dieser, für die Vernunft-Entwickelung im Menschengeschlechte, ist geschichtlich nachzuweisen, zunächst: in der Bildung des organischen Keimes, dann der einzelnen Organe und ihrer Thätigkeiten, bis auf die Begründung ganzer Systeme. Der Keim zur Humanität ist die Vernunft selbst, deren Dokument und Repräsentant die Sprache jedes Volks, jeder Zeit ist: (λογος.) Die Organe liegen in den Staaten. Die edelsten Organe des Vernunft-Lebens werden am frühesten in der Anlage gebildet, die niedrigsten sind aber am frühesten thätig. Die Vernunft, wie die Natur, nimmt bald dieses, bald jenes Organ, in scheinbarer Unordnung, aber nach geheimen Gesetzen der Ordnung bildend auf. Aller Stillstand, aller Rückschritt ist nur scheinbar. Keine Ausbildung ohne äußere Reize und innere Gegenwirkung. Durch beides entsteht eine Stufenfolge der Entwickelung. Diese Stufenfolge der organischen Thätigkeiten und der organischen Vernunft-Entwickelung des Menschengeschlechts spricht sich aus in den Erhaltungs- Wissenschafts- Kunst- Mittei-

lungs-Rechts-Religions-Staaten, und durchläuft die Stadien von Sinn: Phantasie: Verstand: Vernunft.

Herder, in seinen Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, ist der Meinung, daß es auf dem Planeten, den wir bewohnen, noch gar nicht auf vollständige Vernunft-Entwickelung abgesehen sey, und er zeigt sehr schön und wahr aus Beobachtung der Erden-Processe, daß diese Erde mit allen ihren Produkten, vom Steine bis zum Menschen, nichts als ein Durchgangs- und Läuterungs-Punkt mannigfaltiger und immer höher steigender Kräfte ist. Die Mineralogie und Geognosie zeigt uns das Durchwandern der nach Bildung und Gestaltung ringenden Erdkräfte durch die verschiedensten, immer höher aufschreitenden Erdformationen. Die philosophia botanica stellt das Pflanzenreich als das Heraustreten dieser Erdkräfte an die höheren und freieren Regionen der Luft und des Lichts dar. Die Pflanzenwelt ist ein Mittelglied zwischen dem Sterren und dem, was sich durch eigenen Trieb bewegt, eine Vorbereitungsstufe zu einem regiren und

unabhängigeren Leben. Die Thierwelt wiederum ein Fortrucken dieses Lebens durch mannigfaltige Entwickelung von Sinnen, Trieben und Instinkten bis an die Grenzen der Menschheit, so daß die höchsten Bewohner der Thierwelt nur durch eine dünne Scheidewand, durch den Mangel des Bewußtseyns und der Sprache von der Menschenwelt getrennt sind. So verfolgt Herder die niedern Stufen. Er zeigt endlich, unübertrefflich schön und wahr, daß der mit Vernunft und Sprache begabte Mensch, als höchstes und letztes Produkt der Erde, wiederum durch eine dünne Scheidewand von einer höhern Welt getrennt, daß er auf seiner Stufe das ist, was die Pflanzenwelt auf der ihrigen ist: ein Zwischenreich organischer Wesen, ein verbindendes Mittelglied zwischen dem Reiche der Finsterniß und dem des Lichts, eine Art von Amphibien, das, indem es durch die eine Hälfte seiner Natur, nehmlich durch den thierischen Trieb, nach der Tiefe gezogen wird, mit der andern, mit der sich entfaltenden Vernunft, nach der Höhe strebt. Aber eben daß der thierische Trieb bei Vielen das Uebergewicht hat, und bei noch mehreren, ja bei den Meisten die ganze Summe

des dargereichten Lebens verzehrt, und daß mit jedem sich neu entwickelnden Geschlecht dieser Hang, man könnte fast sagen diese Krankheit, sich von neuem entwickelt, dieß macht, spricht Herder, eine allmählich sich vollendende Vernunft-Entwickelung unter den Völkern der Erde, die ohnedieß nach Boden, Clima, Zone, in den Anlagen zur Cultur so sehr von einander abweichen, höchst unwahrscheinlich, wo nicht gar unmöglich. Die ganze Einrichtung der Erde ist so gemacht, daß es in die Augen fällt, diese Erde sey blos eine Pflanzschule, in welcher der Keim der Menschheit nur aufgehen soll; zur Entfaltung seiner Blüthen, zur Reife seiner Früchte ist diese irdische Atmosphäre zu rauh, zu schwer, zu drückend. Hiezu bedarf es eines mildern Himmels, einer wärmeren Sonne. Die Vorsehung ist nicht zu tadeln, wenn sie hier nichts vollendet werden, so viele schöne Anlagen untergehen, so vieles schon bestehende Treffliche wieder verschwinden, so viele Hoffnungen und Erwartungen scheitern läßt: es lag nicht in ihrem Plane. Aber der Zusammenhang der Natur und aller Naturen verbreitet sich weiter, als unser Blick reicht. Die Kette der Wesen ist nicht

mit dem Gliede, welches für uns jetzt das höchste ist, geschlossen, sie reicht in die Unendlichkeit hinüber, und wir stehen an der Grenze dieser Unendlichkeit, wie die Pflanzenwelt an der Grenze des Tageslichts, wie die Thierwelt an der Grenze der Vernunft. Unsere Vernunft selbst ist nur ein schwacher Schimmer des Lichtes, das in höheren Regionen mit Sonnenklarheit strahlt, unser Bewußtseyn nur noch ein Traumbewußtseyn, welches sich zu einem künftigen, das sich entwickeln wird, nach der Metamorphose, die wir Tod nennen, ohngefähr so verhält, wie das dunkle und unreife Bewußtseyn der Thiere zu dem klaren, in einem Brennpunkte vereinigten menschlichen Bewußtseyn.

Dieß ohngefähr sind Herders Gedanken und Ansichten, die Vernunft-Entwickelung betreffend; und man muß gestehen, wenn man dem Gange seiner Untersuchungen folgt, daß er uns als ein heiliger Ausleger des ewig wahren Buches der Natur erscheint und daß er die Aussichten auf eine höhere Entwickelung unseres Wesens nach dem jetzigen Schul- und Uebungsleben so fest an die Fäden knüpft, aus denen das Naturgewebe besteht, daß man dieses selbst zerreißen müßte, wenn

wenn man das Bild einer herrlichen Zukunft von ihm trennen wollte. Aber Herder hat, um bei der Metapher stehen zu bleiben, die Züge des Gewebes, das vor unsern Augen nicht blos im Raume, sondern auch in der Zeit, in der Erden-Geschichte, ausgebreitet liegt, nicht genug gesammelt und zusammengefaßt, um darinne die Anlage zu einer Organisation zu erkennen, zu welcher die Entwickelung der Zeiten unverkennbar hinstrebt, zu der Organisation nehmlich des Menschengeschlechts zu einen lebendigen Ganzen, das bei aller Mannigfaltigkeit der einzelnen Organe, d. h. einzelner Völker und ihrer Thätigkeiten, dennoch von Einem Geiste, der Vernunft nehmlich, beseelt und beherrscht wird, wie der mannigfaltig gegliederte Leib des Menschen selbst nur Einer Seele gehorcht. Freilich zeigt uns der erste Hinblick auf die Geschichte des Menschengeschlechts weder in älteren noch neueren Zeiten etwas, das einer solchen Organisation ähnlich sähe, im Gegentheil scheint die bis jetzt noch unausgetilgte Selbstsucht der Menschen und Völker sogar den Gedanken an eine solche Vernunft-Organisation zu verscheuchen; aber zum Glück wird Alles, was werden soll,

durch eine hohe, verständig gesetzliche Nothwendigkeit, durch die Welt-Intelligenz selbst, herbeigeführt, als welcher es ein seliges Bedürfniß ist, sich in der Zeit eben so zu offenbaren, wie im Raume, der Geschichte ihr Bild eben so erhaben aufzudrücken, als dem Weltgebäude; und wir müssen schon darum voraussetzen, daß alle geschichtliche Verwirrenheit blos scheinbar sey, und daß die Welt-Vernunft auch die schlimmsten Verirrungen der menschlichen Willkühr in ihre Bahnen zu lenken wisse. Die Vernunft wirkt wie die Natur; oder vielmehr die Welt-Vernunft zeigt ihr eigentliches Wesen, indem sie sich in der Natur, d. h. nicht blos im Raume, sondern auch in der Zeit, in der Geschichte entwickelt. Alles, was geschaffen wird im Raume und was da geschieht in der Zeit, ist eine fortlaufende Entwickelung der Vernunft (Gottes-Offenbarung), und muß es seyn; folglich auch die Menschengeschichte. Aber das dürfen wir nicht erwarten, daß wir, ich möchte sagen, die Gestalt der Vernunft schon völlig ausgebildet zu Anfange oder in der Mitte der Geschichte erblicken. Es ist mehr als Analogie, es ist dem eigentlichen Schaffen der Vernunft gemäß, wenn wir in der Geschichte

des Menschengeschlechts denselben Bildungsgang finden, welchen wir in den organischen Naturprodukten entdecken. Wir wollen, da wir hier ohne Beispiel nicht auskommen, bei dem nächsten, bei der organischen Erzeugung des Menschengebildes selbst stehen bleiben. Wenn wir die Wohlgestalt des ausgebildeten Jünglings oder Mädchens, ja wenn wir nur die bestimmten Züge dieser Gestalt in dem Embryo, in dem unreifen Foetus aufsuchen wollten, würden wir uns umsonst bemühen. Eine rohe Masse anfangs, späterhin ein Zerrbild, ein Aggregat von unförmlichen, unverhältnißmäßigen Theilen finden wir, keine Spur von eigenem Leben, noch weniger von Geist. Gleichwohl entwickelt sich aus dieser Rohheit die schönste Form, aus dieser Disproportion die schönste plastische Harmonie, aus dieser Zerstreutheit ein Ganzes, ein Leben, ein Geist. Und von diesem Standpunkte aus, und mit diesem Auge müssen wir auch die Entwickelungs-Geschichte des Menschengeschlechts betrachten. Die rohe Masse vieler Völker alter und neuer Zeit, ihr einseitiges, ja ihr feindseliges Streben, ihr Steigen und Fallen, ihr Stillstand, ihr Verschwinden sogar aus der geschichtlichen

Reihe darf uns nicht stören, wir müssen nicht in der äußeren Aufeinanderfolge, die uns allerdings blos das Bild von etwas Zufälligem und Zerrissenem giebt, und deren alleinige Beachtung gewöhnlich schon für Geschichte gilt, nicht in dieser, sondern in den innern Organisationsprinzipien, in den großen Entwickelungsgesetzen alles Werdens müssen wir auch die werdende Vernunft-Einheit des Menschengeschlechtes nach ergründenden Syntren verfolgen. Und hier kann uns nichts leiten, als die Vernunft selbst mit ihren nothwendigen Postulaten.

Wiewohl nun aber die Nachweisung der Vernunft-Entwickelung in der Menschengeschichte eine Aufgabe ist, zu deren Lösung uns die Vernunft selbst behülflich ist: so will doch die Vernunft, wie die Natur, oder vielmehr das Wirken des Geistes in der Zeit, wie im Raume, mit unbefangenem Blick aufgefaßt werden, und es gehört ein eben so treues als scharfes Auge dazu, um die feine Grenzlinie zwischen Verbauung und Erfindung, Wahrheit und Täuschung, zu unterscheiden. Wie man, wenn der Willkühr freies Spiel gelassen wird, in die Erklärung der Naturgegenstände Fixes

legen kann, was nicht in ihnen liegt: so kann dieß auch bei der Erklärung der Geschichte geschehen; und wir wollen daher auf unserer Hut seyn, daß wir nicht eine Wolke statt der Juno umfassen, und wollen uns lieber mit wenigen treuerfaßten Zügen der Wahrheit begnügen, als durch eine erdichtete Vollendung auch das Wahr-erkannte um sein Gewicht, um seine Achtung, um seinen Einfluß bringen. Doch wie der Astronom, um an dem gestirnten Himmel mehr, als der Beobachter mit bloßem Auge, zu erkennen, sein Teleskop zu Hülfe nimmt: so haben wir, um tiefer in die Geschichte zu blicken, die eben so klar und eben so räthselhaft vor uns liegt, als der Sternenhimmel, uns auch ein Organ zu bilden, welches uns die Ereignisse der Zeiten theils in größern Beziehungen und Verhältnissen erblicken läßt, als sie dem gewöhnlichen Auge erscheinen, theils ihre zerstreut auslaufenden Strahlen in einen Brennpunkt organischen Zusammenhanges sammelt; wodurch es uns denselben Dienst leisten soll, welchen der Astronom seinem Werkzeuge verdankt. Unser Werkzeug ist das organisirende Prinzip, die Vernunft selbst. Betrachten wir die Reihe der Weltbege-

heiten nach der nothwendigen Vernunft-Idee eines werdenden Organismus in der Zeit: so erscheint uns die Geschichte gleichsam vergrößert und in deutlicheren Verhältnissen, zugleich aber erscheint auch alles Einzelne, Zerstreute, ja Verworrene in der Geschichte als Bestandtheil eines ordnungsvollen Ganzen, welches jedoch, weil es nur erst zum Theil entwickelt ist, vor unsern Augen noch nicht als Ganzes daliegt. Wer sich nun auf seinen natürlichen Blick verläßt, sieht in den einzelnen Organisationspunkten der Geschichte nichts, als abgerissene Massen. Wer aber sein Auge mit der Vernunft-Idee bewaffnet: der erkennt diese Punkte als das, was sie sind, als Zeichen und Spuren einer werdenden Entwickelung; wie wir sie nun sogleich darstellen wollen, nachdem wir bei dieser Ansicht gegen alle Künstelei protestirt haben, da ja die Vernunft das Organ ist, durch welches wir eigentlich alle Gegenstände und alle Verhältnisse ansehen sollten, folglich gar nichts angekünsteltes, sondern höchst natürliches, nur leider ungewöhnliches. Wir folgen übrigens in Absicht der factischen Darstellung ganz Herdern in seinen Ideen, und vindiciren

uns blos die Resultate, und die Zusammenfassung des Geschichtlichen.

Ehe noch die Erde mit Völkern besaamt, ja ehe sie noch ganz ausgebildet war (sagt Herder), lebten die Erstlinge der Geschichte in dem schönsten Punkte Asiens, zwischen dem Euphrat und Tigris, wie eine zahlreiche Familie beysammen, bis die wachsende Menge und das Bedürfniß, so wie der Trieb zum Wandern und die Neugierde die Menschen sonderten, den Jäger in die Berge, den Hirten nach fernen Weiden, ja von Lande zu Lande trieb, bis zuletzt die nächsten Verwandten zu Fremden wurden, so daß es die Nachkommen vergaßen daß ihre Stammväter beysammen gelebt hatten, ja daß, mit der wachsenden Bevölkerung der Erde auch die Unbekanntschaft der Völker untereinander zunahm, wie die Entfernung, die sie von einander trennte. Die Familienähnlichkeiten der Völker verschwand im Laufe der Zeiten durch den Einfluß des Himmelstrichs und Bodens, und zwar nicht blos in der Sinnes- und Lebensweise, sondern auch in der äußern Bildung; und so war die Grundlage zu den mannigfaltigsten Erscheinungen des Lebens gegeben. Die ersten

Strahlen der Erdenbevölkerung erfüllten, von einem kleinen Punkte im westlichen Asien aus, allmählich theils das übrige Asien, theils das benachbarte Afrika, die Küste des mittelländischen Meeres, die Inseln desselben und die angrenzenden europäischen Inselländer. Und schon hier ist ein organischer Bildungspunkt zu bemerken und festzuhalten. So wie bei der ursprünglichen Bildung eines räumlichen Organismus sich streng das Feste und Flüssige scheidet, jenes zum beständenden und starren, dieses zum immer wechselnden wird: so scheidet auf höchst merkwürdige Art die sich gestaltende Geschichte in sich selbst zur rechten und zur linken Seite. Rechts liegt die Geschichte der Völkermassen des östlichen, südlichen und nördlichen Asiens, und macht gleichsam einen besondern Geschichtspol aus, den wir, um ihn mit Vorbedeutung zu bezeichnen, den Contractivpol der Geschichte nennen wollen; links liegt die Geschichte derjenigen Völker und Zeiten, welche sich im westlichen Asien, einem Theile von Afrika und einem Theile von Europa entwickelt und verbreitet haben. Die Geschichte des nördlichsten Europa's, so wie Amerika's schließt sich, wunderbar genug, an diesen zweiten Ge-

schichtspol (den wir vorläufig, im Gegensatz gegen den ersten, den europäischen nennen wollen); wiewohl mit der größten Wahrscheinlichkeit die Völkermassen des nördlichen Europa, wie die von Amerika Sprößlinge des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens sind. Doch vor allen Dingen muß der Grund angegeben werden, warum die Geschichte in sich selbst, einem räumlichen Organismus analog, gleichsam polarisch zerfallen soll. Dieser Grund liegt in ihrem sich selbst entgegengesetzten und deutlich ausgesprochenen Charakter. Die Völker von Ost-, Süd- und Nord-Asien rühmen sich mit Recht eines hohen, und in Vergleich mit den übrigen jetzt lebenden Völkern auf der übrigen Erde, Eines ausgenommen, des höchsten Alters. Die Chinesen, die Thibetaner, die Hindus, schlagen ihre Wurzeln noch tief in die alte Welt; doch können sie selbst ihre Geschichte nicht weiter verfolgen, als höchstens 700 Jahr vor unserer jetzigen Zeitrechnung. Die Mogolen und Tatarn, ihre nördlichen Nachbarn, sind Urvölker wie jene, und halten folglich im Alter mit ihnen gleichen Schritt. Und diese Völker sämmtlich, wie sie im grauen Alterthume waren, so sind sie noch: die Form, die

sie sich zur Zeit ihrer Bildung gaben, ist ihnen noch eigen, so eigen, daß sie durch keine Umwandlung der Zeit, durch kein fremdes Eindringen auch nur Einen ihrer Züge verlohren hat. Der Chinesische Staat ist noch jetzt ein Uhrwerk wie vor länger als tausend Jahren, der große Lama stirbt in Thibet nicht aus, und Indiens Braminen sind heute noch, was sie zu Alexanders des Großen Zeiten waren.

Die Mongolen und Tartaren treiben sich noch jetzt auf ihren Bergen, in ihren Steppen umher, wie dieß lange vor unserer neuen Zeitrechnung geschah. Dieses Beibehalten der Denk- und Lebensweise, der Sprache, Verfassung, der Sitten und Gewohnheiten, diese Einerleiheit und Einförmigkeit ist höchst charakteristisch und steht mit der Geschichte der übrigen uns bekannten Welt im auffallendsten Contraste. Ich sage der uns bekannten Welt: denn das innere Afrika und einen großen Theil von Amerika kennen wir so gut als gar nicht, und die Geschichte schweigt von ihren Bewohnern. Das westliche Asien aber, Aegypten, die Küstenländer und Inseln des mittelländischen Meeres, Griechenland, Italien, das neuere Europa, einige Staaten von Amerika,

was für ein Schauspiel der Bewegung, des Wechsels, der Verwandlung der Völker, der Sprachen, Sitten, Künste und Wissenschaften, der Staatsverfassungen, der Religionen sogar, erblicken wir hier in stufenweiser Aufeinanderfolge, von der Urzeit an, wo die ersten Menschenfamilien auseinander gingen, bis auf den heutigen Tag. Ich wiederhole es: mit der Scheidung der zuerst aus den Grenzen zwischen dem Euphrat und Tigris Auswandernden, nach der rechten oder linken Seite zu, schied sich auch die Geschichte. Welcher Charakter von Ruhe, Starrheit, oder, wenn man lieber will, von Weiblichkeit, auf der Geschichte der noch bestehenden asiatischen Völker ruht, ist schon gesagt. Wir verfolgen jetzt die Bewegung und den Wechsel des zweiten Geschichtpols, den wir oben den expansiven nannten. Man könnte ihn auch, wegen seines Ausgreifens und Strebens in die Weite, den männlichen nennen. Welche Regsamkeit, welches Drängen und Treiben, welche Reibung, welcher Wechselverkehr schon unter den ersten Völkern des westlichen Asiens und des angrenzenden nördlichen Theiles von Afrika! Hier erwacht das Prinzip der Bewegung und schlägt in immer stär-

kern Polsen weiter. Babylonier, Assyrier, Chaldäer, Aegypter, Meder, Perser, alles Völker, welche eine weit frühere Geschichte haben, als die früher genannten des übrigen ungeheuren Asiens: Eines regt und weckt das Andere auf, bekämpft und fördert das Andere, bis Eines nach dem Andern, nachdem es seine Frucht getragen und den Saamen aufbrechender Cultur weiter gestreut hat, in der Geschichte verschwindet. Hier finden wir die ersten Erbauer von freilich sehr einfachen Städten, wie Ninive und Babel, die ersten Gründer von Denkmählern, wenn sie auch nur aus Ziegelsteinen erbaut und mit Erdpech verkittet waren. Hier zeigen sich die ersten Spuren des Ackerbaues und seiner Geräthe, der Gärtnerei, der Fischerei, Jagd, Viehzucht, des Getreidemahlens, Brodbackens, des Kochens, der Cultur des Weinstocks und Oelbaums, die ersten Versuche des Spinnens, Webens, Stickens, des Färbens, Tapetenmachens, Geldstempelns, Siegelgrabens und Steinschneidens, der Bereitung des Glases, der Korallenfischerei, der Bergbaues, der Kunstarbeiten in Metall, im Modelliren, des Zeichnens, der Bildnerei und Baukunst, der Musik und des Tanzes, der Schrift und

Dichtkunst, des Handels in Maß und Gewicht, der Küsten-Schiffahrt, die ersten Versuche der Stern-Zeiten- und Länderkunde, der Arzneiwissenschaft und Kriegskunst, der Arithmetik, Geometrie und Mechanik, der politischen Einrichtungen des Gottesdienstes, der Gesetze, Gerichte, Strafen, der Contracte: kurz hier bricht der lebendigste und reichste Keim aller spätern und höhern Cultur auf. Und dieser Keim ging durch die Phönizier über zu den Griechen, bei denen er den herrlichsten Boden fand und auf eine Art ausgebildet wurde, die zu bekannt ist, als daß sie der Schilderung bedürfte. Auch ist es uns jetzt nicht sowohl um die Entfaltung der immer höher steigenden Cultur zu thun, als vielmehr um Verfolgung und Vollendung der Ansicht, die wir von der Doppelartigkeit der Geschichte gefaßt haben. Wir verfolgen sie jetzt blos in Absicht auf ihren Charakter der Beweglichkeit und Wandelbarkeit. Unter den Griechen nun, der Wechselverkehr, der Kampf ihrer Staaten, die persischen Kriege, die Züge Alexanders, welches rege, vielverbreitete, immer weiter schreitende Leben sprechen sie aus! Und noch weit mehr trägt die Geschichte der Römer

diesen Charakter der höchsten Beweglichkeit an sich, indem diese in ihrer Art einzige Nation ihre Kraft von Einem unsichtbaren Punkte der Erde aus, von ein paar Hütten an dem reißenden Tiber, über die ganze damals bekannte Welt ausgoß. Aber gleichwohl ist diese ganze regsame Thätigkeit der beweglichen Geschichte der alten Welt nur ein Kinderspiel gegen die der mittleren und neueren. Welche Wanderungen, welches Zerstreuen der Völker nach der untergegangenen römischen Herrlichkeit. Welches Wogen und Treiben im Mittelalter aus Europa nach Asien, und aus Asien nach Europa. Welches neue Leben, als nun endlich, nach langem Schlaf, die Künste und Wissenschaften wieder erwachten, der Handel größer als je emporwuchs, sich ausbreitete und nach der Entdeckung von Amerika die ganze bewohnbare und bewohnte Erde umschlang! Das Leben der heutigen Geschichte, ja man kann wohl sagen, der Geschichte des Tags, ist in gewissem Sinne schon ein universelles Leben aller Nationen im Wechselverkehr: denn der Schlag, der im Herzen von Europa niederfällt, tönt in dem Herzen von Amerika wieder; der Zustand der unglücklichen Bewohner von Afrika ist

ein Gegenstand der Verhandlungen unter den mächtigsten Völkern Europa's, und der Staat von Europa, der sich des gewandtesten Geistes rühmt, buhlt um die Gunst asiatischer Barbaren. Allseitiges Leben, allseitige Berührung, wenn gleich noch keine freundliche. Unsere Zeit ist ein buntes Gemisch der abenteuerlichsten Ereignisse, und das abenteuerlichste von allen ist, daß ganz Europa sich gegen einen einzigen Mann in Bewegung gesetzt hat, der eben im Begriff war, die eine Hemisphäre der Erde nach seiner Art zu organisiren, und daß die Spuren dieser neuen Organisation eben so schnell verschwunden sind, als sie entstanden. Durch solches Hin- und Her-Wogen wird das Leben, auch wider den Willen der Kräfte, die als Hebel dienen, immer neu hervorgerufen und in immer größeren Kreisen ausgebreitet.

Und so ist denn der Trieb der Zeiten, sich in steter und immer verstärkter und vergrößerter Bewegung zu erhalten, oder das expansive Prinzip der Geschichte, im Gegensatz gegen das contractive, das die Ruhe und die Starrheit, aber auch die Dauer und die Beständigkeit liebt, an dem Gange der Völkerthätig-

keit nachgewiesen. Aber auch der Wechsel und die Veränderlichkeit, die dem sich ausbreitenden Leben der Geschichte, im Gegensatz gegen das ruhige und beharrliche eigen sind, ergeben sich eben so aus dem streng geschichtlichen Gange der Cultur fortschreitender Völker. Wie die alten, dem contractiven Prinzip der Geschichte unterworfenen, Völker Asiens, gleich perennirenden Gewächsen, noch nach dritthalb Jahrtausenden in ihrer Unverletztheit und ihrem eigenthümlichen Charakter verharren: so haben alle Völker die der Strom des expansiven Prinzips der Geschichte ergriffen hat, ihre Regsamkeit und Lebendigkeit mit dem Leben bezahlen müssen. Wo sind die Babylonier, Assyrier, Chaldäer, Aegyptier, Meder, Perser, Phönizier, Griechen, Karthaginienser, und ihre Besieger, die Römer selbst? Sie sind Eins nach dem Andern verschwunden und untergegangen, und nur die Frucht ihres Daseyns, der immer klarer und lebendiger strahlende Menschengeist, hat sich erhalten, und seinen Lauf, wie die Sonne, von Osten nach Westen genommen. Auch die Völker, welche die alte abgestorbene Welt von neuem belebten, haben die mannigfaltigsten Metamorphosen erfahren, so einige derselben scheinen

ebenfalls den Zweck ihres Daseyns schon erfüllt zu haben, und ihrem Lebensende nahe zu seyn. Wo sind die blühenden Handelsstaaten, die aus der Kraft des absterbenden Mittelalters hervorgingen, die italienischen Republiken, der hanseatische Bund, Portugals und Spaniens Flor? Die Hierarchie des neuen Roms ist längst zu Grabe getragen, und steht nur jetzt als ein ohnmächtiges Gespenst wieder auf, das seinen endlichen Exorcismus erwartet. Selbst das merkwürdige Reich, das noch vor kurzem, ein zweites altes Rom, der Welt Fesseln anzulegen drohte, scheint mit der letzten Anstrengung seiner Kraft die Kraft selbst verlohren und durch seine elektrischen Erschütterungen nur die schlummernde Thätigkeit jüngerer Völker geweckt zu haben, die wir, über kurz oder lang, von neuem auf dem Kampfplatze der Welt erblicken werden. Das stolze England ist in seiner Blüthe; aber Kenner behaupten, es sey schon in seinen Grundvesten untergraben. Und so wechselt und wandelt Alles, was sich nicht dem Prinzip der Ruhe, wie die Chinesen und Indier, und Thibetaner, sondern dem der Bewegung weihte, und wir finden nur ein einziges Volk unter allen Völkern der Erde, das in allem

Wechsel der Zeiten und Räume bestanden, sich durch alle Erschütterungen, Revolutionen und Umgestaltungen der Staaten und Völker hindurch gewunden, und, obgleich auf das mannigfaltigste, oft zerstörendste, von allen Seiten und zu allen Zeiten berührt, durch alle Länder, Völker und Zeiten umgetrieben, dennoch von seinem ersten Ursprunge an, als ältestes geschichtliches Volk, bis auf den heutigen Tag zugleich seinen eigenthümlichen Charakter beibehalten hat. Ein Jeder sieht, daß die Hebräer gemeint sind, die, wenn sie auch nur dieses Umstandes wegen merkwürdig wären, schon darum den Blick des Geschichtsforschers ganz besonders auf sich ziehen müßten. Wir betrachten sie hier auch blos in ihrer organischen Beziehung, wo sie, starr und flüssig zugleich, als ein Mittelglied, die beiden entgegengesetzten Elemente des geschichtlichen Organismus zu verbinden scheinen. Diese Erscheinung ist zu sonderbar, daß ich nicht sage wunderbar, und das Ereigniß liegt zu factisch da, als daß man nicht fast gezwungen werden sollte, ihm eine welthistorische, universelle Bedeutung zu geben. Welche? wird die Folge lehren. Vor der Hand sey es genug, das geschichtliche Prinzip der

Beharrlichkeit in den asiatischen Nationen, die gleichsam Stereotypen der Geschichte sind, das der Bewegung in allen nach einander cultivirten Völkern, und endlich die Neutralisation beider Prinzipien in der Geschichte des Volkes welches in heiligen Schriften das auserwählte genannt wird, factisch und unläugbar dargestellt zu haben. Ehe wir weiter gehen, nur noch die Frage: Ist der Kreislauf der Cultur unter den Völkern als schon vollendet anzusehen? Es gehört keine Weissagungsgabe dazu, zu vermuthen, daß der Norden von Europa, das Amerika, daß selbst das innere Afrika mit seinen schwarzen und schwarzgelben Bewohnern noch die Schule der Bildung zu durchlaufen hat. Die Franzosen haben dem Adel des russischen Volkes ihre Bildung eingeimpft, aber das Volk selbst erwartet noch seine Bildung und hoffentlich eine bessere. Die Bürger der amerikanischen Freistaaten sind Zöglinge vorzüglich und namentlich der Engländer, aber im Herzen von Amerika wohnt noch der wilde Stamm der Nation, von welchem zu wünschen ist, daß ihm nicht die Laster seiner Nachbarn, sondern ihr Tugenden eingeimpft werden. Den Schwarzen in Afrika endlich, die

schen Beweise gegeben haben, daß sie nicht unter die Thiere gehören, schlägt, aller Wahrscheinlichkeit nach, bald die Freiheitsstunde; und einem Volke, dem die Freiheit geschenkt ist, ist auch die Möglichkeit der Cultur geschenkt. Wenn nun, wie man nicht ableugnen kann, ohne die Augen zuzuschließen, die Cultur, auch nur eine solche wie wir sie bis jetzt kennen, nach und nach, wie ein Brand, wie eine Flamme, die alles verzehrt, was brennbar ist, die übrigen jetzt noch uncultivirten Völker ergriffen hat, wenn sogar, sey es von Europa, oder — was fast wahrscheinlicher ist — von Amerika aus, nachdem dieses seine völlige Mannskraft erlangt haben wird, wenn sogar das hartnäckige Asien mit seinen Ottomannen, seinen Tatarn und Mogolen, seinen Indiern und Chinesen, vielleicht von zwei Seiten bedrängt, dem Strome neuerer Cultur nicht mehr widerstehen kann: Was dann? Dann ist geschehen, was der Anlage und Zeitengeschichte nach über kurz oder lang geschehen muß, und sich jetzt schon sehr deutlich verkündigt, dann ist eine allgemeine Berührung aller Völker in Gang gebracht und die Möglichkeit gegeben, daß diese Berührung nicht blos eine äußere und mechanische,

ſondern auch eine innere und organiſche werde; dann iſt das ganze Menſchengeſchlecht eine gleichnamige Große geworden, deren Verhältniſſe die Vernunft berechnen, feſtſtellen, ordnen, und in ein intellectuelles und moraliſches Gleichgewicht bringen kann. Aber jene Amalgamation der Cultur muß erſt vollendet ſeyn. Sie iſt es noch nicht: ſie wird es aber durch die beiden Hauptagenten der Völker: Handel und Krieg, nebenher auch durch Künſte, Wiſſenſchaften und Religion. (Ich verſtehe hier unter Religion die Völkerdogmatik, und nicht das heilige Vernunft-Leben, als welches die letzte Frucht der Menſchheit iſt, deren Reife wir ſo bald noch nicht zu erwarten haben.) Die Menſchheit iſt wie das Metall, das erſt von den Schlacken gereinigt werden muß, ehe es geſchmolzen, und erſt geſchmolzen werden muß, ehe es in die Form gegoſſen werden kann, zu der es beſtimmt iſt: dieſe Form aber iſt die lebendige Vernunft. Und dieſe, und wie ſie ihren organiſchen Bau durch die verſchlungenen Züge der Menſchengeſchichte verfolge, wollen wir jetzt ferner beobachten. Alſo: es giebt eine organiſche Anlage in der Geſchichte ſelbſt: es giebt ein feſtes, ein bewegliches und

ein vermittelndes Prinzip der Geschichte, wie in den entstehenden räumlichen Organismen. Wie aber in diesen die Mannigfaltigkeit und Verbindung der Organe nur das Aeußere ist, das Innere aber immer die Seele bleibt; so auch in der Geschichte des Menschengeschlechtes.

Jede Kraft überhaupt, und die intellectuelle Kraft im weitesten Sinne, ins besondere, ist an Organe gebunden. Die Organe der Vernunft sind die Völker. Stellen sich die Völker im Laufe der Zeiten auch wirklich als solche Vernunft-Organe dar? und in welchen Verhältnissen sind sie es? Die Vernunft ist, nach unserer frühern Auseinandersetzung, Kraft, Licht und Liebe, oder Wille, Geist und Gemüth, in Einem Bewußtseyn. Ihr organisches Streben kann also nur darauf ausgehen das Menschengeschlecht zu Einem harmonischen Ganzen von Gemüth, Geist und Willen zu machen. Ehe sie diese Kräfte aber im Menschengeschlechte vereinigen und binden kann, muß sie dieselben einzeln zur lebendigen Erscheinung bringen. Hat sie hier schon etwas gethan? und was sagt hierüber die Geschichte? Diese führt uns die merkwürdige Erschei-

nung von Organen, d. h. von Völkern auf, in welchen das Weltgemüth, d. h. die Religion vorzüglich niedergelegt wurde, und welche die Religion theils innerlich und im Stillen pflegten, theils weiter verpflanzten. Das große Indien mit seinen nächsten Nachbarländern, wie die Geschichte bezeugt, ist ein solches Organ der Religion, das aber in seiner Ausbildung liegen blieb, wie in dem Embryo das Hirn die Nachbildung der übrigen Organe erwarten muß. Aber der Sinn für Religion muß das ganze Menschengeschlecht durchdringen, und so hat sich denn diese heilige Quelle durch das frühere Juden- und das spätere Christenthum bis an die fernsten Enden der Erde ergossen. Die Juden sind — ihrer mannigfaltigen Ausartung ungeachtet — ein durchaus religiöses Volk und zur Fortpflanzung der Religion gebildet. Ihr Ziel war erreicht, als das Christenthum auf sie gepfropft war, und sie irren jetzt scheinbar bestimmungslos umher, aber die Frucht, die sie getragen haben, wuchert. Nicht in den Formen, die der Christianismus angenommen hat, nicht gerade in den Völkern, die ihn mannigfaltig verunstaltet haben, aber in dem Geiste, der sich an kein Volk bindet, sich nicht ertödten läßt, sondern sich an tausend

Punkten der Erde immer reiner und reiner entwickelt. Es ist sehr wahrscheinlich (ohne Schwärmerei sey es gesagt, und die natürliche Organisation der Erdenvölker und ihre Anlage deutet darauf), daß dieser Geist sich endlich einmal in dem Organe am herrlichsten offenbaren wird, welches für ihn am meisten empfänglich ist: und dieß ist unter dem milden und zarten Himmel des Orients, dessen Gemüth und Phantasie sich am nächsten dem Ueberirdischen anschließt. Die erste Entwickelung der Vernunft war die gemüthliche im Orient, und es scheint, es werde auch die letzte seyn. Die Entwickelung der Religiosität unter den Völkern bezeichnet die erste Bildungskraft der Menschheit.

Aber die Vernunft ist ihrem eigensten Wesen nach auch Intelligenz; und Wissenschaft und Kunst sind ihre Organe in den Völkern. Alle mit Wissenschaft und Kunst vorzüglich begabten Völker der alten Zeit bezeichnen also die zweite Periode der Vernunft-Entwickelung. Und welches Volk wäre hier vor allen andern zu nennen, als die Griechen? Was wir noch jetzt von Wissenschaft und Kunst besitzen, wir haben es von ihnen geerbt, in denen sich frühere und fremde Keime zu einge-

bohrnen schöneren Blüthen entfalteten. Aber Kunst und Wissenschaft gestalten sich um nach den Ländern und Zeiten; und so sind denn beide auch bei uns anders gestaltet, als sie früherhin waren; immer aber bleiben sie das Medium, durch welches uns die Intelligenz entgegenstrahlt und ihr Wesen in unser Inneres bildet.

Die Vernunft ist endlich auch Wille und Kraft. Als sich die Menschen in den früheren Bildungsschulen durchgeübt hatten: traten sie in die dritte Periode, wo der kräftige Wille rein ausgebildet werden sollte. Eine einseitige Ausbildung wie jede einzelne; aber sie war nöthig und dem Bildungsgange gemäß. Rom lernte und zeigte dem Menschengeschlechte, was Kraft ist. Als dieß die Weltbeherrscher selbst vergessen hatten, wurden sie durch die rohe, aber ungeheure Macht ihrer Ueberwinder schmerzlich daran erinnert. Lange waltete die rohe Kraft, die Erde bedurfte der Kräftigung, und so verlängerte sich diese dritte Bildungsperiode bis an die Grenzen der neueren Zeit. Kraft ohne Form und Gesetz ist verderblich, und so begann ein neuer Entwickelungslauf. Aber Neues war nicht zu entwickeln, das Alte mußte in umgekehrter Ordnung wiederkehren.

Kunst und Wissenschaft, scheinbar unterdrückt, zertreten von der übermächtigen und übermüthigen Kraft, traten anfangs schüchtern, bald aber reich und üppig, ein schöner Blumenflor, aus dem Boden, der so lange geruht und dadurch neue Fruchtbarkeit gewonnen hatte. Von Jahrhundert zu Jahrhundert breiten sich ihre Pflanzungen weiter aus, und es würde Mühe kosten, sie abermals zurück zu drängen. Und, was die Hauptsache ist, sie streben nach Einem Ziele, mehr als jemals, klarer, sich selbstbewußter und lebendiger als jemals: nehmlich nach der Verherrlichung alles Göttlichen. Zwar ist ihr Wirkungskreis noch immer enge genug in beschränkte Grenzen abgesteckt; aber er wird, er muß sich erweitern: denn alle Bildung schreitet vorwärts. Zwar kämpft das Menschengeschlecht noch mit unzähligen Hindernissen seiner letzten Ausbildung: aber diese Hindernisse selbst werden es immer mehr aufregen, immer weiter führen, und es wird zuletzt nichts übrig bleiben, als die Bildung da zu vollenden, wo sie ausgegangen ist, im Gemüthe, in der Umgestaltung der Gesinnung, in der freundlichen Annäherung Aller zu Allen, in gegenseitiger Hülfleistung. Es läßt sich nicht

denken daß sich die Herrschaft des Verstandes immer mehr ausbreite — wie dieß offenbar von Tage zu Tage geschieht, wenn auch nur eines Verstandes der nach dem Eigennutze frömmt — es läßt sich nicht denken daß der Mensch klarer sehen und erkennen lerne, ohne zuletzt auch seinen wahren Vortheil einzusehen: und dieser besteht allein in gegenseitiger Humanität, nicht der heuchlerischen Höflichkeit, sondern der herzlichen Zuneigung. Und so wollen wir denn glaubensvoll annehmen, was die Vernunft dem Ganzen der Geschichte so deutlich aufgedrückt hat, daß sie sich, wenn auch auf scheinbaren Umwegen, durch scheinbar zweckwidrige Mittel, dennoch unausbleiblich als Geist des Menschengeschlechtes gestalten werde. Was jeder Einzelne hiezu beiträgt, ist sein eigener Gewinn, in anderen Sphären, wenn er nicht zu dieser allgemeinen irdischen Ernte reift.

VII.

Ueber die Heroen der Menschheit.

So oft eine Zeit, ein Volk bedeutend wurde, geschah es durch die Erscheinung, Kraft und Thätigkeit von einzelnen Menschen, welche über das Gewöhnliche hervorragten, und bald unter dem Namen von Göttern, Halbgöttern, Königen und Helden, bald unter dem von Gesetzgebern, Weisen, Dichtern und Propheten von dem staunenden Volk verehrt wurden. Wir wissen, daß sich diese Verehrung der Völker, wie jenes Hervorragen der Edlen, in das graueste Alterthum verliehrt, und es ist unnöthig, hierüber Belege beizubringen. Was helfen auch Namen, die weniger als Schatten sind, wenn die

lebendige, die geistige Gestalt verschwunden ist. Diesem Schicksale ist keiner der frühesten Völker-Heroen entgangen; und die spätern ragen in dem Maße weniger hervor, jemehr sich, mit fortschreitender Cultur, ihre Zahl vervielfältiget. Wir denken aber auch hier nicht von den Heroen der Völker, sondern von denen der Menschheit zu reden. Wir unterscheiden nehmlich von den großen Naturen, welche für ihre Mitbürger, für ihr Land, für ihre Zeit, ja für die Folge-Zeit wirksam und wohlthätig waren, wie ein Sesostris der Aegyptier, ein Con-fut-se der Chinesen, ein Solon, Codrus, Socrates, Plato der Griechen, ein Numa der Römer; wir unterscheiden von diesen Allen und den ihnen Aehnlichen jene außerordentlichen Menschen, welche nicht sowohl für irgend ein einzelnes, vorübergehendes Volk, als vielmehr für die gesammte bleibende Menschheit, nicht sowohl für die Zeit, als für die Ewigkeit gelebt und gewirkt haben. Jene ersten nennen wir: Heroen der Völker, diese letztern: Heroen der Menschheit. Nicht als ob Jene nicht auch Einfluß auf das Ganze, diese nicht auch Einfluß auf das Einzelne gehabt hätten: aber es ist das Streben, es ist der Grund, das We-

sen und der Zweck dieses Strebens, welches die Heroen der Menschheit von denen der Völker auf das bestimmteste scheidet und zwischen beiden Arten von Genien unauslöschbare Grenzen zieht. Nehmlich Sorge für das Wohl der Bürger, für die Erhaltung, das Gedeihen, die Erweiterung und Befestigung der Staaten, so wie auch Erfindung und Förderung nützlicher, ja erhabener Künste und Wissenschaften, wie der Baukunst und Skulptur, der Mathematik und Philosophie, ist der Charakter der wohlthätigen Völker-Genien; hingegen: Sorge für die Entwickelung und Ausbreitung des Ewigen, des rein Göttlichen unter den Menschen, für die Hinausbildung der Menschheit zur Religion, zur Gemeinschaft mit dem Quell alles Seyns und Lebens, zur Bürgerschaft in dem unsichtbaren, unvergänglichen Reiche der Himmel, welches seine Wurzeln in der unsichtbaren und unvergänglichen Welt schlägt, dieß ist der Charakter, dieß das Geschäft der höchsten Genien des Menschengeschlechts, welche, weil sie mehr als andere Menschen nicht blos, aus dem großen Haufen, sondern auch mehr als alle Helden, Künstler und Weise, überirdischer Kräfte bedürfen und überirdische Künste äußern, indem

sie die Fesseln der Welt von sich abgestreift haben und frei über dem Erden-Getümmel stehen, als Ueberwinder des irdischen Seyns, vorzugs- und unterscheidungswürdig, ja ausschließlich und einzig Heroen der Menschheit zu nennen sind. Wenn wir einen Abraham, einen Moses zu diesen letztern zählen, ja als deren Stammväter gleichsam, als die Ur-Ahnen eines göttlich-adelichen Geschlechts aufstellen, dagegen aber einen Thales und Pythagoras, einen Homer und Sophokles, einen Socrates, Plato und Aristoteles, einen Cimon und Aristides, einen Regulus, einen Cato, einen Titus aus jener Reihe ausschließen, nicht mit jenem Geschlecht göttlicher Menschen vermengen, an welche sich späterhin die Propheten, ein David, und die Apostel schließen, sondern wenn wir beide Klassen, die irdischen und die göttlichen Heroen, scharf von einander absondern: so scheinen wir, wo nicht ganz etwas Unstatthaftes und Widersprechendes, wenigstens etwas sehr Gewagtes und schwer zu Erweisendes zu beginnen, indem wir uns den Anschein geben, als wollten wir die Einen, welche wir irdische Genien nennen, um ihr allgemein anerkanntes Verdienst, um ihren wohlverdienten Ruhm, um die

Ehre der Unsterblichkeit in dem Andenken der Menschen bringen, die Andern hingegen, die wir mit dem Namen göttlicher Genien bezeichnen, nicht blos auf Unkosten Jener, erheben, sondern auch über eigenes Verdienst und gerecht erworbenen Rang würdigen. Jedoch in Abraham hat sich der Keim des Glaubens entwickelt, welcher der Sieger über die gewaltigsten Feinde des Menschen, über die Furcht und den Zweifel ist, und welcher eine unsterbliche Kraft, ja die Kraft der Unsterblichkeit in sich trägt; Abraham ist also ein überirdischer, ein göttlicher Held. Moses hat das Gesetz der Verehrung eines einigen Gottes aufgestellt, er hat einen Grund-Ton des Menschen-Lebens angeschlagen, welcher durch alle Zeiten und Geschlechter fortwogend, immer mehr an Stärke gewinnt, immer mehr Harmonie entfaltet, und die auseinander getretene Mannigfaltigkeit der Menschen mit göttlicher Kraft in ein unsichtbares Band zusammen zu fassen strebt, und zuletzt — der Lauf der Zeiten verkündiget es — zu einem solchen Bande vereinigen wird. Sein Werk schreitet über alle Geschlechter und Zeiten, es ist ein göttliches Werk, und die Kraft Moses, die Kraft eines göttlichen Helden. Im

gleichen Sinne, mit gleicher Lauterkeit und Gewalt, oder vielmehr, immer geläuterter, immer gewaltiger ſtrömt die göttliche Fluth des Urglaubens und Urgeſetzes durch die Propheten und David fort, bis zu dem Meere der Liebe in dem Heiland der Welt, aus welchem die Helden-Seelen der Apoſtel als eben ſo viele lautere Bäche himmliſchen, unvergänglichen Lebens hervorgequollen ſind, ihre belebende Kraft über den Erdkreis ergießend, fortwährend, immer ſtärker, immer herrlicher ſtrömend, bis die ganze Erde erquickt, und mit unvergänglichem Palmen-Grün geſchmückt ſeyn wird. Man kann ſich dieſen Wunder-Licht-Streif göttliches Weſens und Lebens, welcher die Geſchichte der Menſchheit durchzieht, nicht mit beſonnener Klarheit denken, nicht zur lebendigen Anſchauung bringen, ohne mit dem Strome fortgeriſſen zu werden, und die ruhige Rede zu verlieren. Wir gewinnen ſie wieder, indem wir uns zu der Betrachtung des Wirkens und Schaffens der edlen, aus dem Irdiſchen in das Irdiſche ſtrebender Geiſter wenden. Wir äußerten oben, es ſey das Streben, der Grund, das Weſen und der Zweck des Strebens, welches die Herzen der Menſchheit und der Völker von

einander scheide. Wie unterscheidet sich nun das Streben der Völkerheroen von denen der Menschheit? Wie das Beschränkte vom Unbeschränkten, wie das Vergängliche vom Unvergänglichen. Das ganze Menschenleben, wie der Einzelnen, so der Geschlechter, ist ein vorübergehendes Seyn; alles menschliche Wissen und Können ist an irdische Einrichtung gebunden. Zwar ist nicht zu läugnen, daß, wenn auch Völker, wie Individuen, untergehen, dennoch der Geist, der sie belebte, auf die Nachkommen, wiewohl in mancherlei Umgestaltungen, übergetragen wird, fortwuchernd, sich ausbreitend, sich immer mehr entfaltend und verfeinernd. Allein zum Theil haftet dennoch dieser Geist an den Einzelnen, als ihr Eigenthum, welches sie mit sich davon nehmen, wenn sie von der Welt gehen; denn das Genie zu Kunst und Wissenschaft, zu Gesetzgebung und Lenkung der Staaten ist nicht erblich; theils ist aber auch dieser Geist selbst ein irdischer und endlicher, wiefern er immer nur Irdisches und Endliches ausspricht. Eine Staaten-Einrichtung, eine Regierungsform, paßt immer nur für einen bestimmten Staat, in bestimmter Zeit, in bestimmten Verhältnissen; sie verändert sich, oder

hört ganz auf, wenn die äußern und innern Bedingungen der Existenz eines Staates verändert oder aufgelöst werden. Die Kunst aller Art, sie keimt auf, sie blüht, sie vergeht, wie die Pflanze, wie der Mensch selbst; sie ist, wie er, unaufhörlichen Veränderungen unterworfen; übrigens ist sie immer nur Symbol eines höhern Lebens, Hindeutung auf ein solches Leben, Vorbereitung zu demselben und gleichsam Prophezeihung desselben, nie dieses höhere Leben selbst, dessen Charakter Unvergänglichkeit ist. Wo ist das Genie zur Skulptur der Alten? wo ein Phi[illegible]nd Praxiteles? Wo ist das Genie zur Baukunst der Alten, und, in ihrer Art, auch der mittleren Zeit? Die schönen Formen der Tempel des Alterthums, die erhabenen der Kirchen des Mittelalters, sind erfunden und erschöpft. Aus der starren Masse entstoh der Geist der Kunst und ergoß seinen Hauch auf die Flächen der Wände, der Leinwand. Auch diese Blüthe der neuern, in der Malerei wieder erwachten Kunst, ist verwelkt, und ihr Geist zu Grabe gegangen. Nur sein Schatten, wie der Schatten der Skulptur und Baukunst, wandelt noch auf der Erde umher: die Seele hat sich einen andern Körper ge-

wählt; aus dem Reiche des Lichts und der Farben ist sie in das der Luft und der Töne übergegangen. Aber schon beginnen diese zu verklingen und deuten ihr nahes Verschwinden an. Wie Raphael und Angelo auf dem Gipfel ihrer Kunst, so scheinen Mozart und Bethoven auf den der übrigen gestiegen zu seyn. Nur Eine Kunst ist es, welche, früher als die übrigen gebohren, mit ihnen durch alle Verwandlungen fortlebend, sie begleitend, beseelend, auch sie alle überleben zu wollen scheint: die Poesie. Und gleichwohl, welche Verwandlungen hat auch sie erfahren! Ein Homer, ein Pindar, ein Sophokles lebt nicht wieder auf; ein Ossian, ein Tasso, ein Shakespear ersteht nicht wieder. Die andern Nationen haben keine Dichter mehr; in den engen Kreis der Deutschen ist die Seele der Dichtkunst zurückgetreten. Aber ist es ein gutes Zeichen, wenn die Seele eines großen Körpers, des Menschengeschlechts, allmählich die übrigen Glieder verläßt, um in einem einsamen Mittelpunkte zu hausen? Wir wollen es uns nicht verbergen: auch die Poesie, in allen ihren Arten erfunden, und vielleicht auch nun erschöpft, scheint von der Trauer über den Tod ihrer übrigen

Geſchwiſter tief erſchüttert zu ſeyn, und, zum Theil mit ihnen belebt, wie ſie ſelbſt dieſelben belebte, an ihrer einſamen Exiſtenz kein rechtes Wohlgefallen mehr zu finden. Wie? wenn das Schickſal der übrigen auch das ihrige wäre? Es ſcheint, als hätte ſich der Geiſt der Kunſt im Laufe der Zeiten, wie die Natur ſelbſt, von außen, von dem rohen Stoffe herauf immer mehr in das Innere, in das Reich der bloßen Form und des reinen Geiſtes hinauf und hinein gebildet, als wäre, wie bei Völkern, wie bei dem Bau lebendiger Organismen, das früher Herrſchende ſpäterhin zum Dienenden beſtimmt. In grauer Vorzeit genügte es dem Künſtlergeiſte, den Göttern Tempel errichtet zu haben, in deren Formen er ſich liebend beſchauete. Bald wurden die Tempel nur die Schalen für den edleren Kern der Göttergeſtalten ſelbſt. Späterhin dienten die Tempel zum Schutz, die Bildſäulen zur Zelle der glühenden Mahlerträume, an den Wänden, an der Leinwand verſichtbart. Aber es kam auch die Zeit, wo Tempel, Statuen und Gemählde dienend den Geiſt des Hörers ſammelten und bereiteten, den Strom der Harmonien aus dem Reiche der Muſik aufzufaſſen,

und von ihm im Innerſten ſeines Gemüths erſchüttert zu werden. Aber die Seele der Töne war und wurde der Hymnus. Sollte nicht auch dieſer zuletzt der Rede im Geiſt und in der Wahrheit, nicht weichen, aber dienen? Noch zeigen ſich nur einzelne Spuren davon in unſerer heiligen Redekunſt; aber einzelne Erſcheinungen deuten darauf hin, daß dieſe endlich ihrer Kindheit entwachſen und glorreich über den übrigen, als die innerlichſte und höchſte der Künſte ſchweben wird. Als die höchſte? Die höchſte Kunſt iſt die des Lebens ſelbſt in ſeiner Vollendung, nicht in der äußern Darſtellung und in dem Schein des Lebens, welchen unſere Schauſpieler, künſtlich genug, erheucheln: denn auch die Schauſpielkunſt hat ſich zu einer temporären Herrſchaft über die übrigen Künſte emporgeſchwungen, und zwingt ſie alle ihr zu dienen; aber der Schein iſt nicht die Wahrheit, und die Gewalt über den äußern Menſchen iſt nicht die höchſte Gewalt, welche der Menſch erringen ſoll, ſondern die über den innern, die Bändigung deſſelben unter das Geſetz der Freiheit, und die Bildung deſſelben zur heiligen Geſtalt, zum göttlichen Leben. Iſt dieß nicht Täuſchung — und iſt nicht

das Leben sein eigener Zweck? — so ist auch das Räthsel aller Kunst-Erscheinung gelöst, und alle Kunst erscheint als Hebel für den Geist, als Fördererin seiner Entbindung vom äußern Stoffe zur innern Form, als Wegweiserin auf seinem Pfade von der Erde zum Himmel, wiewohl nicht als nächste, unmittelbare, belehrteste und belebrendste Wegweiserin: denn dieses ist allein die Religion. Demnach — und wir kehren hier zurück, wovon wir ausgingen — haftet Unvergänglichkeit und höchstes Wesen nicht an der Kunst, die übrigens, was schlüßlich nicht übergangen werden darf, da sie den Händen der Menschen anvertraut ist, auch die Unvollkommenheit, ja Gebrechlichkeit derselben theilt. „Auch der gute Homer schlaft zuweilen.“ Aber nun die Wissenschaft, ist es auch mit ihr so beschaffen? und erfährt nicht der Mensch durch die Wissenschaft das Höchste, was in ihm zum Bewußtseyn gelangen kann? ist demnach auch sie etwas Endliches, Vergängliches? und sind demnach auch ihre Heroen, wie die der Kunst, nur Diener des Irdischen? Sie sind es, so stolze Siegel auch die Wissenschaft auf ihre Dokumente drücken mag. Die höchsten Erscheinungen der Wissenschaft sind

Mathematik und Philosophie. Die erste, in ihrer unumstößlichen Gewißheit, bekennt gleichwohl durch ihr Geschäft, die Grenzen des Raums und der Zeit zum Bewußtseyn zu bringen, daß gerade sie es ganz eigentlich und streng mit der Endlichkeit zu thun hat, und daß es ihre eigenste Angelegenheit ist, diese Endlichkeit zur höchsten Klarheit zu läutern. Sie genieße demnach ihren Ruhm in ihrem Gebiet, aber sie wage sich nicht in das der Unvergänglichkeit hinaus. Dieses scheint der Philosophie vorbehalten zu seyn. Aber es scheint blos so. Der Philosoph, auch wenn er sein Werk geendet hätte, — was ihm bis jetzt noch nicht gelungen ist — kann doch nichts mehr thun, als die endlichen Formen des Geistes und seine endlichen Betrachtungsweisen aufstellen; er arbeitet also, stelle er sich auch wie er wolle, im Irdischen für das Irdische. Dieß klingt hart, spricht aber doch nur die Wahrheit aus. Denn was giebt uns der Philosoph? Giebt er uns die Wahrheit? Er muß sie selbst auf Treue und Glauben annehmen! Lehrt er uns Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft übersehen? Die erste nicht ohne Geschichte; und wie mangelhaft! die zweite nicht ohne

das Leben; und wie beschränkt! Von der dritten weiß die Philosophie gar nichts, als Träume, Möglichkeiten, Ahndungen. Und wer kann auf diese etwas geben? „Nun aber die Lebensweisheit lehrt sie doch!" Wie aber? ohne Erfahrung? und ohne Beziehung auf künftige Erfahrung im irdischen Leben? Denn zu diesem Behufe lehrt sie ja doch! Und was lehrt sie? „Genieße und Entbehre!" Hiezu bedarf es aber keiner Philosophie. Aber vielleicht sichert sie uns doch ein künftiges Leben. Dann müßte sie uns einen Gott zusichern; und keine Philosophie hat dieß noch gethan, kann es auch nicht: denn alle Philosophie muß in Formen und Formeln sprechen, die uns nur etwas Beschränktes, aber nicht das Unbeschränkte, Unbedingte, Höchste darreichen, was wir in der Gottheit suchen. „Man rechnet also das geniale Schauen und Begreifen eines Plato, eines Aristoteles für nichts?" Für Alles, was nur immer das irdische Leben aus Irdischem für Irdisches erzeugen kann, für die feinste Entwickelung des sich selbst überlassenen Menschengeistes, der aber darum, weil er sich selbst überlassen ist, dem Gesetz der Schwere anheimfällt, d. h. seine eigene

Haltung hat. Was lehrt uns denn Plato? was beweiset er uns unwiderſtehlich? was verbürgt er uns? Den Umfang und die Grenzen der menſchlichen Phantaſie! und Ariſtoteles? den Umfang und die Grenzen des menſchlichen Verſtandes! Aber beide, Phantaſie und Verſtand gehen eben nicht über das Endliche hinaus. Aber ſind wir heutzutage nicht noch weiter gekommen? haben wir nicht einen Spinoza, einen Leibniz, einen Kant, einen Fichte, einen Schelling, einen J. J. Wagner? welcher letztere ſogar die Philoſophie, was noch keinem ſeiner Vorgänger gelungen war, in reine Mathematik ausprägen, und ſo der Mathematik erſt ihre volle Bedeutung, ihre wahre Geſtalt, ihre rechte Stelle zuſichern, den Philoſophen aber in den Stand ſetzen will, die Welt klar und ungetrübt anzuſchauen und alle Räthſel der Erſcheinungswelt zu löſen. Und gelänge ihm dieß: ſo würde er uns doch nur durch eine Kette von Endlichkeiten führen und den Anfang und das Ende aller Endlichkeit unberührt liegen laſſen, gleich ſeinen Vorgängern, die uns auch das Ewige, das Unvergängliche nicht reichen konnten, auſer wiefern ſie davon ſprachen, als von Etwas, Ihnen nicht Erfundenem, ſondern

Ueberlieferten. In summa: Die Philosophen mögen sagen, was sie wollen: sie führen das Schauspiel des Thurmbaues zu Babel täglich von neuem auf. Und gleichwohl ist ihr Aufflug der höchste, dessen die sogenannte Wissenschaft fähig ist. Aber der alte heilige Mann hatte Recht, welcher sagte: „Unser Wissen ist Stückwerk;" und welcher allem diesen Wissen einmal, wie allem menschlichen Thun, ein Ende prophezeihete. Wie aber die Kunst des Menschen Höchstes fordert, nur nicht unmittelbar und auf geradem Wege: so auch die Wissenschaft aller Art: denn sie schließt den Geist auf, übt ihn, sich für das Licht zu entfalten, und, indem sie ihn, wenn sie anders richtig erfaßt wird, die irdischen Dinge und ihre Verhältnisse behandeln und beherrschen lehrt, macht sie ihn in so weit frei, daß er mit klarer Besonnenheit sein höchstes Ziel verfolgen kann, das Ziel, zu welchem keine Kunst und Wissenschaft führt, weil es kein endliches ist, und welches nie in den Sinn eines Staats-, oder Kunst-, oder Wissens-Helden kam, sondern den Menschen allein durch die eigentlichen Heroen der Menschheit in hoher Einfalt offenbart worden ist. Man wird hierbei sagen:

hat Plato nicht das Ewige verkündet? nicht Socrates im Ewigen gelebt? Wir erwiedern aber: diese beiden Heroen ihrer Zeit und ihres Volks und ihrer Art können nur von Demjenigen recht gewürdiget werden, welcher das Wesen des Ewigen, angeleitet durch des Erlösers Lehre und Leben, in sich zu erzeugen bemüht war. Das Wesen des Ewigen ist Heiligkeit, in einem Sinne, in welchem Plato nicht gelehrt, Socrates nicht gelebt hat. Wo steht in Plato's Schriften: „Gott ist die Liebe"? Vermochte Socrates zu segnen die, welche ihm fluchen? Nein! „liebt die Freunde, — sprach er, — haßt die Feinde!" Sein Vaterland war ihm Athen; die höchste Bürgertugend: höchste Tugend. Er starb; doch hätte er gern gelebt, nur nicht in Schande. Dieß war es, was ihn und Andere vor und nach ihm den Tod statt längern Lebens wählen hieß. Schande war dem Griechen das höchste Unglück, der höchste Schmerz. Socrates gab demnach sein Leben für die Endlichkeit hin, nicht für die ewige Idee, da seine Philosophie im Nicht-Wissen bestand. Hatte er den Glauben? hing er an Gott? Er war und blieb ein isolirter, selbstständiger, in seiner Selbstständigkeit freier

Mensch: er kannte demnach das Leben im Ewigen nicht, welches in der Hingabe des eigenen Lebens und Willens an den höchsten und heiligsten Willen besteht. Er war ein Weiser, so weit der in der Endlichkeit für die Endlichkeit lebende Mensch es seyn kann; wie Plato ein Seher war, dessen Ideen darum das Gepräge der Endlichkeit an sich tragen, weil sie nicht vom Heiligen erfüllt sind. Wäre Plato, wäre Socrates ein Heros der Menschheit gewesen, so mußten ihre Lehren die ganze Menschheit umfassen, in der ganzen Menschheit ausgebreitet seyn, oder wenigstens zu allgemeiner Ausbreitung hinstreben: allein weder die praktische Philosophie des Socrates, noch die theoretische des Plato sind dazu geeignet. Sie erfüllten ihre Zeit, sie strahlten in die Ferne; aber diese Strahlen, so sehr man sich auch heute noch bemühe, ihr Licht zusammen zu fassen, sie verlieren ihre Kraft immer mehr, je weiter die Zeiten vorrücken und das Alterthum sich entfernt: dahingegen das Licht, welches von Christo ausging, von Tage zu Tage den Erdkreis mehr erleuchtet. Die heutigen Philosophen selbst schöpfen aus diesem Lichtquell. Woher nahm Kant sein Sittenge-

sez, und Fichte die ewige Vernunft? Macht nicht in der Anweisung des Lehern zum seligen Leben das Evangelium selbst den Schlußstein? Ja, dieses ist es, was uns in ewigen Denkmahlen die Blüthe der Heroen der Menschheit aufstellt, welche in den Helden des alten Bundes noch wie in der Knospe verschlossen lag. Hier nimmt die Welt, hier nimmt das Leben eine andere Gestalt an. Das irdische Daseyn verschwindet in Nichts vor dem Blick, vor dem Handeln dieser göttlich-großen Menschen, dieser Apostel. Alle Erden-Sorge und Furcht, alle irdische Begierde und Lust treten sie mit Füßen, nicht weil ihnen das Leben ertödtet, sondern weil ihnen ein neues, höheres, ewiges Leben aufgegangen ist. Sie durchschauen die Schranken der menschlichen Kunst und des menschlichen Wissens, und aller menschlichen Mühe und Arbeit. Sie wissen, daß alle Dinge nichts sind, und daß Gott Alles in Allem ist; ihr Leben ist eine fortwährende Heiligung und ein fortwährendes Athmen im Heiligen. Sie sind Virtuosen des Lebens und der Liebe, die nicht begehrt, nicht nimmt, die nur giebt und opfert, auch das Leben, damit Allen geholfen werde, damit Alle zur Seligkeit

eingeben. Wer thut wohl etwas für Andere, daß er nicht auch sich selbst bedenke? Sie aber denken nicht an sich, sondern nur an die Andern; sich selbst vergessen sie, sich selbst betrachten sie nur als Durchgangspunkte des göttlichen Strahls, als Werkzeuge der göttlichen, rettenden, helfenden, überschwenglich beseligenden Huld. So stehen sie da als Muster für alle Zeiten, als lebendige Kunstwerke voll göttlicher Schönheit, als Virtuosen in der höchsten Kunst, in der Kunst des Lebens im Geist und in der Wahrheit, des Lebens im Licht und in der Liebe. Kein Mund eines der Endlichkeit noch nicht entwundenen Sterblichen konnte sagen, was der heilige Mund des über der Welt stehenden, göttlich-erhabenen Heiden-Bekehrers Paulus sprach, der sich selbst für den größten Sünder erkannte: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engel-Zungen redete, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich ein tönend Erz, oder eine klingende Schelle. — Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungebehrdig, sie suchet nicht das ihre, sie lässet sich nicht erbittern, sie verträget alles, sie hoffet al-

les, sie duldet alles.“ So spricht, so sprach nie eine Philosophie; bis dahin reichen keine Prinzipien menschlicher Weisheit. Solcher Kraft, solcher Selbstverläugnung war nie ein menschlicher Held, ein Mann des Volks und der Zeit, fähig; eine übermenschliche Größe herrscht in dieser Gesinnung, welche die Gesinnung aller Apostel, und nicht blos ihre Gesinnung, sondern ihre That, ihr Leben war. Darum steht ihr einfältigen Fischer und verachteten Zöllner, darum stehst du, Paulus, der du dich den geringsten unter den hohen Aposteln, der du dich eine unreife Geburt nennst, so einzig groß und hervorragend da, über alle die Millionen, welche seit nun fast zweitausend Jahren auf dich, auf einen Petrus, auf einen Johannes, auf die ganze kleine heilige Schaar zurück und hinauf blicken; und immer größer, immer höher erscheint ihr, in immer herrlicheren Glanze, in immer geläuterterer Schönheit, je mehr sich die Zeit von ihren Schlacken reiniget, je klarer, je reiner es in uns selbst wird, je mehr wir euch verstehen und euer erhabenes Wesen zwar nicht begreifen, aber doch ahnden können.

Warum ist aber hier unter den Heroen der Menschheit nicht der Meister genannt worden, der seinen

Jünaern die Füße wusch? weil er nicht unter die Sterne gehört, die in der Nacht leuchten, sondern weil er die Sonne ist, die den Tag gebracht hat. Er ist kein Starker in Vergleich mit den Schwachen, kein Weiser in Vergleich mit Unwissenden: sondern er steht einzig und ohne seines gleichen da; er ist die reine, fleckenlose moralische Kraft und Freyheit selbst; die Erscheinung des Lichts in der Finsterniß. In ihm sammeln sich alle Strahlen der Menschheit. Diese Höhe allgemeinen Vernunftlebens, reiner Humanität, oder vielmehr reiner Göttlichkeit, wurde früherhin von der Welt nicht gefunden, zu seiner Zeit nicht begriffen, und späterhin bis jetzt, nur in schwachen Versuchen nachgeahmt. Er ist das Ideal menschlicher Virtuosität. Das reine Leben im göttlichen Wesen, das leichte Hinweggleiten über alle sinnlichen Anstöße, ohne sie zu berühren, ohne von ihnen verunreinigt zu werden, die Gewalt alles tragender, alles umfassender, alles beglückender Liebe, einer Liebe, deren Größe wir noch gar nicht begreifen, die ihr Leben nicht für das Glück Einzelner, sondern für die Beseligung der Menschheit opferte; dieß alles sehen wir in ihm lebendig, nicht blos in Wort und Leh-

te, sondern in der That ausgesprochen. Große Menschen sind für ihre Freunde, ihre Mitbürger, für ihr Vaterland gestorben: er starb für die Welt; eine Idee, so kühn, so groß, so göttlich, daß sie vorher noch nie in eines Menschen Sinn gekommen war, und nun in keines Menschen Sinn wieder kommen kann. Doch hier nichts von seinem Zweck, seinem Leben, seinen Lehren, seine Zusammenstellung von Thatsachen, die seine Erhabenheit, seine Kraft, seine Reinheit beurkunden könnten. Nur einen Zug seines Wesens, der seine, keinen Vergleich duldende, moralische Höhe und die göttliche Freiheit seiner Seele psychologisch charakterisirt. Der Ausspruch, der so Vielen ein Aergerniß, ja eine Thorheit ist, wiewohl er das kräftigste Siegel der höchsten Weisheit bleibt: „liebet eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch hassen, bittet für die, so Euch beleidigen und verfolgen," ist zuerst aus seinem Munde gekommen. Kein Mensch in der Welt, unter allen Völkern, vor und zu seiner Zeit, hatte auch nur in leiser Ahndung einen solchen Zug moralischer Größe empfunden und ausgesprochen. Die Freunde lieben, die Feinde hassen, war das Gesetz der

Welt und ist es noch. Nur die zum klaren Bewußtseyn erwachte Vernunft kann so sprechen und spricht so, wie dieser Einzige unter den Menschen sprach. Ohne ein solches Handeln ist keine allgemeine Humanität, keine allgemeine Verbrüderung der Menschen denkbar. Und sein ganzes Leben war ein solches Handeln. Das größte Wort, was je ein menschlicher Mund ausgesprochen hat, sprach er noch, ans Kreuz geheftet, aus:

„Vater, vergieb ihnen; sie wissen nicht was sie thun.“ Und diese Erhabenheit über Alles, was jemals Menschen erdachten und erstrebten, ist der Grund, warum ich diese in ihrer Art einzige Welterscheinung, die ich mich scheue mit dem Namen beseelter und schülerhafter Wesen zu benennen, nicht in die Reihe derer aufgenommen habe, welche, aber nur in Beziehung auf Schwächere, Heroen und wardige Ringer nach der Lebensvirtuosität genannt werden können. Die reine und volle Lebensvirtuosität hat nur dieser Eine besessen. Er ist und bleibt das Ideal der Menschheit.

Wie die Mahler in ihren Schulen diesen und jenen als wackern Meister nennen, doch vor allen, ungeachtet seiner Mängel, den Raphael als das Muster

aller Vortrefflichkeit anerkennen, ja faſt göttlich verehren: ſo ſteht auch unter den groſſen moraliſchen Naturen Jeſus von Nazareth über alle erhaben da, um ſo mehr, da er in ſeiner Sphäre, was der irdiſche Künſtler in der ſeinigen nicht war, ganz fleckenlos iſt. Und eben ſo, wie eine geraume Zeit verging, ehe ſich die Künſtler vom falſchen Geſchmack in der Malerei abwendeten, der ſie gezwungen hatte, dem minder Vortrefflichen zu huldigen, wie es lange dauerte ehe ihnen der Sinn für die göttliche Einfalt und Harmonie des hohen Genius in Raphael aufging: ſo wird es auch vielleicht noch lange dauern, ehe der Genius der Menſchheit allgemein als ſolcher anerkannt werden wird. Ueberhaupt aber, wie zum Verſtändniß der Kunſtwerke ausgebildeter Kunſtſinn gehört, der ſich nur durch ſtrenges Studium der Muſter, ja durch eigene wackere Uebung, entwickelt und vollendet: ſo können auch die Erſcheinungen der moraliſchen Welt nur von dem begriffen werden, der in ſich den Sinn für dieſe Erſcheinungen und ihre Würdigung, d. h. die Vernunft ſelbſt, ausgebildet und ſich nach Kräften im vernünftigen Handeln geübt hat.

VIII.

Ueber Ausartung und Gebrechen der Menschheit.

Bei einem Erderzeugniß, wie das Menschengeschlecht ist, das sich so eben dem Reiche der Thierheit entwindet, ja das mit den Thieren und Pflanzen nicht blos eine gemeinsame Mutter, die Erde, hat, sondern auch mit ihnen gemeinschaftlich an den Brüsten dieser Mutter saugt, sich von ihren Lebenssäften nährt, und durch den Zwang der Bedürfnisse und Triebe mit allen Sinnen an das nährende, versorgende, schützende Mutterherz gebannt ist, bei einem solchen Geschlechte der Lebendigen ist es auf den ersten Anblick zu verwundern,

ja erstaunenswerth, daß es solche hervorragende, selbstständige Individuen aufzuweisen hat, wie wir deren eben einige, unter dem Namen der Heroen, aufgeführt und dargestellt haben. Wo die Kraft unaufhörlich mit dem Bedürfniß ringt, wo dieses, auch für Augenblicke überwunden, dennoch immer mit neuen Anforderungen nicht blos, sondern auch mit allen Zauberkünsten des Reizes wiederkehrt, der ein sinnliches Geschlecht zu den Gegenständen der Sinne hinzieht, da ist nichts natürlicher, ja nothwendiger, als daß eine Verbindung unterhalten und immer fester geknüpft wird, wie die der Erde und ihrer Kinder, der Menschen, ist. Das Bedürfniß der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung, der Sicherheit, der Ruhe und Behaglichkeit, der geselligen Freude, das Bedürfniß der Geschlechter endlich und der aus seiner Befriedigung hervorgehenden Sorge für die Erhaltung und das Gedeihen der Erzeugten, alles dieß erhält unter den Menschen die innigste Beziehung auf das Mutterland, das sie bewohnen, und hält ihren Blick wie ihre Thätigkeit und ihren Genuß auf der Erde fest. Der kurze Tag des Lebens, scheint es, reicht kaum hin, sich auf der Erde

gehörig einzurichten, geschweige daß er noch Raum und Muße geben sollte, an etwas anders als indische Subsistenz, indisches Wohlbefinden zu denken. Dazu kommt, daß alle die erwähnten Bedürfnisse, daß alle Triebe und Bestrebungen, sie zu befriedigen, tief in der menschlichen Natur und Anlage begründet sind, und daß die Erde selbst durch tausend milde Gaben ihre Schooßkinder zu dieser Befriedigung einladet. Wie kann man also von Ausartung und von Gebrechen der Menschheit reden? Es müßte denn das eine Ausartung seyn, wenn Menschen jemals vergäßen ihrer Naturbestimmung, der Erhaltung und Erheiterung des Daseyns nachzuleben, und das ein Gebrechen, daß es ihnen so oft an Mitteln hierzu fehlt. Es sollte dieß, scheint es, eher ein Gegenstand des Bedauerns, als des Vorwurfs seyn, den man hiermit dem Menschengeschlechte macht. Das Thier hat seine Instinkte, seine Kunstliebe, seine Bekleidung, seine Waffen, seine Unempfindlichkeit gegen so viele störende und schädliche Einflüsse der äußern Natur, endlich seine bloß einfachen und beschränkten, leicht zu befriedigenden Bedürfnisse. Dem Menschen wurden alle diese Gaben und Wohlthaten

versagt. Nackt und bloß, ohne Instinkt, ohne Kenntnisse und Fertigkeiten, ohne Schutz und Waffen, empfindlich gegen alle, und verletzbar von allen äußeren Einwirkungen einer rauhen, einer feindseligen Natur, und nur an mannigfaltigen Bedürfnissen reich, kommt er auf die Welt. Er betritt die Welt als ein höchst ungebildetes, höchst gebrechliches Wesen. Wie ist hier an Ausartungen, an Gebrechen zu denken, die ihm selbst zu Schulden kämen, ihm selbst angerechnet werden könnten? So erscheint uns der Mensch, wenn wir ihn von dem Standpunkte seines Ursprungs und seiner nächsten Beziehungen betrachten. Wenden wir aber den Blick, und betrachten die Geschichte seiner Entwickelung, seiner Ausbreitung auf der Erde, seiner Obergewalt, die er allmählich über den Boden, der ihn trägt, die Elemente, die ihn umgeben, die Produkte und Kräfte der leblosen und lebendigen Natur erhalten hat, betrachten wir das Werk seines Verstandes in der Gründung und Einrichtung von Familienverbindungen und Staaten, in der Erfindung von Künsten und Wissenschaften, in der Sicherstellung, Bequemlichkeit, Erweiterung und Erheiterung seines Daseyns und

Lebens, betrachten wir die immer höher steigende Entwickelung seiner Anlagen und Fertigkeiten, das köstliche Geschenk seiner Willkühr, seiner Phantasie und seiner Vernunft: in welcher letztern wir die eigenthümliche Norm der Menschheit und die Form anerkannt haben, zu welcher sich die Menschheit bilden soll: so kommen wir wohl auf den Gedanken, wenn wir den Einzelnen, in seiner Denkweise, seinem Charakter, seinen Bestrebungen schief gerichtet, wenn wir ihn, im Mißbrauch seiner Kräfte überspannt, stolz und übermüthig, hart und grausam, ohne Theilnahme und Mitgefühl, nach Ehre und Glücksgütern jagend, im Genusse schwelgend erblicken, oder wenn wir ihn schwach und dürftig, verkümmert und verkrüppelt, körperlich und geistig abgespannt und zerrüttet, in Schmerz und Elend, in Kummer und Verzweiflung sein Daseyn verweinen und verwünschen sehen; oder wenn wir gar bemerken, daß ganze Völker von einem verkehrten Streben ergriffen sind, den Gesetzen und Sitten Hohn sprechen, nur ihre Alleinexistenz, Macht und Ausdehnung bezwecken: endlich wenn wir Andere zu Boden gedrückt und im Staube liegen sehen: so drängt sich die Vermuthung auf,

daß dieß doch nicht so ganz ohne eigene Schuld abgehen, daß hier wohl selbstverschuldete Ausartung, selbstverschuldete Gebrechen zum Grunde liegen mögen. Blicken wir noch tiefer auf die organische Natur und Einrichtung, auf die Erziehung und Leitung des Menschen, auf den Drang eines höhern Strebens und den Zwang eines höhern Gesetzes; sehen wir, wie die Natur ihn nur darum so stiefmütterlich auszustatten schien, damit er, durch äußere Reize gestachelt, innere, die Natur überwiegende, Kräfte nur desto lebendiger und freier entwickeln möchte; sehen wir, wie er durch die bedeutungsvolle Sprache der Natur, die in allem Lebendigen zu ihm redet, und durch seine eigenen Triebe und Sinne zur Nachahmung, zur Erfindung, zum Wechselverkehr, zur Mittheilung, und so zur Vervollkommnung seines ganzen Wesens angeführt und geleitet wird; sehen wir endlich, wie ihn ein unbezwinglicher Trieb über die Grenzen des beschränkten Daseyns hinaus in ein unbeschränktes zieht, wie, durch diesen Trieb hervorgelockt, ein inneres Gesetz, das Gesetz der Vernunft, ihm dieses unbeschränkte Daseyn nur durch das Handeln nach diesem Gesetz, durch Eintreten in das

Reich der Freiheit und Selbstständigkeit sichert; ja sehen wir zuletzt, wie er bei aller ihm einwohnenden Willkühr, doch nichts weniger als sich selbst überlassen ist, sondern theils durch das, was wir Schicksal und Zufall nennen, theils durch höhere, an seine Vernunft unmittelbar gerichtete Belehrung, deren Ursprung sich in der Region des Wunderbaren verliehrt, jeden Augenblick gemahnt wird, zur Besinnung zu kommen, zum klaren Bewußtseyn sich selbst und seiner höhern Bestimmung zu erwachen; sehen wir, wie ihn das Leben nach dieser Richtung und in diesem Sinne allein vollkommen befriedigt und glücklich macht, alles entgegengesetzte, der höheren Bestimmung widerstrebende Leben aber ihn nie zur Ruhe kommen läßt, unaufhörlichen Zwiespalt in ihm erregt und ihn auf allen Seiten ins Elend führt: bemerken, betrachten, erwägen wir alles dieses aufmerksam und mit ungeblendetem Auge: so leidet es keinen Zweifel, jedes Zurückbleiben in der Bildung, jedes Zurückschreiten in der Entwickelung, jede Abweichung von der so fest und sicher vorgezeichneten Bahn ist eine Ausartung des Menschen und zeugt von einem innern, nicht in seiner Natur und

Bestimmung liegenden, Gebrechen. Freilich, da, wo die Natur zu karg mit ihren Kindern, den Menschen, verfahren zu seyn scheint, wo ein dürftiger, vom Frost verschlossener oder von der Hitze versengter und ausgedörrter Boden ihnen nur ein kümmerliches Daseyn gewährt, an den Polen der Erde, wo die Kälte, in den heißen Zonen, wo die brennende Sonne die Entwickelung organischer Naturen beschränkt und zurückhält, hier wäre es thöricht, von Ausartung, von Gebrechen zu reden, deren Last auf die Schultern der Unglücklichen selbst zurückfiele. Doch nicht einmal unglücklich sind diese kümmerlich ausgestatteten Wesen, die wir auch Brüder heißen, zu nennen. Ihnen ist ein Maß von Kräften zugemessen, wie es ihre Bedürfnisse erheischen, und ihre Gefühle und Triebe gehen nicht über ihre Bedürfnisse hinaus. Sie sind demnach keiner Ausartung, keiner Gebrechen zu beschuldigen, weil sie sind, was sie an Ort und Stelle seyn können. Daß sie überhaupt sich nicht höher erhoben haben, und wenigstens zur Zeit noch erheben können, als zu der Stufe, auf welcher der Beobachter sie findet, ist, wie Herder dieß trefflich auseinander setzt, der, die Abstufungen und Uebergänge in allen

ihren Erzeugniſſen liebenden, Bildnerkraft der Natur, oder vielmehr der weiſe ordnenden Welt-Intelligenz zuzuſchreiben, die nicht blos üppige Fruchtbäume ſchafft, ſondern auch dürftiges Moos hervorzubringen nicht verſchmäht und es am beſten weiß, wozu die Mannigfaltigkeit der Kräfte zu brauchen iſt, die ſie in ihrer Werkſtätte verarbeitet. Nicht anders iſt es mit den zwar beſſer geſtellten und begabten, aber noch rohen Völkern beſchaffen, die durch frühe Iſolation und durch große Entfernung von der übrigen bewohnten Erde an dem lebendigen Kreislaufe der Cultur keinen Antheil hatten und haben. Ein großer Theil der Bewohner der neuen Welt und ihrer Inſeln, die Bewohner des innern Afrika, ja einige Völkerſchaften Europa's und Aſiens, die zum großen Theil ſehr heitere und fruchtbare Erdſtriche inne haben, ſind, bei allen Anlagen zur Cultur, gleichſam noch im Zuſtande der Kindheit, in Wiſſenſchaften, Künſten, bürgerlichen und Staatsverhältniſſen. Und ſo theilen ſie denn auch nicht die Ausartung und die Gebrechen, welche wir an allen cultivirten Völkern alter und neuer Zeit und an der großen Maſſe ihrer Individuen gewahr werden, ſobald wir auch nur einen

flüchtigen Ueberblick auf ihr Thun und Treiben werfen. Diese Ausartung, diese Gebrechen, zuerst der Völker und Staaten, dann auch der einzelnen Individuen, haben wir jetzt aufzusuchen und nachzuweisen. Jede Ausartung von der bestimmungsgemäßen Richtung und Form, ist durch und in sich selbst ein Gebrechen. Wenn wir Verträglichkeit und Theilnahme, Aufrichtigkeit und Vertrauen, Kampf gegen alles Niedrige und Gemeine, und Ringen nach innerer Freiheit und Selbstständigkeit für charakteristische Zeichen der sich entwickelnden Humanität und für die der Menschheit im Ganzen und Einzeln angewiesene Form annehmen müssen: so ist Habsucht und Streit, Betrug, Mißtrauen und Treulosigkeit, Verweichlichung und sklavischer Dienst der Sinne, frevelhafte Hingabe der Willkühr an die ausschweifendsten Begierden und Leidenschaften, offenbar eine Ausartung und ein Gebrechen desjenigen Theils der Menschheit, den wir, vermöge seiner Anlagen und seiner schon frühzeitig entwickelten, im Laufe der Zeit immer fortschreitenden Cultur, vor den Richterstuhl der Humanität zu fordern berechtigt sind. Wir täuschen uns furchterlich, wenn wir jene charakteristischen Zeichen

der Humanität, ungeachtet aller Anleitung, aller Einrichtungen dazu, die auch dem rohesten Volke nicht ganz fehlen, in der Geschichte cultivirter Völker und Staaten anzutreffen hoffen; nur ihr Gegentheil drängt sich überall, in häßlicher Gestalt, dem Blicke des Beobachters entgegen. Alle Stimmen sind hierüber einig, und daher auch das große Mißtrauen gegen die Wahrscheinlichkeit einer allgemeinen Heraufbildung des Menschengeschlechts zur wahren Humanität, ja gegen eine Erziehung desselben zu dieser herrlichen und erhabenen Bestimmung, ungeachtet der hiezu getroffenen Anstalten der innern Staatseinrichtungen selbst, der Gesetze und Strafen, der Erziehungs- und Bildungs-Mittel aller Art. Wo finden wir in der Geschichte der Völker und Staaten Spuren von Verträglichkeit und Theilnahme, von Aufrichtigkeit und Vertrauen, von Kampf gegen die niedrige Sinnlichkeit, und von Ringen nach moralischer Freiheit und Selbstständigkeit? Nirgends; wie die Geschichte auf jedem ihrer Blätter beweiset; aber überall nicht blos Spuren, sondern die lebendigsten Abdrücke von Habsucht und Feindseligkeit, Betrug, Mißtrauen, Treulosigkeit, Verweichlichung,

ſchnöder Hingabe an die zügelloſeſten Begierden, ſo daß man in den Völkermaſſen vielmehr reißende Thiere oder kriechende Gewürme, als ein aufblühendes Geſchlecht von edlen, über die Thierheit erhabenen Weſen, zu erblicken glaubt. Wem dieſes Urtheil zu ſtreng, wem es partheiiſch, oder auch nur einſeitig ſcheint, gegen den rufen wir die Geſchichte ſelbſt als Schiedsrichterin auf. Der Krieg, mit ſeinem Gefolge: der Habſucht, der Raubſucht, der Eroberungsſucht, der Grauſamkeit und Unterdrückung, der Länderverwüſtung, der ſchnellen Zerſtörung alles Herrlichen, was Jahrhunderte mühſam aufgebaut, alles Nützlichen, was ſorgſamer Fleiß der Einzelnen zuſammengeſpart hatte, dieſes verheerende Uebel, deſſen gute Folgen, wie die guten Folgen alles Verderblichen und Verkehrten, nicht auf Rechnung des Menſchengeſchlechts kommen: es erwachte ſchon in den früheſten Zeiten der menſchlichen Cultur, in den älteſten Völkern und Staaten. Aſſyrier, Babylonier, Meder, Perſer bekämpften, unterdrückten, vernichteten ſich wechſelſeitig. Daſſelbe thaten die Griechen bis auf den Welteroberer Alexander. Die Römer gingen aus dieſer Schule als Meiſter hervor,

und werden als ein ewiges Denkmal der Eroberungs-, Raub- und Unterdrückungs-Sucht, der Grausamkeit und der schändlichsten Selbstsucht in der Geschichte stehen. Krieg und Raub und Zerstörung ist das Losungswort des Mittelalters. Und Krieg und Raub und Unterjochung war der Gruß, den die uncultivirten Nationen der alten Welt dem neuentdeckten Amerika zurufen. Krieg, hieß das Pfand brüderlicher Liebe, das sich die Nationen Europa's, Kinder Eines Vaters, Bekenner Einer Religion des Friedens und der Eintracht, gaben. Bürgerkrieg heißt die größte Begebenheit der neuesten Zeit, die fruchtbare Mutter allgemeiner Unterdrückung und Zerstörung. Glaubt man, die Schwerter der Nationen werden nach dem letzten ungeheuren Kampfe für immer in ihren Scheiden ruhen? Die Arme sind nur gelähmt, die Schwerter stumpf geworden vom Mord so vieler Jahre, aber der Durst nach Raub und Blut ist ein Gift, das von dem Besiegten auf den Sieger übergetragen wird. Doch nicht immer. Der Sieger lernt auch die Ruhe kennen, in der Ruhe schwelgen, durch die Schwelgerei versinken in Weichlichkeit, Ueppigkeit und Zügellosigkeit. Auch dieß lehrt

uns die Geschichte von ihrem Beginn bis auf unsere Tage. Ein jeder jener frühen asiatischen Staaten, nachdem er den Gipfel seiner Größe erreicht hatte, sank durch Verweichlichung und Erschlaffung in sich selbst zusammen. Dasselbe Schicksal traf die Griechen, dasselbe die Römer. Die auf das alte Rom gebauten neuen Reiche, wetteifernd mit jenem in Zügellosigkeit und Ausschweifungen aller Art, entgingen dem gleichen Loose nicht; und das Gift des Luxus wüthet in den Eingeweiden der neuern Staaten, die nicht schon, wie Portugal und Spanien und Italien, und vielleicht auch Frankreich, aus einem Uebermaße von Kraft und Reichthum zur Dürftigkeit und Ohnmacht herabgesunken sind. Und wie haben sich, von Anbeginn bis jetzt, die Völker und Staaten in ihrem gegenseitigen Verkehr an Mißtrauen, Täuschung, Betrug und Bundbrüchigkeit wechselseitig zu übertreffen gesucht! Welche Beweise von Treulosigkeit geben uns die ältesten Nachrichten der Ebräer von ihnen selbst und den Völkerschaften, mit denen sie in Berührung kamen! Schon das patriarchalische Zeitalter war eine Zeit des Betrugs. Dieser verfeinerte sich und wuchs mit dem Wachsthum der Zeiten und

Völker. Die Griechen waren eine betrügerische Nation. Die punische Treue ist bekannt, und die römische Treue kann ihr billig zur Seite stehen. Wenn wir die Hierarchie des Mittelalters, als Beleg für die Kunst des Betrugs in jenen Zeiten, nennen: so haben wir genug gesagt. Aber die Politik der neuern Zeit, die sich aus dem Machiavellismus entwickelte, ist die Blüthe dieser Giftpflanze, die ihren Pestdunst über die ganze Erde verbreitet hat. Intrigue hieß der Geist, der noch vor kurzem die Politik des damals mächtigsten Staates beseelte, Selbstsucht ihr Grund, und Vortheil ihr Ziel. Die Franzosen sind würdige Schüler der Italiener, ja sie haben ihre Meister übertroffen, und die Engländer bleiben nicht hinter ihren Gegnern zurück. Nur die Noth lehrt die Pflichten und Rechte der Billigkeit und Humanität erkennen und üben. Darum verleihe es der Genius der Menschheit, daß wir, belehrt von der Noth, diese schöne Erkenntniß und Uebung nie wieder vergessen. Vielleicht bricht nun ein neuer Tag an. Aber, von den jetzigen Verirrungen der Herrscherstaaten Europa's, zu denen die Engländer nicht gehören sollten, abgesehen: wo ist das Volk,

der Staat, alter und neuer Zeit, von dem man sagen könnte, die Richtung seines Strebens sey auf Begründung reiner Humanität ausgegangen? Höchstens brauchte der Staat die Bildung zur Humanität als Mittel zu andern Zwecken. Ein Vernunftstaat ist in der Geschichte, wenn wir unsere neuesten Hoffnungen nicht in Anschlag bringen, noch ein Traum. Nur in den alten und neuen Compendien über den vollkommensten Staat lebt diese Idee, die Staaten selbst aber, wie wir gesehen haben, sind nichts weniger als Abdrucke solcher Ideen. Alle Staaten, wie sie waren und sind (nur die des heiligen Bundes nicht), wollen nicht blos subsistiren, sie wollen sich auch ausbreiten und übermächtig werden. Ihre Sicherheit ist der Vorwand für ihre Frevel. Liegt in jenen Staaten der Grund des Uebels in den Herrschern: so theilen wenigstens diejenigen die Schuld, die ihnen so viel Gewalt über sich einräumten, weil Sklavensinn sie furchtsam, oder die Aussicht auf Gewinn sie zu Werkzeugen der Ungerechtigkeit machte. Wohl gab es unter allen Völkern von einiger Cultur, und zu allen Zeiten, Institute für die Bildung zur Humanität, wohl gab es Gesetze und Einrichtungen, sie zur Sitte und Re-

gel, zur Strenge gegen sich selbst und zur Milde gegen andere, zur Thätigkeit und zur Ausbildung ihrer Kräfte zu führen. Dank sey es den Anlagen der Menschheit, höherer Führung, und dem Treffenden die sich ihr fügten: aber die Leidenschaft siegt über die Vernunft, und die Thorheit über die Weisheit. Und was vom Ganzen gilt, gilt auch vom Einzelnen. Dieß bleibt uns jetzt noch nachzuweisen.

Und hier brauchen wir nicht in die Geschichte zurückzugehen. Das Gemälde unserer Zeit ist das Gemälde aller Zeiten. Alle Zeiten haben über Rohheit oder Verbildung, und Sittenlosigkeit oder Sittenverderbniß der Einzelnen geklagt. Und dieß ist auch, nicht mehr und nicht minder, der Vorwurf unseres, seit geraumer Zeit, sogenannten aufgeklärten Zeitalters. Ich glaube nicht, daß es nothwendig ist zu erinnern, daß hier, eben so wenig als vorhin, Bitterkeit, Vorurtheil oder Uebertreibung, den Pinsel bei meiner Schilderung führt. Ich liebe die Menschen, ich hoffe das Beste von ihnen, denn ich kenne ihre Anlagen, ihre Bestimmung, und habe eine Ahndung von dem Wege, auf dem diese erreicht werden wird. Aber ich bin nicht

verkündet über den gegenwärtigen Standpunkt der Menschheit, und scheue mich nicht ihn anzudeuten.

Die ganze Masse eines jeden Volks zerfällt in drei Klassen. In die höhere, die mittlere und die niedere. Die letztere, die man auch das gemeine Volk nennt, ist ein Gemisch von Arbeitern und Bettlern. Jede Staat ernährt mehr oder weniger Bettler, die entweder gebrechliche Personen oder Vagabonden und Spitzbuben sind. Sie sind die Hefe des Volks, am weitesten in der Cultur zurück, und größtentheils lebendige Bilder der größten Ausartung und der größten Gebrechen. Mangel an aller moralischen, überhaupt menschlichen Ausbildung, thierisches Empfinden, Vorstellen und Wirken ist ihr Charakter. In Staaten, wo die Selbstsucht, die Tyrannei und der Luxus am meisten herrschen, finden wir diese Auswüchse der Menschheit am häufigsten, und sie sind dem Staatskörper so wenig ein Schmuck, als das Ungeziefer den kranken Pflanzen und Thieren. Wenden wir unsern Blick von ihnen ab, und zu den Arbeitern, als dem bessern Theil dieser Klasse. Diese sind entweder Leibeigene oder Freie. Daß es noch Leibeigene giebt, wie in Rußland und in

den ausländischen Besitzungen der handelnden Europäischen Nationen, ist keine Ehre für die Menschheit, und ein großer Beweis von der Uncultur einer großen Menschenmasse auf dem Erdboden. Und diese Uncultur selbst, wie sie ein Gebrechen ist, so bringt sie Ausartung hervor. Die Härte, die Grausamkeit, kurz die Unmenschlichkeit der Despoten erzeugt mehr als thierische Verwilderung in diesen Unglücklichen. Verstocktheit, Stumpfsinn, und der Ausbruch der wildesten Begierden, der niedrigsten Leidenschaften, Verlöschenheit aller Spur eines menschlichen Charakters ist die Frucht dieser Saat. — Glücklicher sind die freien Arbeiter in Staaten, oder könnten es seyn, wenn nicht Rohheit, Beschränktheit, Eigennutz, Trägheit, und eine unglückliche Nachahmung der Laster der höhern Stände sie um das kümmerliche Glück ihres mühevollen Daseyns betrüge. Ich will hier nicht einmal die ungeheure Menge von Dienstboten aller Art und die täglich sich vermehrende Masse des gemeinen Militärs berühren, deren Rohheit, Ausartung und Sittenverderbniß schon längst allgemein anerkannt ist. Man sehe, um nur ein sehr nahes Beyspiel zu geben, unsere Landleute, unsere

Handwerker an. Wenn sie nicht arm sind, und unter dem tiefsten Drucke schwerer bürgerlichen Lasten erliegen, wenn sie sich nicht aus Mißmuth und Verzweiflung durch den Trunk und andere Ausschweifungen zu Grunde richten, wenn sie schon als rechtliche Leute gelten, die etwas vor sich gebracht haben: so sind Brutalität, Eigennutz, Betrug und Uebervortheilung, Streben, es den Höheren gleich zu thun, Hang zum Genusse und zu den Bequemlichkeiten des Lebens, dabei: Mangel an Verträglichkeit, Streit- und Proceß-sucht, überhaupt Mangel an Religiosität, zu welcher doch auch diese Klasse gebildet wird, die Eigenschaften, durch welche sich wenn nicht Alle, doch die Mehrzahl derselben auszeichnet, und welche auf allen Seiten ihre Ausartung, ihre Gebrechen zur Schau legen. Doch genug. Betrachten wir die Klasse des mittlern Standes. Hier wimmelt es von Kaufleuten, Künstlern, Gelehrten, Geschäftsmännern aller Art. Es ist ganz natürlich, daß die Bildung und die Annäherung zur Humanität in dieser Klasse gestiegert und mannigfaltig verbreitet ist. Aber auch hier, wie viele moralische, ästhetische und intellectuelle Auswüchse, die eben so

mannigfaltige Ausartungen und Gebrechen documentiren, welche wir aber hier, nur in einzelnen scharfgezeichneten Zügen bemerklich machen können. Ich erkenne an, und setze voraus: jeder dieser Zweige der Lebensthätigkeit ist nützlich, ja nothwendig für das Ganze, den Zweck der Humanität befördernd, und ehrwürdig, wenn er seiner natürlichen Bestimmung und Richtung folgt, und sich nicht in Einseitigkeiten oder Verkehrtheiten verliehrt. Aber leider sehen wir das letztere, wo wir nur hinblicken. (Es versteht sich, daß hier nicht von solchen Individuen die Rede ist, welche in allen Ständen rühmliche Ausnahmen machen.) Der so weitverbreitete Kaufmannsstand, der gleichsam die Lebensquelle des Länderverkehrs ist, ist die personifizirte Selbstheit und Gewinnsucht. Erwerb und Genuß, Luxus und Ostentation sind die Angeln, um die sich das Leben des Kaufmanns bewegt. Es giebt hier, wie überall, Ausnahmen, aber sie stören die Regel nicht. — Die Künstler, die großen Beförderer der Humanität, verfehlen ihren Zweck, indem sie großentheils einem falschen Geschmack unterliegen, der nichts anders als Ausartung ist. Die Mahler lieben das Oberflächliche oder Klein-

liche, die Muſiker, wiewohl die Muſik jetzt ihren höchſten Gipfel erreicht zu haben ſcheint, ſind nahe daran, von dieſer Höhe wieder herabzuſteigen, indem ſie nicht Alle, aber doch großentheils entweder der Sinnlichkeit fröhnen, oder kalte muſikaliſche Rechnungsexempel für das Weſen und den Triumph der Kunſt halten. Die Dichter ſind in eine unendliche Verworrenheit, daß ich nicht ſage Verworfenheit gerathen. Nicht zu erwähnen, daß die Zahl dieſer Phantaſiebildner durch eine ungeheure Schaar höchſtmittelmäßiger, ja ganz verſchrobener Köpfe übermäßig angewachſen und faſt zur Unzahl geworden iſt, die uns mit einer Fluth ſeichter, ſinnlicher, trockner oder wäßriger, abgeſchmackter Romane und dramatiſcher Dichtungen überſchwemmt hat, die wie eine Peſt auf die Maſſe des Volks gewirkt haben; ſo ſind ſelbſt die ausgezeichnetern unter ihnen von großer Ausartung und großen Gebrechen nicht frei. Was hier geſagt wird, gilt zwar auch von Engländern und Franzoſen, am meiſten aber und namentlich von den Deutſchen, als dermalen der ſchreibſeligſten Nation. Wenn die Quelle aller wahren Poeſie ein reines, lebendiges, von innen Gefühlen angeregtes und begeiſter-

tes Gemüth, der Stoff der Geſtaltung dieſer Gefühle die Phantaſie, und die Form dieſer Geſtaltung die Form des nothwendigen menſchlichen Denkens überhaupt, ſeyn muß: ſo wird ein Werk der Poeſie um ſo vollendeter ſeyn, ein je reineres und tieferes Gemüth, eine je reichere Phantaſie, eine je geſetzlichere und klarere Verſtandes- oder vielmehr Vernunft-Organiſation ſich darinne abſpiegelt, aber nicht in getrennten Erſcheinungen dieſer einzelnen Elemente, ſondern in innigſter, durchgreifender Vereinigung derſelben. So hat Homer, ſo haben die griechiſchen Tragiker größtentheils, ſo hat Shakeſpear, ſo hat Göthe, und zum Theil auch Schiller gedichtet. Es giebt herrliche Dichternamen der alten und neuen Zeit außer dieſen, aber ſie ſind, wie manche Maler, nicht in allen Theilen der Kunſt gleich groß, und daher nicht als Belege allgemeiner Muſter aufzuſtellen. Aber wo nur ein überwogendes Gefühl, wo nur eine üppige, oder gar blos angeſpannte Phantaſie, wo nur ein kalter Verſtand den Kranz poetiſcher Kunſt erringen will: da ſcheitert das Bemühen, mehr oder weniger durch ſeinen Einfluß verderblich.' Es gab eine Zeit in Deutſchland, wo die bloße Sentimentalität den

Dichter machen ſollte; wir haben die Früchte dieſer Ausartung in den Wirkungen eines Siegwart und aller ähnlichen Produkte geſehen. Jetzt ſteht der Parnaß wieder als zweigipflicher Berg vor den berauſchten Dichtern. Auf dem einen Gipfel thront der Verſtand, auf dem andern die Phantaſie. Die Verſtandes-Dichter erſtarren in gräciſirender Plaſtik, die Phantaſie-Dichter verwehen in ſüdlichen Lüftchen oder verbrauſen in nordlichen Stürmen. Alles höchſt unnatürlich und dem Charakter unſerer Zeit, unſeres Volks, unſerer Verhältniſſe, unſerer Anlagen, ja unſerer Beſtimmung ſelbſt nicht angemeſſen. Alles, was nicht Natur iſt, iſt Verſchrobenheit, iſt Ausartung, und trägt bittere Früchte. Doch ich halte hier an, um nicht über die Grenze allgemeiner Schilderung hinauszugehen.

Die mannigfaltige Ausartung und Gebrechlichkeit der eigentlichen Gelehrten und Geſchäftsmänner beurkundet am beſten den Zuſtand der jetzigen Philoſophie, die ſich einen despotiſchen Einfluß auf die Richtung der Wiſſenſchaften verſchafft hat. Das über ſie zu fällende Urtheil gilt auch für den Gang der übrigen Wiſſenſchaften. Man kann ſagen, Engländer und Franzoſen

haben keine Philosophie des Tages. Sie scheinen hier über längst mit sich im Reinen zu seyn, und solang berühmten Autoritäten und ihrem National-Instinkt der sie zwar nicht weit, aber auch nicht irre führt. Die Wissenschaften gehen bei ihnen ihren Gang für sich in einem geschlossenen empirischen Kreise, und wenn sie überall so wenig ausschweiften, als in diesem Gebiet, so wären sie zu loben. Das südlichste und nördlichste Europa kommt hier noch wenig in Betrachtung. Von den übrigen Erdtheilen kann nicht die Rede seyn. Aber Deutschland ist das Land wissenschaftlicher Revolutionen, und namentlich und zuerst philosophischer. Der Standpunkt der Philosophie bestimmt bei den Deutschen den der Naturwissenschaft Medizin, Jurisprudenz, Theologie, Pädagogik, Politik, Geschichte, kurz, aller Zweige wissenschaftlicher Forschung. Nicht überall, aber darum nicht besser: denn die alten Formen sind auch veraltet; und veraltete Formen taugen nicht. Das Neue hingegen ist ebenfalls nicht das bessere. Die wahre Philosophie ist Studium der Weisheit, der Weisheit, die fürs Leben gilt; und dieß sind alle neuen Philosophieme nicht. Der Geist der Abstraction, der Spitz-

lichkeit, der grenzenlosen Construction hat die Köpfe verwirrt und uns bei den Ausländern den Ruf von Tollheit gegeben. Der strenge Kant hat über die Form das Leben, der scharfe Fichte über den Geist die Natur, und der schöpferische Schelling über den Geist, wenigstens sein wesentlichstes Moment, das moralische Prinzip, vergessen. Die übrigen neuen Philosophen sind Varianten ihrer Meister, und wo sie deren Tugenden nicht erreichen können, halten sie ihre Fehler um so fester. Man hat alle Wissenschaften in die neuen philosophischen Formen umprägen wollen. Die Folgen liegen am Tage.

Auf allen Seiten wird gefehlt. Belege hiezu und Beweise findet man in den litterarischen Jahrbüchern unserer Zeit, seit den letzten funfzehn Jahren. Daher hierüber kein Wort weiter. Die Zeit wird diese Irrthümer und Mißgriffe, kurz diese Ausartungen und Gebrechen heilen.

Ich sollte nun noch schließlich über die Ausartung und Gebrechen der höhern Stände sprechen. Aber ich

schweigen: denn es ist jetzt zum Reden keine Zeit. Was ich über das allgemeine Wesen der Völker und Staaten gesagt habe, mag meine Meinung andeuten. Spüren wir lieber den Quellen dieser Grundübel des Menschengeschlechts nach, und suchen Mittel auf, durch welche, zwar nicht zunächst und im Fluge, dem Ganzen, aber doch hie und da dem Einzelnen zu helfen ist.

IX.

Ueber den Hang zum Bösen.

„Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf und immerdar.“ Dieß klingt so hart, scheint so unwahr, wenigstens so übertrieben, und so ungerecht gegen alles Gute im Menschen und gegen alle seine edlen und höhern Anlagen, daß man denjenigen, welcher heutzutage noch so etwas, wie die natürliche Verderbtheit des menschlichen Herzens, behauptet, als einen verschrobenen, unklaren, unfreien Menschen anzusehen geneigt ist, als einen solchen, der nicht unserer aufgeklärten Zeit, sondern den finstern

Jahrhunderten eines dumpfen, blinden Glaubens angebetet. Es ließe sich aber doch wohl, von einem gewissen Standpunkte aus, nicht blos etwas zur Entschuldigung und Vertheidigung dieses scheinbar widersinnigen Ausspruchs sagen, der aus dem Munde eines heiligen Mannes kommt und von vielen heiligen Männern wiederholt worden ist: sondern von dem Standpunkte aus, den wir sogleich näher angeben wollen, möchte sich auch wohl zeigen lassen, daß die Sache ihre völlige Richtigkeit hat, und daß jener Ausspruch eben so sehr ein hohes und geläutertes Gemüth, als einen tiefen Blick in das innerste Triebwerk des menschlichen Wesens beurkunde. Nehmlich wir müssen uns nur aus dem Kreise unseres gewöhnlichen Daseyns und Wirkens, unserer Ansichten und Urtheile, heraus, und auf den Standpunkt eines Betrachters alles menschlichen Thuns und Treibens versetzen, welches von ihm im Großen und Ganzen übersehen wird, nicht mit einer besondern Neigung oder Leidenschaft, oder nach einem bestimmten Zweck und Interesse, sondern mit klarem, unbefangenem Blick und mit unpartheiischer Schätzung seines eigenen, inneren, unverstellten, ungeschminkten Wesens.

Es ist etwas Eigenes um die Aufrichtigkeit; sie kommt uns nur in den besten Stunden, und gleichwohl ist sie es allein, die uns gänzliche Unbefangenheit ertheilt. Wer nicht gegen sich selbst aufrichtig ist, wie will er es gegen die Welt seyn? und wer im eigenen Wahn befangen ist, wie will er die Welt unbefangen schätzen? Nun so werfe man denn einmal einen aufrichtigen und unbefangenen Blick auf sein eigenes Leben und auf das Leben Aller! Doch zuvor gehen wir mit uns zu Rathe über das, was wahrhaft gut, was wahrhaft böse zu nennen sey. „Niemand ist gut, denn der einige Gott" heißt es in der Schrift, die wir verehren. Und an einer andern Stelle heißt es: „ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig, der Herr euer Gott." Und so ist, was gut sey, mit Einem Wort ausgesprochen: heilig seyn heißt gut seyn. Die Heiligkeit besteht aber, wie wir wissen, in der Reinigkeit und Unbeflecktheit des Herzens und der Gesinnung, in der Freiheit von aller Sklaverei des Endlichen, des Vergänglichen, des Nichtigen, in dem bloßen Seyn und Leben im Ewigen, welches wiederum das ist, was keiner Zeit, keinem Wechsel unterworfen ist; und dieß ist

nichts anders als die Liebe, die keinen Haß, keinen Neid, kein selbstsüchtiges Streben kennt, die Liebe, deren Muster uns in Christus und den Aposteln aufgestellt ist. Wer liebt nun so? wer ist so heilig? wer ist so frei? Daß wir es seyn und werden können, ist keine Frage: denn wir sollen es; auch wollen wir uns einige Neigung dazu nicht absprechen. Aber ist dieß unsere einzige Neigung? Neigen wir nicht auch, und zwar von Jugend auf, zum Entgegengesetzten hin? Ja, wenn wir aufrichtig mit uns zu Werke gehen, ist nicht diese Neigung die stärkere? die überwiegende? diejenige, die, wenige Augenblicke unseres Lebens ausgenommen, unser ganzes Wesen erfüllt und besitzt? Wer denkt nicht auf sich? Wer sucht nicht das Seine? Wer sucht es nicht zunächst? ausschließlich? immerfort? — Es müßte denn seyn, daß er sich schon für das entgegengesetzte Streben gebildet habe: dann ist aber diese Bildung schon dem ursprünglichen Hange entgegengesetzt, gehört nicht zu ihm, widerspricht ihm, und kann nur mit seiner Unterdrückung zu Stande kommen. Mit seiner Unterdrückung? Und muß denn der Mensch, welcher für andere sorgen

will, aufhören für ſich ſelbſt zu ſorgen? muß er ſich ſelbſt vergeſſen? ſich ſelbſt verläugnen? gegen ſeine eigenthümlichſte innerſte Natur anſtreben? — Wir geſtehen alſo doch ein, daß die Sorge für uns ſelbſt, für unſer Wohl und Beſtehen, der Hang uns ſelbſt zu leben, uns natürlich iſt! Wir geſtehen alſo zugleich ein, daß der Hang zum Böſen uns natürlich iſt! „Wie ſo? das iſt eine verſchrobene Anſicht, eine verkehrte Lehre, die uns die Sorge für uns ſelbſt verbieten will. Wenn darinne das Böſe liegt, ſo iſt es etwas böſes, daß wir nur leben und ſind, ſo hat der Schöpfer ſelbſt geſündiget, indem er uns geſchaffen hat.“ Es mag einigen Schein haben, was hier eingeworfen wird; aber dieſer Schein wird den nicht täuſchen, der den Gegenſtand ſchärfer beleuchtet. Mit jener Sorge für uns ſelbſt, mit jenem Hange uns ſelbſt zu leben, iſt auch das Haften an den endlichen Gegenſtänden, an der Welt, und die Abhängigkeit von dieſer, unzertrennlich verbunden. Aber eben dieſes Haften und Hangen, dieſe Abhängigkeit, iſt es, was die heilige Lehre ſtreng verbietet, weil es dem Weſen des Heiligen, des Guten entgegen ſteht, folglich das Böſe iſt. Warum iſt

es aber das Böse? weil es vom Guten abfährt. Es ist hier keine Wahl: entweder was als heilig oder gut angegeben wurde, ist nicht heilig und gut, oder: was man nicht für Böses erkennen will, ist wirklich das Böse. Daß es etwas Heiliges giebt, und daß es so beschaffen sey, wie angegeben worden, steht in jedes Menschen Brust geschrieben; alle Zeiten, alle Völker, alle Zungen sprechen es aus, mehr oder minder laut, mehr oder minder deutlich; aber um so lauter und deutlicher, je klarer sie zum Selbstbewußtseyn erwacht sind. Warum sträubt man sich nun so sehr, das Gegentheil, als solches, anzuerkennen? Darum, weil man noch nicht zur rechten Erkenntniß gekommen ist, weil man im Unheiligen lebt, darinne gleichsam untergetaucht ist, und es nicht für das erkennt, was es ist. Nicht die Sorge für unser Wohl, nicht die Sorge für unser Bestehen, aber die Sorge für unser irdisches Wohl, für unser irdisches Bestehen ist das Böse. Nicht das zeitliche Leben, nicht das Leben in der Zeit ist böse, ist sündhaft, sondern das Leben im Zeitlichen, im Nichtigen, das Haften und Hangen an demselben ist es. Und so löst sich der scheinbare Widerspruch, so wird der Vorwurf zurückgewiesen,

den man dem Schöpfer, daß er uns in dieses Leben gesetzt hat, zu machen sich geneigt fühlt, wenn man in diesem Leben eingewurzelt ist. Also nicht blos Stehlen und Rauben, Mord und Todtschlag, Verläumdung und Zwietracht, Neid und Haß, und wie die Ausgeburten der Hölle weiter heißen mögen, nicht blos dieß Alles ist das Böse: sondern sich von Gott wenden, der Welt zugekehrt seyn mit seinen Gedanken, mit seinem Dichten und Trachten ist das Böse. Und darum heißt es: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf und immerdar." Können wir nun läugnen, daß unser Dichten und Trachten immerfort auf die Welt, und was darinnen ist, gerichtet ist? Nicht blos die rohen Völker, nicht blos die, welche wir Heiden und Ungläubige nennen, sind im Weltleben versunken, sondern auch die, welche auf den Namen Christi getauft sind. Oder sagen wir zu viel? Was ist die erste Sorge aller Menschen? zu leben, sich zu nähren, sich Nahrung und Unterhalt zu verschaffen; und sodann: sich wohl zu nähren, sich wohl zu befinden, sich die Gemächlichkeiten und Vortheile des Lebens zu verschaffen, zu sichern, zu vergrößern. Und warum dieß Alles?

weil es als das Wesentliche des Lebens, als die rechte Richtung, das wahre Ziel aller Thätigkeit angesehen wird. „Aber was soll denn aus der Einrichtung und dem Bestehen der Staaten, der bürgerlichen Gesellschaft, der Familien, der Einzelnen werden, wenn der Mensch das nicht thut?“ Es soll allerdings von diesem Allen wenigstens Einiges geschehen, der Mensch soll seine irdische Subsistenz nicht vernachlässigen, aber sie nur nicht verfolgen als sein höchstes Augenmerk und sein einziges Ziel. Es giebt allerdings Derer, die dieß nicht thun; aber man frage sie, ob es ihnen nicht Mühe genug gekostet, ihren Sinn, ihr Streben vom Irdischen ab, und dem Göttlichen zuzuwenden? ob es ihnen nicht noch täglich Mühe genug kostet, sich in dem Kreise der Freiheit vom irdischen Joch zu erhalten? Und dieß ist der sicherste Beweis, daß es gegen die natürliche Neigung geschieht, wenn sich der Mensch zum Höheren wendet, daß folglich seine natürliche Neigung hingerichtet ist zum Niedern, zum Irdischen, folglich zum Unheiligen, zum Bösen. Kann denn aber das Irdische unheilig und böse genannt werden? ist es nicht auch von Gott erschaffen? Allerdings ist das Irdische, sind die weltlichen

Dinge, Gegenstände, und Verhältnisse nicht an sich böse, aber das Streben nach ihnen, wenn es von Gott abzieht, das Versunkensein in ihnen mit Gottes-Vergessenheit, das ihnen und nicht Gott Angehören, ist böse: folglich die Richtung des menschlichen Strebens, die Neigung, der Hang selbst ist es. Die irdischen Dinge sind dazu da, unsere Kräfte aufzuwecken, unsere Thätigkeit zu üben, aber nicht uns zu besitzen, unsere Thätigkeit gleichsam zu verschlingen. Wo dieß geschieht, da vergißt der Mensch seine Bestimmung, sich dem Höheren zuzuwenden, in ihm die eigentliche Nahrung, das eigentliche Bestehen seines Lebens zu finden, alles Uebrige nur als Mittel zur Entwickelung und Aufrechthaltung dieses Lebens zu betrachten, wie der Erdboden das Mittel ist, durch welches die Pflanze sich entwickelt, durch welches sie besteht, wiewohl nicht einzig, nicht hauptsächlich: denn was wäre sie ohne das Licht, ohne die Luft, ohne ihr Streben, ohne die Kraft und die Gesetze ihrer Entfaltung? Also: wir sind zwar in der Erde eingewurzelt, aber wir sollen ihr nicht unsere Kraft, unser Streben zuneigen, sondern dieß nach oben wenden. „Es hilft euch nichts,

daß ihr früh aufstehet, und hernach lange sitzet, und esset euer Brod mit Sorgen.“ Noch weniger aber hilft es, daß sich der Mensch in der Lust und Freude des irdischen Daseyns verliehre, ihr nur angehöre, an ihr nur hänge, und des Höheren vergesse. Gleichwohl hat der Mensch hiezu einen natürlichen Hang. Und dieß ist es, was der heilige Mund das böse Dichten und Trachten des menschlichen Herzens von Jugend auf nennt. Und können wir ihm hier Unrecht geben, wenn wir das Thun und Treiben der Menschen betrachten? Jung und Alt, Vornehm und Gering, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen, ja sogar das Leben des Greises ist in dem irdischen Zauber befangen. Denn ein böser Zauber ist es, welcher die Augen Aller verblendet und ihre Sinne gefangen hält, daß sie das Geringe für groß, das Schwankende für sicher, das Vorüberschwindende für bleibend, das Nichts für Etwas halten. Oder ist alles das, was der Zeit, dem Augenblicke angehört, etwas Bleibendes, Festes, Zuverlässiges? Wo sind die Freuden die, mich vor langen Jahren, die mich vor wenig Tagen beglückten? habe ich etwas Anderes von ihnen, als die Erinnerung? und ist diese nicht ein

bloßer Gedanke, der zuletzt auch verschwindet? Ist nicht mein ganzes, vorübereilendes Leben so beschaffen? Mein ganzes Daseyn ist an die Vorstellung von Dingen geknüpft; von ihnen nähre ich mich, an ihnen erfreue ich mich, oder kümmere mich ab; und was ist eine Vorstellung? Nichts, wenn der Quell alles Lebens und Gedeihens, der Schöpfer aller Dinge ihr keine Dauer giebt; und auf dieser Erde sind wir hiezu nicht eingerichtet, die Gegenstände unserer Freuden lebendig und gegenwärtig zu behalten: die Rose, die gestern blühte, ist heute verwelkt, und das Laub, welches der Frühling saftig hervortreibt, fällt im Herbste verdorrt. Wir selbst — wie lange dauert unsere Jugend, unsere Kraft, unser Leben selbst? Vor uns dehnt es sich unübersehbar aus; und sehen wir uns um, nach dem was wir waren und hatten, so ist es in Nichts zusammengeschwunden. Ja ein Nichts ist Alles, was die Zeit erfüllt, und blos die Zeit erfüllt; und wer auf das Zeitliche sein ganzes Leben und Streben hinrichtet, thut das, was Gott verboten hat; und was Gott verbietet, ist das Böse. Nun wachsen wir aber mitten unter den zeitlichen Dingen auf, unser Geist findet sich von ihnen

umgeben, wird von ihnen aufgeschlossen, genährt, getragen; so, daß es kein Wunder ist, wenn wir uns dermaßen im Zeitlichen verlieben, uns an dasselbe hängen, daß wir nicht wieder von ihm loskönnen, daß wir unser Leben darinne finden. Und eben hierin besteht die Bezauberung, von der wir sprachen, daß wir das, was Nichts ist, für Etwas halten, daß wir uns daran weiden, und unser Lebensglück darinne suchen. So weidet man sich im Traume an einem gefundenen Schatz, der doch nur ein Luftgebild unserer Phantasie ist. Allerdings, wenn wir bestimmt wären für den Tag zu leben, würden wir ein Recht haben, uns an die vorüberschwindende Zeit zu halten; wir hätten, und wir wußten nichts besseres. Nun aber wissen wir — unser Gewissen, unsere Vernunft deutet es an, und eine göttliche Offenbarung, welcher wir den Glauben nicht versagen können, legt die Andeutung unseres Innern aus — wir wissen, daß wir für ein unvergängliches Leben bestimmt sind, daß wir dazu in dieser Zeitlichkeit erzogen werden, und daß diese vor uns schwebende Zeit-Welt, und Alles was darinne ist, nur unser Erziehungsmittel ist, das vergängliche Gemüth zu einem

ewigen Gebäude; und gleichwohl hangen und haften wir an der Schale, als ob es der Kern wäre, und verübeln es einem Jeden, der uns dieß wehren will. Und dieß gehört mit zu unserer Bezauberung, daß wir das für unschuldig, ja für Recht halten, was eine Sünde gegen unser wahres, unser höheres Leben ist, welches wir schon hier in uns und aus uns entwickeln sollen. Wir werden unheilig, indem wir uns von dem Heiligen wenden; und was an sich rein und makellos ist, die Welt, wird durch unsere Berührung auch verdorben; wie ein sauberes Kleid, das Jemand mit schmutzigen Fingern angreift, auch schmutzig wird; wie der Schnee seinen Glanz verliehrt, wenn er mit Staub vermengt wird. Wir sind es, welche die Welt verderben, wir sind es, die das Paradies zerstören, wir sind es, die da machen, daß uns der Schöpfer nicht mehr in seinem Garten begegnet. Aber woher kommt es, daß wir so unheilig sind, und so ungern des Höchsten gedenken? Wir wissen ursprünglich nichts, als daß wir so sind, ja wir wissen es nicht einmal, sondern wir sind es; und weil dem so ist, so scheint uns Jeder Unrecht zu thun, der unser Wesen tadelt.

„Laß mich doch bei meiner Weise! ich bin nun einmal so! der Mensch kann sich nicht ändern!“ u. s. w. Aber eine heilige Sage erzählt uns die Geschichte von einem Sündenfalle, wunderbar zwar und unbegreiflich, aber wir können sie doch nicht widerlegen: denn unser abwärts gehendes, der Schwere folgendes Streben beweiset es. Oder sind wir uns etwa von Hause aus einer lebhaften, fortdauernden Hinneigung, eines ernstlichen, geraden Strebens zum Guten bewußt? Müssen wir nicht erst zum Guten erzogen und gebildet werden, wie zu einer Kunst? und zwar zu einer Kunst, von welcher wir ursprünglich gar nichts verstehen, ja gegen welche wir uns sträuben, deren Regel, Pflicht und Gewissen genannt, uns oft schweren Zwang anthut, und welcher zu gehorchen unser größter Ruhm ist. Aber eben dieses Gehorchen ist ein Beweis, daß unsere Neigung eigentlich anderswo hingerichtet ist: denn ginge unsere Neigung auf das Gesetz, auf das einzige, was dem Menschen gegeben ist: das Gebot der Heiligkeit; ginge unsere Neigung auf dieses, wozu wäre erst Gehorsam nöthig? Jede Neigung ist von freiwilligem Streben begleitet. Wohin man geneigt ist, dahin wendet man

sich von selbst, ohne Gebot. Wir haben kein Gebot mancherlei Welt-Gelüste zu befriedigen; gleichwohl thun wir es, oder streben danach. Würde dieß geschehen, wenn wir keine Neigung dazu hätten? Unser einziges Gebot ist die Heiligkeit: folglich ist diese das einzige in unserm Leben, wozu wir keine Neigung haben. Oder hat je ein einziger Sterblicher Neigung zur Heiligkeit gehabt und gezeigt? Dieß soll nicht heißen: hat es je Einen gegeben, welcher sich der Heiligkeit geweihet hätte? Es hat deren gar Manche gegeben, es giebt Deren, und wird ihrer geben, so lange es Menschen-Leben giebt: aber aus Neigung haben sie die Heiligung nicht gewählt, sondern aus zarter Scheu für das Gesetz in ihrem Busen, welches zu verletzen, und von welcher Verletzung die Folgen zu tragen sie sich fürchteten. Und diese zarte Scheu wurde von Alters her Gottesfurcht, auch Religion genannt. Also eine Furcht ist es, die den Menschen dem Guten zuführt, nicht eine Neigung. Folglich ist der Mensch von Natur dem Guten abgeneigt, folglich dem Bösen zugeneigt. Daß dieß nicht immer so gewesen, berichtet uns die heilige Sage, die für den, welcher ihr glaubt, Offenbarung

heißt. Und in der That, es bedurfte hiezu einer Offenbarung: denn von uns selbst würden wir es nicht erfahren haben, da wir ja das Böse nicht einmal als solches erkennen, sondern eher unsere Zuchtrute, das Gewissen für etwas Böses halten: denn böse pflegen wir zu nennen, was uns wehe thut; und zunächst wirkt das Gewissen in uns immer wie eine glühende Kohle, deren Empfindung doch gewiß nichts angenehmes ist. Aber, noch einmal: woher denn dieses gespaltene Wesen in uns, dieser Zwangsberuf zum Guten und diese Neigung zum Bösen? Suchen wir denn das Böse auf, weil es böse ist? Nein! wenn wir uns genau verstehen, so jagen wir immer dem Guten nach, vorausgesetzt, daß es uns vergönnt ist das gut zu nennen, was uns angenehm ist. Wir haschen nach der Lust, nach der Freude, dieß ist unser Ur-Trieb. Und das Gute findet sich auch wirklich durch die Freude an, und zwar durch lautere, ungetrübte Freude, die, wenn sie recht rein und vollständig ist, Seligkeit heißt. Nun so sind wir ja wohl unschuldig, wenn wir uns in der Welt nach mancherlei Lust umsehen? Hören wir, was die Stimme der Wahrheit sagt, die uns geoffen-

hart ist. Sie spricht: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber auf den Herrn hofft, der bleibt in Ewigkeit.“ Wollen wir nun mit der Welt vergehen? Es ist etwas in uns, das sich dagegen sträubt. Wir möchten wohl die Lust genießen, wir möchten aber auch nicht vergehen. Doch gibt es Deren genug, welche es auf das Vergehen hin wagen, wenn sie nur genießen können. Aber thun sie dieß mit Uebereinstimmung ihres ganzen Wesens? Nein! sie stürzen sich in den Strudel, sie betäuben eine innere Stimme, die sie davon abmahnt, oder wenigstens davon abmahnte, als sie anfingen den Weg nach der Welt, nach dem Zeitlichen, Vergänglichen, Nichtigen einzuschlagen. Alle? auch die rohen Wilden? auch die Völker der frühesten Zeit? auch die, welche wir Heiden nennen? Man könnte sagen: ja, Alle: denn sie haben, sie hatten Alle Religion, Furcht vor dem Höhern, dem sie opfern und opferten, nicht blos um seine Huld herbeizulocken, sondern auch um seinen Zorn abzuwenden. Zorn? worüber? über ihre Sünden: denn der Begriff der Sünde ist tief in aller Menschen Brust gegraben; die Geschichte lehrt dieß, so weit sie reicht. Aber wir wollen nicht so sagen; sondern:

bewußt oder unbewußt iſt Alles, was Menſch heißt, von Natur in das Böſe gleichſam eingetaucht, weil alle Menſchen von Natur der Welt zugekehrt ſind und nicht zu Gott gekehrt: denn die Welt iſt nicht Gott, wenn gleich aus Gott hervorgegangen. Wie ſie aber aus Gott hervorgegangen iſt — ſagt die heilige Offenbarung; und nach dieſer nur entſcheiden wir — ſo iſt ſie nicht geblieben: ſondern der Giftdunſt der Endlichkeit, der Druck der Schwere, der Schatten der Finſterniß iſt auf ſie gefallen, und verblendet, erdrückt, ertödtet Alles, was zum Bewußtſeyn erwacht, mit dem Wahne: die vergängliche, zeitliche, irdiſche Welt enthalte das wahrhafte und einzige Seyn und Leben. Wäre die Welt geblieben, wie ſie urſprünglich war, ſo würden wir in ihr den unvergänglichen Gott erblicken, und unſeres Lebens würde kein Ende ſeyn. Aber der Geiſt des Abfalls hat ſich der Erde bemächtiget, und von ihm wird ergriffen, was nur immer zum Leben erwacht. Das Geſetz der Schwere, des Hinabgezogenwerdens in das Irdiſche laſtet auf allen Menſchen, und der Hang zum Vergänglichen, d. i. zum Böſen, iſt ihnen allen eingebohren; denn das Gute iſt unver-

gänglich, und dieſes weilet nicht in der Welt, welcher der Menſch zugekehrt iſt. Weil uns aber jener Hang eingebohren iſt, ſo iſt er auch, wir mögen uns ſträuben, wie wir wollen, nachdem wir zu beſſerer Erkenntniß gekommen ſind, unüberwindlich für uns durch uns ſelbſt. Auch ſtrebt Niemand danach, ihn zu überwinden, der nicht von einem höhern Geiſte dazu getrieben wird. Denn — und wir kommen jetzt auf das zurück, wovon wir ausgingen — überfliegen wir mit Einem Blick die Erde: ſo finden wir überall ein Treiben und Drängen irdiſcher Arbeit und irdiſchen Genuſſes, welches beides zwar an und für ſich nothwendig, unta-delhaft, ja durch unabänderliche Einrichtung geboten iſt, und daher keinen Schatten von Schuld auf den Menſchen wirft, aber in der Beziehung, in welche ſich der Menſch zu Arbeit und Genuß begiebt, verdammlich wird. Nehmlich ſein ganzes Leben iſt auf Arbeit oder Genuß, oder auf beide geſtellt, nicht als auf Mittel, ſondern als auf Zwecke, ja als auf letzten, höchſten, einzigen Zweck des Lebens. Arbeiten, um zu leben, und leben, um durch Arbeit zu genießen: dieß iſt das Rad, in welchem ſich das Leben der Meiſten dreht.

Keine höhere Triebfeder tritt hier ein, keine höhere Lebenssphäre eröffnet sich, erschließt sich in ihrem Innern, so daß jener erste Lebenskreis einem solchen zweiten, freieren, schöneren untergeordnet wäre; sondern Sklaven sind die Menschen des Triebes, der sie an das Irdische kettet, an irdische Arbeit, oder an irdischen Genuß. Zwar giebt es Namen genug, um diesen beiden Bein-Blöcken, die den Menschen an der Erde festhalten, ihr lastendes Gewicht zu benehmen. Einige, ja viele irdische Arbeit nennt man Wissenschaft und Kunst; so auch einigen, ja vielen irdischen Genuß: Freundschaft und Liebe. Aber es bleibt dennoch bei dem, was geschrieben steht: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.“ Die Wissenschaft sucht der Mensch nicht um Gottes, sondern um sein selbst willen; und er ist ein Theil der Welt; und die Welt will nur das Endliche, sie stelle sich auch, wie sie wolle. Auch erreicht alle Wissenschaft nichts mehr, als das Endliche, Vergängliche, Nichtige, und wären es auch die Gesetze unseres Verstandes: denn dieser ist ja doch nur ein endlicher Verstand, der sich nicht einbilden muß, daß

seine Formen in einer ewigen Sphäre Gültigkeit haben. Die Kunst stellt das Bild des Unendlichen dar, aber nur das Bild, nur den Schein, der schon an sich selbst nichtig ist; wiewohl wir überall in der Welt — nur nicht in der Offenbarung — durch das Nichtige zum Bleibenden, durch das Vergängliche zum Unvergänglichen gerufen werden. In dieser Hinsicht ist auch Wissenschaft und Kunst zum wahren Seyn und Leben förderlich; aber blos als Mittel, nicht als Zweck. Und gleichwohl werden beide von den ihr Geweihten als Zweck behandelt. Was nun ferner die Freundschaft und die Liebe betrifft, die als die edelsten Genüsse der Erde betrachtet werden: so ist ihr Gegenstand ein endlicher, ihre Quelle eine endliche, und ihr Ziel ein endliches: der Mensch; wiewohl sie gute Vorübungen für höhere Gefühle sind, aber nicht als solche betrachtet werden, sondern als etwas für sich selbst und um sein selbstwillen. Doch dieß Alles beiläufig.

Weit ausgegriffen und sich weit verbreitet hat diese Auseinandersetzung. Aber hat sie auch ihren Zweck erreicht? oder vielmehr, wird sie ihn erreichen? Gemüther, welche schon für Ansichten, wie die hier vorgetra-

gene, geſtimmt ſind, werden uns entgegen kommen, und unſere Mangelhaftigkeit durch ihr Feſtgethum ergänzen. Allein Solche, denen dieſe ganze Betrachtungsweiſe fremd iſt, — nun, ſie werden uns vielleicht nicht leſen. Aber, wenn ſie es denn doch thun, wenn ſie ihr Urtheil fällen: wie wird dieſes ausfallen? Wahrſcheinlich nicht vortheilhaft: denn ſie bringen das nicht mit, was wir vorausſetzen, worauf wir bauen, worauf die Stütze unſerer ganzen Zuverſicht beruht: den Glauben an eine heilige Offenbarung. Allein auch der Schreiber dieſes hat einſt ohne den Glauben geforſcht, ſich in Abſtractionen und Speculationen verlohren; auch er hat einſt dem Irdiſchen gehuldigt und gefrohnt, wiewohl von Jugend auf gewarnt und gemahnt, und durch ein geheimes Grauen zurückgeſcheucht von dem ſich Verliehren in dem Weltlichen. Auch bei ihm iſt es anders geworden. Und ſo hegt er denn die erfreuliche Zuverſicht, daß überall, wo das Göttliche ſeine Stimme hören läßt, es ſey in welcher Form es wolle, dieſelbe nicht ganz ungehört vernommen, wenigſtens eine Anregung hervorbringen werde zur tieferen Prüfung des eigenen Weſens, zur Unterſuchung: ob denn alles an uns ſo tadellos ſey,

und, wenn dieß nicht der Fall, ob nicht das an uns zu Tadelnde seinen Grund in einer gewissen Anlage in uns habe, für die vielleicht kein Name passender ist, als der des Hanges zum Bösen; was nicht gerade Mord und Todtschlag seyn darf, sondern was schon ausgesprochen ist, wenn man den Namen Welt ausspricht.

X.

Ueber Offenbarung und Wunder.

Von jeher haben ſich Gelehrte und Ungelehrte, Laien, und auch wohl Eingeweihete, an die Begriffe: Offenbarung und Wunder, geſtoßen, und dieß iſt kein geringer Grund geweſen, warum ſo Viele von einem ächt religiöſen Leben zurückgeſchreckt worden ſind. Man könnte zwar ſagen: wer einmal religiöſen Sinn hat, dem gehen auch leicht jene Begriffe zu Sinn und Herzen ein, und der Mangel des religiöſen Sinnes iſt die wahre Quelle des Zweifels und Unglaubens in einem Gebiete, welches jenſeits der Grenze der Sinne und

des Verſtandes liegt. Allein man kann mit gleichem Recht behaupten, daß der Mangel an Einſicht und Begriff in Betreff jener Gegenſtände, und die Unmöglichkeit, oder wenigſtens die Schwierigkeit, ſie ſich als etwas Wahrhaftes und Wirkliches zu denken, der Grund von der Irreligioſität oder Glaubens-Scheue bei ſo Vielen iſt: denn nach ſeiner Ueberzeugung denkt, empfindet und handelt der Menſch, und die Ueberzeugung folgt der jedesmaligen Einſicht. Es käme alſo nur darauf an, jene Gegenſtände in das Gebiet der Einſicht und Begreiflichkeit zu ziehen, wenigſtens einen Verſuch dazu zu wagen; und es würde, wenn dieß gelungen wäre, ein Haupthinderniß des Unglaubens gehoben ſeyn. Aber beruht nicht geradezu das Weſen des Glaubens auf dem Nichtbegreifen? und iſt nicht dadurch jede Quelle der Unterſuchung, da, wo blos geglaubt werden kann, verſtopft? Wir halten dieß für einen großen Irrthum, und ſelbſt für die Quelle ſo vieler Irrthümer, in welche nicht blos viele gutmüthige Herzen, ſondern ſogar ſcharfſinnige Geiſter gerathen ſind. Der Glaube hat, unſerer Ueberzeugung und Einſicht nach, gar nichts mit der Erkenntniß zu thun, und

steht ihr weder entgegen, noch, gleichsam als ein Surrogat, wo sie nicht ausreicht, zur Seite. Der Glaube steht ganz für sich, auf seinem eigenen Grund und Boden, nehmlich im Gemüthe, im Herzen, und bezieht sich nicht auf Gegenstände der Erkenntniß, sondern auf die der Neigung, des Wunsches, der Hoffnung. „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“ Die Liebe, das Einverständniß der Gemüther, läßt sich nicht sehen, nicht betasten: sie hängt am Glauben, am Vertrauen, an einem Zuge des Herzens, an einer innern Gewißheit des Gefühls. Aller Glaube gründet sich und bezieht sich auf die Liebe. Lassen wir also bei der Betrachtung der Gegenstände, von denen hier die Rede ist, alles Glauben bei Seite, und bieten wir die ganze Schärfe, den ganzen Umfang unseres Erkenntnißvermögens auf, um über dieselben aufs Reine zu kommen.

Was unter Offenbarung, unter Wundern zu denken sey, darüber ist kein Zweifel. Jene gilt allgemein für die Enthüllung eines höheren Seyns und Wirkens, als das Seyn und Wirken der Dinge ist, ja für die Enthüllung eines höchsten Seyns und Wirkens, eines

höchsten, allmächtigen, allweisen, und allliebenden Geistes, Gott genannt. Diese gelten eben so allgemein für den sichtlichen Erweis der Kraft und Wirkung dieses Geistes in der sichtbaren Welt, auf eine Weise, welche, wie man zu sagen pflegt, den Lauf der Natur unterbricht, und die Gesetze, denen alle Dinge unterworfen sind, gleichsam überspringt und aufhebt. Jedermann sieht, daß es nur darauf ankommt, auf welchen Standpunkt der Betrachtung man sich stellt, um in diesen Begriffen etwas Unstatthaftes und blos Erdachtes, oder etwas Ausgemachtes und in seiner Wirklichkeit Gewisses zu finden. Wie der Glaube, nach den Worten des Apostels, nicht Jedermann's Sache ist: so ist es auch mit dem Zugeständniß übernatürlicher Gegenstände beschaffen. Die Natur zeigt uns keinen Gott, und eben so wenig Wunder, in dem angegebenen Sinne. Alles geht in der Natur, nach unserer Art zu denken, natürlich zu. Es ist eine Welt; warum? und woher? und wozu? das sagt sie uns nicht. Genug, sie ist und besteht, und ihr Recht zu bestehen liegt in ihrem Daseyn. Dieses Daseyn aufzufassen, zu beobachten, in seiner Erscheinungsweise zu verfolgen, ist zum Theil unsern Blicken

vergönnt, zum Theil nicht. Wir trösten uns über das Letztere, und benutzen das Erstere, um uns Erfahrungen, Kenntnisse, Aufschlüsse über die Eigenthümlichkeit alles Seyns, Beschehens, und Wirkens zu verschaffen, und alles dieß für den Kreis unsers eigenen Seyns, Bestehens und Wirkens zu benutzen. So geht unser Leben, so geht das Leben von Generationen dahin; eine Generation baut auf die andere, und eine wird durch die andere belehrt, daß es von jeher so war, wie es ist, daß der Kreislauf der Dinge unabänderlich ist, und daß alles Entstandene verschwindet und im Kreislaufe wieder neu erzeugt wird. Unsere Schlüsse bleiben hier nicht blos bei dem stehen, was wir übersehen können, sondern erstrecken sich auch auf das, was wir nicht übersehen. Wir vermuthen, wir halten es für möglich, ja für wahrscheinlich, daß auch ganze Weltkörper, ja vielleicht ganze Weltsysteme, wie sie geboren sind, auch nach und nach aussterben können, um andern an ihrer Stelle Platz zu machen, wie auf unserer Erde die Blätter der Bäume dieses Jahres denen des künftigen. Im Ganzen aber sind wir der Meinung, daß die Welt doch wohl bestehen werde, wie sie bisher be-

ſtanden hat, wenn auch im Einzelnen Veränderungen vorgehen. Auch kümmert uns die Ueberſicht über das Unüberſehbare im Grunde wenig, da wir doch, genau genommen, am Ganzen wenig Antheil haben. Wir ſind auf eine kleine, beſchränkte Sphäre gewieſen, oder vielmehr wir befinden uns in einer ſolchen, ebenfalls ohne zu wiſſen woher? und warum? und wozu? außer, daß es uns klar einleuchtet, es ſey wohlgethan, das kurze Daſeyn zu genießen. Dieß iſt der natürliche Horizont unſers Wiſſens und Erkennens, der allenfalls dadurch etwas erweitert wird, daß wir den Geſetzen, oder den unabänderlichen Daſeyns- und Wirkungs-Weiſen der Dinge mit einiger Sorgfalt nachſpüren und die Aehnlichkeit und Verſchiedenheit zwiſchen dem Seyn der Dinge und unſerm eigenen Seyn aufzufinden bemüht ſind. Da überhaupt dafür geſorgt iſt, oder, da es ſich trifft, daß wir das, was wir bedürfen, und zu Verſcheuchung der Schmerzen, der langen Weile, und des Ueberdruſſes am Leben, wünſchen, ſo ziemlich vorbereitet, und nur einiger Bearbeitung benöthigt, finden: ſo laſſen wir es uns auch wohl gefallen, daß wir einmal da ſind; ja, wenn wir uns recht eingetödtet haben, ſo gefällt

uns auch wohl das Leben selbst; und wenn es uns nicht zu viel Mühe machte, und wir die gehörige Empfänglichkeit und Thätigkeit behielten, so möchten wir es wohl eine Weile mit ansehen. Ja es giebt Leute, die sich auf alle Weise sperren, von der Welt zu gehen, wenn ihr Ziel gekommen ist, und die es herzlich gern sähen, wenn sie die Sache des Lebens irgend wo anders, wenn es nicht hier seyn kann, von vorn wieder anfangen könnten, besonders wenn es dabei viel Neues zu erfahren gäbe; denn des Alten wird man doch nach gerade überdrüßig. Alle aber denken nicht so. Manchem ist es eine wahre Freude, wenn das Schauspiel dieses Lebens geendigt ist; Andere warten das Ende nicht einmal ab; und einige wünschen sogar, daß sie nie gebohren seyn möchten. Hier ist nun überall nicht an eine Nachfrage nach Offenbarung und Wundern zu denken. Wer sich nicht um die große Welt — wir meinen das Welt-Ganze — kümmert, wer mit der kleinen und dem kleinen Kreise, den er genießend und wirkend beherrscht, zufrieden ist, aber auch wer es nicht ist, wer sich hinweg sehnt, da wo ihm Genuß und That des Lebens auf alle Weise verkümmert wird, findet kein

Interesse an etwas Höherem, keine Beziehung auf etwas Höheres, denkbar und nothwendig; und es gehört eine eigene Stimmung des Gemüths, eine eigene Richtung des Geistes dazu, solchen Gegenständen und Angelegenheiten Geschmack abzugewinnen, und ihnen sogar eine wohl zu beherzigende, ja nicht zurückzuweisende Beziehung auf das Leben einzuräumen. Wenn man sich dieß so vor Augen stellt und bedenkt, sollte man meinen, die Menschen seyen doch ein sehr glückliches und achtungswerthes Geschlecht, daß es ihnen zustehe, sich so als Freiherren zu betragen, gleichsam als reisende Engländer, welche sich mit bedecktem Haupt an die Wirthstafel setzen und die Speise des dargereichten Lebens entweder kaltblütig verschlucken, oder mit Ekel von sich schieben. Man verzeihe uns dieses Bild und diesen Ton, welche beide aus der Bahn unserer Rede zu fallen scheinen; aber das Passende ist überall an seinem Orte. Wir lenken wieder ein. Wir haben mit allem Gesagten nur den natürlichen Standpunkt der Menschen bezeichnen wollen, die blos vor sich hin, oder um sich, aber nicht über sich sehen. Soll dieß, darf dieß der Mensch? ist er so frei, daß es ihm ganz über-

laſſen, daß es ganz gleichgültig iſt, wie er die Welt und ſein eigenes Verhältniß darinne anſehe? überhaupt: wie er lebe? Keineswegs iſt er ſo frei, keineswegs iſt ihm eine ſolche Weiſe ungeſtraft zu üben vergönnt. Er iſt an eine Menge von Bedürfniſſen gebunden, die ihm ſeine gänzliche Abhängigkeit von einer höheren Gewalt fühlen laſſen, wenn er zur Beſinnung kommt und nicht in thieriſcher Dumpfheit hinlebt; er iſt mit reichen Kräften und Anlagen verſehen, zu deren Gebrauche und Ausbildung er gereizt wird, und die ihn, wenn er ſie benutzt, das Daſeyn einer höhern Weisheit beurkunden; er beſitzt Empfänglichkeit für Gefühle, die, wenn er ſein Herz nicht vor ihnen verſchließt, ihm das Leben, das Daſeyn in der Welt, als ein Geſchenk, ein Gut erblicken laſſen, und die Welt ſelbſt als eine Anſtalt und Einrichtung ihn zu beglücken, kurz, die ihm die Spuren einer Liebe zeigen, die ihm aus Himmel und Erde, aus Blumen und Früchten, wie aus der Sonne, entgegenſtrahlt. Und daß er zur Beſinnung kommen, daß er ſeine Kräfte brauchen, daß er fühlen lernen ſoll, liegt am Tage: die ganze Natur-Einrichtung, die ganze Einrichtung ſeines eigenen Weſens führt darauf hin.

Er kann sich dem Zuge, der ihn zum Höchsten führt, nur durch absichtlichen, nur durch hartnäckigen Widerstand entziehen. Denn ein Widerstand ist es, wenn er den Gott, der zwar nicht in der Natur *ist*, aber in der Natur *wirkt*, der in seinem, des Menschen, eigenen Daseyn wirkt, nicht anerkennen will. Ein jeder, der einen Gott läugnet, kann diese Erfahrung, diese Probe an sich selbst machen. Er *will* keinen Gott anerkennen, er glaubt keinen Gott zu brauchen, und weiset ihn deshalb mit Gewalt von sich; er giebt sich Mühe, den Gedanken eines Gottes aus seinem Innern zu verbannen, wiewohl ihn dieser Gedanke oft unvermuthet, und ehe er sich dessen versieht, überrascht; aber er schämt sich dieses Gedankens, als einer Schwäche, oder als seiner Freiheit gefährlich; sein Stolz sträubt sich gegen die Anerkennung eines Höhern, als er selbst ist; er giebt sich alle Mühe, den Gedanken eines allmächtigen, allweisen, allgütigen Wesens, als etwas Unstatthaftes, Widersinniges, ja Lächerliches darzustellen, und sich so vor diesem Gespenst seiner Einbildungskraft — wie er sein Gewissen nennt — in Sicherheit zu bringen. Kurz er muß kämpfen, er muß. Aber,

sagt man, es giebt Menschen, denen nie einfiel, einen Gott zu laugnen, weil ihnen der Gedanke an einen Gott nie in den Sinn kam, wo ist hier der Widerstand gegen seine Anerkennung? Giebt es deren, wovon wir uns nur schwer überzeugen würden: so geben sie den Beweis von einer noch unentwickelten Menschheit. Auch das Kind denkt an keinen Gott, und weiß von keinem Gott, eben weil es ein Kind ist. Und gleichwohl, wie leicht geht der Gedanke eines Gottes auch einem Kinde ein, sobald nur der Mensch in ihm zu erwachen anfangt, und man dasselbe auf ein höheres, gütiges Wesen, als die Quelle alles Seyns und Lebens aufmerksam macht. Hier aber ist man erst recht an seinem Platze, und meint gewonnenes Spiel zu haben „Eben dieß, heißt es, daß man der jungen Phantasie, die alles Wunderbare so gierig ergreift, Phantome aufdrängt und anzwingt, eben dieß macht, daß sie dieselben hinterhin nie oder schwer wieder loswerden können, wie dieß z. B. der Fall mit den Gespenstern ist. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Einreden eines Gottes.“ Ist dieß wahr? Allerdings. Aber was beweiset es? Erstlich daß in dem Menschen eine Neigung zum Wunder-

baren liegt, die er ihm nicht giebt, sondern die in ihn gelegt ist, doch wohl wie jede andere Anlage, die ausgebildet werden soll. Zweitens beweiset es, daß die Idee eines höheren Wesens, und wenn es auch ein Gespenst wäre, leicht in dem Menschen Eingang findet, folglich daß die Anlage eine solche Idee zu fassen, ich möchte sagen, daß die Form zu einer solchen Idee, in dem Menschen liegt: denn er würde sie sonst nicht auf nehmen können. Wenn die Idee eines solchen höheren Wesens, durch eine verunstaltete, verzerrte Mittheilung getrübt, verunreinigt wird, wessen ist die Schuld, als des Mittheilenden? Denn das unreife Individuum, dem sie mitgetheilt wird, kann noch nicht urtheilen, noch nicht prüfen, noch nicht das Falsche von dem Wahren sichten. Auch wird das Phantasiebild von Gespenstern späterhin in der Regel wieder verwischt und ausgelöscht. Aber auch der Gedanke eines Gottes, sagen die Gegner. Sehr wahr; häufig genug. Aber warum und wie geschieht das Letztere gleich dem Ersteren? Aus ganz entgegengesetztem Grunde, und auf ganz entgegengesetztem Wege. Der Gedanke, der Begriff, der Glaube der Gespenster geht im spätern Leben ver-

lohren, weil und wenn das klare Bewußtſeyn, die Vernunft erwacht; der Gedanke, der Begriff, der Glaube Gottes geht verlohren, wenn der gereifte Mensch in einem wüſten, niedrigen, oder gänzlich zerſtreuten, an die Welt gehefteten, an die Welt verlohrenen Leben die Klarheit ſeines Bewußtſeyns, die Zuſprache ſeiner Vernunft verliehrt. Uebrigens iſt die Erſcheinung allgemein, daß alles Edle im Menſchen ſich auf eine kindiſche, unreife, ſinnliche Weiſe, gleichſam ſpielend, ankündigt. Der größte Maler malte als Kind mit Kohle Fratzen an die Wand; der größte General warf ſich zuerſt mit andern Knaben im Schmutze herum; der größte Denker dachte zuerſt Abſurditäten. Was Wunder, wenn das Kind, wenn ein unreifes Volk, das dem Kinde gleich iſt, mißgeſtaltete Geſtalten der Einbildungskraft als höhere Weſen fürchtet, ja verehrt; liegt doch der Gedanke des Höheren zum Grunde. Und wie bildet ſich dieſer nach und nach weiter aus! Wie reiniget er ſich von den Schlacken, die ihn zuerſt umgaben! Wie hat ſich im Laufe der Zeiten die rohe Volker-Religion geläutert! und wo dieß noch nicht geſchehen, auf welcher niedrigen Stufe wahrer Cultur

lieben diese Völker noch! Nein, es bleibt ausgemacht, nur ein verwildertes, nur ein verschrobenes, nur ein verworfenes Leben kann den Gedanken, die Ueberzeugung vom Daseyn eines Gottes, den Glauben an einen Gott in dem Menschenherzen verlöschen, in dem Menschengeiste austilgen; und gerade die feinsten und subtilsten Denker erfahren oft dieses Schicksal. Läugnen sie einen Gott mit völliger Ueberzeugung? mit Aufrichtigkeit und gutem Willen? Nein, sein Daseyn, sein Wollen und sein Gesetz, sein Wirken und Richten ist ihren Neigungen, ist dem Hange ihres Herzens, ist ihrer Sinnlichkeit, ihrem Stolze, ihrem falschgeleiteten Freiheitstriebe entgegen; auf eine oder die andere Weise ist überall die Gotteslängnerei zu erklären.

Aber wozu dieß Alles? wie führt dieß Alles auf Offenbarung und Wunder hin? Wie werden dadurch beide, wozu der Darsteller dieser Gedanken seine Neigung nicht verbergen kann, als etwas Stattbaftes nicht blos, sondern auch Gewisses, beweisen? Es schien uns natürlich die mancherlei Ansichten der im eigentlichen Sinne natürlichen, d. h. auf das Höhere, Ewige, nicht gerichteten Menschen darzustellen, und zu zeigen, wie sie dazu kommen.

gerade ſo zu denken, wie ſie denken; aber auch zu zeigen, daß dieſe Denkweiſe ein falſch gerichtetes Leben verrathe, ja beurkunde; woraus denn von ſelbſt folgt, daß man, um richtig über Offenbarung und Wunder zu urtheilen, einen andern, als dieſen beſchränkten, ja ſchiefen Standpunkt wählen müſſe. Damit war vor der Hand ſchon genug geleiſtet, und durch die Abwendung entgegengeſetzter Behauptungen dem Beweiſe für die Wirklichkeit von Offenbarung und Wundern der Weg gebahnt: denn um dieſen Beweis iſt es uns offenbar zu thun. Mögen ihn die Theologen in ihrem Gebiete verſuchen, oder auch gegeben haben; wir verſuchen ihn in dem unſrigen: in einem treuen Blicke auf den innern Menſchen.

Wer mit ſich darüber einig iſt, daß wir in einer Erſcheinungswelt leben — und wer es nicht iſt, beweiſet dadurch, daß ihm das klare Bewußtſeyn noch nicht aufgegangen und demnach auch noch nicht über Gegenſtände deſſelben abzuurtheilen vergönnt iſt —, wer es klar erkennt, daß die ganze Welt, die wir mit unſern Augen erblicken, die wir überhaupt mit unſern Sinnen wahrnehmen, dadurch zu unſerm Bewußtſeyn gelangt, daß wir ſie empfinden, und daß die

ganze unbeschreibliche Mannigfaltigkeit der Dinge, die den Raum, der Veränderungen, welche die Zeit erfüllen, eben nichts Anderes als Erfüllung des Raums und der Zeit ist, welche beide uns Kant als Vorstellungs-Formen unseres Geistes, folglich stets als etwas Geistiges kennen gelernt hat: dem ist es geläufig, sich vorzustellen, der hat die unbesiegbare Ueberzeugung, daß die ganze, so wahrgenommene, im Bewußtseyn aufgefaßte Welt — und außerhalb unseres Bewußtseyns, folglich unseres geistigen Wesens ist für uns Nichts da — daß dieser ganze Schauplatz unseres Bewußtseyns mit Allem, was er enthält, auch ohne unser Wissen und Erkennen, auch indem wir von dem Gedanken, von der Anschauung einer Körperwelt überzeugt und durchdrungen sind, dennoch nur ein Ganzes von Erscheinungen, nehmlich von erscheinenden Thätigkeiten, von, sich in der Erscheinung und durch dieselbe offenbarenden, wirksamen Kräften ist, die sich nach bestimmten Gesetzen, in bestimmter Form, welche eben ihre Erscheinung ausmacht, zu erkennen geben, und in uns, die wir ebenfalls unter bestimmten Formen, nach bestimmten Gesetzen, entsprechend jenen außer uns, anschauen, in uns Anschauenden die nothwendige Vor-

ſtellung von einer körperlichen Welt hervorbringen. Wir ſind, ſo lange wir Menſchen ſind, an den natürlichen und nothwendigen Wahn einer Körperwelt gebannt, den wir nicht los werden, auch wenn wir uns die Wahrheit, daß die ganze Welt blos aus geiſtig gedachten, geſchaffenen und dargeſtellten Kräften beſteht, noch ſo begreiflich gemacht haben: gerade ſo, wie wir genöthiget ſind fortwährend zu glauben, die Sonne bewege ſich um die Erde, auch wenn wir uns mathematiſch vom Gegentheil überzeugt haben. Wir befinden uns auf dem gewöhnlichen Standpunkte unſeres Lebens in einem wahren Traumzuſtande. Wie wir im Traume die erſcheinenden Bilder nicht ſowohl für wirkliche — denn das ſind ſie: ſie ſind ſo wirklich als der Geiſt, ſie ſind erſcheinende Thätigkeiten unſeres Geiſtes — als vielmehr für körperliche Gegenſtände halten, und zwar ſo, als ob ſie für ſich ſelbſt, ja durch ſich ſelbſt, unabhängig vom ſchaffenden, geſtaltenden Geiſte exiſtirten: eben ſo ergeht es uns im wachen Zuſtande mit den Gegenſtänden der Welt, welche wir nicht blos als wirklich, und zwar mit vollem Recht, ſondern auch als körperlich und als in und durch ſich

ſelbſt beſtehend, unabhängig vom Schöpfer-Geiſte, betrachten; wiewohl wir hiezu, bei größerer Aufklärung unſeres Bewußtſeyns, nicht, wie im Traume und in Beziehung auf die Welt des Traumes, genöthiget ſind. Das Reſultat nun von allem Dieſem? Die ganze vor uns ausgebreitete Welt iſt eine Erſcheinungs-, die ganze Erſcheinungs-eine Offenbarungs-Welt; es iſt Alles Offenbarung, was wir erblicken, was wir mit allen unſern Sinnen, mit unſerm ganzen, vollen Bewußtſeyn auffaſſen; nur daß wir dieß, ſo lange unſer Bewußtſeyn ſeine rechte Klarheit noch nicht erhalten hat, auch noch nicht dafür erkennen. Die ganze Welt iſt Eine Offenbarung des Schöpfergeiſtes, deſſen lebendige Vorſtellungen und Gedanken wir ſelbſt ſind, von ihm durchaus abhängig, ohne ihn durchaus nicht denkbar. Wir ſelbſt ſind eine Offenbarung dieſes Geiſtes; er offenbart ſich in uns, wie in der Welt; und wir haben nichts zu thun, als ihn aufzufaſſen, anzuerkennen, zu bewundern, und zu lieben. Je reiner unſere Auffaſſung, je klarer unſere Erkenntniß: deſto mächtiger unſere Bewunderung, deſto großer unſere Liebe, deſto geſteigerter unſer Glück. Doch ich ſchweife theils ab,

theils greife ich mir selbst vor; wie man denn von einem so erhabenen Gegenstande, als der Quell aller Offenbarung ist, leicht aus seiner Bahn gerissen wird. Offenbarung! hat es nun einen Sinn dieses räthselhafte, ja widersinnig-scheinende Wort? Es hat ihn, und den herrlichsten von der Welt; ja die Welt selbst erhält erst durch dasselbe ihren wahren Sinn, ihre volle Bedeutung. Vor uns steht die Offenbarung des Schöpfer-Geistes in unübersehbaren Welten und Welt-systemen; vor uns steht sie, aufgethan auf der kleinen Erde in ihren mannigfaltigsten, reichsten, gesteigertsten Bildungen, deren schönste, vollendetste der Mensch ist. Und der Mensch will sie nicht erkennen, diese Offenbarung! Aber eben weil er das nicht will, weil er sich sträubt die Gottheit zu finden in ihren Werken, weil er, fast möchte man sagen, zu ungeschickt hiezu ist, hat sich der Schöpfer-Gott, wie ein Lehrer zum Kinde, hingestellt, und mit seinem Munde ausgesprochen, was er mit seinem Finger geschrieben hat: daß er der Herr sey, dem Alles unterthan ist, daß er Leben und Odem allenthalben giebt, und daß nur auf seinem Wege Ruhe und Frieden für die Seelen zu finden ist. Dieß sprach Gott

unausgesetzt, die ganze Weltgeschichte hindurch, aus dem Munde seiner Auserwählten, aus der Geschichte selbst der Völker und der Einzelnen. Seine Stimme verstummte nie, ja sie wurde immer lebendiger, bedeutungsvoller, jemehr die Menschenkindheit sich zum Jünglingsalter entfaltete, je mehr sie fähig ward, die Worte vom Himmel zu verstehen, aber auch, je mehr sie deren bedurfte. Denn die aufbrausende Jugend wüthet gegen sich selbst und vergeudet die Kräfte, durch die sie sich Leben und Wohlseyn verschaffen sollte. Endlich übermannt Krankheit die unbesonnene, und der entwickelte Keim des Todes würde sie im bösartigen Fieber hinraffen, wenn nicht Arznei von dem Quell aller Kraft und alles Lebens käme. Und sie kommt. Gott sendet einen Helfer für Alle. Sein ewiges Wort des Lebens wird Fleisch und wohnet unter uns, und trägt unsere Krankheit, damit wir Friede haben. Aber gerade der gefährlichste Kranke will nichts von Krankheit wissen, und je näher dem Tode, desto gesunder dünkt er sich in seinem Wahne. Er stößt die Arznei von sich, die ihm zu bitter schmeckt, aber von der er seben, wider Wissen und Willen gekostet hat. Lange noch schüttelt

ihn das Fieber, aber die Krankheit selbst wird nun benutzt, die Krankheit zu vertreiben. Allmählich legt sich die Raserei, die Wuthe verschwindet, die Gesetze des Lebens siegen über den Tumult der Krankheit, und der heilende Saft giebt neue Kräfte, neues Leben. Es wird eine Zeit kommen, wo die errettete Menschheit ihrem Retter danken, wo der verlohrne Sohn in die Arme des Vaters zurückkehren wird. Doch nicht in die ferne Zeit zu blicken ist unser Geschäft, sondern aus der vergangenen Gottes Offenbarung darzuthun. Oder ist es nichts mit aller Offenbarung? ist sie ein Traum? ein Gedicht? eine Lüge? Dann müßte die Schöpfung der Welt und die Geschichte des Menschen-Geschlechtes selbst Traum, Gedicht und Lüge seyn. Allein den Schöpfer können wir, wenn wir mit Besinnung auf sein Werk, die Schöpfung, blicken, nicht läugnen: er steht hinter ihr, er steht hinter der Erscheinungswelt, wie der Menschengeist hinter den Gebilden seiner Phantasie, nur mit dem Unterschiede, daß die göttliche Phantasie wahrhaft schaffende Kraft und ewiges Leben ist. Die Welt würde im Nu verschwinden, wenn die Gottheit ihren erhaltenden, belebenden, beseelenden Hauch von ihr zurückzie-

ge. „In ihm leben, weben und sind wir.“ Und er, der das Auge gemacht hat, sollte nicht sehen? der das Ohr gemacht hat, nicht hören? der den Mund zur Rede geschaffen hat, sollte nicht sprechen? er, dessen ganzes Wirken Offenbarung seines göttlichen Wesens ist, sollte sich nicht immer neu durch sein schaffendes Wort, durch das Wort des ewigen Lebens offenbaren? Welcher ungeheure Widerspruch, einen Gott anerkennen, anerkennen müssen, und ihn unwirksam, gleichsam die Hände in den Schoos legend denken! „Aber es waren ja immer nur Menschen, die uns von Gott erzählten, Menschen, sogar bis auf den, welcher behauptete, daß er von Ewigkeit bei dem Vater war.“ Aber es waren von Gott bekräftigte, von Gott erfüllte Menschen: denn wir sehen es ja täglich, was die zu sprechen, zu wirken vermögen, die es nicht sind; wie gebrechlich, wie ohnmächtig, wie nichtig alle ihre Gedanken, ihre Worte, ihre Handlungen sind; dahingegen die, welchen Gott seine Worte in den Mund legte, welchen Gott seine Kraft in die Hände gab, als Wesen höherer Art, rein, untadelich, heilig, vor uns stehen. Und vor Allen Er, der ein Mensch war, wie wir, „nur ohne Sünde;“ warum ihn auch

Gott erhoben und ihm einen Namen gegeben hat, der über alle Namen ist: den seines Sohnes. Oder halten wir die Wunder seines Lebens, und das Wunder seiner Auferstehung für nichts? Das aber ist es eben, woran wir uns alle stoßen, was den Juden unter uns, den Sinnlichen, Hartsinnigen, Ungläubigen ein Aergerniß, und den Griechen unter uns, den scharfsinnigen, den selbstschaffenden, darum aber ebenfalls hartsinnigen und ungläubigen Philosophen eine Thorheit ist. Wenn man auch nothgedrungen einen Gott, und einiger Maßen eine Offenbarung zugiebt: so bittet man sich doch diese letztere so natürlich als möglich aus; und Wunder sind gar zu unnatürliche, ja widernatürliche Dinge. Aber was ist denn das Natürliche an und in der Welt? Ist nicht die ganze Natur ein Wunder? d. h. etwas, das wir nicht begreifen? Oder begreifen wir etwa die Natur? vermögen wir ihr Entstehen, ihr Wirken, ihr Wesen, zu erklären? Dieß ist eben der schwere Wahn, der die sich weise dünkenden unter den Menschen drückt, daß sie meinen, dieß zu können, oder daß sie wenigstens die Hoffnung nicht aufgeben, es könne noch einst dahin kommen. Nein! in diesem Leben nicht! Hier ist das

Land des Glaubens und nicht des Schauens! Dieſes Wort des redlichen Paulus bleibt wahr, ſo lange noch die Erde dieſe Erde iſt, und die Menſchen dieſe Menſchen ſind. Oder haben wir etwa in unſerer Phyſik die Bahn zur Erklärung der Natur gebrochen? Was erklären wir denn mit allen unſern aufgefundenen ſogenannten Natur-Geſetzen? Die letzten elementariſchen Natur-Erſcheinungen, die wir kennen, beziehen ſich auf die ſogenannten magnetiſchen, electriſchen und chemiſchen Verhältniſſe. Und was iſt denn das Weſen des Magnetismus, der Electricität, des Chemismus? Sind es nicht hervorbrechende Strahlen eines unbekannten Lichts, das wir nicht zu ſeiner Quelle verfolgen, deſſen ſchaffende Regel wir nicht ergründen können? Man behilft ſich zuletzt mit einem urſprünglichen, nothwendigen Gegenſatze. Iſt damit etwas ausgeſprochen? etwas erklärt? Iſt Sinn, und Kraft und Leben in dieſer Formel? Ein Gegenſatz, wovon? von Stoffen, d. h. von etwas Todtem? Wie kann das Todte das Leben erzeugen! von Kräften? Was für Kräfte mögen dieß ſeyn? „Die urſprünglich anziehenden und abſtoßenden.“ Woran haften dieſe Kräfte? an Stoffen? Soll das Leben-

de vom Todten getragen, vom Todten erhalten werden? an Nichts? Es hat philosophirende Naturforscher gegeben, welche behaupteten, das Nichts sey der Ursprung aller Dinge. Weiter konnte man es nicht treiben: denn über das Nichts hinaus giebt es nichts weiter. Aber man hat sich und den Resultaten seines Forschens damit zugleich den Stab gebrochen, d. h. man hat damit offenbar beurkundet, daß alle Naturforschung, welche das Wesen der Dinge ergründen will, zu nichts führt. Einen auffallenderen Beweis der menschlichen Ohnmacht kann man doch nicht verlangen! Der Menschen Fleiß, der Menschen Streben ist zu ehren, wenn überhaupt etwas Menschliches zu ehren ist; der Menschen Witz und Scharfsinn ist zu bewundern, wenn überhaupt etwas Menschliches zu bewundern ist. Aber man muß ein Kinderspiel und eine Schulübung, als worinne das ganze Menschenleben besteht, von der Schöpfer-Kunst und Schöpfer-Weisheit, die nur bei dem Schöpfer selbst zu suchen ist, unterscheiden; man muß sich bescheiden, daß man hier in dieser Erscheinungs-Welt Alles eben nur wie „in einem Spiegel" sieht, indem man selbst „an einem dunklem Orte" befindlich ist. Die Erscheinungen

ſtehen vor uns, der Grund der Erſcheinungen iſt uns verborgen, d. h. wir ſehen ihn nicht, wiewohl wir auf das unwiderlegbarſte darauf hingewieſen ſind, ihn „Gott" zu nennen. „Gottes Kraft und Wirkung wird erſehen, ſo man das wahrnimmt an ſeinen Werken, nehmlich an der Schöpfung der Welt." Und dieſe Schöpfung geht immer fort aus einer unverſiegbaren Quelle, wir überſehen nur den geringſten Theil davon; wir überſehen eigentlich gar nichts, denn es iſt uns nur vergönnt, einen dämmernden Blick auf unſer nächſte Umgebung zu werfen. Wir wiſſen die Bedeutung, den Grund und Zweck des Daſeyns der Steine, Pflanzen und Thiere nicht einmal, außer wiefern wir ſie verarbeiten und genießen. Von den Weltkörpern außer unſerer Erde, von den unzähligen Sonnen und Sonnen-Syſtemen, ja Welten-Syſtemen außer dem, was wir ins Unbeſtimmte hinaus verfolgen können, wiſſen wir gar nichts, als daß ſich hier vor unſeren Augen das Werk eines Meiſters hervorthut, der mehr zu thun hat, als für unſere kleine Erde, für dieſes Tröpfchen im Meer, für dieſes Sandkorn im Stundenglaſe der Zeit zu ſorgen, und der auch dieſes mit der unbegreiflichſten Liebe, mit der unerforſchlichſten Weisheit, mit

der grenzenlosesten Macht thut. Und diese Macht, deren ganzes Wirken Wunder ist, sollte nicht unsere Maulwurfs-Augen durch Wunder öffnen können, die wir doppelt und dreifach so nennen müssen, weil sie uns noch um Vieles befremdender erscheinen, als diejenigen Wunder ohne Zahl, von welchen wir täglich und stündlich umgeben, und gegen welche wir deshalb stumpf und unempfindlich geworden sind? Der Gott, der da rufte: „es werde Licht," und auf dessen Ruf das Licht ward, in dessen Glanze wir Alles sehen, und dessen Wesen wir nicht begreifen; der Gott, der uns das Leben und das Bewußtseyn gab, dessen Wesen wir eben so wenig begreifen: dieser Gott sollte nicht durch seine Begünstigten, in Kranken Gesundheit, in Todten Leben erwecken können? Er, der die Quelle aller Gesundheit und alles Lebens ist? Dieser Gott sollte nicht seinen Begünstigsten selbst haben vom Tode erwecken können, und den stumpfsinnigen Menschen einen in die Augen springenden Beweis seiner Macht und eine erfreuliche, eine beseligende Andeutung ihres künftigen Schicksals, der Umwandlung, der Fortdauer, der Erhöhung und Verklärung ihres Lebens haben geben können und geben wollen? Das Wunder der Auf-

erstehung ist kein größeres Wunder, als das der Geburt und des Lebens überhaupt; und wir dürfen uns nicht verwundern, daß es in Gottes Rathschlusse lag, sich eben so herrlich in einem überirdischen Glanz-Momente der Zeit, als in dem unermeßlichen Raume zu offenbaren. Das Licht bricht überall aus dem Dunkel, das Licht ist überall unbegreiflich; und so wollen wir es uns denn mit Anbetung und Dank gefallen lassen, daß es auf dieser dunkeln, dürftigen Erde einen Augenblick gab, wo der Himmel in seiner Herrlichkeit und in seinem überschwenglichen Reichthum nieder stieg, wo ein Gottes-Blitz die Erde erhellte, dessen Strahl die Dämmerung der Vorzeit beleuchtete, ihr Werden, ihre Gestaltung auf sich, als ihren Mittelpunkt bezog, und von diesem Mittelpunkte aus wiederum auf eine nicht zu übersehende Folgezeit sein wohlthätiges, sein aufhellendes, sein die Räthsel des Menschen-Schicksals immer mehr enthüllendes Licht ergoß.

XI.

Ueber Erlöſung und Heiligung.

Unter die für unſere Tage veralteten, wenigſtens in ihrer reinen Bedeutung nicht ſehr gekannten Begriffe gehören die Begriffe der Erlöſung und Heiligung. Wer, ſeinem Bedunken nach, an ſich ſelbſt ſchon gut iſt, oder durch ſich ſelbſt ſchon gut werden kann, wer ſich frei zu fühlen meint von allen Ketten, und rein von allen Flecken, bedarf, ſeiner Ueberzeugung nach, keiner Erlöſung, und ihr Begriff widerſtreitet ſeinem ganzen Weſen, ja ſcheint daſſelbe zu entadeln und zu entwürdigen; weshalb denn die Vorſtellung davon geflohen und mit Abneigung, daß ich nicht ſage, mit Abſcheu, zu-

rückgewiesen wird. Nichts beleidiget den Stolz mehr, als für einen Schwachen zu gelten, wenn man gern ein Starker seyn möchte; und der Stolz ist einer der stärksten Riegel, welcher der Selbsterkenntniß den Eingang in das menschliche Herz verschließt. Diese aber ist es, welche uns ganz andere Vorstellungen von unserm Wesen giebt, als wir vor derselben davon hatten. Vorher, ehe wir uns selbst erkennen, unser wahres Wesen, wie es ist, erfassen, sind wir voller Ansprüche an die Achtung und Anerkennung, Neigung und Dienstfertigkeit Anderer, ihnen uns aber nur schwer entschließen, ihnen, was wir von ihnen wünschen, um ihrer selbst willen, ohne Beziehung auf unsere Personen, auf unser Interesse, widerfahren zu lassen. Dieß Alles ändert sich, wenn die Selbsterkenntniß in uns Platz genommen hat. Hier lernen wir des Dichters Worte verstehen, wenn er spricht:

„Wenn ich bedenke, wie man wenig ist,
und was man ist, das ist man Andern schuldig;"

wo freilich der Dichter auf der einen Seite uns Unrecht zu thun scheint, wenn er unsere eigenen Bemühungen, unser ernstliches, redliches Streben, unsere Arbeit und Anstrengung, unsern Fleiß und unsere Ausdauer nicht

in Anſchlag bringt, dafür aber auch auf der andern Seite noch viel zu wenig ſagt, wie fern er blos den Einfluß anderer Menſchen auf uns beachtet, wiefern er nicht in Anſchlag bringt, daß wir, ohne Anlagen und Kräfte, die wir uns ſelbſt nicht gaben, ohne den unſichtbaren, aber freilich gewöhnlich nicht beachteten und erkannten, Schutz unſeres ganzen Daſeyns von höherer Hand, die ſo viele Gefahren von uns abwendet, ſo viele unſerer Thorheiten, Irrthümer und Fehltritte uns nicht in der ganzen Schwere ihrer Folgen fühlen läßt, ja im Gegentheil zu unſerem Beßen wendet, zu Elementen unſers Gedeihens umſchafft, die uns endlich ſo vieles Unverhoffte, Unerwartete, Unverdiente zufließen läßt, worauf wir durch eigene Kraft und Klugheit, durch eigenes Bemühen und Wirken nimmermehr geſtoßen ſeyn, was wir uns nimmermehr aus eigener Macht zu eigen gemacht haben würden, ich ſage, daß wir ohne jene höhere Hand und ihr Walten über uns, ohne ihre Gaben und ihre Leitung, nichts, auch gar nichts wären, daß wir nicht einmal wären. Denn was ſind wir wohl durch, an, und aus uns ſelbſt? Iſt nicht Alles an uns von wo anders her gegeben und geſchenkt, oder auch

sogar geborgt und geliehen? Ist nicht die Luft, die wir athmen, die Nahrung die wir zu uns nehmen, Etwas, das wir uns mit aller Kunst und Mühe nicht bereiten können? Ist nicht der Geist, durch den wir denken, ist nicht unser Leben selbst etwas nur Geliehenes? Wer fesselt denn seinen Geist so an sich, daß ihn derselbe niemals verlassen, wer hält denn sein Leben so fest, daß es ihm nicht entrissen werden könnte? Demnach sind wir große Thoren, wenn wir uns auf Alles, was wir sind und haben, etwas einbilden, wenn wir darum von Andern geachtet seyn, darum Andere verachten wollen, bei denen wir unsere Güter, unsere vermeinten Vorzüge nicht bemerken. Dazu kommt, daß Mancher, den wir für arm halten, reicher ist als wir, Mancher, den wir in aller Hinsicht weit zu übertreffen meinen, Eigenschaften besitzt, welche die unsrigen weit überstrahlen. Aber dieß Alles sehen wir nicht, so lange wir nicht zur Selbsterkenntniß gelangt sind. Ja, wir sehen noch vieles mehr nicht: die ganze Summe unserer Fehler und Gebrechen, die Größe unserer Mangelhaftigkeit und Stümperhaftigkeit, den gänzlichen Mangel entweder, oder die große Armuth wenigstens

an den Eigenschaften, welche uns am meisten zieren würden, welche wir uns am ersten erwerben sollten, und unter denen Aufrichtigkeit und Demuth oben an stehen. Demuth! ein verpöntes Wort! Es liegt ein schwerer Fluch über den Menschen, daß sie durch sich selbst die Wahrheit nicht erkennen, sondern von Verblendung zu Verblendung irren, ja taumeln, daß sie der Schwindel des Selbst-Seyns und Selbst-Könnens ergriffen hat, daß ein Jeder, der etwas vermag, auf sich, als auf einen Helden vertraut und die Quelle seines Könnens in sich selbst findet. Aber es ist schon gesagt, wiewohl es nicht genug wiederholt werden kann, daß wir in uns, aus uns, durch uns gar nichts sind und vermögen, weil wir uns weder selbst schaffen noch erhalten, uns weder Talente, noch die Kräfte sie zu bilden und zu üben geben können; und Alles dieß liegt gleichwohl noch in uns. Wie viel weniger dürfen wir uns blähen, über das, was, außer uns liegend, uns begünstiget! Kurz, genau betrachtet ziemt uns nichts mehr als Demuth; und dürften wir auf irgend etwas stolz seyn, so wäre es auf den Besitz dieser Tugend, wenn wir sie besitzen. Aber die Demuth ist auf nichts stolz. Wiewohl es manche Stolze giebt, welche,

da sie die Höhe der Demuth erkennen, auch nach ihr ringen, um nur das Höchste zu besitzen, was der Mensch besitzen kann, und daran ihren Stolz zu weiden. Sie fühlen aber das Lächerliche des Widerspruchs in diesem Streben nicht, und noch weit weniger des Schadens, der für sie selbst daraus entsteht: denn eine stolze Demuth kann nichts anders als ein bloßer Schein, folglich etwas Erheucheltes seyn; und der Charakter des schändlichsten Lasters, das aus der Quelle des Urbösen selbst zu entspringen scheint: der Scheinheiligkeit, ist eben jene, zwar nicht immer stolze, aber doch allezeit falsche, Demuth. Darum ist von der Demuth die Aufrichtigkeit unzertrennlich, und muß es seyn, gleichsam als die verständige, strenge, wohlgesinnte Aufseherin über das zarte, leicht der Gefahr des Falles unterworfene Kind. Einen Augenblick sich der Aufrichtigkeit entzogen: und der Fall ist geschehen! Wer nicht aufrichtig ist, der heuchelt, gegen sich sowohl, als gegen Andere; und giebt es etwas bedauernswertheres und lächerlicheres zugleich, als sich selbst zu betrügen? Und doch, wie gern betrügt sich der Mensch! Wie gern verbirgt er sich vor sich selbst, verheelt sich seine Gebrechen, seine Mängel, seine Fehler, wohl gar seine Laster!

Kaum iſt möglich, kaum ſollte man es denken, wenn es nicht wahr wäre und es nicht die tägliche Erfahrung bewieſe: daß ein Glück begehrendes Weſen, wie der Menſch, dadurch ſein eigenſtes Streben ſelbſt vernichtet, und ſo ſein Leben ſelbſt als einen Widerſpruch, wo nicht erklärt, doch ganz offen darlegt, daß er ſich als ſeinen eigenen Feind behandelt, indem er auf alle Weiſe bemüht iſt, das, was ihm ſchadet, was ſein Leben verunſtaltet, verwundet, zerſtört, vor ſich ſelbſt beſtmöglichſt zu verbergen. Und gleichwohl thut dieß ein Jeder, der nicht ganz aufrichtig mit ſich iſt. Und wer iſt ganz mit ſich aufrichtig? Ein wenig unaufrichtig gegen uns ſelbſt zu ſeyn, halten wir nicht für ſonderlich nachtheilig: es thut uns doch gar zu wohl, Manches an uns nicht zu ſehen, über Manches den Schleier des Nicht-Beachtens zu halten. Es würde uns zu ſehr ſtören, aus unſerer Ruhe bringen, uns nöthigen, Manches in unſern Verhältniſſen anders einzurichten, als es iſt, ja Manches an uns ſelbſt anders einzurichten, und am Ende uns gar ſelbſt anders einzurichten, anders zu werden. Dieß gäbe entſetzliche Unbequemlichkeit, würde entſetzliche Confuſion in unſerm ganzen ſo wohl zuſammengeſtellten, zuſammenhängenden

Leben machen. Nein, es ist besser, so etwas, wie eine einmal gemachte Einrichtung, gar nicht an- und auf-zurühren: was würde dieß für Schmerz, für Unheil geben, das ganze schöne Leben würde verdorben, ungenießbar werden. Dieß alles können wir uns ersparen, wenn wir ein wenig unaufrichtig gegen uns sind. Und dieß wird man uns doch erlauben wollen? Bei den vielen Unannehmlichkeiten, die das Leben ohnedieß hat, kann man sich doch die kleine Wohlthat vergönnen, nicht sich selbst Schmerz zu machen, nicht gegen sich selbst zu wüthen. Wir wollen ja sogar in den meisten Fällen aufrichtig seyn; nur mit irgend einer Kleinigkeit, die uns nun aber gerade lieb ist, erlaube man uns, es nicht so genau zu nehmen; es ist gerade ein zarter Fleck, eine zarte Stelle an unserm Wesen, die das Eigene hat, daß sie sogleich bei der Berührung weh thut. Also lieber gar nicht berühren! Es ist, um es rein heraus zu sagen, unser Schoosskind, gegen welches wir unnachsichtig seyn sollen; und wer thut dieß gern? wer wüthet gern gegen sein eigen Fleisch und Blut? — Und weil dieß der Mensch nicht thut, weil dieß die Sprache eines Jeden ist, der noch nicht zu wahrer Selbst-Erkenntniß gekommen, so ist ein Jeder, der nur ein wenig, sey

es euch noch so wenig, unaufrichtig gegen sich ist, ein ganzer Heuchler, durch und durch, von Anfang bis zu Ende seines Wesens: denn da, wo er nicht hinblicken, das, was er nicht vor sich selbst aufdecken will, ist eben der schadhafte Fleck an seinem Wesen, der das Ganze verunreiniget, vergiftet, und zur Fäulniß bringt. Wir haben alle unsere Schoosünden, und diese gestehen wir uns nicht, und gerade diese sind das Nest des Wurmes, der an unserm wahren Leben nagt, der da macht, daß wir nicht gute Früchte bringen. Wir sehen dieß aber nicht, wir glauben es nicht, wir sind verblendet: denn wer läßt sich gern einen „unnützen Knecht" nennen? Wer glaubt nicht, daß er denn doch etwas tauge? einigermaßen wenigstens gut sey? Ein Jeder gesteht seine Fehler ein, meint aber bei allen diesen Fehlern habe er denn doch etwas Gutes. Er nennt sich gewisse gute Eigenschaften an sich selbst, welche Andere nicht haben, oder die er im vorzüglichen Grade besitzt, oder die er wenigstens so gut besitzt als Andere: z. B. Gutherzigkeit, Wohlwollen gegen Andere, Mildthätigkeit, so weit die Kräfte reichen. Es giebt keine schöneren Eigenschaften am Menschen, deshalb nennen wir hier gerade diese. Nun, und diese schönen Eigen-

schaften, wer sie an sich entdeckt hat, halten sie auch Farbe? denn ein guter Stoff muß Farbe halten! Giebt es keinen Fall im Leben, wo sie ihren Dienst versagen? Tausend! Wer ist gutherzig, wohlwollend, mildthätig, gegen die, welche es nicht verdienen? nehmlich, die es nach unserm Urtheile nicht verdienen! Und wie Viele finden sich derer nicht! Eine wie große Menge von Menschen kann also an den Aeußerungen unserer guten Eigenschaften keinen Theil haben! Unsere Güte also, oder das, was an uns gut ist, hat einen sehr beschränkten Wirkungskreis. Doch nein! wir sind im Allgemeinen wohlwollend, mildthätig u. s. w., aber es giebt nur viele Einzelne, gegen die wir es nicht seyn können, weil sie, ich wiederhole es, nach unserm Urtheile, es nicht verdienen, weil sie dessen unwürdig, weil sie Unwürdige sind. Aber indem du hier, d. h. in sehr häufigen Fällen, urtheilst, o guter Mensch, verurtheilst du, d. h. verdammst du, sprichst du das Verdammungsurtheil aus. Und kannst du da lieben, wo du verdammst? Und wo du nicht liebst, mußt du da nicht hassen? wenigstens gleichgültig seyn? Nur einmal als Grundregel angenommen, daß wir alle Menschen wie Brüder lieben sol-

len, weil ſie alle unſere Brüder ſind — eine Regel, die aber Viele nicht gelten laſſen; mit denen wir deshalb auch jetzt nicht ſprechen wollen, ſondern blos mit denen, die ſie gelten laſſen — alſo, dieſe Regel angenommen: ſind wir nicht die größten Sünder, indem wir uns unſerer Tugenden rühmen? denn wer ein Gebot in vielen Fällen, wer es nur in einem einzigen Falle übertritt, der ſündiget, der iſt ein Sünder. „Aber man kann ja doch nicht anders handeln, als man urtheilt!“ Warum urtheilſt du denn aber? Urtheilen iſt ja Richten! Warum richteſt du denn? Wer hat dich dazu berufen? Wer hat dir Kraft und Macht, wer hat dir Fähigkeit und Einſicht gegeben, zu prüfen, zu entſcheiden, was ein Menſch verdiene, oder nicht, ob ein Menſch würdig ſey oder unwürdig? Weſſen iſt er denn unwürdig? Deiner Achtung? Biſt du denn ein ſo hohes, reines, heiliges Weſen, daß auf deine Achtung ſo gar viel ankäme? Wenn du dir dieß einbildeſt, ſo biſt du ſtolz; und wenn du ſtolz biſt, ſo biſt du ein Thor; und auf die Achtung eines Thoren kommt nicht ſonderlich viel an. Oder iſt jener Verurtheilte deiner Gabe, deiner Wohlthat unwürdig? Was haſt du denn zu geben, das du nicht ſelbſt empfangen hätteſt? Wie kannſt du dir ein

Verdienst bei deinem Geben bemessen? Und prüfe dich, wie du giebst, auch da, wo du giebst! Giebst du nicht oft blos, um nur den Anblick des Elends los zu werden? also um dir unangenehme Empfindungen vom Halse zu schaffen? Giebst du nicht oft blos, um deine schöne Seele zu zeigen? Eine schöne Seele, die sich zeigen will! Giebst du nicht oft blos — und dieß ist deine edelste Art zu geben — um dir Gott zum Freunde zu machen? also aus Eigennutz? Man hat einen gemeinen Ausdruck, den ich nicht brauchen will, dessen Bedeutung aber ist: den kleinen Verlust tragen, um den grössern Vortheil zu haben. Nun sollen wir auch dieß thun: wir sollen uns Gott zum Freunde machen, weil wir gebrechliche Wesen sind, die ohne ihn nicht leben können. Allein ist denn dieß für uns ein Verdienst? verdient dieß Lob? dürfen wir stolz darauf seyn, daß wir Gottes Freundschaft suchen, um uns wohl zu befinden? — Viele geben aber auch blos, um keine Verantwortlichkeit zu haben: also aus Furcht. Und wer sich fürchtet, ist immer ein Schwacher, er mag sich fürchten, wovor er will. Ist nun die Furcht ein Verdienst? Das möchte eher ein Verdienst seyn, wenn wir unsere Schwäche anerkennen. Und dieß wollen wir denn auch

kommt: wir wollen anerkennen, daß wir ſchwache, gebrechliche Menſchen ſind; und nicht blos dieß: ſondern auch ſündige Menſchen, die kein eigenes Verdienſt haben, die mit jedem Augenblicke ſtrauchcln, und die, wenn ſie feſt und ſicher zu ſtehen meinen, Thoren, und wenn ſie ſich irgend ein Verdienſt anmaßen, ebenfalls Thoren ſind. Und was ſollen wir denn ſeyn, wenn wir „wahres Leben und volle Gnüge" haben wollen, wenn uns daran gelegen iſt, ſo beſchaffen zu ſeyn, daß wir zum Gaſtmahl zugelaſſen werden können, welches der Herr der Welten denen verheißen hat, die ihn lieben und ſeine Gebote halten? Eben dieß ſollen wir thun: ihn lieben und ſeine Gebote halten: heilig ſeyn, wie er; weil wir außerdem ja keinen Theil an ihm haben können, indem wir ſein Gegentheil ſind. „Nun ſo kann ja aber Niemand Theil an ihm haben! Denn wer iſt denn heilig unter den Menſchen? Wer iſt denn ſo rein, daß kein Flecken an ihm wäre? Wer kann dieß ſeyn? Vollkommen iſt kein Menſch!" Wir ſollen aber vollkommen ſeyn, wie unſer Vater im Himmel vollkommen iſt. — „Nun ſo mag er uns erſt die Kräfte dazu hergeben, ſo mag er uns erſt erſetzen, was uns fehlt, und mag das Ungleiche gleich machen! Denn das iſt eine un-

billige Forderung, von Schwachen, die sich keine Stärke geben können, weil sie nicht an der Quelle der Kraft sitzen, zu verlangen, daß sie stark seyn, von Kranken, welche die Gebrechlichkeit mit auf die Welt bringen, und sie deshalb, wie alle angebohrne Uebel, nicht los werden können, verlangen, das sie ohne Tadel seyen!" Wird denn aber von euch das Unmögliche verlangt? — „So eigentlich nicht: denn der Mensch kann doch erstaunlich viel, wenn er will." — Ihr rühmt euch abermals ohne Grund, und euer Ruhm ist eitel. Was kann denn der Mensch, wenn ihm das Können nicht gegeben ist? Was will denn der Mensch? Er will wohl unter andern auch das Gute, aber sein Wille zum Guten hat keine Kraft, und sein kräftiger Wille geht nicht auf das Gute. Wie dieß? Was wir Kraft in Menschen nennen, entquillt aus seiner Natur, gehört seiner Natur, seinem ursprünglichen Seyn an: und dieses ist immer auf das Endliche, auf das Gott Entgegengesetzte gerichtet. Machen wir es anders! es ist einmahl so! Es ist uns auch gesagt, warum es so ist: der Mensch selbst hat es verschuldet: im ersten Menschen haben sie Alle gesündiget. „Dieß ist eine harte Lehre: wer mag sie verstehen!" Ja wohl schwer zu fas-

ſen, aber doch das einzige Erklärungs-Mittel menſchlicher Verderbtheit; oder man müßte dieſe letztere läugnen, oder das Böſe in Gott ſelbſt ſuchen, oder keinen Gott glauben, welcher letzte Ausweg Alles ins Gleiche bringt. Es hat aber keine Noth: Verderbtheit und heiliges Weſen bezeugen ſich einander gegenſeitig im Menſchen; und wer dem Heiligen anhängt, glaubt auch an einen Gott, und kann nur an einen heiligen Gott glauben, in dem kein Böſes iſt. Laſſen wir demnach lieber die Menſchen böſe geworden, als Gott urſprünglich böſe ſeyn, und ſchließen wir von der Wirklichkeit des Verderbens auf die Möglichkeit des Falles; denn daß dieſe im Menſchen liegt, ſehen wir alle Tage; das geiſtige Erübel aber zu erklären wird Zeit ſeyn, wenn wir (nicht der Schreiber dieſes) die phyſiſchen Erb-Urübel, wenn wir die Zeugung und Fortpflanzung überhaupt erklärt haben; was unſeres Wiſſens noch niemand wahrhaft gethan hat, noch auch ſo leicht thun wird, da das Erklären nicht unſere ſtarke Seite, wohl aber ein ſehr kräftiger Beweis unſerer unbefugten Anmaßung iſt. Jedoch wir ſcheinen ſehr von dem oben eingeſchlagenen Wege abgeſchweift zu ſeyn, wiewohl dem in der That nicht ſo iſt. Was konnten wir dafür,

daß die Gegner, die unvermerkt und wider ihr Wissen und Wollen selbst auf den rechten Punkt geflogen waren, sogleich wieder von demselben absprangen! Wie das? Auf folgende Weise. Sie waren bis dahin, glauben wir, getrieben worden, daß sie zugaben, die Menschen seyen eigentlich verderbte, nichtsnutzige Geschöpfe, von denen geschrieben stehe:

„doch aus sich selbst erfährt es Keiner,
„wird aus sich selbst nicht besser und reiner;
„und volle Gnug' und ewiges Leben
„kann sich kein armer Sünder geben."

Bei diesem Eingeständniß, bei diesem Bewußtseyn verlangten die Gegner, gleichsam mit einem gewissen satyrischen Trotz, von dem Weltenschöpfer: für ihre Schwachheit, Kräfte, für ihren Mangel, Ersatz, für ihre Ungleichheit mit dem Höchsten, Ausgleichung. Ausgleichung! dieses Wort hätte uns unmittelbar zu dem einen Brennpunkte unserer ganzen Untersuchung, zu der Erlösung geführt, wenn sie nicht, indem ihnen Uebergangsweise angedeutet wurde, daß von den Menschen nicht das Unmögliche verlangt werde, sogleich auf ihren früheren Standpunkt des Könnens und Wollens zurückgesprungen

wären. Diesen Schlupfwinkel mußten wir ihnen zerstören; und so hat uns dieses Geschäft zwar unterbrochen, aber doch nun auch hoffentlich freien Weg gebahnt, den wir jetzt verfolgen. Nehmlich für den, der sich nicht entbrechen kann, einen Gott, ein den Menschen verheißenes ewiges Leben, so wie: Heiligkeit, als die Bedingung zu Erlangung eines solchen Lebens, zugleich aber auch die menschliche Unfähigkeit, diese Bedingung aus sich selbst und durch sich selbst zu erfüllen, für einen Solchen muß der Gedanke einer Genugthuung oder Ausgleichung, einer Bürgschaft, und dadurch einer Erlösung von allen den uns drückenden Uebeln, die uns an der Gemeinschaft mit Gott hindern, ein höchst annehmlicher, willkommener, ja erfreulicher und beglückender Gedanke seyn. Nicht darum, weil durch eine solche Veranstaltung, wenn sie sich geschichtlich nachweisen ließe, dem Menschen die Mühe des Selbst-kämpfens nach dem Ziele, des Selbst-Ringens um den Siegeskranz, erspart würde und werden sollte — es wird sogleich nachgewiesen werden, daß dieß ein großes Mißverständniß ist: — sondern weil, wie uns dieselbe Quelle sagt, aus welcher wir von der Erlösung wissen, mit diesem Begriffe sich ein anderer nothwendig verbin-

der, ja unmittelbar mit ihm zusammenhängt und einen Theil desselben ausmacht, nehmlich der Begriff der Heiligung durch den Glauben. Zwar ist auch dieser erst klar zu machen, damit er nicht mißverstanden werde, aber einmal wahrhaft klar hingestellt, macht er auch, daß über den Begriff der Erlösung kein Mißverständniß mehr möglich ist. Es ist erst zu erklären, was Heiligung ist, sodann was Glaube, und das Verhältniß des Glaubens zu ihr. Heiligung kann blos den treffen, der nicht heilig ist, aber werden soll und wird. Das Heilig-Werden (rein, fleckenlos Werden) eines vorher Unheiligen, ist Heiligung. Das Werden deutet an, daß mit ihm und in ihm etwas geschieht, unbestimmt, ob durch ihn selbst oder ein anderes Einwirken. Aber die Unbestimmtheit wird sogleich gehoben mit dem Zusatze: durch den Glauben. Der Glaube „ist die gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt, an dem, das man nicht siehet.“ Also hoffende, vertrauende Zuversicht ist Glaube. Diese Hoffnung und Zuversicht muß aber doch einen Gegenstand haben. Welcher kann dieß hier anders seyn, als der, von welchem die Heiligung erwartet wird? Die Heiligung wird also, oder wir werden heilig, nicht durch und aus uns selbst, sondern durch

den Gegenſtand unſeres Glaubens. Wer iſt dieß? der Erlöſer, der Heilige ſelbſt, alſo Gott ſelbſt, in der Geſtalt des Erlöſers, wie ihn uns die heilige Geſchichte aufſtellt; folglich auch: göttliche Kraft, göttliches Vermögen. Die heilige Kraft kann aber nicht anders als heilig machen. Wie? die Antwort iſt ſchon gegeben: durch den Glauben. In dem Glauben an Gott, und in dem Glauben an den Erlöſer, als welches daſſelbe iſt, muß demnach eine heiligende Kraft liegen. Liegt aber heiligende Kraft im Glauben, ſo liegt auch erlöſende in ihm. Wie wir heilig ſind, ſo ſind wir erlöſt, und wir ſind und werden heilig ſo, wie wir glauben. Was heißt das: wie wir glauben? Nichts anderes, als: in dem Grade, in dem Maße unſeres Glaubens: denn der vertrauende, zuverſichtliche Glaube kann nur Einer ſeyn; es giebt nur Ein Vertrauen, nur Eine Zuverſicht, die man entweder hat, oder nicht hat; und keine andere Verſchiedenheit, außer dem Haben und Nicht-haben, iſt hier denkbar, als die des Grades. Der Glaube iſt demnach die Bedingung der Heiligung, wie die Heiligung die Bedingung der Erlöſung. Läßt ſich aber keines dieſer Stücke von einander trennen: ſo gehören ſie ja zu Einem Weſen: und ſo iſt ja Erlöſung, und Heiligung

durch den Glauben Eines und dasselbe. Wir wären also nicht erlöset, wenn wir nicht durch den Glauben geheiliget wären? Und, da der Glaube Grade hat, wir wären nur in dem Grade geheiligt und erlöst, wie wir glaubten? Ueberhaupt, wie ist es möglich, daß der Glaube Heiligung und Erlösung herbeiführen kann? Das Letzte dadurch, weil der Glaube ein reiner, heiliger Zustand ist, wie Jeder an und in sich erfährt, der da glaubt, und so lange er in dem Zustande des Glaubens ist. Ein Solcher ist „wieder in seiner Mutter Leib gegangen;" alle Zweifel, alle Sorgen haben ihn verlassen; keine ungestüme Begierde drängt ihn; er ist ruhig, und in dieser Ruhe heiter, klar, und rein durch sein ganzes Wesen. So weit sich demnach sein Glaube erstreckt: so weit verbreitet sich diese Ruhe, Klarheit, Heiterkeit, Reinheit, Heiligkeit. Aber man kann nicht zugleich glauben, und auch nicht glauben. Deßwegen bilden sich Diejenigen etwas ganz falsches ein, welche meinen zu glauben, und doch zweifeln; was bei dem besten Willen das Schicksal der Anfänger im Glauben ist: denn der Glaube hat seine Virtuosität, wie jede eigentlich-menschliche Kunst; und die Stufen dieser heiligen Kunstschule werden durch die Grade der Gemüthsläuterung bezeich-

net: je geläuterter das Gemüth, deſto reiner, und folglich auch, deſto kräftiger der Glaube. Aber hebt ſich dieß einander nicht auf: Gemüthsläuterung und Glaube, indem jedes von beiden zur Bedingung des andern gemacht wird? Ohne Glauben, ſagten wir, keine Heiligung, oder Gemüthsläuterung; als welches daſſelbe iſt. Nun ſagen wir wieder: ohne geläutertes Gemüth kein Glaube. Wie kann da Eines die Stütze des Andern ſeyn, wenn Jedes des Andern als ſeiner Stütze bedarf? In dem nach Läuterung ſich ſehnenden Gemüth — und auch dieſe Sehnſucht iſt ein Geſchenk von oben — wird die Empfänglichkeit für den Glauben aufgeſchloſſen. Dieſe, bis zu einem gewiſſen Grade geſteigert, zieht nun das Himmelskind den Glauben aus ſeinem Aether herab. Dadurch wird das Herz zur Heiligung bereitet. Durch die erlangte Heiligungsfähigkeit wird das Glauben-Weſen, kräftiger, als Anfangs, angezogen. Nun breitet ſich die Heiligung allmählich im Herzen aus, und mit ihr wächſt, wie die Macht des Glaubens, ſo wiederum ihre eigene Macht, bis das göttliche Werk vollendet iſt; welches freilich oft durch die vorwaltende Empfänglichkeit für das Irdiſch-Endliche und Böſe gehemmt und unterbrochen wird. So geſchieht dieſe Umwand-

lung im Menschen, man könnte sagen, ganz nach natürlich-organischen Gesetzen, nur angefacht und unterhalten durch ein höheres Prinzip, wie alles Leben: und diese Umwandlung ist ja das geforderte neue Leben. So führt der Glaube, durch die Heiligung, Erlösung herbei, Erlösung nehmlich im irdischen Leibe, die, wie gezeigt worden, nur Grad-weise Statt finden kann, weil der Glaube, wie Alles, Maß und Ziel hat; und wir sind hier auf der Erde ganz eigentlich nur in dem Grade erlöset, wie wir geheiligt sind, und nur in dem Maß geheiligt, wie wir glauben. So müssen wir ja aber doch unsere Erlösung selbst zu Stande bringen, und mit ihr unsere Heiligung? Wer auf sich und auf das Gesagte Acht gehabt hat, wird nicht so fragen. Wie alles Lebendige nicht ohne Licht und Luft, die des Himmels sind, so kann auch dieses Leben des Glaubens, der Heiligung und der Erlösung, wie schon gesagt, nur von oben, wie angefacht, so unterhalten werden. Aber, könnte man sagen, dieß ist doch immer noch keine rechte Erlösung, ist nicht das, was oben Ausgleichung, Genugthuung, Bürgschaft genannt wurde, jene Erlösung, die uns das ewige Leben nach dem Tode verbürgt. Ganz wahr! Sehr richtig bezieht man sich hier auf

das Leben nach dem Tode, welches etwas für sich ist. Weil es dieses aber ist: so können wir auch nichts dafür thun, so mußte für uns, statt unserer, gethan, gewirkt werden. Und daß dieß geschehen sey, lehrt uns derselbe Glaube, welcher unsere irdische Heiligung und allmähliche Erlösung von unserer alten Erbfeindin, der Schlange: Sünde, bewirkt. Aber glauben wir denn, daß wir so unbedingt erlöst sind? daß wir durch den Tod Jesu carte blanche in jenes Himmelreich haben, welches sich nach dem Tode des irdischen Leibes aufschließen wird? Keinesweges! Heiligung heißt die Bedingung, unter welcher allein wir in das Reich Gottes eingehen können. Daß uns ein solches Reich bereitet ist, haben wir unserm Erlöser zu danken; daß uns die Heiligung auf dieser Erde, und in diesem sterblichen, sündigen Leibe nur möglich ist, haben wir ihm gleichfalls zu danken; aber annehmen müssen wir, was uns geboten wird, verschmähen dürfen wir das Brod des ewigen Lebens nicht, oder wir sterben eines schmählichen Hungertodes. Wie aber die, welche nichts vom Glauben wissen und wußten? ruft man uns noch am Schluße dieses unseres Glaubensbekennt-

nisses zu. Wir antworten darauf: „Wer Gott fürchtet und Recht thut in allerlei Volk, der ist ihm angenehm.“ — Wie aber ohne Glauben? Wer so wandelt, Jude oder Heide, beweist, daß er ihn hat. Woher aber? Von daher, von wo alle gute Gaben kommen.

XII.

Ueber die Liebe.

Wenn uns Jemand einen neuen, vorher nie geahndeten Sinn aufschlösse, der nicht blos zarter und feiner wäre, als die übrigen, die wir besitzen, sondern welcher auch die Empfindungen der übrigen so übersehen, ordnen, berichtigen lehrte, daß wir das Verhältniß eines jeden zu dem andern, und den Antheil, den er an der Harmonie des Gesammt-Empfindens hat, klar erkennen lernten, wobei der neue Sinn sich, als alle die übrigen in sich fassend und aufgelöst enthaltend, zeigte, klarer als sie alle, schärfer als sie alle, eindringender als sie alle: so würden wir, obschon immer noch in der alten und selben Welt

fortlebend, doch gleichsam in eine neue eingetreten zu seyn glauben, Alles unter neuen Beziehungen wahrnehmen, diese Beziehungen alle wunderbar deutlich vor uns aufgeschlossen finden, und nun nach dem Maße unserer Erkenntniß alle Gegenstände auf eine neue Weise behandeln, in dieser neuen Thätigkeit uns selbst freier und entwickelter fühlen, und in diesem Gefühl nicht blos einen höheren Grad von Leben und Wohlseyn, sondern auch eine neue, bisher ungekannte Art von Leben und Wohlseyn, gleichsam in eine höhere Lebenssphäre gerückt, genießen. Einen solchen Sinn hat uns die reine und unverfälschte Lehre Christus und der Apostel in der Liebe aufgeschlossen, welche wir heutzutage Religion zu nennen pflegen, deren eigentlichstes Wesen und volle Summe demnach die Liebe, nach der Bedeutung jener Lehre, ist. Wir lernen in dieser Lehre das alte, Jahrtausende hindurch von tausend mal tausend Zungen ausgesprochene Wort: Liebe, nicht blos von einer neuen Seite, sondern in einem ganz neuen Wesen, in einem ganz neuen Sinn, in ganz neuen Beziehungen kennen. Wir werden durch diese Kenntniß wahrhaft und wirklich in eine ganz neue, uns bisher verschlossene Welt versetzt, oder vielmehr, die

die alte und bekannte Welt ſieht, von einem neuen, überirdiſchen Lichte beſtrahlt, vor unſern Augen da, wir ſehen in ihr, was wir vorher nicht ſahen, den Keim unendlicher Entwickelung, unendlicher Harmonie, und einer überſchwenglichen Fülle von unzerſtörbarem Leben und Glück, deſſen Theilnehmer und Mitgenoſſen wir, als Bürger in dieſer neuen Welt, zu ſeyn uns berufen, und unerſchütterlich gewiß für alle Ewigkeit beſtätiget finden. Wie mag dieß zugehen? welche Liebe iſt dieß? welches iſt ihr Weſen? wie wird ſie erzeugt, genährt und gepflegt? und wie mögen wir uns ihrer und alles deſſen was ſie mit ſich führt, auf eine unverlierbare Weiſe verſichern? Die erſte, ja die einzige Bedingung zu ihr zu gelangen, ſie zu beſitzen und feſtzuhalten iſt dieſe: daß wir „von neuem gebohren werden.“ Wie kann ein Menſch von neuem gebohren werden? Mag er auch wieder in ſeiner Mutter Leib zurück gehen? Die Vorſchrift, welche der Meiſter in dieſer neuen Kunſt uns dazu giebt, iſt: „Werdet wie die Kinder!“ Werfen wir einen Blick auf die Kinder, und ſehen, wie ſie ſind, was ihr Weſen und das Element iſt, in dem ſie leben, wie ſie die Welt auffaſſen und auf die Welt zurückwirken, und wie ſich in dieſer ihrer Art

des Seyns, Empfindens und Lebens befinden. Es versteht sich, daß wir hier nicht schon verzogene, verdorbene, von dem Schmutz der Welt schon befleckte, sondern ganz reine, sich eben erst, wie junge Knospen, erschließende Kinder-Seelen vor Augen haben, in denen der, allen Menschen einwohnende, Hang zum Bösen noch nicht erwacht, der Trieb, diesem Hange zu folgen, noch nicht rege geworden ist. Wie das zarte Grün der hervorbrechenden Blätter an Sträuchern und Bäumen im Frühling noch nicht von dem sengenden Strahle der Sonne gedunkelt, noch nicht von der Schwüle der Luft ermattet, noch nicht vom Staube der Erde entfärbt, noch nicht von giftigen Insekten bekrochen und zernagt ist, sondern wie sich die jungen Blätter frisch und fröhlich dem Frühlingshimmel, der Frühlingsluft und der Frühlingssonne entgegen entfalten, zart und weich, in schützende Wolle gehüllt, kaum noch vom Licht mit Farbe begrüßt, die reiche Fülle der Entwickelung nur andeutend, nicht erschließend: so die neugebornen Kinder-Seelen, die sich mit ihren jungen Sinnen der Welt öffnen, die Welt im reinen Glanz und Duft und Thau des Morgens trinken, und im unerschöpften, seligen Gefühl des Daseyns, desselben sorg-

los, zweifellos gewiß, durch innere Sicherheit bewahrt und geschützt, still-glücklich lächeln und lieben. Alles kommt ihnen, sie kommen Allem mit Freundlichkeit, mit Liebe entgegen, und diese Freundlichkeit und diese Liebe ist ihr Glück. Was für eine Liebe ist dieß? eine Liebe, die nichts sondert, nichts vorzieht, nichts verschmäht, Alles annimmt, Allem entgegen kommt, an Allem, wie es ist, Wohlgefallen findet, Allem, wie es ist, zulächelt, aufmerksam, unpartheiisch, ohne Neid, ohne Haß, ohne Selbstsucht. Dieß ist das glückliche Leben, das glückliche Gefühl der ersten Kindheit. Und wie diese Kinder sollen wir werden, so leben, so fühlen, so lieben. Wie ist dieß möglich? Auf dem gewöhnlichen Wege des Menschen-Seyns und Menschen-Lebens nicht! Was hätten wir aber wohl für Aufgaben zu lösen, wenn wir die Bedingungen eines solchen kindlichen Daseyns erfüllen wollten? Wir müßten uns jene Lebendigkeit und Frische des kindlichen Gefühls, jene Sicherheit und Sorglosigkeit des kindlichen Daseyns, jene Freundlichkeit und Heiterkeit der unbefangenen, ungetrübten, reinen und ruhigen kindlichen Liebe aneignen. Wie ist dieß möglich! Wie ist dieß einem Leben möglich, das durch Jahre, Bestre-

bungen, Geschäfte, Verhältnisse, Sorgen, Unglücksfälle, Körper- und Seelen-Weh, durch unwiderstehliche, auf einzelne Gegenstände gerichtete, Leidenschaften, durch vereitelte Wünsche und Hoffnungen, durch das fliehende und nichtige Leben selbst, welches so viel verspricht und so wenig hält, durch Alles dieses abgerieben, abgestumpft, gelähmt, erschöpft, getrübt und verkümmert wird! In einem so beschaffenen Leben ist dieß Alles freilich nicht möglich. Allein es soll alle Mühe angewendet werden, damit die sämmlichen, eben genannten Beschwerden des Lebens nicht Statt finden. Wie aber? Es giebt nur Einen Weg hiezu, den uns ebenfalls die Kinder zeigen und der einem Jeden geöffnet ist: den Weg des Glaubens. Im Glauben sind die Kinder die eigentlichen, die ächten Virtuosen, und das Geheimniß ihres Glücks liegt nur im Glauben. Dieß ist die Wurzel auswelcher ihnen die ganze Sicherheit, Freudigkeit und Freundlichkeit des Daseyns entspringt. Aus dem Glauben geht die Liebe hervor. Der Glaube ist der Zustand, welcher dem tiefsten Wesen der Gottheit am nächsten verwandt ist: er ist Einigkeit in sich selbst. Die Einigkeit macht selig; und darum ist das Himmel-

reich das Eigenthum der Kinder. Der Zweifel, der Zwiespalt, die Trennung ist das Gegentheil des Glaubens. Auf dem Zwiespalt, auf der Trennung ruht der Fluch der Hölle, und die ersten Menschen fielen durch die Unterscheidung des Guten und des Bösen. Nicht das Erkennen macht unglücklich, sondern das Unterscheiden, das Trennen. Nur wo der Weg Einer bleibt ist Sicherheit, wo sich die Wege trennen, entsteht Ungewißheit, Zweifel, und mit dem Zweifel die Furcht, welche der Tod des wahren Lebens ist. Sobald der Mensch zu fürchten anfängt, ist auch seine Ruhe, und mit der Ruhe das Glück verschwunden. Und warum ist das Kind so ruhig? weil es der Liebe vertraut, aus deren Schooße es entsprang, in deren Schooße es ruht. Glaube ohne Liebe ist nicht denkbar; Vertrauen ohne einen Gegenstand, dem man vertraut, ein Unding. Daher sind Glaube und Liebe unzertrennlich, und wer den Glauben hat, hat auch die Liebe; und wenn der Glaube selig macht, so ist es um der Liebe willen, die bei ihm ist, die sich von ihm nicht trennen läßt. Der Glaube ohne die Liebe ist kein nütze; es ist ein falscher Glaube, das heißt: kein wahrer, gar kein Glaube, ein bloßes Scheinbild.

eine Einbildung, ein Wahn. Daher alle Diejenigen, welche den Glauben zu haben wähnen und nicht zugleich die Liebe besitzen, Betrogene sind. Sie betrügen sich selbst. Der Glaube ist nichts isolirtes, nichts getrenntes; alle Trennung hebt ihn auf. Daher man nur dann wahrhaft in und mit sich selbst einig ist, wenn man mit dem einig ist, was zu unserm Wesen gehört. Wer blos mit sich selbst und für sich selbst einig ist, hat blos die Seligkeit der Selbstgenügsamkeit, d. h. ein falsches, täuschendes Gefühl von Wohlseyn, das jeden Augenblick unterbrochen und nicht blos unterbrochen, sondern auf das empfindlichste, schmerzlichste verletzt wird durch Alles, was dieses scheinbar-süße Ruhen in sich selbst stört; und dieß ist eben nicht mehr als Alles, das ganze Seyn, die ganze Einrichtung der Dinge, die Welt, und ihr Schöpfer selbst. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey." Alles dringt auf uns ein, um uns aus unserer Selbstgenügsamkeit herauszureißen, und darum wenden wir uns wiederum feindlich gegen Alles, was so auf uns eindringt; wir sind in einem beständigen Kampfe dagegen begriffen; und aller Kampf setzt Zwiespalt und Feindschaft voraus; wo aber diese sind, da ist der Haß, und wo

der Haß iſt, da iſt die Liebe und die Seligkeit fern. Daher die Selbſtgenugſamen, die auf ihr eigenes Selbſt zurückgewieſenen und ſich zurückweiſenden, wenn ſie den Glauben zu haben vermeinen, ſich blos an einem Trugbild weiden, das ſie äfft, und immerfort an ihrer Ruhe nagt. Der Glaube ohne die Liebe zerſtört ſich ſelbſt und iſt ſein eigener Feind, er iſt kein Glaube; denn wie möchte Glaube mit Feindſchaft und Zerſtörung beſtehen, da ſein Weſen Eintracht und Liebe iſt. Selbſt-liebe aber iſt keine Liebe, da ihr Element Haß alles Fremden iſt. Das Kind liebt nicht ſich ſelbſt; es liebt die Mutter, und Alles, wovon es umgeben iſt, und iſt in dieſer Liebe ſelig. Das iſt die wahre Seligkeit, die aus der Einigkeit mit dem, was uns umgiebt, hervorgeht. Das iſt die Wahrheit: denn Wahrheit iſt die Harmonie des Innern mit dem Aeußern, das Eine, ungetrennte, unverletzte, heilige Seyn. Und dies iſt die Liebe. Wahrheit und Liebe ſind immer beiſammen, ſind Eines. Und darum iſt auch der Glaube und die Wahrheit Eines, und wer im Glauben iſt, iſt in der Wahrheit. Darum leben die Kinder in der Wahrheit, weil ſie im Glauben leben. „Wir ſind aber keine Kinder mehr, die wir vor uns ſelbſt in der Welt

sieben, die wir an uns selbst gewiesen sind, die wir mündig und selbstständig geworden sind. Wo wäre die Mutter, die wir lieben, der wir vertrauen, in welcher wir glaubensvoll und mit fester, heiterer Sicherheit ruhen sollten?" Sie ist dennoch da, sie ist um uns, in uns, überall, in ihr leben, weben und sind wir: es ist die Wahrheit, es ist das heilige Seyn, es ist die Gottheit selbst. Diese sollen wir lieben, ihr anhangen, ihr vertrauen, in ihr ruhen, wie das Kind seine Mutter liebt, ihr anhangt, ihr vertraut, in ihr ruht, und in dieser Liebe, in diesem Vertrauen, in dieser Ruhe selig ist. Der Glaube macht selig, die Liebe macht selig; und so ist es denn kein Zweifel, daß uns der Glaube an Gott, die Liebe zu Gott selig machen werde. Wie aber zu diesem Glauben, zu dieser Liebe gelangen? Es ist schon gesagt: wenn wir von uns selbst ablassen, uns von uns selbst losmachen, uns nicht angehören, sondern dem, der uns Alle trägt und für uns Alle sorgt auf alle Weise. Das Kind vertraut nicht sich selbst, sorgt nicht für sich selbst, verläßt sich nicht auf sich selbst, hofft nichts von sich selbst: und so sollen auch wir kindlich gesinnt seyn, und alle unsere Sorge auf Gott werfen. Das heißt Gott lieben, das heißt Gott vertrauen,

und durch dieſes Vertrauen beweiſen wir unſere Liebe. Zweifeln wir aber an Gott, und vertrauen blos uns ſelbſt, ſo ſind wir von Gott getrennt, ſo lieben wir ihn nicht. Haben wir aber dieſe Liebe durch Aufopferung unſeres ſelbſtiſchen Weſens errungen, durch gänzliche Hingabe deſſelben an das Weſen, von dem wir ſtammen, in dem wir ſind, das unſerer mit liebendem Auge wahrnimmt, uns mit liebender Hand beſchützt: ſo haben wir auch Alles: denn wir lieben, was Er liebt: die Menſchen, unſere Brüder, und ſind in dieſer Liebe ſelig. Und ſollten wir die Menſchen dann nicht lieben, da wir ja das lieben müſſen, was Gott liebt? Denn jeder Liebende liebt das, was dem Gegenſtande ſeiner Liebe angenehm iſt. Aber nicht blos die Menſchen werden wir dann lieben, ſondern die ganze Einrichtung der Dinge, wie ſie Gott gemacht hat. Wir werden alſo mit der Welt zufrieden ſeyn, wie ſie iſt, wir werden in ihr die Entwickelung des göttlichen Rathſchluſſes, die Offenbarung der göttlichen Liebe erblicken, und ſo wird uns jeder Gegenſtand, jedes Verhältniß aller Gegenſtände heilig, ja eine Quelle von Freude ſeyn, da wir ja überall nur die liebende, die ordnende, die ſegnende und Alles zum Glück führende Vaterhand erblicken. Wir

sehen, wenn wir Gott lieben, die Welt mit andern Augen an, als früher hin, wo wir noch keine Liebe kannten, als die zu uns selbst und zu den Dingen um unsertwillen. Nun wird uns nichts mehr anstößig seyn, uns nichts mehr beleidigen: denn überall sehen wir ja nur Gott in seinem Walten und Schaffen, und haben Freude an diesem Walten und Schaffen, als ob es unser eigenes Werk wäre; ja wir machen es zu unserem eigenen Werke, und freuen uns darüber, wie sich das Kind freut, der Mutter nach Kräften förderlich zu seyn. Und so entsteht uns ein neues Leben. Es ist das oben beschriebene Leben, wo uns ein neuer Sinn aufgeht, wo uns Alles klar wird, was uns vorher dunkel war, wo sich Alles löset, was verworren, alles einigt, was getrennt war, wo wir überall nur der Harmonie, dem Ineinandergreifen, dem Zusammentreffen zu Einem Zwecke, zu dem Zwecke der Weltbeglückung begegnen. Nun stört uns kein Wogen und Toben scheinbar-feindlicher Kräfte mehr: das Buch der Menschengeschichte, das Buch der Natur selbst wird uns verständlich; unser Blick schärft sich: wir lernen zusammenfassen, ordnen, erkennen, und, je mehr wir erkennen, desto mehr anbeten, lieben, glauben, selig seyn. Die Welt wird uns zu einem

großen Drama, in welchem sich das Geheimniß der Liebe enthüllt, und wo wir zugleich befriedigte Zuschauer und beglückte Mitwirkende sind; zu einer großen musikalischen Symphonie, wo sich uns, jemehr wir davon verstehen lernen, desto mehr die scheinbaren Mißtöne zu fröhlichen Accorden auflosen. Und so schwimmen wir — wenn der Ausdruck nicht zu stark ist; er kann aber nicht stark genug gewählt werden — in einem unübersehbaren Meere von immer steigender Klarheit, Heiterkeit und fröhlicher Lebendigkeit. Es ist nicht übertrieben, es ist nur in schwachen Zügen kümmerlich ausgedrückt, was die Seele Dessen erfüllt, der einen Tropfen aus dem Meer dieser Liebe gekostet hat, welche allein das Leben beseliget. Es ist Liebe, es ist die reinste Liebe, was derjenige fühlt, der es gewagt hat, von sich selbst zu scheiden, und sein Leben in Gott, in dem Gegenstand seiner Liebe aufgehen zu lassen. Wer jemals menschlich-irdisch geliebt hat, der Jüngling, die Jungfrau, weiß es, welche Veränderung, welche Umgestaltung im Innern, im ganzen Leben vorgeht, wenn sich die Knospe dieser Liebe erschlossen hat. Eine andere Welt steht vor den Augen da, alles glänzt im rosenfarbenen Lichte, alles lacht in Heiterkeit und Freude, alles

grünt und blüht, die ganze Welt ist ein duftender Garten, ein Zaubermährchen voll lieblicher Bilder, voll süßer Phantasien, geworden, oder vielmehr die wirkliche, lebendige Gegenwart der süßesten Ahndungen, der lieblichsten Träume ist vor den Liebenden hingezaubert. So, nein nicht so, unvergleichbar schöner, herrlicher, entzückender, beseligender erwacht das Leben dem, dem die Liebe Gottes aufgegangen ist, der statt des einzelnen, irdischen, vergänglichen, mängelvollen Gegenstandes, den Unendlichen, Ewigen, das Urbild der Schönheit und Vollkommenheit liebt. Seine Liebe ist kein Traum, kein vorübergehender Rausch, wie die irdische Liebe flüchtiger, entfliehender Jugend, sie ist das Erwachen zu ewiger Jugend selbst, und das beseligende Festhalten dessen, was dieser Jugend ewige Dauer verleiht. Es ist kein Traum, Gott zu lieben, es ist ein Erwachen aus dem Traume, der früherhin unser Leben fesselte, und mit den mannigfaltigsten Trugbildern der Lust und des Kummers erfüllte. Diese Liebe ist unser unzerstörbares, einzig genügendes, einzig vollkommen befriedigendes Leben. Und um dieser Liebe willen sollten wir nicht jede andere Liebe, sowohl die unserer selbst, als der irdischen Dinge, aufgeben? und, wo nicht aufgeben,

doch wenigstens unterscheiden? Aber es hat keine Noth. Wer die höhere geschmekt hat, begehrt der niederen nicht oder er faßt alles, was niedere, irdische, vergängliche Liebe heißt, unter die höhere auf, wandelt es um in einen Theil jener Liebe, löset es auf in das Element derselben, giebt ihm ihr Gepräge, ihren Charakter, ihre Farbe, ihr eigenes Wesen. Nicht so, daß er sich täuscht und das Irdische zu seinem Gott macht, und so das Göttliche zu ehren, zu lieben, zu erfassen wähnt, sondern umgekehrt so, daß er die Strahlen der göttlichen Liebe auch in allem Irdischen erblickt, und dasselbe darum mit liebendem Auge betrachtet, weil es, wiewohl mangelhaft und in schwachen Zügen, ein Abbild des Göttlichen ist, welches sich in allen seinen Werken offenbart und darum auch in allen seinen Werken geliebt seyn will, nur dergestalt, daß über dem Geschöpf nicht der Schöpfer vergessen werde. Wer den Schöpfer immer vor Augen und im Herzen hat, wird sich nie an das Geschöpf und in dem Geschöpf verlieren, sondern dasselbe blos als Mittel betrachten, die Liebe des Höchsten in sich zu entflammen und immer neu zu unterhalten. Und so führt die Liebe, welche wir meinen, den Menschen herrlich durch das Leben, und von ihr kann man mit vol-

lem, klarem und reinem Bewußtseyn stehen, was der Dichter von ihrer dunkel gefühlten Gegenwart in der Natur flehte:

„Führe mich an deiner Hand
„wie das Kind am Gängelband!“

Und das thut sie denn auch, diese Liebe, und gewährt es einem Jeden, dem daran ernstlich gelegen ist. Sie führt uns durchs Leben, sie thut uns dasselbe auf, sie erheitert es uns mit jedem Schritte, den wir darinne weiter vorwärts thun. Dieß ist die Liebe, auf die uns der Meister verwies, dieß die Liebe, die er uns gebot, und die uns nur durch Kinder-Sinn zu Theil werden kann. Wir dürfen uns dieses Kinder-Sinnes nicht schämen. Ein solches Kind ist groß im Himmelreich, ein solches Kind ist selig, ein solches Kind ist göttlicher Natur. Und eine größere Natur als die göttliche kann sich doch Niemand aneignen wollen? Alle Größe, aller Stolz der Welt verschwindet vor dieser Kinder-Einfalt, ja er verschwindet nicht blos gegen sie als etwas Kleines, sondern er wird auch davon zu Nichte. Leerer Dünkel, Trug und Täuschung ist Alles, was nicht auf diesen Felsen gebaut wird. Fest steht er, und wenn Alles in Nacht versinkt, vergoldet die ewige Sonne seinen Gipfel mit den Strahlen einer ewigen Morgenröthe.

Anhang.

Blicke in das Himmelreich.

(Aus Selbst-Unterhaltungen.)

Blicke in das Himmelreich.

I.

In welche selige Verhältnisse tritt der Mensch, dessen ganzes Leben fortwährende Religion wird! Wie verschönert sich ihm mit jedem Schritte sein Daseyn, wie ebnen sich vor ihm alle ungleichen Verbindungen der Dinge und der Menschen! In welchen neuen Beziehungen, in welchem Zusammenhange erscheint ihm das unendliche Gewirr der ungleichartigsten Kräfte und Bestrebungen! Er sieht zwar nicht mit Augen die Einheit, in welche zuletzt alles zusammenfließt, aber er ahndet sie, nach der Alles hinstrebt, mit beruhigendem, ja mit entzückendem Gefühl.

2.

Wie fühlte ich mich oft so glücklich, wenn ich mich auf Augenblicke in dem Aether der Religion befand, mein ganzes Daseyn geläutert und verklärt, in himmlischer Ruhe und Sicherheit, mit unaussprechlicher Heiterkeit auf die Welt und auf ihre Verhältnisse blickend. Alles Unebene hatte sich ausgeglichen, alles Widrige war mir angenehm, ungewöhnlicher Lebensmuth, ungewöhnliche Kraft und Lust im Wirken und Empfinden beseelte mich, und in Allem fühlte ich nur Gottes-Kraft und Gottes-Lust. Alle Beziehungen, alle Handlungen meines Lebens waren mir heilig, die geringste ein Mit-Klang in der göttlichen Harmonie. Ich erschien mir als opfernd mein Wesen der Heiligkeit, um Seligkeit dafür einzutauschen. Wie das Gold durch Hingabe der Schlacken nur gereinigt wird, so fühlte ich mich auch durch Hinwegwerfung alles Gemeinen edler und reicher, und ich erkannte es klar, daß der wahre Schatz des Lebens in den Tiefen der gereinigten Seele verborgen ist. Hier fließt die Zauberquelle, die uns das Leben zum Paradiese schafft und jede Stelle um uns

ker mit Blumen und Früchten schmückt, ungeweihten Augen und unreinen Händen verborgen.

3.

Der religiöse Mensch ist immerdar im Dienste des Heiligen befangen. Jeder Schritt, den er thut, ist ein Schritt weiter in das Himmelreich. Das Himmelreich ist das Leben und Weben im seligen Geschäft. Jeder Gedanke, jeder Entschluß, jedes Verrichten in That und Ausführung nach der Richtschnur des heiligen Gesetzes erweitert den Kreis des wahren Lebens, welches ganz in Freiheit, Heiterkeit, Klarheit, und warmer, wonnevoller Liebe ist.

4.

So lange der Mensch noch nicht von der Religion belebt und belebt ist, so lange sie noch nicht der Urquell alles seines Denkens, Empfindens und Handelns ist, führt er ein traumgleiches Leben. Er wird von Unruhe und von der Nichtigkeit irdischer Pläne umhergetrieben, deren keiner, auch wenn er realisirt wird, ihn befriediget; er strebt von einem zum andern, und findet nirgends einen Ruhe- oder Mittelpunkt seines Daseyns, an dem er haften, von dem aus er mit Heiterkeit und

Ruhe die Welt um ſich her empfinden, auf die Welt um ſich her wirken könne. Ja er ahndet einen ſolchen nicht einmal; und treibt ihn ja ein dunkles Streben darnach hin, ſo ſucht er ihn, wo er nicht zu finden iſt, nehmlich außer ſich. Nur wem das Licht der Religion aufgegangen iſt, erblickt alles, und ſich ſelbſt, in dieſem Lichte: kein Zweifel drückt ihn mehr, keine Furcht ängſtigt ihn mehr. Mit heiterer Zuverſicht faßt er das Leben auf, und mit Liebe und Freudigkeit verweilt er auf jedem Punkte deſſelben. Er ſchaut nicht mit Bedauren rückwärts, nicht mit Ungeduld vorwärts: wo er iſt, da iſt er an ſeiner Stelle, die ihm gefällt, und die er, wie einen angenehmen Garten, bebaut, und mit Blumen und Früchten ſchmückt. Wenn das Ziel des Lebens Weisheit iſt, ſo iſt der, welcher Religion beſitzt, an dieſem Ziele, das ſich ihm immer mehr verſchönert, je tiefer er in demſelben einwurzelt. Weisheit erlangt nur, wer ſich keuſch und rein erhält von den Befleckungen der Welt; und wer dieß thut, der iſt auch glücklich. Er bedarf und ſucht kein anderes Glück, als das in ſeinem Innern wohnt und das ihm in immer größerer Fülle zuſtrömt, je mehr er ſich läutert. Nur die Un-

reinen sind unglücklich, für die Reinen giebt es kein Uebel und kein Verderben.

5.

Die Religion ist das Hangen am göttlichen Gebet, dessen höchster Ausdruck die Liebe ist. Dieses Gebet, den lebendigen Mittelpunkt und das reinste Wesen der Religion bezeichnend, ist so deutlich, so unzweideutig, daß es nicht zu begreifen ist, einmal: wie man statt dieses innerlichen Wesens etwas Aeußerliches als Religion festhalten konnte; zweitens: wie man im Stande war, auf das Sectiren zu verfallen, in Zwiespalt zu gerathen, ja sich mit tödtlichem Haß zu verfolgen, da ja das eigentliche, wahrste, einfache Wesen der Religion die Vertilgung alles Hasses ist. Nicht an äußerlichen Zeichen, nicht an Worten und Gebehrden, sondern allein an der Liebe kann man den Jünger Christi erkennen.

6.

Dem Heiligen opfern, ist der Anfang und das Ende aller Religion. Ihr Wesen ist Liebe, und Liebe ist Hingabe. Jeder Augenblick im Leben bringt etwas mit sich, das man dem Heiligen opfern muß, wenn man rein und frei bleiben, d. h. wahrhaft leben und lieben

will. Was wird aber geopfert? Unsere Endlichkeit, die Schranken unseres selbstischen Wesens. Sieh dich diesen Schranken hin, und du bist vernichtet; weise sie zurück von dir, und du lebst. Dein Leben wächst in dem Maße, wie du den Kreis deiner Freiheit erweiterst. In diesem Kreise erst wird dein geistiger Mensch geboren mit seinen Sinnen und mit seinen Gliedern. In diesem Kreise erst erkennst du die Herrlichkeit der Welt und des göttlichen Daseyns. Ohne dieses Erkennen bist du todt, mit ihm lebst du in vollkommener Lust und Kraft. Das Endliche ist ohnmächtig und arm, das Göttliche reich und kräftig. Zu diesem Leben sind wir berufen, sind wir geboren. Wir wandeln Alle umher als Keime, die von dem Göttlichen befruchtet werden sollen. Wir sind vergänglich, wenn wir an dem Irdischen festhalten; wir sind unvergänglich, wenn wir das Himmlische in uns aufnehmen. Dieses allein giebt uns Gehalt und Werth, und die Anwartschaft und die Fähigkeit zu unendlicher Entwickelung. Ein neuer, freier, überschwenglich genußreicher Wirkungskreis öffnet sich für den Religiösen; eine Welt schließt sich ihm auf, voll von immer steigender Schönheit und Herrlichkeit, eine Welt, von

deren Daſeyn der Menſch nichts ahndet, in deſſen Herzen der Funke der Religion noch nicht entzündet iſt.

7.

Der Gedanke an Gott muß uns überall durchs Leben begleiten. Er iſt das Band, durch welches alle unſere Erfahrungen und Empfindungen, alle unſere Anſichten, Entſchlüſſe und Handlungen zu Einer Harmonie verknüpft werden, und ohne welches unſer Leben zerriſſen iſt und in immerwährenden Mißtönen erklingt. Der Gedanke an Gott iſt der leitende Faden, welcher uns durch das große Labyrinth des Lebens ſicher führt, der Anker, den wir überall ſicher auswerfen können, wo uns Stürme oder Untiefen bedrohen. Er hält uns feſt, er zertheilt die Wolken, die ſich unaufhörlich um unſer Leben lagern, und läßt uns unter einem heitern, ruhigen Himmel leben.

8.

Willſt du alle Tage Feſttag haben, willſt du, daß in jedem Augenblicke des Lebens die Welt um dich her dir voll Glanz und Fröhlichkeit erſcheinen ſoll: ſo tritt nicht aus dem Kreiſe heraus, den das Gefühl des Heiligen um dich zieht, ſo ruhe immerfort im Schooſe der

Gottheit. Du lebst dann wie ein Kind, sorglos, fröhlich; du erblickst überall nur Harmonie: alles Zerrissene, Widerwärtige im Leben ist verschwunden, alles Ungleiche ausgeglichen, und das ist der Himmel. Denn wo keine ängstlichen Sorgen, keine peinlichen Bestrebungen, keine ungeduldigen Erwartungen, keine vereitelten Wünsche und Hoffnungen mehr sind, wo alles, wie es ist und kommt, willkommen ist und angenehm: da sind alle irdischen Störungen verschwunden, da hat das Reich der Himmel angefangen. Zweifle nicht, daß es einen Zustand giebt, in dem du dieß alles erfährst: er stellt sich ein in den Augenblicken der Weihe und Heiligung, und die Kunst ist nur, ihn festzuhalten und zur bleibenden Stimmung zu machen. „Das Himmelreich ist inwendig, in euch."

9.

O daß ich Kraft hätte mich zu halten auf dieser Höhe, von welcher herab die Aussicht über die Welt so klar ist, und auf welcher uns ein so reiner Aether umgiebt.

10.

Der Mensch, dessen Hauptaugenmerk religiöse Existenz ist, ist in jedem Augenblicke und an jedem Aufent-

halte zweckmäßig und mit Liebe beſchäftiget. Die irdiſchen Zwecke wechſeln mit den Verhältniſſen, finden auf allen Seiten Anſtoß, und befriedigen den Geiſt nicht, der, auch wider ſeinen Willen, immer nach dem Unendlichen hinſtrebt. In dem Weltleben iſt kein Fertigwerden. Eine ſtete Unruhe treibt uns darinne herum, ſo lange wir uns in ſeinen Kreiſen bewegen. Iſt ein Geſchäft vollendet, ſo ruft uns das andere wieder zu neuer Unruhe auf, und wir freuen uns nie der Vollendung: denn im Augenblicke der Vollendung ſtirbt die Freude oder wird mit neuen Sorgen unterbrochen. Eben ſo iſt es mit der Liebe zu den irdiſchen Gegenſtänden beſchaffen. So lange wir nach ihnen ſtreben, ſind wir in einer peinlichen Unruhe, und beſitzen wir ſie, ſo ſind wir nicht befriedigt. Befriedigung und Ruhe, wonach Jeder ſtrebt, finden wir nur in der ſich gleich bleibenden heiligen Anſicht und Behandlung der Dinge. Das Leben und Weben in Religion erhält uns in einer Thätigkeit, die nicht ermüdet, und in einer Ruhe, die nicht geſtört wird. Alles, was wir mit religiöſer Stimmung und Beziehung verrichten, geht auf einen feſten, unwandelbaren Zweck aus, und ſelbſt die Behandlung verändert

licher Dinge erhält dadurch das Gepräg des Ewigen. Das Vergängliche selbst wird durch Religion geheiligt und in eine höhere Region hinaufgezogen. Hier ist ein beständiges Aufblühen, hier stirbt nichts ab, hier veraltet nichts, hier erhebt sich keine Trauer über die Vergangenheit, keine Furcht vor der Zukunft, hier regt und bewegt sich eine immer heitere Gegenwart.

11.

Wie fängt man es an, um religiös zu seyn? Man fängt an mit Aufmerksamkeit und Strenge auf sich zu sehen, jedes verdorbene Gefühl, jeden ungereimten, schiefen Gedanken auf die Seite zu bringen, jedem verkehrten Vorsatze zu widerstehen, mit einem Worte, die Flecken von der Seele abzuwaschen, sich zu läutern, zu reinigen. Diese erste Arbeit ist ganz negativ: denn mit ungewaschenen Füßen darf man nicht ins Himmelreich treten; eine eherne Mauer versperrt uns den Zugang. In dem Maße, wie dieses Läuterungsgeschäft fortgesetzt wird, wird es ruhig, klar und heiter in der Seele, das reine Wesen der Seele tritt wie eine Sonne in uns hervor und verscheucht die trüben Nebel der falschen Neigungen, Bestrebungen, Gefühle und

Gedanken, die bisher unser Leben in steter Unruhe, in stetem Zwiespalt und Mißvergnügen unterhielten. Eine heitere Thätigkeit erwacht in uns, eine Kraft wird rege, deren Streben es ist, die Fesseln, die uns binden und am freien Wirken hindern, abzuwerfen, die Schranken, die unsern Gesichtskreis verengen, zu entfernen. Und nun beginnt das positive Verfahren gegen die Unordnung und Verwirrung unsers Daseyns. Wir fangen an zu sichten und zu sondern, zu ordnen und zu stellen. Das Zweckwidrige, das Verworrene wird zurückgeschoben und bei Seite gelegt, das Klare, Unmittelbare, Nächste und Nothwendige ergriffen und festgehalten. Maß und Ziel wird überall bestimmt und gehandhabt, und nach und nach alles umher in Grenzen eingeschlossen, aus denen es nicht heraustreten darf. So wird allmählig das Gemüth frei, der Geist fängt an zu bilden und zu schaffen, und was er bildet und schafft, ist ein Abdruck der heiligen Neigung, der Liebe, welche nun anfängt die Seele zu beleben. Die alten Fäden des Lebensgewebes, welche von außen her angeknüpft waren und das Gemüth nach außen zogen, sind abgerissen oder abgefallen, und ein neues

Gewebe beginnt, welches seinen Anfangspunkt in der Seele selbst hat, und auf Darstellung der Ordnung, der Harmonie, der Ruhe und der Klarheit ausgeht. Mit diesem Gewebe werden nun alle Gegenstände und Verhältnisse umsponnen, und, indem sie davon berührt werden, heilig gemacht; und so berührt nichts unheiliges den Menschen mehr, und stört das Wachsthum der Seelenklarheit und Heiterkeit nicht, in welcher sich der Himmel mit seiner Seligkeit anbaut; und dieser Zustand der Seele ist Religion.

12.

Sollte es denn nicht möglich seyn, in ununterbrochener Ruhe und Heiterkeit zu leben? Die religiöse Stimmung ist sie denn nur die Gabe günstiger Augenblicke? kann sie denn nicht als bleibendes Eigenthum erworben, errungen werden? Das Gefühl von Wohlseyn, von Sicherheit, von Freiheit und Heiterkeit, was sie mit sich führt, ist mit nichts zu vergleichen, und um so schmerzlicher ist es, wenn es nach einem kurzen Besitz wieder entflieht. Gehört denn so viel Phantasie, so viel Anstrengung des Willens dazu, um sie zu erhalten? warum wäre sie denn den Geistes-Armen em-

pfohlen worden? Wenn man sie in Stunden der Verzweiflung in sich erwecken kann, warum sollte sie in ruhigen Stunden nicht an uns gebunden werden können? Hat denn der tägliche Verbrauch der Kräfte, hat denn die tägliche Zerstreuung so viel Gewalt über den Menschen, daß dadurch das Heilige aus seiner Brust nothwendig verdrängt werden muß? Ich weiß es nicht, bis jetzt aber ist es mir noch nicht gelungen, nicht etwa ungestört, sondern auch nur lange anhaltend diese Stimmung zu erhalten, welche den Menschen so wahrhaft beseligt. Es ist aber doch das erste und nothwendigste, dafür zu sorgen, daß sie uns nicht verlasse; so viel sehe ich ein: und kein Streben darf diesem Streben vorgehen; und ohne ernstliches Bemühen macht man sie sich nicht zu eigen, aber mit ihr hat man auch den schönsten Besitz des Lebens errungen. Also nur immer mit erneuter Anstrengung darauf hingearbeitet, diesen schönen Gleichgewichtspunkt des Lebens zu behaupten! Er ist der Keim aller wahren Vollkommenheit und alles wahren Glücks. Nur religiöse Stimmung, und alles Ungerade ebnet sich! Strenge Aufmerksamkeit, strenges Wachen, das ist das erste, um hier Land zu gewinnen.

13.

Was ist Religion ohne Liebe? Wahrhaftig nur ein tönendes Erz: Und an wem können wir die Liebe zunächst beweisen, als an den Menschen? Wie wahr: „so jemand spricht, er liebe Gott, und hasset seinen Bruder, wie kann er Gott lieben?" Ja die Liebe ist die erste und heiligste Pflicht! An der Liebe kann man erkennen, ob ein Mensch wahrhaft Religion hat. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen". Die Liebe haucht unserm Leben erst Leben ein. Je weiter der Mensch von der Liebe zu seines Gleichen entfernt ist, desto verwahrloseter ist er.

14.

Ihr heiligen Männer, ihr Apostel, jetzt begreife ich euern glühenden Eifer, mit welchem ihr die Sünde als den ärgsten Feind, den Tod des Menschen, ja als seine Hölle verfolgt. Unermeßlich, unaussprechlich ist der Schade, den uns die Sünde bringt: sie verschließt uns das Reich des Himmels, das Reich des Lebens, des Lichts, des Friedens, der Liebe, der Freude, der Seligkeit. Wie in eine Zauberwelt, ja mehr, wahrhaft und wirklich in eine Wunderwelt sind wir versetzt, wenn

der Stein des Anſtoßes, die Sünde, von uns weggewälzt iſt. Da ſehen, da leben, da wachſen und grünen und blühen wir, und wenn wir auch Greiſe wären, ja als Greiſe am ſchönſten; und faſt iſt keine Scheidewand mehr zwiſchen uns und dem Himmel.

15.

Der Glaube iſt der Liebe Keim, die Hoffnung der Liebe Frucht. Darum iſt die Liebe Alles in Allem, und die größte unter ihnen, wie Paulus ſagt. Darum ſtellt er ſie auch in die Mitte, als die polariſche Indifferenz, deren Contractions-Punkt der Glaube, der Expanſions-Punkt die Hoffnung iſt. Der Glaube iſt empfangend, die Hoffnung mittheilend. So geht das Geſetz der werdenden und der vollendeten Naturen in das Gebiet der geiſtigen Welt über.

16

Allerdings kann die religioſe Stimmung unſer bleibendes Eigenthum werden: ich weiß es, denn ich erfahre es täglich, wenn auch noch nicht unausgeſetzt, weil ich noch zu großer Stümper, zu ſehr Lehrling in dieſer Kunſt aller Künſte bin. Muß es ſich doch auch der Seiltänzer gefallen laſſen zu wanken und zu fallen,

ehe er des Gleichgewichts Meister geworden ist: und dieß ist doch nur eine verächtliche Kunst, weil sie das ganze Leben daran setzt, das mechanische, körperliche Gleichgewicht bei anscheinendem Naturwiderspruche festzuhalten. Wie sehr beschämen uns aber die Aequilibristen; und wie tief sind wir in der Thorheit versunken, daß wir für das Wesen des Lebens nicht thun wollen, was jene für seinen Schatten thun!

17.

Was ist Glaube? Ein Stein des Anstoßes, über den die Meisten so tüchtig stolpern, daß sie das Wiederaufstehen vergessen. Wenn Jemandem zugemuthet wird, zu glauben: so ist das erste, daß er dieser Zumuthung ein *aber*, das heißt: den Zweifel, den Todfeind, das Gegentheil des Glaubens entgegen setzt. Jeder will Bürgschaft haben, wenn er glauben soll. Und weil der Glaube, den die Schrift als Einsatz, als Entree in den Concert- Schauspiel- und Speise-Saal des ewigen Lebens, d. h. der Seligkeit ohne Ende, verlangt, weil dieser Glaube seine Bürgschaft nur in sich selbst hat: so ist der Glaube ein wahres Vexirspiel für den Unwürdigen, Verwahrlosten, Verdorbenen.

Wessen Herz verschlossen und in der Selbstsucht versunken ist, der kann nicht glauben. Ihm ist der Glaube ein Kinderspiel, eine Posse, ein Gängelband für Unmündige. Ein Gängelband ist er auch; wer sich aber daran hält und von ihm leiten läßt, wird geradezu in den Schoos des Glücks geführt. Er ist eine Wunderkraft, die, sobald sie sich des Menschen bemächtigt hat, ihn in den Himmel hebt: denn sie befreiet ihn von Zweifel und Furcht. Wer noch zweifelt und fürchtet, der glaubt nicht. Nur in den Augenblicken glauben wir, wo wir nicht zweifeln und nichts fürchten. Ein Kind zweifelt nicht und fürchtet nicht: es glaubt; und darum ist es so glücklich. Es kennt nicht Sorge noch Angst; diese kennt blos der Zweifel, der vom Kindersinn abgewichen ist. Wie glaubt denn das Kind? Mit dem Verstande? Gott behüte! blos mit dem Herzen. Jedem das Seine! Der Verstand muß denken. Glauben kann er gar nicht, wenn er auch wollte. Er ist zum Denken da, wie der Fuß zum Gehen, wie die Hand zum Greifen. Kann der Verstand lieben? das heißt eben so viel als: kann das Auge hören? Der Glaube ist ein Vertrauen, ein Hoffen des Her-

zens auf Gott, den wir nicht sehen, nicht begreifen und dennoch anerkennen durch unsern Glauben. Im Zustande des Glaubens, indem wir uns zum Glauben erheben und im Glauben sind, werden wir uns selbst entrückt und tauchen uns gleichsam in die gegenwärtige Gottheit ein, wie das Kind sich in den Schoos der Mutter verbirgt, mit voller Gewißheit, daß es im Schoose der Mutter ist. Wir denken uns bei dem Glauben die Gottheit nicht; sie ist kein Produkt und kein Gegenstand unsrer Phantasie: sondern unser frommer Glaube zweifelt nicht an ihrer Wirklichkeit, an ihrem Daseyn, an ihrem Gegenwärtigseyn, und nimmt seine Richtung unmittelbar auf sie hin, gleichsam als auf eine gegenwärtige Person, auf einen Vater, in dessen Gewalt und Schutz wir sind, der uns nichts begegnen läßt, was uns nicht gut ist, und der alles zu unserm Besten lenkt. So hat das Kind unbeschränktes Vertrauen zu Vater und Mutter, die es sieht, und so sollen wir unbeschränktes Vertrauen zu dem Vater haben, den wir nicht sehen. Und dieser kindliche Sinn, dieses kindliche Vertrauen ohne Furcht und Zweifel, heißt Glaube.

18.

Wer im Glauben iſt und lebt, der iſt über alle Kümmerniß der Erde erhaben, er iſt ein höherer Menſch als andere, er lebt in einer andern Region als ſie. Dieſe treiben ſich blind in den Kreiſen des zeitlichen Daſeyns umher, ſuchen Ruhe und finden ſie nicht, hangen entweder an der Vergangenheit, die nur ein Schatten, oder an der Zukunft, die nur ein Traumbild iſt: die Gegenwart iſt ihnen mangelhaft, läſtig, und drückend, oder ſie fliegt ihnen im wilden Rauſche vorüber, welcher Abſpannung und Langeweile nach ſich läßt. In dem ſchönen Element des Glaubens wohnt eine ſtets heitre Gegenwart; die Stürme und Wolken des Lebens erreichen dieſen Aether nicht, der das Himmelreich iſt, in welchem ſteter Frühling herrſcht. Im reinen und ungetrübten Zuſtande des Glaubens erſcheint uns die Vergangenheit als Keim, die Gegenwart als Wachsthum, die Zukunft als Vollendung. Wer ſollte in dieſem Zuſtande die Vergangenheit bedauern, oder als ſchöneres Daſeyn wieder herbeirufen? Wer wollte in der Entwickelung rückwärts gehn? Wer, im Elemente des Glaubens athmend, ſollte die Gegen-

wart vernachläſſigen oder beſeufzen oder verwünſchen? Treibt ſie doch, durch Regen oder Sonnenſchein, durch Sturm und Gewitter, immer neue Knospen des Lebens aus uns hervor, wenn wir ſonſt noch Lebens-Saft und Kraft in uns haben. Und wenn wir ſie nicht mehr haben: ſo haucht ſie uns der Glaube durch ſeinen göttlichen Athem von neuem ein. Wir werden durch den Glauben täglich neu gebohren, wir werden immer jünger, bis wir, zur Reinheit der Kinder hinaufgeläutert, die geringe, abgenutzte Hülle abwerfen und „durch den Odem des ewiglebenden erquickt“ in neuentfalteter, ſchönergeſtalteter Kraft, zu höherer Erkenntniß, zu ſeliger Liebe, zu wahrem und lebendigem Schaffen und Bilden, in das Reich Gottes eingehen, gleichſam als Tagvögel, im blauen Aether aus tauſend Blumenkelchen trinkend, da wir hier nur den Raupen gleichen, welche auf beſchmutzten Blättern kümmerliche, bittere Nahrung erkriechen. So iſt es, und ſo wird es ſeyn, ſo gewiß wir ſind, die wir im Glauben leben. Das Himmelreich des Glaubens iſt uns Bürge für das des Schauens. Die Kraft, welche niedere Sinne erſchafft und niedere Kräfte, ſchon hier auf der Erde,

zeigt uns ebenfalls schon hier, daß sie auch höhere Sinne und Kräfte und höheres Leben gestalten kann. Wer im Element des Glaubens lebt, erwartet diese höhere Entwickelung ruhig, sie entgeht ihm nicht, und muß vorbereitet werden. Wir können wenig hinzu thun, aber wir müssen alles thun, was wir können. Faule Knechte kann kein Herr brauchen. Für das Uebrige haben wir nicht zu sorgen: das ist schon abgemacht. Wer zu Gaste geht, braucht nicht für den Tisch zu sorgen.

19.

Ist es der Glaube allein, der uns selig macht? Ja! denn im Zustande des Glaubens sündigen wir nicht; und die Sünde allein ist es, die uns unselig macht. Je höher unser Glaube steigt, desto höher steigen wir in den Himmel. Je tiefer wir in die Sünde hinabsinken, desto tiefer in den Unglauben und in die Hölle, die, wie der Himmel, in uns ist.

20.

Was ist aber Sünde? Die Sünde ist der Abfall von Gott, das Verläugnen des Heiligen in uns, unserer Vernunft, des Geistes der in uns wohnt, des reinen, freien, fleckenlosen Bewußtseyns. Die Sünde

iſt: das Vergeſſen, daß wir Kinder des Höchſten ſind, das Aufhören, vor den Augen des Vaters, in der Gegenwart Gottes, zu leben. In dem Augenblicke, wo uns Gottes Gegenwart aus den Augen verſchwindet, wo wir das Bewußtſeyn des Heiligen fahren laſſen, wo wir uns in Selbſtvergeſſenheit nicht mehr nach dem heiligen Geſetz der Freiheit beſtimmen, ſondern uns durch irgend etwas Aeußeres ziehen und leiten laſſen: in dem Augenblicke ſündigen wir. Der erſte Grad der Sünde iſt das Einſchlafen des innern Menſchen, welcher immer wachen, das Verſchließen des innern Auges, das immer offen ſeyn ſollte. Darum ſagt der Heiland: „Wachet!“ Der zweite Grad der Sünde iſt ein blindes Nachgeben dem uns von außen angebenden, Begierde oder Furcht aufregenden, Reize. Der dritte Grad der Sünde, gleichſam die gereifte, vollendete Sünde iſt die freiwillige Hingabe unſerer Selbſt an das Aeußere, es heiße nun Luſt oder Schmerz, ſo daß nun in unſerm Bewußtſeyn kein anderer Inhalt mehr vorhanden iſt, als die Beziehung unſeres Weſens auf die Gegenſtände unſerer Luſt oder unſerer Schmerzen. Hier iſt Gott ganz aus dem Kreiſe un-

sers Bewußtseyns verkannt, es ist ein durch das Endliche beschränktes, unheiliges Bewußtseyn geworden; unheilig, weil nichts heiliges mehr darinne vorkommt. Ein Mensch, der kein anderes Bewußtseyn kennt als dieses, führt ein unheiliges Leben. Hatte er es nie besser gewußt, war er nie vorher in die Region des Heiligen gedrungen, so ist ihm dieser Zustand natürlich: er ist ein natürlicher Mensch, „der nichts vom Geiste Gottes vernimmt!" War er aber schon dem Heiligen geweiht: so ist er ein gefallener, und fällt in dem Maße, wie er mit Lust und Liebe sündigt, immer tiefer, bis in den Abgrund der Hölle, den er aber nicht eher erkennt, als bis er darinne ist. Die größte Entfernung vom Heiligen ist die tiefste Hölle; und wie das Heilige, wenn es sich im Bewußtseyn offenbaret, Licht ist, und Kraft, und Wärme, und Leben, und Heiterkeit, und fröhliches gedeihliches Schaffen, und Freude an diesem Schaffen: so ist die Hölle, wenn sie im Bewußtseyn erscheint, Finsterniß, Ohnmacht, Kälte, Tod und Vernichtung, Haß und Grimm gegen alles Seyn und Leben, und unieliger Zerstörungstrieb. Wie sich aus dem Menschen der Himmel entwickelt:

ſo auch die Hölle; und wie der Keim ewiger Seligkeit in uns liegt: ſo auch jener der ewigen Verdammniß. „Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich, und wer nicht mit mir ſammlet, der zerſtreuet.“

21.

Es giebt Augenblicke des Kleinmuths, der Verzagtheit, der Kraftertödtung im Leben, beſonders nach ſchweren Verſchuldungen, nach glänzenden Siegen der Sünde, wo uns das ganze Gefühl unſerer Geiſterwürde auf eine Zeit lang verläßt, (glücklich, wer nie ſo tief ſank!) wo alles aus zu ſeyn ſcheint, keine Ausſicht, keine Hoffnung, keine Zuverſicht und Erwartung, kein Wunſch und Wille. In ſolchen Augenblicken bemeiſtert ſich unſerer der Unmuth und Verdruß; dieß ſind die Augenblicke, wo der Menſch ſein Daſeyn zu verwünſchen geneigt iſt, und aufgelegt mit Gott zu rechten. Thor! ſpüre der Quelle dieſes Zuſtandes nach, und ſinke voll Schaam und Reue nieder. Kleinmuth, Verzagtheit, Kraftertödtung iſt unſer Werk auf eine oder die andere Weiſe. Wer Gott nicht verläßt, den verläßt Gott auch nicht; und jeder Augenblick, in ſeiner Gegenwart verlebt, iſt ein Augenblick der Kräftigung, der

wachsenden Klarheit des Erkennens aller wahren und richtigen Verhältniße der Dinge, endlich ein Augenblick echter Seligkeit, wo das Gefühl reiner Liebe unser Wesen durchdringt, wie ein Strahl der neubelebenden Frühlingssonne. Der Mensch, den Gottes Geist erfüllt, lernt in sich Kräfte kennen, die er vorher nie ahndete; oder vielmehr: er lernt jezt erst die Bedeutung, den Inhalt, den Umfang, die Möglichkeit der Veredlung, Steigerung, Ausbreitung derjenigen Kräfte einsehen, deren er sich blind und maschinenmäßig zu geringem Gebrauche und auf niederer Stufe der Anwendung im gemeinen Leben bedient. Ja, es ist keine Lüge, so wenig als eine bloße poetische Ansicht, daß der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen sey, daß wir „seines Geschlechts" sind. Wahrhaft göttliche Kraft wohnt in uns, sie darf nur entwickelt, nur geübt, nur geläutert, nur durch den Gebrauch gesteigert werden. Was wir „Wille" nennen, ist ein verborgener Schatz, eine wahrhaft göttliche Eigenschaft, ein Theil der Kraft, durch welche der Schöpfer von Ewigkeit her schafft und zeugt, und durch welche Christus und die Apostel Wunder thaten. Auf unserm Standpunkte, und wie wir unsern Willen kennen, muß

uns so etwas als leere Phantasie, als Traum und Mährchen vorkommen. Aber wenn wir uns nur entschließen könnten, wollen zu lernen, so würden wir wohl von Stufe zu Stufe die Macht dieser göttlichen uns einwohnenden Kraft erfahren. So aber liegt sie nur wie ein Keim in uns, der nicht aufgeht. Unser Wille muß von Jugend auf Sklavendienste verrichten und sich von unsern Neigungen und Bedürfnissen bestimmen lassen, erwacht daher niemals zum eignen, freien Leben. So ist es auch mit unserm Geiste — dem Vermögen der Erkenntniß — beschaffen. „Seyd nicht Kinder an der Erkenntniß!“ sagt Paulus. Aber wir bleiben es, so lange unser Geist, wie unser Wille, den Sorgen und Begierden des Lebens fröhnen muß: weil unser Herz, unser Gemüth an dem Scheinleben hängt, dessen Opfer Christus verlangt, wenn wir, schon auf dieser Welt, in das Himmelreich eingehen wollen. Es mag auch wohl wörtlich wahr seyn, was Christus sagt: „So ihr Glauben habt als ein Senfkorn“ u. s. w. Aber der Glaube ist ein Gut, das nur durch aufrichtiges Bestreben alles Unlautere aus uns zu scheiden, errungen wird. In dem Maße wie der Mensch gelän-

tert (reines, kindliches Herzens) iſt, glaubt er; mehr nicht. Und erſt im Zuſtande des Glaubens (des Gott-Vertrauens, der Religion) erwacht der reine Wille in ſeiner Kraft und ſeinem Einfluſſe, erwacht die reine Klarheit der Erkenntniß, die richtige Schäzung der Dinge und die richtige Beziehung unſeres Lebens auf die Dinge, erwacht endlich die reine innige Liebe zu Gott und allen ſeinen Menſchen, welcher Paulus 1. Cor. 13. ein ſo köſtliches Denkmal geſezt hat, und in welcher allein wir das Weſen und die Fulle der Gottheit und Seligkeit empfinden, und die Bürgſchaft ewigen unverwelklichen Lebens.

22.

Man findet zuweilen im Traum ein Stück Geld, eine kleine Münze, auf der Straße; nicht weit davon wieder eine, und noch eine, und immer mehrere, und immer größere, bis man es nicht mehr überſehen kann, und des Reichthums kein Ende iſt, ſo daß man ſich gegen alle Unfälle gedeckt, ja überglücklich fühlt. Gerade ſo iſt es, wenn das Himmelreich in unſer Alltagsleben einzieht. Mitten in unſre Sorgen und Mühen, in unſeren Kummer und unſere Furcht, in unſern Schmerz

und unſere Reſignation blitzt ein heller Strahl von Troſt und Hoffnung, von Wonne des Wiederfindens und Neu-Erlebens; Nichts iſt verlohren gegangen, Alles iſt noch gut zu machen, ja, es iſt ſchon gut gemacht, und die unüberwindlichen Hinderniſſe, die uns drückten, ſind verſchwunden. Nichts ſtellt ſich uns in den Weg, wir dürfen frei und ungehindert vorwärts gehen; die Bahn iſt gebrochen, der Weg geebnet, die Ausſicht auf ein heiteres, immer klares Leben liegt im Morgenglanze vor uns da. Das iſt ein Augenblick, wo es uns vergönnt iſt, in das Himmelreich zu ſchauen, ja wo wir es, als ſchon in der Anlage unſeres Weſens vorbereitet, in uns gewahr werden. Verharren wir nun in dieſer Stimmung: ſo wird uns immer wohler und leichter, alle Dornen des äußern Lebens verlieren ihren Stachel und verwandeln ſich unter ſeinen Tritten in Blumen. Ohne Bild zu ſprechen: ſo wie wir in Gottes Liebe eindringen, indem wir unſer eigenes nichtiges d. h. ſelbſtiſches Daſeyn aufgeben, fällt eine Beſchränkung nach der andern, die unſer Leben einengte und peinigte, hinweg, und der Schmerz wird durch Freude, die Dunkelheit und Ver-

verrenheit durch Klarheit und Ueberſicht, das Gefühl der Ohnmacht durch Kraftgefühl verdrängt, und dieß Alles nimmt ſtufenweiſe zu, ich möchte ſagen: überhand, wie etwas, das man nicht bewältigen kann; und zwar nimmt es zu in dem Maße, wie die Liebe wächſt. Wir haben das ganze Wonnegefühl jenes Traumes, nur unendlich geſteigert durch das lebendige Bewußtſeyn, daß dieß Alles kein Traum iſt, ſondern die wahrhaftigſte allerſeligſte Gewißheit.

25.

O wie thöricht und verblendet ſeyd ihr Menſchen, die ihr euch frei wähnt, während die Welt tauſend Feſſeln um euch ſchlägt. Frei iſt kein Menſch, als den Gott frei macht, und nur der rechte Knecht Gottes iſt recht frei. Aber ihr begreift das nicht, ihr könnt es nicht begreifen, weil ihr es nicht begreifen wollt, denn euer Wille wird von den Stricken der Welt gehalten und gebändiget. Dünkel und Uebermuth erheben euch zum ſtolzen Wahn einer Freiheit, die jeden Augenblick an Klippen ſcheitert und in Untiefen verſinkt, aus denen ihr euch nicht retten könnt. Nichts gefährlicher als die Ruhe und Sicherheit, in der ihr

lebt: sie ist die Ruhe des Todkranken, der darum ruhig ist, weil er nicht weiß wie krank er ist. Ihr träumt, ihr phantasirt, wie Kranke dieser Art; ihr träumt euch glücklich und selig, während das fürchterlichste Fieber in euren Adern tobt. Erwacht, würdet ihr euch in der tiefsten Kraftlosigkeit fühlen und den Arzt erflehen.

24.

In dem Gebote der Liebe gab uns der Meister das Gebot selig zu seyn. Ein größeres Glück als die Liebe kennt selbst der Schöpfer nicht: darum schafft er und beglückt Alles was ihn nicht verschmäht; und auch dieß wohl zuletzt. Wenn die Menschen nur zu lieben suchten, sie würden nach keinem andern Glück streben. Das Begehren aber ist keine Liebe, sondern das Geben, und zwar freundlich und von Herzen geben, nicht an seinen eigenen, sondern an den Vortheil des Andern denken, ihn fordern. Das bringt Entzücken, mit dem alle Erdenfreude so wenig zu vergleichen ist, als der Lampe Licht mit dem der Sonne. Die Apostel hatten es weit gebracht im Lieben. Das ist's, worinne ihre Virtuosität liegt. Lieber Himmel! wenn man sich auf

der Erde lichte, wir brauchten keine neue, oder vielmehr, sie würde neu werden. Wie sollen wir lieben? Alle wie uns selbst, Gott über Alles. Was heißt das: Gott lieben? Kennen wir ihn denn? Seine Bekanntschaft suchen, heißt ihn lieben.

25.

Wir lieben die Thiere weit uneigennütziger, vielleicht auch weit aufrichtiger, als die Menschen. Ein Hund, ein Vogel — welche Theilnahme schenken wir ihnen. Allenfalls ziehen uns noch die Kinder rein an sich. Nun, wie die Kinder, sollen wir Jeden lieben!

26.

Wer versteht das Gesagte? Verstehe ich mich selbst in den Stunden der Verworrenheit? Die Menschen wissen nicht, wie krank sie sind, sie wenden sich sonst keinen Augenblick vom Arzte entfernen. „Inwendig in euch ist das Himmelreich!“ O daß man es suchte, und, gefunden, zu behalten strebte und verstände! — Der Gott-suchende Mensch kann es nicht vermeiden, mystisch zu werden; er ist es aber nicht für sich: denn er weiß wohl, was er will, was er sucht und hat, was er schaut und empfindet: das Leben in aller seiner Fer-

lichkeit; er iſt nur für die myſtiſch, die da blind ſind für das ewige Licht und erſtorben für das ewige Leben, welches beides in uns kund und offenbar werden ſoll und kann. In wem der neue Menſch offenbar und lebendig wird, der Chriſtus des Apoſtels: der blickt nicht blos ins Himmelreich, der hat es, unzerſtörbar, unvergänglich; und er ſieht in ungetrübter Klarheit, daß Jeder blind iſt, der es nicht hat. Er iſt ein Wachender, in der Mitte von Träumenden und Schlafenden.

Gesammelte Blätter

von

Treumund Wellentreter.

Dritter Band.

Prosa und Poesie.

Leipzig,
bei J. J. Gleditsch.
1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An die Leser.

Es giebt etwas für den Menschen, das nicht mannichfaltig genug gesagt und nicht einfach genug festgehalten werden kann. Hier, wie früherhin haben wir dieses Etwas im Auge gehabt. Jedoch: „Eines schickt sich nicht für Alle;" und: „der Glaube ist nicht Jedermann's Sache." — Was nicht dahin gehört, ist Zugabe.

Inhalt.

Prosaischer Theil.

Seite.

I. Zur Einleitung. Reelle und ideelle Welt. — 3
II. Die rechte Richtung. — 20
III. Die rechte Stimmung. — 29
IV. Seelenfriede. — 45
V. Ueber den falschen Lebenszwang. — 55
VI. Wo es der philosophischen Moral fehlt. — 72
VII. Was ist Sünde? — 124
VIII. Auch etwas über Mystik und Mysticismus. — 147
IX. Der neue Mensch. — 155
X. Das Geheimniß des Lebens. — 199

Poetischer Theil.

Seite.

Erste Abtheilung. Religiöse Poesie.
1. Der Heiland. In Bildern nach der heiligen Schrift. — 217
2. Worte des Glaubens. — 304
Zweyte Abtheilung. Aus häuslichem Kranze. — 315
Dritte Abtheilung. Lieder aus geselligem Kreise. — 322

Prosaischer Theil.

I.

Zur Einleitung.

Weltlich und Ueber-weltlich.

Der Garten des Glücks iſt noch nicht verſchloſſen. Wie fehl auch ſo Viele gehen, wie ſehr ſie ſich in den Mitteln irren, wie ſehr ſie ſich, verblendet, ſelbſt täuſchen, wie bitter ſie die Folgen ihrer Verirrungen empfinden: dennoch giebt es einen untrüglichen Weg zum noch nicht gefundenen, und einen eben ſo untrüglichen zum verlohrnen Glück. Betrügen wir uns nicht vornehm über unſere Beſtimmung! Weiſen wir nicht im Uebermuth der Selbſtgenügſamkeit oder im Unmuth der Verzweiflung das Wort Glück von uns zurück! Urſprünglich wollen wir Alle glücklich ſeyn: und wer glücklich ſeyn will bedarf des Glücks; und die Glückſeligkeit ſelbſt iſt nichts anderes als das

höchste, reinste, das wahre Glück. Eben zum Unterschied vom Scheinglück ist das Wort Glückseligkeit erfunden. Das Scheinglück aber haben Alle, die es in der Welt suchen; das wahre, die es über der Welt finden. Abermals trete man nicht vornehm zurück, so wie die Worte weltlich und überweltlich ausgesprochen werden! Weiß man wirklich was sie sagen wollen? Man hat sich frühzeitig einen Begriff von Leben und Freude und Wohlseyn gebildet und in das Wort „Welt" zusammen gefaßt; und wiederum einen Begriff von Abgestorbenheit und Trauer und Leiden, und dem Ganzen den Nahmen des Mysticismus oder der religiösen Schwärmerey gegeben. Nichts ist demnach natürlicher, als daß man die Thoren verlacht, die das was der Mensch wünscht, außer der Welt suchen. „Außer der Welt, — sagen sie, — ist das Land der Hirngespinste; und die Liebhaber dieses Landes gehören als Verrückte ins Irrenhaus, und nicht unter vernünftige Leute." Es ist nicht zu zählen wie viel solcher vernünftigen Leute es giebt. Wie aber wenn ihre Ansicht nicht vernünftig wäre? Die Erde die uns trägt, der Himmel der sich über uns wölbt mit seiner Sonne, seinem Monde und seinen Sternen, sodann auf unserer Erde das ganze Stein- und Pflanzen- und Thierreich, und die gesammte Masse der

Menſchen mit ihren Staaten, Einrichtungen, Gewerben u. ſ. w., alles dieß iſt der Inhalt deſſen was wir ganz eigentlich „Welt“ zu nennen berechtiget und auch gewohnt ſind. In dieſem Catalog ſteht nun nichts von Leben, Freude und Wohlſeyn: denn das Firmament und alle Naturreiche der Erde, und alle Staaten und Einrichtungen der Menſchen können kein einziges Leben erhalten wenn es ſeinem Ende naht, und, ſo lange es dauert, ihm weder Freude noch Wohlſeyn geben, wenn es nicht ſelbſt dafür empfänglich iſt. Leben, Freude, Wohlſeyn iſt alſo immer Sache des Individuums und nicht der Welt. Hat das Individuum an der Welt Vergnügen: wohl ihm! wo nicht, ſo kann die Welt, was das Individuum nicht hat, auch nicht gewähren. „Nun aber die Welt gehört doch dazu, wenn man leben, ſich freuen, wohl ſeyn will!“ Allerdings. Und dieß iſt es was man feſtgehalten hat, als ob es die einzige Bedingung zu Allem dieſem wäre. Aber die Welt iſt wie der Menſch. Der Gelbſüchtige ſieht ſie gelb, der Alte abgeſtorben, der Grillenfänger unvollkommen. Bringſt du Leben und Freude nicht mit dir, die Welt giebt ſie dir nicht: im Gegentheil: je weniger du Leben, Freude und Wohlſeyn in dir haſt: deſto abgeſtorbener, trauer- und leiden-reicher iſt dir die

Welt. Oder giebt es etwa kein Unglück in der Welt? keine Widerwärtigkeiten? keine vereitelten Pläne, Hoffnungen, Erwartungen? keine Vergänglichkeit alles Schönen und Herrlichen? keinen Druck und Kummer? kein mühseliges Leben für so Viele? hat nicht das Glück in der Welt selbst den Beynahmen des Unbeständigen? Macht und Ansehen, Reichthum und Güter, selbst Freunde und Geliebte, selbst Jugend und Schönheit, selbst die Fülle der Kraft und Gesundheit, wer sichert denn dies Alles vor Zufällen die es rauben? und raubt nicht endlich Alles die verzehrende Zeit? Wo ist denn etwas Festes, Bleibendes, Dauerndes in der Welt? Gleichwohl suchen wir das Feste, Bleibende, Dauernde; wir suchen ein Glück das uns treu bleibt. Es ist demnach wohl nicht so thörigt, wie Viele meinen, das Glück nicht in der Welt zu suchen: weil es so oft nicht gefunden, so oft verlohren, so oft entrissen wird, und, wenn wir aufrichtig seyn wollen, uns nie in dem Maße zu Theil wird, wie wir es suchen und wünschen. Wer ist denn wohl je von den Gütern der Welt gesättiget worden? Gesättiget wohl, aber in einem besonderen Sinne: nehmlich nicht in dem der Genüge, sondern in dem des Ueberdrusses. Und so ist es denn wohl auch nicht thörigt zu fragen, wo ein Glück zu finden sey, dessen

man nicht überdrüſſig wird; und, da dieß, laut der täglichen Erfahrung und der Erfahrung aller Zeiten, von der Welt nicht zu hoffen iſt, auch zu fragen: wo es ſonſt zu hoffen ſey. Aber was ſoll uns denn dauerndes, reines, unerſchöpfliches Glück geben, wenn es die Welt nicht giebt? Wir ſelbſt? Oft heißt es zwar: der Menſch muß ſein Glück in ſich ſelbſt ſuchen! Ein ſicherer Beweis, daß das Glück in der Welt dem Menſchen nicht Genüge leiſtet. Aber wenn der Menſch nur nicht ſo ſehr von der Welt abhängig wäre! Kann er denn auf irgend eine Weiſe beſtehen ohne die Welt? Viele haben es verſucht ohne die Welt auszukommen, allen Bedürfniſſen, die ſie an die Welt binden, zu entſagen, und ſich ſelbſt genug zu ſeyn. Aber mit welchem Erfolg? Sie haben ſich das Leben geſchmälert, verkümmert, und ihre Tage in Einſamkeit, in Verſchloſſenheit vor der Welt, in Entbehrung aller Art verdüſtert und vertrauert. Haben ſie etwas gewonnen? Nein, geſtehen wir es ein, wir ſind an die Welt gebunden, mit tauſend Fäden, zu unſerm Heil: um zu genießen und zu wirken, zu lernen und uns auszubilden, nützlich zu werden und Nutzen zu ziehen. Das wollen wir doch ja nicht verkennen! Kurz, wir können nicht ohne die Welt auskommen, wenn wir nicht untergehen wollen. Aber freylich,

das Glück, das wir suchen, das dauernde, reine, ungetrübte Glück, giebt uns die Welt dennoch nicht, eben so wenig als wir es aus uns, getrennt von der Welt, herauszuspinnen vermögen. Nun, wo soll es denn seyn dieses Glück, wenn es nicht in der Welt ist, und auch nicht unmittelbar in uns? Oder wäre es vielleicht nur ein falscher Weg, das Glück in sich selbst zu suchen, indem man sich von der Welt trennt? Könnte man nicht mit der Welt verbunden bleiben, und dennoch das Glück in sich finden? Man sagt: der Weise vermöge es. Wie fängt er es an? Was hat er für Hülfsquellen? Wo entspringen sie? „Sein Bewußtseyn ist die Quelle seines Glücks.“ Welches Bewußtseyn? Ein jeder Mensch hat doch das seine, und so müßte jeder glücklich seyn. „Es ist das reine, das unbefleckte Bewußtseyn oder Gewissen, und das hat nicht ein Jeder.“ Das ließe sich hören. Worinne besteht denn aber dieses reine Bewußtseyn? „In der Erfüllung der Pflicht.“ Welcher Pflicht? „eben der, welche ihm das Gewissen auflegt.“ Nun so wären wir ja auf einmal in einer andern Welt: in der des Gewissens. Was ist denn aber dies für eine Welt? „Die Welt des freyen Geistes.“ Diese Welt steht also über der gewöhnlichen, sie ist eine unsichtbare, im Gegensatz gegen die sichtbare, und was in ihr ge-

ſchieht, weil es dem gewöhnlich-weltlichen entgegen ſteht, iſt etwas über-weltliches. So hätte denn alſo doch dieſer Begriff, der von Vielen als Chimäre verlacht wird, ſeine Bedeutung gefunden. Oder iſt das Gewiſſen ſelbſt etwa eine Chimäre? Es giebt Leute die es behaupten; wir möchten ſie aber nicht unter die Glücklichen zählen, ſo wie wir denn auch unſre Leſer nicht unter diejenigen zählen die dieß behaupten. Wir nehmen uns auch nicht etwa vor, dieſe Behauptung zu widerlegen: in wem noch das Gewiſſen wacht, für den iſt ſie ſchon widerlegt; und überhaupt wird ſie nie im Ernſte und aufrichtig aufgeſtellt, ſondern, nur um dem Schalke in uns das Wort zu reden, der, ohne es zu wollen, ein Zeuge für das Gewiſſen iſt. Iſt demnach dieſes keine Chimäre, ſo iſt es auch die über-weltliche, die geiſtig-freye Welt nicht. Aber es erhebt ſich eine Schwierigkeit, ein Zweifel gegen das Glück im Bewußtſeyn der Pflicht-Erfüllung, von einer andern Seite. Nehmlich wer kann denn ſagen daß er ſeine Pflicht erfülle, daß er dem Geſetz des Gewiſſens Genüge leiſte, vollſtändig und rein, wie es von dieſem verlangt wird? Niemand! Keiner hat es je gekonnt der vom Weibe gebohren iſt. Oder will etwa Einer auftreten und dieß behaupten? Er komme! An ſich ſelbſt kann er es nicht beweiſen, denn:

„so wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.“ Wer wahr ist gegen sich selbst, muß sich auch als einen Uebertreter des Gesetzes anerkennen. An Andern kann er aber die Gesetz-Erfüllung auch nicht beurtheilen, denn er hat sich nicht in sie hineingelebt, und vermag nicht ihr Inneres zu beurtheilen. Und da noch keiner erschienen ist, der sich für sündlos ausgegeben hätte, außer der Eine, der es war: so können wir ganz ruhig und sicher annehmen, daß es auch keiner sonst gewesen ist: er würde sich schon gemeldet, und noch mehr, er würde es durch die That bewiesen haben: denn wer ohne Sünde ist, ist heilig; wer heilig ist, ist göttlich; wer göttlich ist, ist allweise und allmächtig; und als solcher hat sich bis jetzt nur Einer gezeigt. „So gäbe es denn gar keine Weisen, und folglich auch keine Glücklichen durch sich selbst?“ Im vollen, reinen Sinne des Worts nicht. „Nun so ist wenigstens das volle, reine Glück eine Chimäre?“ Nicht zu geschwind abgesprochen! nicht übereilt! Sind wir denn der Behauptung beygepflichtet, daß das echte Glück unmittelbar in uns selbst und durch uns selbst zu finden sey? Daß wir es, wenn es ein solches giebt, in uns empfinden, und dazu, daß dieß geschehe, auch beitragen müssen, wollen wir keineswegs in Ab-

rede ſeyn: allein hieraus folgt nicht, daß wir dieſes Glück allein uns ſelbſt zu verdanken haben. Können wir doch auch nicht äußerlich und leiblich leben, aller Lebens-Anlage und Kraft in uns ungeachtet, wenn uns nicht aus fremder Quelle Luft und Nahrung gegeben wird. Wie? wenn dieſes mit dem über-weltlichen Leben, und folglich auch mit dem Glück dieſes Lebens der gleiche Fall wäre? Und ſo iſt es! Unſer Gewiſſen bezieht ſich auf ein Höheres, ſteht in Verbindung mit ihm, zieht ſeine Nahrung aus ihm, und wird von ihm getragen und erhalten, wie ſich unſer Leib auf die Erde bezieht, in Verbindung mit ihr ſteht, ſeine Nahrung aus ihr zieht, von ihr getragen und erhalten wird; und wie dieß der gleiche Fall zwiſchen der Erde und der Sonne iſt. „Es gäbe alſo für unſer über-weltliches Leben einen eben ſolchen Boden, und gleicherweiſe eine Sonne, wie für das weltliche in ſeiner Art?“ Nochmals: ſo iſt es! Aber wie der, der leiblich leben will, ſich nicht von der Erde, wie die Erde, welche beſtehen will, ſich nicht von der Sonne trennen darf: ſo, ganz und gar ſo, daß auch der, welcher überweltlich leben will, ſich nicht von dem Boden, der allein ihn hier tragen kann, ſich nicht von der Sonne, die allein ihn hier erleuchten und erwärmen kann, zurückziehen und tren-

nen. Und Sonne und Boden iſt hier Eines, und dieſes Eine iſt Gott, der Vater aller Dinge, von dem es heißt: „die Welt kennet dich nicht.“ Wie ſollen wir aber dieſes, der Welt unbekannte, zu unſerm überweltlichen Leben, und folglich auch zum Glück in und aus dieſem Leben, unentbehrliche Etwas kennen lernen? Indem wir es ſuchen und finden lernen. Lernen? Allerdings: denn von Hauſe aus beſitzen wir dieſe Kunſt oder Wiſſenſchaft nicht. „Wer giebt uns denn aber hierüber Unterricht?“ Die menſchliche Weisheit nicht: denn dieſe ruht allein auf ſich ſelbſt und hat nichts als ſich ſelbſt, und iſt hiebey dürftig und verlaſſen genug: ſondern die göttliche Weisheit, welche dem gläubigen Sinn als Offenbarung gegeben iſt. Wir müßten alſo auch glauben? alſo auf das Wiſſen Verzicht thun, und folglich wohl gar unſere Vernunft verläugnen? Viele ſind der letzteren Meinung geweſen und ſind es noch, aber ſie beweiſen dadurch nur daß ſie weder wiſſen was Vernunft, noch was Glaube iſt. Die Vernunft iſt das geiſtige Auge des Menſchen zur Erkenntniß des Ueberweltlichen. Nun iſt aber ſchon das weltliche Auge kein nütze ohne ſeinen Gegenſtand: die Welt. Sollte denn das überweltliche Auge uns dienen können ohne Gegenſtand? Und dieſer Gegenſtand iſt eben die Offenba-

rung, von der wir reden, der Gegenſtand, ohne welchen die Vernunft ihr Geſchäft, das Sehen, nicht betreiben kann, ſo wenig als die Offenbarung ohne Vernunft erkannt werden kann. Die Erkenntniß alſo, das volle Wiſſen, und zwar das Wiſſen vom Ueber-weltlichen, ſoll durch die Offenbarung nicht genommen, ſondern gegeben werden. Nun aber was thut der Glaube hiezu? Oder vielmehr hebt der Glaube nicht alles Wiſſen auf? Wir ſagen eben, daß, die ſo reden, nicht wiſſen was der Glaube iſt. Der Glaube iſt nicht das Wiſſen, nicht das Sehen; dieſes iſt ſehr wahr: er iſt aber das Element, das Medium, durch welches geiſtig oder überweltlich gewußt und geſehen wird. Um leiblich oder weltlich zu ſehen, bedürfen wir auch eines Elements oder Mediums: es iſt das Licht. Nun, was das Licht für das äußere Auge, das iſt der Glaube für das innere. Die Vernunft iſt nicht das Licht, wie Viele meinen, ſo wenig das äußere Auge ſein ſelbſt Licht iſt: ſondern die Vernunft iſt auch nur Auge, für das Ueberweltliche, zu deſſen Erkenntniß es des Lichtes bedarf. Und dieſes Licht iſt der Glaube. Darum reden auch heilige Männer vom Licht des Glaubens. „Wie kann aber, was dunkel iſt, Licht ſeyn? und der Glaube iſt doch die Dunkelheit ſelbſt!“ Haſt du ſchon geglaubt? Haſt du ſchon

im vollen Vertrauen dein Herz zu Gott gewendet? Wenn ein gütiger Wirth köſtlichen Wein an Arme und Kranke ſpenden will, meinſt du nicht, daß es klüglich gethan iſt, wenn ſie leere Becher bringen, damit der Segen reichlich in ſie ſtröme? und ganz klüglich, wenn ſie ihre Becher vorher gereinigt haben, damit das köſtliche Getränk des Lebens nicht verderbe? Nun ſo iſt es auch mit dem Glauben bewandt. Er iſt die geiſtige Armuth, d. h. die Leerheit der Seele von allem eitlen Wiſſen in Beziehung auf Ueberweltliches — das weltliche Wiſſen, die Welt-Erfahrung geht dem Glauben nichts an: das weltliche Licht und das weltliche Auge iſt für das weltliche Leben da — er iſt die reine Verzichtleiſtung auf alles eigene Erkennen des Heiligen und Göttlichen, das wir nicht ſind und nicht haben, nicht in uns finden, und folglich auch nicht in uns und durch uns allein zu erkennen vermögen; er iſt die gänzliche Hingabe unſeres Licht-bedürftigen Weſens an jenes Ueberweltliche, was durch und durch Licht iſt. Und dieſe Hingabe iſt Zuverſicht, iſt Vertrauen daß wir hier Wahrheit und keine Täuſchung finden werden, iſt ein Zug, eine Hinneigung, ein Aufſtug unſeres Herzens zum unerkannten, aber geſuchten, geahndeten, erſehnten Gegenſtande dieſes Glück- und Heil- und Leben-

und Liebe- und Freude-bedürftigen Herzens. Dieß iſt der Glaube. Allerdings ein dunkler Zuſtand, eine Verzichtleiſtung auf alles eigene Licht im Ueberweltlichen, aber eben darum eine Fähigkeit dieſes Licht aus der Quelle zu empfangen, aus welcher es unvergänglich ſtrömt. Soll man den Glauben, wegen dieſes ſeines Weſens verwerfen? Iſt doch das Dunkel überhaupt die Bedingung der Erſcheinung des Lichts: denn wohin ſollte das Licht ſcheinen wenn es nicht in das Dunkel ſchiene? Das, was erhellet und beleuchtet wird iſt ja allezeit das Dunkel! Und ſollten wir etwas wagen wenn wir uns dem Glauben hingeben? Wenden wir uns ja doch mit dem Glauben nach der Lichtquelle hin! Geht nun dieſe in uns ein, ſo ſehen wir ja ob wir erleuchtet ſind, wir ſehen es durch die Vernunft, dieſe Richterin des Lichts und der Finſterniß, und ihr Zeugniß vom Licht iſt wahr, ſo gewiß das Zeugniß des Auges vom Licht der Auſſenwelt wahr iſt. Alſo gar nichts wagen wir mit dem Glauben, aber Alles haben wir durch ihn zu gewinnen in der Welt, die über der Welt iſt. Verſuchen wir es doch mit dem Glauben auf die beſchriebene Weiſe; wir werden ja ſehen ob er uns täuſcht oder nicht, haben wir doch den Wahrheitsſinn, die Vernunft, zur Seite, die uns vor aller Täuſchung ſicher

ſtellt. — Und ſo wäre denn wirklich, falls dieß Alles ſo wahr iſt, der Glaube das eigentliche Element, das Medium der überweltlichen Erkenntniß, des überweltlichen Wiſſens, Erfahrens, Sehens, Begreifens, oder wie wir dieſes neue Beſitzthum nennen wollen. Kurz der Glaube wäre die Bedingung des überweltlichen Schauens, folglich ſo viel als das überweltliche Licht ſelbſt, da durch den Act des Glaubens dieſes Licht in uns eintritt. „Aber es war ja eigentlich von einem reinen, dauerhaften Glück in dieſer Sphäre, die über der Welt iſt, die Rede.“ Es war aber auch die Rede, und zwar ganz zu Anfange, von einem untrüglichen Wege zu dieſem Glück. Und dieſer Weg, behaupten wir, iſt mit dem Glauben und durch ihn gegeben. Wer den Glauben hat, hat den Weg zum Glück. „Wie dieſes?“ Der Glaube lehrt Gott ſuchen und finden; und in dieſem einzigen Geſchäft des Gottſuchens und Findens beſteht das volle, reine Glück des Menſchen, ſeine eigentliche Seligkeit. Das Geſchäft des Gott-ſuchens und Findens iſt das Fortwandeln auf der Bahn der Frömmigkeit, und die Frömmigkeit iſt nichts anders als das Hangen an Gott. Aber nur indem wir uns frey erhalten von aller Befleckung der Welt, bleiben wir in Verbindung mit Gott; wir fallen aber von ihm ab, ſo wie wir

aus dem Kreiſe dieſer Freiheit heraustreten. Aber dieſe Freiheit muß nicht etwas für ſich ſeyn wollen, keine Losgeriſſenheit vom Höchſten, kein unbedingtes Wirken und Walten im Kreiſe der Selbſtigkeit, ſondern unſer Selbſt muß Gott angehören, an ihm haften und hangen, ihm ergeben und eigen ſeyn. Von Gott darf nichts uns reißen, keine Kluft darf zwiſchen ihm und uns befindlich ſeyn, nichts Irdiſches und Endliches darf ſich zwiſchen ihn und uns ſtellen, es muß eine unmittelbare Gemeinſchaft, ein ununterbrochener Zuſammenhang zwiſchen ihm und uns Statt finden. Kurz, Gott muß unſere Liebe, unſere wahre, höchſte, einzige Liebe ſeyn. So iſt unſer Wandel ein Wandeln in der Liebe, welche das Höchſte iſt, und ein Wandeln im Licht, durch welches wir zu dieſer Liebe gelangen und ihr verbunden bleiben. Das Licht darf nicht von der Liebe, und die Liebe nicht vom Lichte getrennt werden. Sie ſind die beyden Angeln, zwiſchen welchen ſich der Menſch bewegen muß, die beyden Pole, welche nicht ohne einander beſtehen können. Hat der Menſch den einen verlohren, ſo verliehrt er auch den andern. Wer frey ſeyn will — und nur das Licht macht frey — ohne die Liebe, hat das wahre Licht nicht, ſondern nur ein Schein-Licht: denn das wahre Licht wohnt in der Liebe, und iſt aus

der Liebe und führt zur Liebe. Ein Solcher ist im Dunkeln, ob er gleich hell sähe: denn er sieht nur mit irdischem Auge, für welches die über-weltliche Klarheit verschlossen ist. Und wer zur Liebe eingehen, wer Gott ergreifen will ohne das Licht, findet ihn nicht, sondern nur die Qual und Angst des unsichern Umhertappens und den Verlust der Freiheit ohne den Gewinn des Lebens. Licht und Liebe, Maß und Ziel, ist die Losung des Lebens. Ohne Ziel schwankt der Mensch unstet umher, ohne Maß kann er das Ziel nicht finden noch erreichen. Das Maß ist das Leben im Gesetz der Freiheit, das Ziel ist die Beziehung dieses Lebens auf das Höchste, in welchem das Leben selbst und die volle Genüge ist. Nur durch den Glauben gelangen wir zu Maß und Ziel, zu Licht und Liebe; und wer den Glauben nicht hat, hat auch das Licht und die Liebe nicht.

Diese Wahrheiten, diese Bedürfnisse des nach Glück strebenden Menschen, recht anschaulich, recht fühlbar zu machen, ist der Zweck aller folgenden Aufsätze. Es ist Ein Punkt, um den sie sich alle bewegen, es ist das Eine was Noth ist, zunächst Noth ist: der Glaube. Mit dem Glauben ist Alles gefunden, was der Mensch bedarf um weiter zu kommen. Mit dem Glauben ist aber noch nicht Alles gethan, oder

vielmehr noch gar nichts gethan: denn der Glaube ist eben kein Thun sondern nur eine Hingabe. Ist aber einmal diese Hingabe erfolgt, so ist auch das lichthelle, liebeswarme Thun, das reine Thun des Lebens, das Glück des Lebens eingeleitet. Wir wiederholen es: Gott suchen und finden ist das wahre Glück. Und die Hindernisse dieses Glücks aus dem Wege zu räumen, die Schritte zu demselben zu erleichtern, ist das Geschäft dieser Blätter, die sich mannichfaltig um denselben Gegenstand bewegen, ihn von allen Seiten herbeyführen, von allen Seiten betrachten, von allen Seiten als den ersten und nothwendigsten für den Menschen, der das Wahre sucht, darstellen.

Wie schwach, wie ohnmächtig diese Versuche seyn mögen, sie gehen aus einem angestammten Triebe hervor, der leider nur kümmerlich gepflegt worden ist. Inzwischen ist es besser, kleine Blüthen zu treiben und dürftige Früchte hervorzubringen, denn als ein unfruchtbarer Baum dazustehen, der nur zu Brennholz taugt. Wiewohl auch dieses am Ende seinen Nutzen hat. Wer wird es aber hierauf ankommen lassen, ohne vor Scham zu vergehen? Darum wirket, ein Jeglicher nach seinem Beruf: so lange es Tag ist: denn es kommt die Nacht wo niemand wirken kann.

II.

Die rechte Richtung.

Es iſt ſchwer im Leben die rechte Richtung zu finden, und gleichwohl iſt ſie das Erſte und Nothwendigſte was der Menſch aufzuſuchen hat, wenn er aller Verworrenheit, allem Schwanken, aller Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und der Welt, ja allen Selbſtvorwürfen über ein verſchwendetes, falſch geführtes Leben entgehen will. Einige haben gar keine Richtung nach einem beſtimmten Lebensziele: ſie leben, wie man ſagt, in den Tag hinein, oder ſie ſchlagen ſich durch die Mühen und Sorgen des Lebens kümmerlich durch, als Laſtträger, die froh ſind wenn ihnen die Bürde abgenommen wird, welche ſie auch wohl aus Ueberdruß oder aus Verzweifelung an einem möglichen beſſeren Zuſtande früher oder ſpäter ſelbſt abzuwerfen wagen; Andere verfolgen zwar ein Ziel, oft mit großer Haſt und Ungeduld, oft

mit Entschiedenheit und Folge, aber ein eitles, falsches, unwürdiges. Das Jagen nach Genuß, das Streben nach Ehre, das Geizen nach Wohlstand ist ein solches Ziel. Ja wir wagen zu behaupten daß auch der Trieb nach künstlerischer und wissenschaftlicher Ausbildung hieher gehöre, sofern er sich als höchstes Ziel des Lebens vordrängt. Der Beweis liegt in den Tiefen der Menschennatur. Dem Menschen ist ein Instinct des Rechten angeboren. Er ist genöthiget ein Heiliges, Unverletzliches, anzuerkennen; alle Zeiten, alle Völker nennen es das Göttliche, die Gerechtigkeit, und, wiefern das Leben jedes Einzelnen der Ausdruck davon seyn soll, erwähnter Maßen, das Rechte. Das Gefühl des Rechten schlummert in jeder Menschenbrust. Aber es schlummert auch nur bey Vielen, selten unausgesetzt zum lebenerleuchtenden Tage erwachend, ja bey Vielen liegt es, wie man versucht wird zu glauben, für immer im tiefen Schlafe begraben. Doch nein, auch nicht im Leben ausgeprägt, auch im falschen Leben, kündigt sich das Gefühl des Rechten, wo nicht immerfort, doch von Zeit zu Zeit, als erwachender Regulator des Lebens an, bey dem Handeln das eine falsche Richtung genommen hat oder nehmen will. Der Mensch erfährt, vor der falschen That, innere Warnungen, nach ihr, innere Vorwürfe. Wer

kennt nicht das Gewiſſen? Aber es ſoll Menſchen geben die es nicht kennen. Man weiſet häufige Fälle aus der Geſchichte von Verbrechern auf, die mit kaltem Hohn alles Heilige verlachen. Ja, es hat ſogenannte ſtarke Geiſter gegeben, die nicht vor menſchliche Richterſtühle gezogen werden konnten, weil ſie bürgerliche Vergehungen geſchickt genug zu vermeiden wußten, und die gleichwohl im Gewiſſen nur eine ſelbſtgeſchaffene Schreckenslarve menſchlicher Furcht und Schwäche ſahen. Sollen dieſe, wie jene, nicht in Anſchlag gebracht werden? Allerdings, aber nur um an ihrem Beyſpiele zu zeigen wie ſehr der Menſch ausarten kann. Oder ſoll man, weil es Blinde und Taube giebt, Andern das Geſicht und Gehör abläugnen? Die da ſehen und hören, wiſſen wohl, woran es jenen fehlt, dieſe aber erfahren nicht was Sehende und Hörende erfahren. So ſteht die Sache. Zwiſchen den Gewiſſenloſen, und denen die Zeugniß für das Gewiſſen ablegen iſt der Unterſchied von Kranken und Geſunden. Geſunden? Alſo ſind die, in denen das Gewiſſen ſpricht, geſund? nicht immer: dann nehmlich nicht, wann das Gewiſſen warnend und ſtrafend redet: denn hier ſpricht die Stimme der beleidigten moraliſchen Natur; ihre Wirkung iſt Schmerz, und aller Schmerz iſt Krankheit. Aber das

Gewissen hat auch eine Stimme der Lehre, und eine andere des Beyfalls. Jene zu vernehmen ist lieblich, diese, entzückend. Das Gewissen ist Gottes Geist im Menschen, der heilige Geist, eine verzehrende Flamme dem Bösen, und eine Leuchte auf dem Wege dem Guten. In wem das Gewissen nicht mehr spricht, der ist, genau genommen nicht blos krank, sondern vor menschlichen Augen geistig todt; in wem es strafend spricht, ist krank; in wem es warnend redet, in Gefahr krank zu werden; wen es belehrt, ist auf rechtem Wege, und wen es belohnt, am Ziele: denn dieses Ziel ist nicht hier und da: es ist überall wo wir recht thun: es ist die göttliche Fülle und Klarheit, es ist der Friede und die Freude im heiligen Geist; und wir sind in dem Augenblick an diesem Ziele selbst, wo wir uns die Richtung dazu geben, oder sie durch günstigen Zufall erhalten haben. Wer hat nicht solche göttliche Momente in sich erlebt? Unbelehrte vermögen sich nur keine Rechenschaft davon zu geben, wenn sie dieselben erfahren; wer aber weiß woher alles Gute kommt, weiß auch wo er in solchen Augenblicken steht, was ihn erfüllt, und woher ihm diese Fülle kommt. Hier ist aber nicht vom Ziel, sondern blos vom Wege, von der Richtung nach dem Ziel die Rede. Nach welchem

Ziele aber? nach dem, wonach Alle streben, die noch streben können, bewußt oder unbewußt, anerkannt oder nicht: nach Wohlseyn, Glück, Befriedigung, oder, um die Worte des heiligsten Mundes zu brauchen, nach Leben und voller Genüge. Es ist keine Schande für den Menschen sich dieses Streben zu gestehen: denn der, welcher jene Worte ausgesprochen, erklärt die Befriedigung dieses Strebens für den Zweck seiner Erscheinung auf der Erde. „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben." Wer dieses Streben noch besitzt, kann sich glücklich preisen: denn es ist ein Zeichen einer gesunden, lebensfrischen Natur. Nur der abgelebte, oder der an Stolz, Uebermuth und Dünkel kranke, oder der durch falsches Leben verdüsterte, verbitterte, ja am Leben selbst verzweifelnde Mensch kann in der Fülle und Genüge des Lebens und Wohlseyns das Ziel des Lebens nicht erkennen, so wie der an Herz und Geist schwache durch falsche Belehrung über die höchste Wahrheit das Ziel des Lebens über das Leben hinaus und des ewigen Lebens Anfang in eine Zeit nach dem Tode setzt. Nicht als ob wir hiemit ein Leben nach dem Tode, ja ein schöneres, freyeres Leben nach dieser Zeitlichkeit abläugneten, sey das letzte gesagt, sondern weil wir andeuten wollen, daß Fülle

und Genüge des Lebens dem Menſchen auch ſchon auf dieſer Erde zu Theil werden kann, obwohl nur nach dem Maß, in dem er ſie hier zu ertragen im Stande iſt. Dieß zur Beſtimmung des Lebensziels, wiefern auch das Leben, das wir hier leben, in ſeinem Umkreiſe ein Ziel hat: denn das Evangelium iſt keine Botſchaft des Todes, ſondern des Lebens, und Chriſti Kreuz und Leiden, das die mit ihm theilen ſollen, die an ihn glauben, iſt keine Verdammniß, ſondern Seligkeit, iſt ſelbſt das höchſte Leben, nur hervorgehend aus dem Kampfe: denn ohne Kampf kein Sieg, und ohne Sieg kein Leben: wovon ſogleich ein Mehreres. Nehmlich die Erreichung des Ziels iſt ohne die rechte Richtung nach dem Ziel nicht möglich. Indem der Menſch ſchmecken und ſehen ſoll wie freundlich der Herr, das Leben ſelbſt, iſt, iſt ihm die Arbeit des Lebens und die Mühe um das Leben nicht geſchenkt. „Wer nicht arbeiten will ſoll auch nicht eſſen.“ Und: „wer leben will und gute Tage ſehen, der wende ſich vom Böſen und thue Gutes.“ Im Guten liegt die Quelle des Lebens, und das Leben ſelbſt iſt das Gute. Das Gute und das Rechte iſt Eines und daſſelbe. Was iſt nun das Rechte? es iſt die rechte Richtung unſeres Sinnes und Wandels, nach dem Geſetz des Lebens das in uns iſt. Wie lautet

dieses Gesetz? Am schönsten ist es in den heiligen Schriften ausgesprochen, wiewohl es mit Feuerzügen in unsern Herzen steht: es heißt: sündige nicht. Was heißt sündigen? aus den Grenzen der Freiheit fallen. Was heißt Freyheit? reines, ungetrübtes, unbeflecktes Bewußtseyn oder Gewissen. Unser Gewissen ist unser Gesetz; nach ihm werden wir gerichtet, und losgesprochen oder verurtheilt, selig gemacht oder verdammt, je nachdem wir vernünftig auf das Gesetz hören, d. h. ihm gehorchen in unserm Thun, nichts anderes thun als was dieses Gesetz gebietet, oder nachdem wir unvernünftig ihm widerstreben und nicht thun was wir sollen, sondern was wir wollen, d. h. was uns gelüstet. Es giebt keine andere Freiheit als die aus Erfüllung des Gesetzes entsteht; alles was man sonst Freiheit nennt, ist Losgebundenheit, Ausgelassenheit; welche Begriffe nicht ohne bestimmte Beziehung sind. Die falsche Freiheit ist Losgebundenheit vom Leben und Ausgelassenheit aus dem Reiche des Lichts. Was hält die im unendlichen Raume schwebenden Welten ohne Stütze frey und fest? Es ist das Gesetz der Gravitation, es ist die Beziehung die jeder einzelne Himmelskörper auf das Ganze hat und bewahrt. Dasselbe Gesetz, das dem Sternenhimmel einwohnt und die Heerscharen der Gestirne in

ihren kreiſenden Bahnen hält und leitet, wohnt auch in der Menſchenbruſt; und wiederum, was hier als Gewiſſen redet und jedes menſchliche Einzelleben nach dem Pole des Rechten, der höchſten Einheit, hinweiſet, das wohnt, in einem allgemeinen magnetiſchen Zuge nach unſichtbarer Mitte, den Welten ein. Ja, magnetiſch werden die nach dem Falle hinneigenden Erden und Sonnen von einem unſichtbaren Centrum angezogen und gehalten, und ſo wird ihr Fall zum weiſe geordneten Kreislauf. Ihr eigenes, ſideriſches, Streben würde ſie in den Abgrund der Vernichtung ſchleudern, aber ihre höhere, cosmiſche Beziehung, erhält ſie, von ätheriſchem Glanz umfloſſen, in ihrem Daſeyn und Wirken. So beſtehen die Sterne, indem ſie ihre eigene Bewegung einem höheren Zuge unterordnen. Und ſo ſoll der Menſch nach demſelben Geſetz beſtehen. Unſer Wollen gleicht der eigenen Bewegung der Himmelskörper; es iſt nur nach dem Abfall gerichtet, aber das gebietende Sollen des Gewiſſens zieht uns hinan zum feſten Pol des Lebens. Wir ſollen uns frey bewegen, aber wir vermögen es blos indem wir am Geſetz feſt hangen. Losgeriſſen von dieſem Träger unſeres Lebens gehen wir unter in die Nacht der Finſterniß, an ihn gekettet entfalten wir uns frey und fröhlich in des reinen Lebens Son-

menſcheln. Und das iſt die rechte Richtung, von der wir reden, das iſt das Eine was Noth iſt, um zu gedeihen; und gedeihen wollen wir Alle. Ein Zug geht durch die ganze Natur, durch alle Dinge, alle Weſen. Das Geſetz der Gravitation, es gilt nicht nur für die Bewegung der Geſtirne; in anderer Sprache zwar, in anderer Schrift, aber immer daſſelbe, redet es und iſt zu leſen in dem ſtillen Leben der Pflanzen, in dem bewegten der Thiere, aber am allerdeutlichſten in dem bewußten des Menſchen. Der Pflanzen Gravitationspunct iſt das Licht, der Thiere die Luft, der Menſchen der Geiſt. Durch die lichtſaugenden Blätter wird die Bildung der Pflanze, durch die luftathmenden Lungen das Leben des Thiers, durch die Gott-gewahrende Vernunft die Seele des Menſchen zum Höchſten geſteigert und vollendet. Vernunft und Gewiſſen ſind daſſelbe: der Träger des Rechten, Wahren, Guten, Höchſten, Göttlichen, der Leiter des menſchlichen Lebens zum Anker und Pol ſeines ewigen Beſtehens. Hieraus ergiebt ſich nun, einmal, die Thorheit das Leben zu ſuchen indem man vom Haltpunct des Lebens abweicht; zweytens die Weisheit das Leben in der rechten Richtung zu verfolgen, als welches die wahre und einzige Weisheit des Menſchen, ja der Abdruck der göttlichen Weisheit ſelbſt iſt.

III.

Die rechte Stimmung.

Beobachten wir uns in dem täglichen Stande unserer Lebendigkeit, die ihre Scala hat, so gut wie der Barometer und Thermometer, so finden wir daß die Verschiedenheit dieser Lebendigkeit es eigentlich ist, welche die Zustände der Klarheit oder Düsterheit, der Heiterkeit oder der Trübheit, des Wohlbehagens oder des Uebelbehagens und der Lust und Freude am Leben oder der Unlust und Qual derselben bestimmt. Bald finden wir uns in dem gehörigen Grade von Lebensspannung, möchte ich es nennen, bald in Ueberspannung, bald in Abspannung. Auf diese drey Zustände läßt sich der jedesmalige Grad unserer Lebendigkeit zurückführen. Die rechte Lebensspannung liegt, wie alles Rechte, jederzeit in der Mitte. Die Ueberspannung fördert nicht, und scheint sie es zu thun, so müssen

wir hinterdrein durch Abspannung bezahlen und auf ganze Tage lang mehr einbüßen als wir für einzelne Stunden gewonnen haben. Und nicht einmal gewonnen: denn alles was außer dem rechten Maße ist, bewährt sich nicht als das Rechte und fällt in sich selbst zusammen. Schlimmer aber als die vergebliche Anstrengung selbst, ist die Folge jeder überspannten Thätigkeit, jedes überspannten Zustandes: die Abspannung. Diese ist die Mutter des größten Mißmuths und Trübsinns, der peinlichsten Langeweile, der Unzufriedenheit mit uns selbst und der Welt, ja, wenn sie ihren höchsten Grad erreicht hat, sogar der Verzweiflung. Es giebt einen Grad der Abspannung, der uns nichts als ein unendliches Gefühl der Leere in uns und um uns empfinden läßt, und dieses leere, hohle, nichtige Daseyn ist es, was die Verzweiflung herbeyruft. Ohne Fülle des Lebens ist das Leben eine Marter, und die Fülle des Lebens wird uns nur durch rechtes Maßhalten, durch richtige Oeconomie des Lebens zu Theil. Diese ist aber schwer, und man lernt gewöhnlich erst durch Schaden und Einbuße recht mit dem Leben umgehen. Uns Allen ist von Haus aus ein gewisser Grad, ein gewisses Maß von Lebendigkeit zugetheilt. Diese ist gleichsam das uns verliehene Capital, mit dem wir wuchern, das wir

aber weder vergeuden, noch ungenuzt liegen laſſen ſollen. Sie entwickelt ſich durch Gebrauch und Uebung, und kann bis zu einer gewiſſen Höhe geſteigert werden, die aber nie bis zur Ueberſpannung ſteigen darf. Wie an den Wechſel von Tag und Nacht, ſo ſind wir an den Wechſel von Thätigkeit und Ruhe gebunden, und wer ſich hier das richtige Gefühl des Bedürfniſſes erhalten hat, der iſt geborgen, der ſchlägt im Fortgange des Lebens die Zinſen zum Capital. Wenige verſtehen dieſe Kunſt, aber es iſt höchſt nöthig ſie zu lernen. Die ganze Klarheit und Heiterkeit unſerer Zuſtände, das Gelingen und Gedeihen aller unſerer Thätigkeit beruht darauf. Wer zur Zeit der Ebbe die Fluth, zur Zeit der Fluth die Ebbe herbeyzwingen will, handelt in beyden Fällen verkehrt. Wir fühlen es, wenn es Zeit iſt zu arbeiten und Zeit zu ruhen. Wer hier der geſezlichen Stimme folgt, erhält ſich in der richtigen Lebensſpannung. Wir ſind dem Geſetz der geſammten Natur unterworfen, und nur indem wir ihm folgen, gedeihen wir. Wir ſind nicht Herren unſeres Lebens, aber wir ſind Herren über den Gebrauch unſeres Lebens. Worinne beſteht denn nun eigentlich die rechte Lebensſpannung? Unſer Leben und unſere ganze Lebendigkeit iſt auf einen phyſiſchen Grund, auf eine organiſche Oeconomie geſtellt, welche zwar der äußeren Naturunter-

stützung bedarf und ohne sie nicht bestehen kann, aber durch innere Gesetzlichkeit regiert wird. In der Regel und nach der Ordnung der Dinge ist das Nöthige für den äußern Lebensbedarf und Unterhalt immer vorhanden. Es ist nicht die Schuld der Natureinrichtung, wenn der Mensch verkümmern, eingehen, untergehen muß. Demnach, wenn sein Leben durch Mangel oder Schädlichkeiten gefährdet ist, muß der Grund davon in der Verletzung der inneren Gesetzlichkeit gesucht werden. Die Führung, die Richtung, der Bestand unseres Lebens ist in unsere Hände gegeben. Unser körperliches, unser leibliches Leben ist so eingerichtet, daß es sich selbst erhält und forthilft, wenn wir es nur nicht in seiner gesetzlichen Thätigkeit stören. Wenn wir dieß thun, so werden wir jederzeit durch unangenehme, widrige Gefühle davon zurückgewiesen. Im Gegentheil, wenn wir das leibliche Leben in seinem Kreise ruhig walten lassen, wenn wir dem Leibe geben was er zu seiner Nahrung und Nothdurft verlangt, nicht mehr und nicht minder, nicht anders und nicht eher als bis er es verlangt, auf die entschiedenste, deutlichste Weise verlangt, die sich für uns im Gefühl des Bedürfnisses, im Triebe nach Befriedigung dieses Bedürfnisses ausspricht, sey es das Bedürfniß der Nahrung, oder der

Ruhe, oder der Bewegung, oder irgend ein anderes: so können wir auch gewiß seyn, daß wir durch das Gefühl von Kraft und Fülle, von Lebendigkeit und Heiterkeit, von Fähigkeit zum Empfinden, Denken und Schaffen belohnt werden. Denn das leibliche Leben trägt und erhält, erzeugt und fördert auch das geistige Leben. Wir geben uns das letztere nicht selbst, wir haben es, es fällt uns anheim, es strömt uns zu durch die Thätigkeit, durch den Haushalt des leiblichen Lebens. Wir haben nichts zu thun, als mit der geistigen Fülle, die wir durch leiblich-organische Thätigkeit erhalten, auch Haus zu halten. Wir können zu unserm geistigen Bestand, rücksichtlich seiner Lebendigkeit, unmittelbar nichts hinzu, aber wohl davon hinweg thun. Seine Energie richtet sich jederzeit nach der Energie des leiblichen Organismus. Nur mittelbar, indem wir durch naturgemäßes Verfahren diese fördern und steigern, fördern und steigern wir auch unser geistiges Befinden. Aber durch den Mißbrauch oder Nichtgebrauch unserer geistigen Kräfte richten wir auch das leibliche Leben, und folglich mittelbar wie unmittelbar, auch das geistige zu Grunde. Die Lebhaftigkeit unserer Empfindungen, die Klarheit unserer Gedanken, die Kräftigkeit unserer Thatkraft hänat von der Ordnung und Regelmäßigkeit der Zustände unseres leiblichen Lebens

ab. Unordnung in der täglichen Ernährung, Störungen des Schlafs, Uebermaß oder Mangel der täglichen Bewegung haben den wesentlichsten Einfluß auf unsere geistige Stimmung. Wir fühlen uns abgespannt, stumpf, verdrüßlich, träg, nach jedem Verstoß gegen die rechte äußere Lebensordnung, und büßen eine augenblickliche Exaltation durch Ueberreizung in irgend einer Art, jedesmal theuer. Hier, in der Tiefe, auf dem Grunde des leiblichen Lebens liegt demnach eine Bedingung zur richtigen Lebensspannung: aber nicht die einzige. Das leibliche Leben giebt nur das Materiale des geistigen, die innere Lebendigkeit, gleichsam den Stoff zum inneren Leben her. Die Form, die Gesetzlichkeit des inneren Lebens ist uns eingeboren: auch an ihr können wir nichts ändern. Aber den Gehalt des Lebens haben wir in unserer Gewalt, diesen können, diesen sollen wir selbst bestimmen. Wie? das ist schon in dem Kapitel von der rechten Lebensrichtung ausgesprochen. Aber eben um diese nicht zu verlieren, bedürfen wir der rechten Lebens-Stimmung. Dieses Wort deutet auf eine verwandte Beschaffenheit musikalischer Instrumente hin, die zugleich als eine Erläuterung des Begriffs, mit dem wir uns beschäftigen, dienen kann. Ein Instrument ist richtig gestimmt, wenn sein Ton rein ist; und die Reinheit des Tons erkennt man am

Wohlklange der Accorde. Was dieser bey den Instrumenten, das ist auf dem Saitenspiel unseres Innern die Reinheit der Empfindung unseres Daseyns, und die Heiterkeit, welche diese Empfindung begleitet. Der Gipfel aller unserer Zustände, der Silberblick unseres Lebens ist die Heiterkeit. Höher als bis auf diese dürfen wir unsere Lebensspannung nicht treiben, aber auf dieser Stufe der Spannung sollten wir uns auch immer zu erhalten suchen. Die Heiterkeit ist kein Zustand der Anspannung, noch weniger der Ueberspannung: denn sie kommt uns freywillig als nothwendige Folge der Reinheit, der Gesetzmäßigkeit unseres Zustandes, aber sie ist der Wiederschein dieser Gesetzmäßigkeit in unserem Innern. Sie ist das untrügliche Kennzeichen derselben. Wir sind nicht in der rechten Stellung, nicht im richtigen Lebensverhältnisse, so lange wir nicht heiter sind. Und daran können wir die innere Verfassung eines Jeden messen, auch unsere eigene. Wen Trübsinn quält, wer sich zu hastig durchs Leben bewegt, wer von einstürmenden Empfindungen, von unruhigen Gedanken, von verkehrten Bestrebungen bewegt wird, ist nicht heiter. Ja sogar wer das rechte Ziel des Lebens in abgezwungener Spannung, im steten Selbstzwang, verfolgt, ermangelt der Heiterkeit. Die Heiterkeit ist mit der Ruhe auf das innigste verbunden, und jede Unruhe

verscheucht sie. Aber nur aus wahrer Thätigkeit, aus der Selbstthätigkeit, kann wahre Ruhe kommen: deshalb sind wir auch stets heiter, wenn wir thätig, selbstthätig sind. Alle Anspannung aber ist eine Art von Passion, der ungetrübten Thätigkeit widersprechend, und nothwendig von Unruhe begleitet. Die Ungeduld und die Unruhe sind nahe verwandt: daher ist man auch niemals heiter wenn man ungeduldig ist. Dieß ist man aber wenn man, ein fernes Ziel im Auge, nicht auf die nächsten Schritte sieht, die dazu führen. Wer jederzeit das Nächste, was ihm obliegt, was als Gegenstand des Handelns vor ihm steht, ergreift, kann nicht ungeduldig werden, denn er harrt nicht peinlich auf ein Kommendes, sondern das Vorhandene beschäftiget ihn. Er bleibt also ruhig, obschon er thätig ist. Aber die Thätigkeit gehört zur rechten Ruhe, wie die Ruhe zur rechten Thätigkeit. Aus beyden, vereinigt, schlägt der Funke der Heiterkeit hervor. Der Unthätige ist auch unruhig: denn wir werden immerfort zur Thätigkeit angemahnt, sind immerfort zu ihr hingewiesen. Immerfort? ja, im Ganzen, die Pausen des Lebens abgerechnet: als da ist die Erholung von der Arbeit, die Sammlung nach Zerstreuung, die Zerstreuung nach anhaltendem innerlichen Schaffen bis zur Ermüdung, die Erquickung, die Neubelebung durch mäßigen

Genuß aller Art, und zu ſeiner Zeit die Ruhe des Schlafs. So iſt alſo das Gebot der Thätigkeit beſchränkt; was wir nicht aus den Augen laſſen dürfen. Es kommt alſo die rechte Lebenseinrichtung auf abwechſelnde Thätigkeit und Ruhe oder Erholung zurück, die uns durch ein ſicheres Gefühl des Triebes zur Thätigkeit oder Ruhe verkündiget wird. Und ſo kann denn nur derjenige fortwährende Heiterkeit erwarten, der die Wellen ſeines Lebens ſich ohne Zwang und Widerſtand nach dem Geſetz der Ebbe und Fluth bewegen läßt; wie ſchon zu Anfang geſagt wurde. Die Heiterkeit iſt demnach an die Geſetzmäßigkeit des Lebens geknüpft. Wie phyſiſch, ſo geiſtig, ruht die Heiterkeit auf dem Grunde der Geſetzlichkeit. Aber das Geſetz ſpricht ſich nach den verſchiedenen Beziehungen und Verhältniſſen unſeres Daſeyns bald ſo bald anders aus, und ſo kann die Art unſeres geſetzlichen Verfahrens nie fortwährend dieſelbe ſeyn, und es iſt ganz gefehlt immer auf die gleiche Weiſe geſetzlich ſeyn zu wollen; worinne es viele gute Leute verſehen. „Alles hat ſeine Zeit," auch in der Beobachtung des Lebensgeſetzes; aber jederzeit iſt die Beobachtung deſſelben von Heiterkeit begleitet; und ſo iſt Heiterkeit das Einzige, worauf zu ſehen, wonach zu ſtreben uns immer, in jeder Lage, in jedem Zuſtande, vergönnt iſt. Die Heiterkeit gleicht dem Inne-

ſtehen des Züngleins in der Wage, und iſt demnach das ſichere Zeichen daß unſer Leben mit ſich ſelbſt im Gleichgewicht iſt. Und ſo hätten wir denn die richtige Lebensſtimmung auf die Heiterkeit zurückgeführt. Ein Jeder kann gewiß ſeyn daß er nicht richtig geſtimmt iſt, wenn er nicht heiter iſt. Haben wir es einmal bis zur Heiterkeit im Leben gebracht, ſo ſind wir geborgen. Die Heiterkeit iſt die Mutter aller Tugenden und aller gedeihlichen Zuſtände. Die Heiterkeit erzeugt Klarheit, Freundlichkeit, Milde, unbefangene Schätzung der Dinge und Verhältniſſe, überhaupt richtigen Blick in alle Wahrheit, des Lebens, der Wiſſenſchaft, der Kunſt, und ſelbſt der Religion, ja ſie fördert unmittelbar das Leben in allen ſeinen Zweigen, daß es blühe und Frucht trage. Wie ſollte ſie auch nicht? Sie iſt ja der Beweis und Erweis des Beyſammenſeyns, der Zuſammenſtimmung aller unſerer Kräfte und ihrer Thätigkeiten. Auf die Stufe der Heiterkeit angelangt befinden wir uns auf der höchſten Lebensſtufe. Weiter hinauf können wir nicht ohne uns Gewalt anzuthun, und thun wir dieß, ſo ſinken wir wieder von der Höhe, die wir erſtiegen, hinab. Wer im Leben überhaupt, wer in einzelnen Richtungen des Lebens, in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt, in der Religion — wiewohl dieſe zuletzt zum Leben des Lebens ſelbſt wird — auf

dem rechten Wege iſt, iſt heiter. Wer es in allen dieſen Beziehungen nicht iſt, iſt nicht auf dem rechten Wege. So lange wir mit uns ſelbſt nicht einig, ja mit uns entzweyt, ſo lange wir verworren, ungewiß, ſchwankend, ängſtlich, trüb, gedrückt, unruhig, unbefriedigt ſind, haben wir das rechte Leben noch nicht begonnen, und uns mangelt die Heiterkeit. So wie ſie ſich einſtellt, haben wir das Rechte ergriffen. So lange unſer wiſſenſchaftliches Beſtreben ſich noch in Dunkelheiten, in Zweifelsknoten umhertreibt, ſo lange wir den rechten Eingang zur Erkenntniß noch nicht gefunden haben, ſo lange uns noch keine Klarheit anſtrahlt, theilen wir das Schickſal des im Finſtern Tappenden. Die Ungewißheit iſt immer peinlich. So wie wir aber die Wahrheit auf irgend einem Punkte erfaßt haben, ſind wir heiter, und die Heiterkeit begleitet uns ſo lange wir geſetzmäßig in wahrhafter Erkenntniß fortſchreiten. So lange wir noch im Labyrinth der Kunſtvorhöfe umherirren, ſo lange die Schönheit für uns noch hinter dem Vorhange ihres Tempels verborgen ſteht, fühlen wir uns unruhig, beklommen, eingeengt; und nur wenn es uns gelingt dem Heiligthum zu nahen, den Vorhang zu lüften, empfinden wir die Nähe und das Weſen der Erſehnten in einer uns überſtrömenden Fülle von Heiterkeit. Sie iſt auch hier der Preis und der Beweis

des rechten, des gelungenen Verfahrens. Aber wie über Alles schätzbar wird uns erst die Heiterkeit, als reinster, sicherster Probierstein daß wir das Rechte, das Wahre in religiöser Beziehung gefunden haben. Wie sehnt sich nicht der nach reiner Erkenntniß, nach reiner Verehrung des Höchsten, nach reiner Belehrung über das Höchste strebende Mensch nach untrüglicher Wahrheit in dem bunten Gewirr von Mittheilungen, Vorschriften, Ansichten die ihm über den heiligsten aller Gegenstände entgegen kommen, ja aufgedrungen werden. Wie geht oft ein großer, ja der größte Theil des Lebens, ich will nicht sagen verlohren, aber doch ungenutzt, ungenossen vorüber unter den verschiedenartigsten, widersprechendsten Bestrebungen, es dem Heiligen recht zu machen, das Heilige auf die rechte Weise aufzufassen, es auf keine Weise zu verletzen. Und gleichwohl wird nichts gefördert. Widersprüche häufen sich auf Widersprüche, Kämpfe auf Kämpfe, der ersehnte Friede bleibt aus, und man weiß nie gewiß ob man den rechten Pfad betreten hat, bis die Heiterkeit erscheint. Diese sagt es uns ob wir recht stehen und richtig fortwandeln. Die Ansichten, die Ueberzeugungen, die Bestrebungen, denen sie ihr Siegel aufdrückt, sind die echten, die wahren, so wie die, denen sie sich versagt und entzieht, gewiß die falschen sind. Ein

köstlicher Gewinn ist dieser Probierstein alles Rechten und Guten, und zugleich selbst der größte Schatz den wir gewinnen können. Ich gestehe, daß ich im Leben und vom Leben nichts begehre als die Heiterkeit: denn ich bin gewiß daß ich mit ihr und durch sie im Besitz alles Wünschenswerthen bin. Die Heiterkeit ist die rechte Lebensstimmung, oder es giebt keine: denn der Trübsinn, die Angst, die Furcht, die Sorge ist es gewiß nicht; wir wünschen uns stets aus solchen Zuständen hinweg. Wer mag aber wohl die Heiterkeit missen? Die Heiterkeit ist kein Scherz und kein Spiel; sie verträgt sich nicht blos mit dem Ernste, sondern sie ist auch selbst des reinen Lebens-Ernstes höchster Gewinn: aber der Ernst, wenn er der Heiterkeit ermangelt, hat noch nicht das rechte Ziel getroffen: er müht und quälet sich ab und ist sein eigener Sklav. Nur die Heiterkeit sagt uns daß wir frey sind und wann wir es sind, und es giebt kein anderes Zeichen der Freiheit als eben dieses. Wie die erfreulichste Erscheinung der Natur das Licht ist, so ist die erfreulichste Erscheinung des Geistes die Heiterkeit. Ist sie in uns aufgegangen, wie ein schöner Tag, so ist es auch licht in uns, und das klare Bewußtseyn, die reine Besonnenheit ist allezeit mit der Heiterkeit verbunden. Die Heiterkeit zeigt sich nie wenn wir auf Extremen des

Lebens stehen, sie zeigt sich nur wenn wir die schöne Lebens-Mitte bewahren. Darum vermögen wir Alles zu leisten, darum gelingt uns Alles, wenn wir heiter sind: nothwendig; denn wir stehen dann jedesmal in der Mitte unserer Kraft, und können uns leicht nach allen Seiten bewegen, leicht jede erforderliche Thätigkeit in Anspruch nehmen. Aber was hilft es uns, kann man sagen, dieß zu wissen, wenn uns, wie das Leben es täglich ausweiset, die Heiterkeit nicht immer zu Gebote steht? Wer kann immer heiter seyn? Ist denn die Heiterkeit der Grund, ist sie nicht vielmehr die Folge des rechten Verfahrens? Wohl! Eben weil sie das letztere ist, so verfahret nur immer so, daß ihr heiter seyn könnt. Und das vermögt ihr immer: denn in jedem labyrinthischen Gange des Lebens giebt es eine Stelle die zur Heiterkeit führt. Sucht sie nur auf! Aber suchen müßt ihr, die Mühe müßt ihr euch nicht verdrüßen lassen. Hier ist Einer, der uneins mit sich selbst und in diesem Zwiespalt mit sich selbst unglücklich ist. Er suche den Grund auf, er wird ihn finden: er wird ihn in der Fehlerhaftigkeit seines Bestrebens finden. Er ändere dieses ab, er kann es, in ihm liegt dazu das Gesetz und die Kraft. Er höre die Stimme des Compaß-ähnlichen Gesetzes, er zwinge seine Kraft, seinen Willen nach der gesetzlich vorgeschriebenen Rich-

tung — er kann es, denn er soll es; — und im Nu wird er die Heiterkeit finden. Ist dieß nicht der Fall bey jeder Pflichterfüllung die wir uns abnöthigen? Und abnöthigen müssen wir uns jede Pflichterfüllung, bis sie zur heitern Nothwendigkeit, zur schönen Gewohnheit wird, von der wir nicht lassen können. So entfaltet sich jede Tugend, und mit ihr die Heiterkeit, ihre freundliche Begleiterin. — Dort fühlt sich ein Anderer gedrückt, niedergeschlagen, gelähmt an aller Lebenskraft. Aber der Druck selbst reizt ihn zum Widerstand auf. Wer mag wohl den Druck ertragen? Er versuche es, er widerstehe, und er wird finden daß die Kraft in ihm nur erschlummert, nicht ertödet ist, daß sie auf sein Gebot erscheint wie der Geist vor dem Beschwörer, und daß, wie sie erscheint, der Druck weicht, und es leicht und frey in ihm wird und heiter. „Wer aber nun nicht die Kraft hat sich die Kraft zu gebieten?“ Er wende sich zur höchsten Kraft, zur Quelle aller Kraft und alles Lebens, sie wird ihm ihren Beystand nicht versagen. — Dort sieht ein Dritter seine schönsten Erwartungen, Hoffnungen, Aussichten gescheidert, und verzagt, verzweifelt an allem Glück, an allem Gedeihen. Laß dich zurecht weisen! Wo du hinaus wolltest, da wohnt dein Glück, dein Gedeihen nicht. Wähle deine Richtung nicht nach Willkühr, nicht nach äußerer Rei-

zung und Lockung, schlage die Richtung ein, die dir von innen gewiesen wird — sie wird einem Jeden gewiesen der Acht auf Weisung hat —: und du wirst heiter im Leben fortschreiten, und Glück und Gedeihen wird dir auf dem Fuße folgen. So springt der Quell der Heiterkeit aus jedem Boden, auf jeder Stelle, die wir, geweiht durch inneren Beruf, betreten. So kann uns die rechte Stimmung nicht entgehen wenn wir uns recht richten; und daß wir die rechte Richtung haben, erfahren wir durch die in uns erwachende Heiterkeit. Ja, die Heiterkeit kann und soll uns durchs Leben begleiten; und wenn es so wenig heitere Menschen giebt, ist es ein Zeichen daß so Viele weder wissen noch thun mögen was zu ihrem Frieden dient.

IV.

Seelenfriede.

Das höchste was der Mensch erreichen kann, die unmittelbare Quelle einer reinen, sich durch das Leben fortziehenden Heiterkeit, ist der Seelenfriede. Weißt du wie er erreicht wird? Dadurch daß dein Augenmerk überall der höchste Einheitspunkt, Gott, ist. Das Leben des Menschen, sich selbst überlassen, gleicht einem einpoligen Magneten, d. h. es ist ein Widerspruch. Und der Widerspruch hört nicht auf, wir gelangen nie zur Einheit, zum Frieden mit uns selbst, so lange wir auf uns selbst ruhen. Der Stützpunkt unseres Strebens, der Zielpunkt unserer Thätigkeiten muß Gott seyn. Wir müssen nie zum Gegenstand, zum Visierpunkt haben das Ich, sondern stets das Du, das unendliche, reine, allgegenwärtige Du, das wir aus dem innersten Herzen heraus „Gott" nennen. Dich müssen

wir suchen, Dich festhalten, Quelle, Träger unseres Lebens, Dich, den wir sogleich finden, wenn wir uns auf ihn richten mit unserm Denken, Empfinden, Handeln. Was ohne Gott, ohne Richtung auf Gott, gedacht, empfunden, gehandelt wird, ist nichtig, verfliegt wie Spreu, ermangelt der Wahrheit, des Grundes, des Bestehens. Die Strahlen unseres Geistes, die Strebungen unseres Herzens, die Aeußerungen unserer Thatkraft, des Willens, verliehren sich in unendliche Leere, wo sie sich nicht in dem lebendigen Brennpunkt unserer Thätigkeit sammeln. Unser Leben wird erst befruchtet, geht erst auf zu geistigem Wachsthum und Gedeihen, entfaltet sich erst zu unvergänglicher Blüthe und Schönheit, wenn wir es auf Dich, seine Sonne hinrichten, wenn wir unser Auge gegen Dich öffnen und Deine Strahlen in uns aufnehmen. Der Nicht-Gedanke Gottes, das Nicht-Denken an Gott isolirt, zerstreut unser Daseyn, und schleudert uns in das wüste Reich der Zufälle und Unfälle. Aber auch der Gedanke an Gott reicht nicht hin, denn dabey bleibt uns Gott ein über uns, ein außer uns, ein Fremdes, nicht Einwirkendes, uns nicht Anschauendes, nicht Erkennendes, nicht Liebendes, nicht Leitendes, Behütendes, Segnendes und Beglückendes. Der Gedanke „Gott“ unmittelbar und gerade hin auf ihn, auf Dich, Gott, muß es seyn,

durch den wir in Beziehung, in Berührung mit Dir kommen, durch den wir an Dich gekettet, Dir einverleibt, durch Dich beseelt und bewegt werden. Es darf keine Kluft, keine Leere zwischen uns und Dir seyn; denn wo Kluft und Leere ist da bist Du nicht, da ist es auch todt und leer in unserem Herzen. Du mußt der Inhalt dieses Herzens seyn, Du mußt es erfüllen, es darf außer Dir keinen Inhalt haben, Du mußt seine Liebe, seine einzige Liebe seyn. Und so bist Du auch nicht mehr blos der Gedanke, so bist Du das Leben unserer Seele, aus dem wir Fülle des Lebens und der Freude, aus dem wir unverletzbaren Frieden schöpfen. Nur in Deinem Schooße ist Ruhe für das lebensbegierige, wie für das lebensmüde Kind Deiner Schöpfung, welches Mensch heißt. Wir sind an Dich gewiesen mit allen unsern Wünschen, mit allem unserm Anliegen. Wo sollten wir, Leben und Glück begehrend, uns hinwenden als zu Dir, der Du die Quelle des Lebens und der Seligkeit bist. Die Erde mit allen ihren Gütern befriediget uns nicht: sie nimmt wie sie giebt, kalt und gefühllos; und was sie giebt, verleiht sie nur auf kurze Zeit. Jugend, Schönheit, Reichthum, Macht, es ist alles ein vorübergehender, ein unsicherer Besitz, und wir sehnen uns aus dem tiefsten Grunde unserer Seele nach dem bleibenden und gewissen. Der Drang danach ist tief

in unſere Herzen gelegt, und darum ſind wir ſo unzufrieden bey allem Beſitz der Erde, ſo oft er uns zu Theil wird. Und wie oft wird er uns zu Theil? Iſt nicht der vergeblich Suchenden, der immer Bedürftigen, der im Beſitz Geſtörten, des Beſitzes Beraubten, eine weit größere Menge als der zum Beſitz Gelangenden und im Beſitz Bleibenden? Und hören dieſe auf zu ſtreben? werden ſie je ruhig? gelangen ſie je zum Frieden? Nie, es müßte denn ſeyn daß ſie ihn in Dir ſuchten, der Du der Friede ſelbſt biſt, Geiſt des Friedens und der Genüge. Du biſt das Bleibende und Gewiſſe, wie Du das immer Vorhandene, das immer uns zu befriedigen Bereitwillige biſt. Du biſt für uns da, ſobald wir Dich denken, ſobald wir Dein begehren. Du biſt aber, wiewohl Du ewig biſt und bleibſt, für uns nicht da, ſobald wir Deiner nicht denken, Dein nicht begehren. Um Dich zu haben, müſſen wir Dich wünſchen. Zwar auch ungerufen kommſt Du — wie kämſt Du ſonſt in unſere Gedanken — aber Du ſcheideſt, wenn wir Dich verſchmähen, wenn wir von Dir ſcheiden. Wenn wir Dich blos denken, blos in Gedanken feſt halten wollen, entweichſt Du, denn unſere Gedanken faſſen Dich nicht und halten Dich nicht feſt, wie die Luft den Sonnenſtrahl nicht faßt und feſthält, obſchon er ſie durchdringt. Wir können nur von Dir

durchdrungen werden, um Dich aufnehmen, nicht Dich erfassen, und Dein Wesen durchdringen. Wir können blos das Empfangende, Du kannst blos das Gebende seyn, und was Du giebst, ist Friede und bringt Frieden. Der Seelenfriede ist es eben wir schmecken, wenn Du uns Dich zur Kost darreichst; Dich können wir nie empfinden, nur uns, aber uns befriedigt, beseligt, nicht durch uns, und darum nur durch Dich, weil wir nur durch das Dich Denken indem wir Dich wünschen, diesen Frieden, diese Seligkeit erfahren. Nicht durch das Dich denken ohne Dich zu wünschen; nicht durch das Dich denken, um nur einen Gedanken von Dir zu haben, um Dich uns vorzustellen: denn dieser Gedanke ist immer nur unser Gedanke, sind immer nur wir selbst. Wir werden durch ihn, so herrlich wir ihn ausstatten, nicht reicher und nicht besser, nicht befriedigter und nicht glücklicher. Du, Gott, bleibst auf diese Weise immer fern von uns, unbegriffen wie unsichtbar, und darum so oft bezweifelt, so oft für nichts als einen Gedanken, als eine Idee gehalten, unser Werk und unser Geschöpf: Du, Gott, unser Geschöpf! Das Geschöpf des Geschöpfes! Ist der stolze Mensch nicht hart an der Grenze des Wahnsinnes? Nein, lasset uns nicht mit Vernunft rasen, fern bleibe von uns die Idee eines Gottes in unserm Geiste, ohne Gott

in unserm Herzen. Es ist ein Frevel: Gott denken, ohne ihn zu wünschen. Nur indem wir ihn wünschen, denken wir ihn, seiner würdig und uns zum Heil, als unsern Befreyer aus aller Noth, als unsern Versorger und Erhalter, als den Geber des Friedens, den wir als das Erste was uns Noth thut bedürfen. Nur der Wunsch nach Gott erzeugt, nicht eine Vorstellung von dem, der in einem Lichte wohnt dazu Niemand kommen kann, kein Bild, das ja ein Schein-Bild seyn könnte, sondern der Wunsch nach Gott erzeugt etwas Wahres, Gewisses, Untrügliches, Lebendiges: ein Seiner inne werden in unserm Herzen, in unserm Geiste, in unserm Willen, in unserm ganzen Seyn und Daseyn. Wünsche Gott, sehne dich nach Gott, aufrichtig und einfältig, und er zieht bey dir ein, du hast ihn, wahrhaft gewiß und lebendig. Er durchdringt und erfüllt dich in dem Frieden den dein Herz empfindet, in der Klarheit, die deinen Geist erhellet, in der Kraft, in dem Thatvermögen, das deinen Willen als ein wahrhaft belebender Hauch erregt und wirksam macht, in dem reinen Lebens-Gefühl und Bewußtseyn, dem Gefühl und Bewußtwerden der Erlösung von allen Banden die dich drückten, in dem geistigen Einathmen einer neuen Lebens-Luft, des Elementes der Freiheit, das wir zugleich als das Element der Seligkeit erfah-

:en und erkennen. Im höchſten Moment des geiſtigen Lebens aber, das in und aus Gott iſt, durchdringt uns Gott als Liebe, und wir werden ſeiner als der höchſten Liebe inne; hier offenbart er ſich uns ganz, hier wiſſen wir was Gott iſt, und haben in dieſer Liebe ſeinen höchſten Frieden.

„Schwärmerey! Myſticismus! erhitzte Phantaſie!“ So hört man jetzt alle Tage bis zum Ekel rufen, und ſo wird auch hier und da eine Stimme bey den vorſtehenden Aeußerungen laut werden, wenn man anders ſich die Mühe gegeben bis hieher zu leſen. Aber wer ſo ausruft, hat weder den Wunſch nach Gott, noch die Erhörung von Gott jemals gehabt: er kennt Gott nicht, und mag ihn nicht kennen. Er kennt aber auch die Wonne des Seelenfriedens nicht. Sein immer nur ſich ſelbſt erblickendes Ich iſt mit allerhand kleinlichen Sorgen, Beſchäftigungen, Gemüthsbewegungen, oder auch wohl mit großen, ſtolzen Entwürfen und ihrer Ausführung, und mit der Flamme der Leidenſchaft erfüllt. Hier iſt an Seelenfrieden nicht zu denken; er wird nicht geahndet, geſchweige empfunden: darum aber erſcheint Solchen auch das Leben als etwas Nichtiges, Vorüberfliehendes, oft Beſchwerliches, ja Verächtliches bis zum Hinwegwerfen; und wo es als ein

Gut, ja als ein Inbegriff von Gütern erscheint, da hat es keinen Halt und keine Dauer, und der Genuß selbst peinigt durch seine Unbeständigkeit, wo nicht gar durch Ueberdruß. Das Land des Friedens öffnet sich nur für den, der sich nicht schämt den Herrn zu suchen. Und sucht er ihn, so findet er nicht blos Ruhe für seine Seele, sondern ganz und gar ein neues Leben, in welchem und für welches ihm neue Sinne und Triebe aufgehen, die den ganzen Menschen verklären und auch die Welt im neuen Lichte zeigen. Dieses für den Gottsuchenden immer heller und schöner aufgehende Leben wird nun von dem Gott nicht Suchenden als eine Chimäre verlacht und verspottet und mit den oben erwähnten Nahmen benannt. Dieß kann nicht anders seyn, und es liegt in der Natur der verschiedenen Lebenszustände und der sie begleitenden Ansichten von der Welt und dem Leben. Für den, der nur in der Gesellschaft seines Selbst lebt, giebt es nur eine wandelbare Weltoberfläche, die er mit Sinnen und Verstand, so gut es gehen will, mißt und wägt; in der Tiefe ist mit Sinnen und Verstand nichts zu suchen; und darum giebt es für ihn keine Tiefe, sondern nur einen Abgrund, wo die Phantasien und Träume wohnen, deren Gesellschaft man vermeiden muß. Für den aber, der in der Gemeinschaft, ja in der Gesellschaft Gottes lebt, der

Gott vor Augen und im Herzen hat, der an dem Unsichtbaren aber Allgegenwärtigen haftet wie die Magnetnadel am Nordpol, wie der Planet an seiner Sonne, für diesen giebt es eine sichere Lebenstiefe, die nicht als Abgrund, sondern als Himmel, als ewiger Aether erscheint, in dem es sich leicht und frei athmen läßt, der uns überall umfängt und umschließt, und in dessen ungetrübten Räumen die Welt der Sinne und des Verstandes selbst verklärt erscheint. In diesem Himmel wohnt der Gottesfriede, der wahre Seelenfriede: und wer ihn empfunden hat, weiß daß er ist, mit der Gewißheit die er von seinem eigenen Leben hat, und er weiß eben so gewiß daß die Quelle dieses Friedens auch die der Kraft, des Lichts, der Liebe, der Freiheit und Seligkeit ist, kurz, alles dessen was in den heiligen Schriften „Wahrheit und Leben" heißt. Wer in der Wahrheit ist, der ist auch in diesem Frieden, diesem Leben: aber Niemand ist es ohne Gott. Wer nicht in Gott ist, ist auch nicht in der Wahrheit: er weidet sich, oder quält sich ab, am Scheine und Truge, wie wollte er über die Wahrheit aburtheilen können? Möge er sie schmähen, sie hat sich dieses von jeher müssen gefallen lassen. Aber Ein Zeichen ist ihr gegeben, und an diesem wird sie immerdar erkannt werden: es ist der Friede in uns, der Seelenfriede. Wer die

sen noch nicht besitzt, hat auch die Wahrheit noch nicht gefunden, ja noch mehr: er hat sie auch noch nicht gesucht. Denn das ist ein ewig festes und wahres Wort: „Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan.“ Wer aber die Wahrheit sucht ohne Gott, wer in der Wahrheit etwas anderes sucht als Gott, der wird, der kann sie nie finden, er findet immer nur sich selbst, den Suchenden, in neuen Irthümern, in neuen Täuschungen. Dieß ist die Geschichte der Philosophie.

V.

Ueber den falschen Lebenszwang.

Zwang muß oft seyn im Leben, ja das Leben selbst muß, wo von Bändigung die Rede ist, mit Zwang behandelt werden; aber es giebt einen falschen Lebenszwang der viel Unheil anrichtet. Und diesen wollen wir jetzt ins Auge fassen.

Es ist eine eigene Sache um das, was man Individualität des Menschen nennt. Jeder hat seine eigene, und sollte sie wohl kennen, wohl behandeln lernen: denn sein Leben, die Richtung, das Gedeihen seines Lebens ist aufs innigste an seine Individualität geknüpft, ja man könnte sagen, darauf gebaut. Die Individualität umfaßt den ganzen Menschen, durchdringt den ganzen Menschen, leiblich und geistig. In erster Hinsicht ist sie das, was wir Constitution nennen; in einem

gewissen Uebergange vom leiblichen zum geistigen erscheint sie als Temperament, und in geistiger Hinsicht erweiset sie sich als bestimmend die Gefühle und Neigungen, die Denk- und Sinnes-Weise, die Lebens-Ansicht und den Lebens-Standpunkt, und somit auch das ganze handelnde Leben des Menschen. Die Individualität ist das eigenthümliche Maß und die eigenthümliche Richtung der Menschenkraft im Individuum. Es giebt so viele Individualitäten als es Menschen giebt, und man sollte daher nicht Alle über Einen Leisten schlagen wollen. Gleichwohl soll hiemit nicht gesagt seyn daß es nicht auch etwas Gemeinschaftliches in Allen gäbe, was sie bey aller individuellen Verschiedenheit ähnlich, ja gleich macht, was sie unter einander verbindet, oder wenigstens verbinden sollte, woraus dann, wenn es geschähe, bey der höchsten Mannichfaltigkeit der Einzelnen Einheit des Ganzen entstehen würde. Wir wissen es: es ist die Vernunft, welche über der Individualität steht und ihr vorstehen, sie beherrschen und gestalten soll. Aber nimmermehr kann die Vernunft etwas anderes aus dem Menschen machen, als was in seiner Naturanlage gegeben ist; und sie will es auch nicht. Aber der Mensch will es oft; und daher so viele Fehlgriffe. Nur durch Zwang, und nur durch falschen Zwang kann der Mensch etwas anderes aus sich

machen wollen als was in ihm liegt, wozu er bestimmt, wozu er berufen ist. Wer nicht zum Lehrer, zum Arzt, zum Tonkünstler, zum Mahler, zum Mathematiker, zum Soldaten, zum Staatsmann, zum Dichter, zum Denker, zum Redner, zum Kaufmann, zum mechanischen Künstler berufen ist, wird nichts von diesem Allem. Das ist bekannt, die Erfahrung weiset es aus. Auf einer anderen Seite: in wen gewisse Reize und Hebel, gewisse Neigungen und Richtungen des Lebens gelegt sind, kommt ohne sie, mit Verschmähung ihrer Beyhülfe, mit Widerstand gegen ihre Einwirkung, nicht aus, nicht vorwärts, nicht zum Ziele, und folglich auch nicht zur Zufriedenheit, nicht zur Behaglichkeit des Lebens. Gleichwohl kennen sich die Menschen oft so wenig, daß sie gegen Alles dieses ankämpfen, daß sie von dem, worauf sie hingewiesen werden, nichts wissen wollen, daß sie etwas ganz anderes seyn, thun und haben wollen, als was ihnen vermöge ihrer Individualität und durch dieselbe vergönnt, ja geboten ist. Uns beherrscht ein doppeltes Princip: das der Vernunft, und das der Individualität; keines darf verletzt werden. Man thut der Individualität Unrecht, wenn man sie als Neigung der Vernunft entgegenstellt. Die Individualität ist mehr als Neigung, sie ist Einrichtung, Natureinrichtung die eben so heilig und nicht zu verletzen,

als die Vernunft selbst ist, obschon zu jener Naturanrichtung auch unsere angebohrnen Neigungen gehören. Es giebt angebohrne Neigungen, d. h. solche, die zwar nicht sogleich nach der Geburt sich zeigen, aber sich instinctmäßig im Leben und durch das Leben entwickeln. Aber es sind, wie schon gesagt, nicht blos die Neigungen, welche unsere Individualität bestimmen. Jeder Lebenstrieb, der uns weckt und zieht, jede Empfänglichkeit für gewisse Einwirkungen bestimmter Gegenstände gehört hierher. Sinn und Trieb sind in der Menscheneinrichtung immer zusammengestellt: wozu der Mensch Trieb hat, dafür hat er auch Sinn. Dieß sollte man wohl beachten. Aber auch das Gefühl entspricht dieser Einrichtung. Wovon das Gefühl des Menschen am meisten angesprochen wird, dahin richten sich auch Trieb und Sinn. Aber das Gefühl ist das Innerste, das Richtmaß von Allem: aus dem Gefühl entfaltet sich Trieb und Sinn. So deutet z. B. das Gefühl für Ehre und Schande, für Lob und Tadel, die Freude am Beyfall und die Trauer über das Mißfallen auf eine innere Anlage der Persönlichkeit hin, welche durch diesen Lebenstrieb entwickelt und ausgebildet werden soll. Durch dieses Gefühl wird der Trieb sich auszuzeichnen, zu gefallen, der Trieb nach Beyfall und Ruhm geweckt, und an ihn knüpft sich, an ihm entwickelt sich der Sinn: die Neigungen, die

Wünsche, die Bedürfnisse der Andern zu erforschender Sinn für Beobachtung dessen was Andern wohlgefällt und Freude macht, oder umgekehrt, und dem zu Folge der Sinn für Mittheilung, für Gefälligkeit, für Theilnahme und Beyhülfe, folglich ein zarter moralischer Sinn, aber auch zugleich ein ästhetischer und intellectueller, indem das Beste was wir nächst dem Herzen geben können, der Geist ist, der, je schöner und klarer er sich beurkundet, desto gewisser die Anerkennung und den Beyfall Anderer gleichsam magnetisch an sich zieht. Hier ist, kann man sagen, der ausschweifendsten Eitelkeit mit allen ihren Auswüchsen, Thor und Thüre geöffnet. Allerdings. Soll aber eine gewisse Richtung des Gefühles, Triebes und Sinnes untergehen, niedergedrückt, ausgerottet werden, weil durch Mißbrauch und Uebertreibung, durch ungebändigte Hingebung und einseitige Herrschaft Schaden entstehen kann? Wollen wir diese Reize ersticken, diese Hebel niederdrücken, so wird auch das Leben auf bestimmten Seiten nicht erweckt, nicht gehoben. Daß Trieb, Gefühl und Sinn nicht ausarten, darüber hat die Vernunft zu wachen, aber eben so sehr darüber, daß diese Quellen des Lebens nicht verstopft werden. Dieß geschieht, wenn man die Individualität vernichten will, in dem Wahne daß sie der Vernunft wider-

sprechc. Keine Natureinrichtung widerspricht der Vernunft, sie ist die Dienerin der Vernunft. Was ist aber Natureinrichtung? Alles was in unserer Individualität ohne unser Zuthun erscheint. „Also der Trieb nach Rache, der Hang zur Grausamkeit, zur Wollust, zum Geiz wär auch Natureinrichtung? Denn Alles dieß ist Manchem oft wie angebohren.“ — Ist dieß wahr? Meistentheils entstehen diese Ausartungen — denn das sind sie nach dem Ausspruche der Vernunft — wohl erst durch des Menschen Zuthun; aber es läßt sich auch nicht läugnen daß der Mensch sie und ähnliche Fehlerhaftigkeiten nicht selten wie Keime zu moralischen Auswüchsen, aber allezeit als von den Eltern ererbte Krankheit, mit auf die Welt bringt. Wir müssen also eingestehen daß es auch eine krankhafte Individualität giebt, die wir aber durchaus nicht Natureinrichtung nennen können, weil wir sonst den Schöpfer der Natur lästern würden, sondern die wir als eine Folge menschlicher Verschuldung anzusehen haben. Nehmen wir demnach in unserer Individualität nur das für Natureinrichtung, was in uns ohne unser Zuthun aber auch ohne Widerspruch der Vernunft vorhanden ist. Von dem also Vorhandenen können wir aber auch als gewiß annehmen, daß es nicht durch Zwang unterdrückt werden dürfe; denn ein solcher Zwang würde der Vernunft

widersprechen, es würde ein falscher Zwang seyn. Giebt es dergleichen? Betrachten wir das Verfahren derer, welche von jeher nach Bildung strebten, und wir werden die Spuren und Folgen desselben in unübersehbarer Menge finden. Das höchste Ziel der Lebensbildung ist von jeher die moralische oder religiöse gewesen. Ueberall nun, wo wir in alter und neuer Zeit die Bemühungen um Ertödung des äussern Lebens zum Behuf innerer Reinheit und Beschaulichkeit vorfinden, da ist ein solcher falscher Lebenszwang. Es ist ein ungeheures Vorurtheil daß der Geist ohne das Leben bestehen könne, und gleichwohl sehen wir noch heut zu Tage gar Manchen diesem Vorurtheile huldigen. Die eigenen Martern, die Selbstquälereyen, die Selbstreinigungen sind noch nicht aus der Mode gekommen. Ist aber je etwas dabey gewonnen worden als Lebensverkümmerung, Lebensüberdruß, oder gar Lebensverkürzung? Die reine Moral, die reine Religion ist heiter wie das Licht. Das sollten wir nie vergessen. Alles Trübe, Düstere, Niederdrückende stört unsere Wirksamkeit, unser wahres Fortschreiten in der Lebensvirtuosität. Das Leben ist immer zum Leben nöthig. Und was ist das Leben ohne äussere Reize, ohne äussere Erweckungsmittel zur Lebendigkeit des Gefühls, der Erkenntniß, des Handelns? Ist darum eine Natur vor unsern Augen ausgebreitet,

daß wir unser Auge, alle unsere Sinne vor ihr verschließen sollen? Nein, die Natur in jeder ihrer Erscheinungen wirkt erregend, belebend auf den Menschen; und das soll sie, dazu ist sie bestimmt. Warum uns nun von der Natur abwenden, und wie die Sinne, so die Gefühle und Triebe die sich auf sie beziehen, ertöden um in einer inneren Welt von Gefühlen, Vorstellungen, Trieben zu leben, oder vielmehr zu vergehen, die ohne die äussere keine Nahrung, keine Verständigung, keine Bestätigung haben? Alles was der Geist sinnen und denken mag, findet in der Natur sein Gegenbild wieder, nur nicht das ungesetzliche, das willkührliche oder das künstlich-erzwungene Sinnen und Denken.

Daher gilt auch von der Philosophie was von der Religion gilt. Es giebt ebenfalls einen falschen philosophischen Lebens- oder vielmehr Geistes-Zwang, als es einen religiösen giebt. Die abstrakte Geistes-Welt des Philosophen, wie die abstrakte Herzens-Welt des Religiösen, beyde erzwungen des Lebens, kommen nur auf Unkosten des Lebens, durch einen Gewaltstreich auf dasselbe, zu Stande, und gehen verlustig, wie der Lebendigkeit, so der Wahrheit: denn Alles vom Leben Getrennte ist unwahr, und vernichtet sich selbst stets,

und oft auch den, der sich ihm hingiebt. Nein, der Geist ist aufs innigste an das Leben geknüpft, und dem Leben Eintrag thun — und dieß thut alle philosophische Abstraction und Reflexion — heißt dem Geiste Eintrag thun.

Wiederum giebt es einen falschen Lebenszwang in dem Revier des äussern Lebens, abgesehen von allem Geiste: es ist die Bildung der so genannten feinen Welt oder der Weltleute, die Bildung oder vielmehr der Zwang zur Vorstellung, die aber zuletzt, nach gehöriger Uebung, zur eigenthümlichen Natur, zu völliger Virtuosität wird. Man könnte sie kurzweg die Bildung zur Lüge nennen: denn wer innerlich anders ist als er äusserlich erscheint, der ist ein Heuchler, d. h. ein Lügner. In dieser Hinsicht ist die heutige Gesellschafts-Welt ein wahres Theater, nur nicht so unschuldig wie dieses, dem der Schein als Gesetz auferlegt ist. Wie selten zeigt sich in der Gesellschaftswelt Einer dem Andern anders denn als Person, d. h. als Maske. Die sogenannte Höflichkeit ist nichts als Maske; nur die Grobheit ist es nicht, die aber eben darum nicht in die feine Welt gehört. Was ist die scheinbare Theilnahme an Andern meist anders als Höflichkeit? Und wie viele Gestalten nimmt nicht diese Theilnahme an? Nur die

Liebe ist aufrichtig, die Höflichkeit ist aber ein Surrogat der Liebe, eine verstellte Liebe. Die vollendete Höflichkeit ist der vollendete Schein der Liebe, also die höchste Verstellung. Alle Verstellung aber ist ihrem Wesen nach Zwang, denn von Natur verstellt sich der Mensch nicht, und er soll sich auch nicht verstellen, weil dieß gegen die Wahrheit ist. Die Verstellung ist also ein falscher Zwang, und diesem unterliegt die ganze gebildete Welt, fast ohne es zu wissen, weil ihr dieser Zwang zur Gewohnheit, zur andern Natur geworden ist.

Aber auch wo der Mensch, in Verhältnissen des äussern Lebens, gegen sich selbst und Andere aufrichtig erscheint, befindet er sich nicht selten in dem Zustande eines falschen Zwanges. Es ist der Zwang des Standes und der Beschäftigung. Wie Viele sind nicht in ihren Stand, in ihre Beschäftigung hinein gezwungen, ganz gegen die Beschaffenheit, gegen das Gesez ihrer Individualität! Sehr Viele, vielleicht die Meisten sind in dieser Beziehung mehr Sklaven als sie selbst meinen. Viele empfinden es aber auch, und dieß trübt und stört ihr ganzes Leben. Man bezeichnet diesen Zustand häufig mit dem Ausdrucke: nicht an seinem Platze seyn. Wie Viele sind nicht an ihrem Platze! Wie viele Geistliche, Schullehrer, Advocaten, Aerzte, Kauf-

leute, Handwerker, Künstler, Soldaten, und wohl noch Andere mehr, die wir nicht benennen wollen, sind nicht an ihrem Platze, und empfinden es, daß sie es nicht sind. Und warum sind sie es nicht? weil sie sich gegen ihre Individualität bestimmt haben, oder haben bestimmen lassen durch Andere, oder durch Umstände und Verhältnisse, oder durch Zufall. Aus reiner Willkühr entweder, oder auch schon aus Zwang, wie dieß bey Kindern der ärmern Klasse oft der Fall ist, haben sie sich in eine, ihrer Individualität nicht entsprechende, Lebensweise eingepfercht, in der sie sich nun und nimmer frey bewegen, weil sie nicht dazu berufen sind. Und so bringt sie ein falscher Zwang um die wahre That, um die wahre Freude ihres Lebens.

Fast nur die rohen, die wilden Völker sind von dem falschen Zwange aller Art befreyt, und unter den cultivirten die, welche nach Naturprincipien leben, dergleichen es heut zu Tage keines mehr giebt: ehemals waren es die Griechen und die Römer: beyde lebten nach dem Princip der bürgerlichen Freiheit, als einem Natur-Princip, nur jedes dieser Volker nach seiner Weise. Mit der Einführung des Christenthums ist das Princip der höchsten Einheit, das Vernunftprincip, eingetreten; aber wir wissen uns noch nicht in dasselbe zu fü-

gen; wir nehmen es noch als Zwang auf, weil wir noch nicht gelernt haben die Selbstsucht zu bezwingen, die, weil sie der Vernunft widerspricht, auch nicht zum Wesen reiner Individualität gerechnet werden kann, sondern ein krankhafter Auswuchs derselben ist. Man kann, ja man soll, bey aller Unterwürfigkeit unter die Vernunft, die Individualität rein bewahren, weil sie das Organ ist, durch welches allein die Vernunft wirken kann. Aber wir mißverstehen die Vernunft und uns selbst. Wir gleichen mit unserer Individualität dem Saamenkorn mit seinen verhüllten Kräften. Auch die Vernunft gehört, genau genommen, so lange sie noch nicht entwickelt ist, zu unserer Individualität. Ist sie aber entwickelt, so wird sie zum Princip der Bildung für die Individualität, wie das Blatt zum Princip der Bildung für die Pflanze wird. Aber das Blatt ist für sich allein nicht ein solches Princip, sondern blos wiefern es Organ des Lichts ist. So auch die Vernunft. Was für das Blatt das Licht ist, ist für die Vernunft die Offenbarung. Ohne Offenbarung ist die Vernunft unwirksam, ja sie kann nicht bestehen, wie das Blatt nicht ohne das Licht. Die Offenbarung zeuget vom Licht und ist das Licht für unsere Vernunft. Ohne Offenbarung tappt die Vernunft im Finstern. Es ist also ein falscher Zwang, die Vernunft vor der Offen-

barung zu verschließen, wie dieß sehr häufig geschieht. Wir wissen nichts vom Reiche des Lichts, vom Himmelreich, ohne die Offenbarung. Aber auf der andern Seite ist es wieder ein falscher Zwang die Individualität vernichten und blos Vernunft seyn zu wollen. Kann denn die Pflanze leben ohne Wurzel und Stamm und Saft? Ja wie mag das Blatt selbst sich ohne alles dieses gestalten? Darum sey uns Alles heilig, was Natureinrichtung heißt: Sinne und Verstand, Triebe und Gefühle, Temperament und Anlagen: denn aus Allem diesem, und durch Alles dieses soll auf seine Weise ein Jeder gestaltet werden aber freylich nur vermittelst des bildenden Princips der Vernunft. Dieses soll Alles im Menschen durchdringen und erfüllen. Aber nicht vernichten. Darum leben Die im größten Zwange und im gefährlichsten Irthum, die das Leben vernichten wollen um den Geist zu erhalten. Dieß ist das falsch verstandene Welt-Absterben, die falsch verstandene innere Einkehr. Dieser Irthum und falsche Lebenszwang erzeugt die Seelenkrankheit der Schwärmerey, des Quietismus, des Pietismus, des falschen und verwerflichen Mysticismus. Das Christenthum ist nicht Mysticismus, es ist die Klarheit, das Licht selbst; und es mag sich's schon noch eine Weile gefallen lassen daß es von denen, die es nicht kennen, Mystik genannt

wird. Die wirklichen Mystiker haben dieß verschuldet. Darum kann man nicht deutlich genug ihr Wesen in seiner wahren Falschheit aufstellen. Der wahre Christ ist ein Freyer, und wer auf irgend eine Weise ein gezwungenes Daseyn lebt, das ist kein wahrer Christ. Dieß trifft die, die sich selbst quälen, um das Himmelreich zu ererben. Das Himmelreich ist kein Reich des Zwanges sondern ein Reich der Freiheit. „Also sollen wir uns gehen lassen wie wir sind, und uns auf keine Weise Gewalt anthun?" Keineswegs. Unser nächstes und letztes Geschäft muß die Ausrottung des Bösen in uns seyn; und diese kommt nicht ohne Anstrengung, ohne Kampf, und folglich auch nicht ohne Zwang zu Stande. Hier ist aber vom falschen Zwange die Rede: und dieser findet überall statt, wo man gegen die Individualität ankämpft. Nicht die Individualität sollen wir ausrotten wollen, sondern das Verderbene in unserer Individualität, so wie bey einer Krankheit nicht der Körper mit seinen organischen Theilen und nicht das ihm einwohnende Leben, sondern nur der Krankheitsstoff, der diesen Theilen, diesem Leben zur Last ist, vertilgt werden soll. Es lebe also und gedeihe die Individualität, aber es vergehe ihre Verderbenheit. Nicht die Wissenschaft, nicht die Kunst, nicht das bürgerliche Geschäft und Gewerb soll getadelt, geschmäht,

vernachlässigt, als schädlich und verderblich verworfen werden, als etwas das vom Höchsten, von dem Einen was Noth ist, abführe, sondern das Höchste, das Eine was Noth ist: Lauterkeit, Reinigkeit des Herzens soll den Menschen bey Allem was er thut, beseelen. Wir sind zum Wirken auf der Erde bestellt, mit irdischen Kräften auf irdische Stoffe, aber der Geist der uns beseelt soll ein himmlischer seyn, ihn sollen wir bey allem unserm Wirken und Schaffen ausprägen. Der Geist der Liebe soll alles unser Thun beleben: was wir thun, sollen wir aus Liebe und zur Liebe thun, wir sollen durch unser Wirken und Schaffen, Jeder auf seine Weise, den Andern hülfreich und förderlich seyn. Der Hülfreichste ist der Beste. Wie können wir aber wirken ohne Werkzeuge und Kräfte? Und die Gesammtheit unserer Werkzeuge und Kräfte macht unsere Individualität aus, die bey Jedem eine andere ist. Bilden wir sie also aus, diese Individualität, wie sie nach ihrer Art, nach ihrem Maße ausgebildet zu seyn verlangt, und lassen wir uns durch keinen falschen Zwang verleiten, weder etwas anderes seyn zu wollen als uns vergönnt ist, noch einen Theil unseres Daseyns aufzugeben, um den andern desto fester zu halten. Der Mensch ist stets im gezwungenen Zustande, wenn er nicht mit sich selbst einig ist: aber es giebt einen Zwang, der uns von allem gezwunge-

nen Zustande befreyt und Einigkeit mit uns selbst und Seelenfrieden herbey führt: dieß ist der Zwang zum Guten, der Zwang der gegen das Böse in uns gerichtet ist. Dieß ist der heilsame Lebenszwang, aber auch der einzige, der diesen Nahmen verdient; aller übrige Zwang ist ein falscher, verderblicher. „Wie? gelangen wir denn ohne Zwang zu irgend einer Virtuosität, in der Kunst, in der Wissenschaft, im praktischen Leben? Kommt uns dieß alles spielend und aus freyer Entwickelung unserer Kräfte?“ Nein; aber wir werden von selbst, aus uns heraus, ohne unser Zuthun, ja oft wider unsern Willen getrieben und gerichtet zu dem Berufe, für welchen wir bestimmt sind, und die Ueberwindung der Trägheit, des innern Widerstandes gegen die Thätigkeit, des Hanges nach Ruhe, welcher uns Allen mehr oder weniger einwohnt, ist der einzige Zwang den wir uns hier anzuthun haben: dieser fließt aber mit jenem genannten heilsamen Lebenszwange in Eins zusammen, denn wir sind von Natur nur zum Guten träg, zu unserer Erhebung in das Reich der Thätigkeit, der Freiheit und des Lichts. Haben wir diesen Widerstand überwunden, so geht Alles übrige ganz eigentlich von selbst: denn Trieb und Sinn zeigen uns den Weg, den wir unter Leitung des Verstandes und der Vernunft zu gehen haben; denn dieß alles liegt in uns und entwickelt sich ohne anderes Zu-

thun als das des guten Willens. Was auſſer dieſem und der aus ihm entſpringenden Thätigkeit nicht geſetzlich und nach innerer Natur-Einrichtung, ſondern willkührlich hinzugefügt wird, gehört in das Kapitel des falſchen Lebenszwanges.

VI.

Wo es der philosophischen Moral fehlt?

Man kann nicht fragen: wo fehlt es der Moral? denn man würde hier der christlichen Moral Unrecht thun, als welcher nichts fehlt, wie sich beweisen läßt und auch noch hier bewiesen werden soll; aber es giebt ausser der christlichen noch eine philosophische; und dieser gilt die Frage. Wie das? kann die christliche Moral etwas anderes seyn als die philosophische? kann sie auf etwas anderes gegründet seyn als auf die Vernunft? und ist nicht die Vernunft die Quelle der philosophischen Moral? und wo fehlt es der Vernunft? Wir könnten kurzweg sagen es fehlt ihr, für sich, als solcher, an der Offenbarung; wir wollen aber bey einem allgemeinen Anfange der Untersuchung ein besonderes Mißverständniß nicht berühren, welches bey so Vielen noch nicht

aus dem Wege geräumt ist, sondern die Beseitigung desselben dem Resultate dieser Forschung überlassen. Wir halten uns jetzt lediglich an die philosophische Moral, und wiederholen die aufgestellte Frage. Sehen wir zuerst was ihr nicht fehlt. Es fehlt ihr nicht an einem Princip, und zwar an einem allgemein gültigen, sey es auch durch verschiedene Forscher noch so verschieden ausgesprochen. Sie müssen sich doch zuletzt Alle, wenn sie sich recht verstehen, in der Vernunft-Idee, oder vielmehr in dem Vernunft-Gebot des reinen, absoluten Handelns vereinigen. „Handle rein", d. i. unbestimmt von äussern Momenten, von äusserem Interesse, sondern blos bestimmt durch die Natur der Vernunft, durch die innere Nothwendigkeit, durch das Gesetz des Handelns das in der Vernunft liegt, und welches kein anderes als das Gesetz der Freiheit ist: denn die Vernunft ist das Princip der Freiheit. Man kann also auch den Ausdruck brauchen: „handle frey:" und weil das freye Handeln ein von Aussen, durch das Endliche, unbeschränktes, ungetrübtes, unbeflecktes, heiliges Handeln ist, auch sagen: „handle heilig," oder: „handle gut:" denn das Heilige ist das Gute. Keiner von denen, die je ein System der Moral aufgestellt haben, kann, wenn er anders dabey auf die Vernunft zurück und von ihr ausgegangen ist, einen anderen ober-

sten Grundsaz der Moral aufstellen als den eben genannten: „handle gut.“ Hierinne müssen sich Alle vereinigen, und lassen sich auch Alle vereinigen, die es wirklich mit der Vernunft zu thun haben: denn die Vernunft ist ihrem Wesen nach nichts anderes als Reinheit, Freiheit, Heiligkeit, Güte; als welches Alles dasselbe ist. Es fehlt also der echt philosophischen Moral nicht an einem, allgemein anzuerkennenden, Princip. Es fehlt ihr zweitens nicht an einer folgerechten und auch wohl ziemlich vollständigen Entwickelung dieses Princips, so wie wir dieselbe, nach früheren mangelhaften Versuchen, von Kant und Fichte an, unter uns sich haben entfalten sehen. Und wenn jemand in diesem Punkte, also in der wissenschaftlichen Ausbildung der Moral, in der organischen Vollendung der Lehre von den Pflichten, noch etwas vermißt und verlangt, so sind wir hierüber nachsichtig, indem wir wenigstens die Möglichkeit einer solchen Vollendung in dem Princip selbst gegeben finden und die wirkliche Ausführung ruhig der Zeit überlassen. Wir nehmen also an, daß an der philosophischen Moral, weder ihrem Princip, noch ihrem Inhalt und ihrer Form nach, etwas auszusetzen sey, und sind so, wie Mancher uns erinnern möchte, freygebig genug, ja vielleicht zu freygebig. Wo fehlt es denn nun der philosophischen Moral? Wir

antworten: an der Möglichkeit ihrer Realisirung, nicht in der Wissenschaft, sondern im Leben. Ist dem aber so, so fehlt es ihr am Wesentlichen, an der Möglichkeit der Erreichung ihres Zwecks: denn die Moral ist für das Leben, für die Einrichtung des Lebens, wiefern solches ein wahrhaft menschliches, d. h. ein vernünftiges, seyn soll, bestimmt. „Das ist eine harte Lehre! wer mag sie verstehen? Beweise uns was du sagst!" Es soll geschehen.

Der Mensch soll gut handeln, wir geben es zu; und er würde gut handeln wenn er es könnte. „Wie? er sollte es nicht können? Wem hätte er denn Vernunft und Willen?" Wir geben auch zu daß er gut handeln kann, aber nur unter einer Bedingung, welche die philosophische Moral ausser Acht läßt: weshalb sie denn auch, weil sie dieß thut, ihr ganzes Geschäft vergeblich treibt. „Was soll dieß für eine sonderbare Bedingung seyn? Aber wir brauchen sie gar nicht zu wissen, denn der Verfasser widerspricht sich selbst, indem er nichts gegen das Princip der philosophischen Moral, und nichts gegen ihren Inhalt und ihre Form einzuwenden hat, und nun gleichwohl eine wesentliche Lücke an ihr findet." Ich habe nichts gegen die Realität, ja Integrität der philosophischen Moral, als Wissenschaft, einzuwenden,

aber viel, ja Alles, gegen sie als Lebenslehre: und das soll sie doch seyn, oder sie ist nichts. Die Sachen stehen so. Sobald der Mensch die Anforderung zum guten Handeln erhält, so will er entweder ihr Gnüge leisten, oder er will es nicht. In der Regel will er es nicht: denn er kann in keinem einzigen Falle gut handeln ohne sein Selbst zu verläugnen, denn die Ansprüche der Selbstheit, des eigentlichen menschlichen Wesens, stehen denen der Vernunft die sie ja eben gegen das Selbst richtet, geradezu entgegen.

„Und wer vermag von seinem Selbst zu scheiden?"

So spricht nicht blos der Dichter, sondern auch der von Natur selbstische Mensch. Aber wir übergehen jetzt diesen schwierigen Punkt: wir nehmen an, der Mensch wolle, trotz allem Interesse und allem Einreden seines Selbst, dennoch gut handeln. Was wird geschehen? Von folgenden Zweyen Eines: entweder er wird es blos beym Wollen bewenden lassen, oder er wird der Vorschrift der Vernunft gemäß handeln. Das Erste ist häufig der Fall, er ist es bey denen, die den sogenannten guten Willen haben, die ihn haben bis es zur That kommt, zum Opfer des gewohnten selbstischen Daseyns und Wirkens, wo sie dann von dem Vollbringen der That durch die Schwierigkeit der Selbst-Entsagung

zurückgeſchreckt werden und Alles beym Alten laſſen: welches Wollen und nicht Thun ſich oft durchs ganze Leben hinzieht und den Halb-Vernunftmenſchen in ſtetem Zwieſpalt mit ſich ſelbſt erhält. Aber auch dieſen Fall laſſen wir bey Seite liegen und wenden uns zu dem zweyten. Der Menſch will gut handeln und vollzieht das Gebot der Vernunft. Daß die Vernunft ihm gebieten muß, ſetzt voraus daß er ohne das Gebot derſelben anders, als ſie verlangt, gehandelt haben würde. Denn wozu wär ſonſt ihr Gebot nöthig? Der Menſch wäre wie ſie ihn haben will, er ſtimmte mit ihrem Weſen überein, er wäre rein, heilig, gut. Dieß iſt er alſo, wenn die Vernunft gebietend zu ihm ſpricht, keineswegs: er iſt nicht rein, nicht heilig, nicht gut. Er iſt folglich böſe, wenigſtens iſt etwas Böſes in ihm, was der Vernunft widerſpricht, wie könnte ſie ſonſt Gehorſam verlangen? Wir müſſen demnach annehmen, der Menſch, dem die Vernunft Gehorſam gebietet, ſey von ihr abgewendet. Wie kommt er nun dazu ſich zu ihr hinzuwenden, ihr gehorchen zu wollen? In der Verfaſſung, in welcher er ſich befindet, iſt es unbegreiflich. Er will das Gute nicht, und will es doch; dieß iſt ein Widerſpruch. Er kann das Gute nicht eher wollen als bis er das Böſe nicht mehr will. Er kann alſo den Anfang ſeines guten Handelns nicht mit dem

Wollen des Guten machen, sondern er muß ihn mit dem Nicht wollen des Bösen machen. Auf nächstem, unmittelbarem Wege kann er also der Vernunft gar nicht gehorchen. Gleichwohl setzt dieß die philosophische Moral voraus. Und dieß ist die Lücke, die Kluft, die sich zwischen ihr und ihrer Realisirung im Leben befindet. Der Fall, den wir annahmen, daß der Mensch gut handeln wolle und darum das Gebot der Vernunft erfülle, kann aus der Mitte des Lebens heraus in dem sich der Mensch eben befindet, kann ursprünglich, unmittelbar, auf geradem Wege, gar nicht vorkommen. Es gab und giebt auch wohl noch Menschen die einmal anfingen das Gute zu wollen und zu thun und auch in diesem Wollen und Thun beharrten, aber nicht eher als bis sie sich des Bösen entlediget hatten. So lange das Böse noch im Menschen lebt und waltet, thut er auch kein Gutes. „Wie? sehen wir nicht, daß auch Menschen, die wir böse nennen, mit unter etwas Gutes thun?" Ja, so weit sie nicht verdorben sind, oder vielmehr, so weit sie das Verderbniß von sich abgehalten, so weit sie sich gut erhalten haben. „Also ist der Mensch doch ursprünglich gut? also kann er doch auch das Gute ursprünglich wollen, und es ist kein Widerspruch wenn er es thut?" Allerdings ist Alles dieß gegründet, und dennoch schleicht sich das Böse unfehl-

bar, wenigstens als Versucher, in den Menschen ein, und muß abgewiesen werden ehe der Mensch das Gute thun kann. Es giebt keinen Sterblichen, in dem nicht die Versuchung zum Bösen erwachte, und dieses Vorhandenseyn der Versuchung zum Bösen in Jedem ist eben selbst das Böse das in Jedem liegt und das erst aus dem Wege geräumt werden muß, ehe das Gute vollbracht werden kann. Wer ist nun, der der Versuchung nie unterlegen, der also nicht das Böse wirklich in sich aufgenommen hätte? Bey aller ursprünglichen Güte, bey aller Möglichkeit des guten Wollens und Thuns demnach sind wir dennoch Alle verdorben, mehr oder weniger, thun wir Alle das Böse, mehr oder weniger: genug wir thun es; und thun wir es, so wollen wir es auch: denn was könnte man thun ohne es zu wollen. — „Aber der Mensch kann doch bey weitem mehr Gutes wollen als Böses; und so kommt am Ende das Böse in keinem Betracht und ist so gut wie gar nicht vorhanden." Der ist schlecht berathen, der so denkt: denn wer den Feind gering achtet, hat ihn am meisten zu fürchten. Wer nichts vom Bösen in der menschlichen Natur wissen will, gerade dieser ist davon durch und durch angesteckt: denn wer sich nicht für böse hält, hält sich für gut; und wer sich für gut hält, ist, — wir wollen nicht einmal sagen: stolz und dün-

kelhaft — sondern blos, er ist übel daran: denn er kann nicht besser werden, er kann nicht streben besser zu werden, oder er begeht einen Widerspruch: denn wer gut ist, ist unverbesserlich. Bestrebt er sich aber dennoch besser zu werden, so gesteht er ja selbst ein daß er noch nicht gut ist, daß er Schlechtes abzulegen hat. Und woher denn das Schlechte, wenn wir von Hause aus gut sind? Doch nein, Schlechtes gesteht man sich auch nicht ein, nur Rohes, Ungebildetes, das durch Cultur verwischt werden soll. Durch welche Cultur? durch physische? ästhetische? intellectuelle? Durch diese wird das moralische Wesen des Menschen nicht, oder wenigstens nur höchst mittelbar, berührt. Es ist also doch eine besondere moralische Cultur nöthig? „Ja, aber blos als Erziehung zur Freiheit und Selbstständigkeit, zu welcher der Mensch berufen ist.“ Abgesehen davon daß diese Freiheit und Selbstständigkeit höchst zweideutig ist, indem hier der Egoismus seine Rechnung gar trefflich finden kann; sondern angenommen daß hier wirklich der reine Vernunftzweck beabsichtigt werde: ist denn die Sache so leicht abgemacht? stellt sich der beabsichtigten moralischen Freiheit und Selbstständigkeit so gar nichts entgegen? ist die moralische Lebensvirtuosität eine so leichte Kunst? Wir kommen wieder auf das zurück wovon wir ausgingen: Ehe nicht

das Böse im Menschen beseitiget ist, ist an das Gute nicht zu denken. Es sind nicht die Leidenschaften, die Irthümer, die Vorurtheile, mit denen man es hier zu thun hat, es ist nicht blos die Trägheit zum Guten, die hier zur Sprache kommt: sondern es ist der Charakter, das Gepräge aller dieser Fehlerhaftigkeiten, was uns böses Spiel macht. Alle diese Beschaffenheiten tragen den Charakter, das Gepräge der Abneigung gegen das Gute, der Feindschaft gegen das Gute, kurz den Charakter, das Gepräge des Bösen an sich; und dieses ist es was so schwer aus dem Menschen hinwegebannt werden kann, und was, wenn es nicht für das erkannt wird was es ist, überhaupt auch nicht hinwegebannt wird, sondern festwurzelt, und sich weiter verbreitet, und den ganzen Menschen in Beschlag nimmt. Und dieß erkennt eben die philosophische Moral nicht; sie macht mit dem Stolze des Menschen gemeinschaftliche Sache; und sie muß ja wohl auch: denn sie ist sein Product. „Wie? die Moral, die Gesetzgebung der Vernunft, das Product des Stolzes?" Die Vernunft selbst freylich und ihre Gesetzgebung ist nicht das Product des Stolzes, sondern göttliche Einrichtung: aber die Zumuthung an den Menschen, den unaufhörlich Versuchten, den, — gestehen wir es nur — unaufhörlich Fallenden, die Zumuthung an ihn, ja die Er-

wartung von ihm, daß er sich ohne Widerstand, in freyer Ergebung, als reines Vernunftwesen zeigen werde, diese ist das Product des Stolzes, der sich selbst nicht begreifenden Verblendung. Haben wir denn nie etwas von einem Menschenherzen, von einem Dichten und Trachten dieses Menschenherzens gehört? O, das Menschenherz ist ein gar übermüthiges, verkehrtes, widerspänstiges Ding! Oder wer vermag die tägliche Erfahrung Lügen zu strafen? Wir wiederholen es: es giebt Menschen genug welche Lust zum Guten haben, welche das Gute lieben und auch thun, aber unter welcher Bedingung? nur erst nachdem sie ihr dem Bösen zugewendetes Herz bezwungen haben. Von Hause aus ist Niemand gut, gut nehmlich der That nach, denn gut der Anlage nach sind wir Alle: dieß wird gern zugestanden. Das ist aber das Mißverständniß daß man die Anlage und die That verwechselt, daß man die Vernunft in uns, die da fordert, mit unserm Ich, das da nicht leistet, für Eines und dasselbe hält. Von Hause aus suchen wir Alle das Unsrige, und nicht das, was Gottes ist; und wir geben uns darum so gern selbst das Gesetz, das strengste, des reinen, absoluten Handelns, damit wir nur von uns selbst abhängig bleiben und nicht nöthig haben uns irgend einer andern Macht zu unterwerfen. Niemand hat dieß deutlicher ausgesprochen als

der Philosoph Fichte, aber Niemand hat auch den Stolz des Menschen auf eine größere Höhe gestellt, und darum um so offenbarer entwickelt und an den Tag gelegt. Der Stolz aber ist dem Geize gleich, er ist selbst eine Art von Geiz, er will nichts von dem Seinigen geben, und ist so die Wurzel alles Uebels. Der Stolz ist die höchste Erscheinung der Selbstsucht, und ist deshalb, je höher er sich stellt, desto verwerflicher. Er kann sich aber nicht höher stellen als auf den Standpunkt der Vernunft. Und dieß thut er in der philosophischen Moral. Oder weiß die philosophische Moral etwas von Demuth? Rette sie wer sie retten kann: hier ist ihr der Stab gebrochen. Sie selbst ist bemüht sich dadurch zu sichern daß sie nichts von Demuth wissen will. Wie könnte sie auch? ist der Mensch sein eigener Gesetzgeber, so ist es ihm Pflicht sich keinem andern Gesetz zu beugen, jedes fremde Gesetz zu verwerfen. Man sagt: „wir verwerfen nur Gesetze die nicht mit der Vernunft übereinstimmen.“ Sehr gut. Aber hast du dir die Vernunft selbst gegeben? bist du folglich dein eigener Gesetzgeber? willst du nicht in der Vernunft den Gesetzgeber ehren? dich vor seiner Weisheit demüthigen? Ist nun das Gesetz der Vernunft Gottes Gesetz, wo bleibt da die eigene Gesetzgebung? Ist es nicht ein Frevel von einer solchen nur zu reden? Ist

es nicht fremde Gesetzgebung die du für deine eigene hältst? Allerdings ist sie an keinen Fremden, sie ist an dich selbst gerichtet; aber kommt sie darum von dir her? Wohin nun mit dem Stolze? Demuth ist nöthig, Demuth vor der Offenbarung Gottes in der Vernunft. Es ist nicht einerley und nicht gleichgültig ob man dieß zugiebt oder ableugnet. Leugnet man es ab, so behauptet freylich die philosophische Moral die Würde ihrer Selbstständigkeit: dann sehe aber auch Jeder zu, wie er das Gesetz erfülle das er sich selbst gegeben hat. Und erfüllt hat es noch Keiner durch sich selbst, so deutlich es auch in der Vernunft ausgesprochen ist. Was hilft nun das Gesetz? es kann nur dazu dienen uns zu verdammen. Und dieß thut es auch: denn vor dem Gesetz ist Keiner gerechtfertiget. Und darum ist die philosophische Moral kein nütze. Welches zu erweisen war, und hoffentlich nun erwiesen ist: denn sie führt den Menschen, der nicht auf sich ruhen kann, auf sich selbst zurück, und giebt ihm deshalb weder die Vollendung, zu der er bestimmt ist und hingetrieben wird, noch den Frieden, dessen er bedarf und nach dem er strebt. Und dieß ist es denn, wo es der philosophischen Moral fehlt. Was ist also wohl die philosophische Moral in der Geschichte des menschlichen Geistes? Sie ist, wie die Philosophie selbst, ein halbes,

unreifes, einſeitiges Streben des ſich ſelbſt überlaſſenen, oder vielmehr des vom Höchſten abgefallenen Menſchengeiſtes. Die Philoſophie begann, als ſich die menſchliche Willkühr vom göttlichen Geſetz losgeriſſen hatte, und als man dieſes Geſetz denn doch in ſich fand, obſchon ſich nicht Eins mit ihm, und von ihm abgewichen, da ſtellte man es als höchſte Norm des Lebens auf, nach der man Jeden Andern richtete, nur ſich ſelbſt nicht, man würde ſonſt gewahr geworden ſeyn, nicht blos wie tief man unter dem Geſetz ſtehe, ſondern auch wie wenig man im Stande ſey es durch ſich ſelbſt und aus ſich ſelbſt zu erfüllen. Daß dieß Alles die ſtrengſte Wahrheit iſt, die nicht blos durch den geführten negativen Beweis hervorgeht, ſoll der nun poſitiv zu führende klar an das Licht ſtellen.

Nehmlich wir wenden jetzt die Seite der Betrachtung, und geben zu, oder laſſen zugeben was wir vorhin ableugnen ließen: daß die Vernunft und ihr Geſetz in uns Gottes-Offenbarung ſey, die der Menſch in Demuth als ſolche anzuerkennen habe. Und wenn wir dieſen Standpunkt feſthalten, und von ihm aus unſere Anſicht zu berichtigen ſuchen, ſo wird ſich durch das, was wir hier erhalten, auf poſitive Weiſe ergeben woran es der philoſophiſchen Moral mangelt. Es iſt eben

nicht unbedingt behauptet worden, daß der Mensch das Gute, welches zu wollen und zu thun ihm die Vernunft vorschreibt, weder wollen noch thun könne: sondern es ist nur gesagt worden, daß der Mensch, wie er sich im Leben findet, oder vielmehr, wie die Vernunft ihn findet, wenn sie zuerst ihr Gebot an ihn ergehen läßt, durch und aus sich selbst weder das Wollen noch das Vollbringen des Guten habe, so viel Gutes auch in der Welt gewollt und vollbracht wird; und daß hiezu, nehmlich damit das Gute gewollt und vollbracht werde, eine Bedingung erforderlich sey, „welche die philosophische Moral außer Acht läßt, weshalb sie denn auch, weil sie dieß thut, ihr ganzes Geschäft vergeblich treibt." Es ist bis jezt dieser Bedingung noch gar nicht weiter Erwähnung geschehen, weil wir zuerst die Unzulänglichkeit der philosophischen Moral in dem Zweck, für welchen sie vorhanden ist, aus ihrem eigenen Wesen erweisen mußten. Nicht das Gesez, welches diese Moral aufstellt, war es, was wir zu tadeln hatten, sondern daß sie sich mit diesem Gesez, als einem Lebensregulatif, an ein Wesen wendet, für welches diese Gesezgebung nichtig ist, weil es sich derselben nicht gutwillig fügt, und gezwungen nicht fügen soll; denn durch Zwang wird die Freiheit vernichtet. Es müßte ein Mittel ausgefunden werden, wodurch es dem Men-

schen möglich wäre das Gesetz zu erfüllen und so seinen höchsten Lebenszweck zu erreichen: und da die philosophische Moral für ein solches nicht gesorgt hat, auch nicht sorgen kann, weil sie sich sonst selbst aufheben und ihr Werk fremder Hand anvertrauen würde — denn dieses Mittel ist der geoffenbarte Glaube: — so ist ihr ganzes Bemühen umsonst. Ja, der Glaube, wie er uns in besonderer, durch alle Zeiten fortschreitender, in der Christuslehre aber vollendeter, Offenbarung gegeben ist, ist die Bedingung, unter welcher allein der Mensch das Gute wollen und vollbringen kann. Es giebt keine höhere Angelegenheit für den Menschen, als diese: um so aufmerksamer, genauer, gründlicher muß das Wesen dieses Auskunfts-Mittels geprüft werden. Was ist also der Glaube? und wie kann er die Bedingung seyn, unter welcher der Mensch das Gute zu wollen und zu vollbringen vermag? Am besten vernehmen wir wohl zunächst aus der geoffenbarten Lehre selbst, was der Glaube ist. Aus der ganzen heiligen Geschichte geht hervor, daß der Glaube das Band ist durch welches die Menschheit an die Gottheit geknüpft ist. Alle heiligen Menschen des alten und neuen Bundes gehörten der Gottheit durch den Glauben an, wurden durch diesen, als durch ein Medium der Mittheilung, durch eine Fähigkeit zur Gemeinschaft mit dem Göttlichen,

und gleichsam durch eine göttliche Ebenbürtigkeit, geleitet, gestützt, gekräftiget, geschützt, errettet, gesegnet; wie dieß einer der höchsten Glaubenshelden, Paulus, seiner Gemeine (Hebr. 11.) vor Augen führt; und wie denn auch Treue und Glaube das Band ist das schon die Menschen untereinander verbindet. Treue und Glaube gehören immer zusammen, und zwar auch in dem Verhältnisse zwischen Gott und Menschen: Treue, Wahrhaftigkeit von Seiten Gottes, und Glaube, Vertrauen von Seiten des Menschen. Es ist der innigste Bund der so geschlossen wird zwischen der Wahrheit und dem Vertrauen, zwischen dem Geber und Empfänger. Es ist der Bund, wenigstens die Grundlage zum Bunde, der Liebe. In diesem Elemente, im Glauben, im Vertrauen des Menschen fand die Gottheit gleichsam einen Zuleiter ihrer Gnade und ihres Segens auf den Gebrechlichen und Bedürftigen. Nicht die Tugend und Gerechtigkeit des Menschen konnte zum Bande der Gemeinschaft zwischen ihm und der Gottheit dienen: dieß wäre ein zu unsicheres, schwaches Band gewesen, da die Geschichte lehrt daß es fast stets in demselben Augenblicke zerrissen wurde, wo es geknüpft worden war. Diese Untauglichkeit menschlicher Tugend zu einem Bande der Gottheit kann der genannte Paulus nicht scharf genug herausheben, und er

warnt aufs kräftigste vor solcher Anmaßung, indem er die Nichtigkeit aller auf sich selbst ruhenden menschlichen Tugend an vielen Orten klar zur Schau stellt; (Röm. 1. 3. 4. 5.) wie denn überhaupt diese Ansicht durch das Ganze der heiligen Schriften geht. Nur im Glauben, im Vertrauen des Menschen auf Gott ist der Anknüpfungspunkt einer Gemeinschaft zwischen beyden. Die Wahrhaftigkeit Gottes setzt im Menschen eine Empfänglichkeit für selbige voraus, allerdings also etwas im Menschen das dem Göttlichen verwandt ist, und woran sich dasselbe anschließen kann. Das Vertrauen im menschlichen Herzen ist ursprünglich das einzig schätzbare an demselben: es gleicht der Perle in der Muschel. Aber indem der Glaube zugleich etwas ist das sich der Mensch nicht selbst gegeben hat, ist er von allem Verdacht der Unreinheit frey. Aus allem diesem geht hervor, daß der Glaube eine Neigung, ein Streben des Herzens ist, sich, es sey wem es sey, anzuvertrauen, sich hinzugeben in ruhiger Gewißheit und Zuversicht. So schildert den Glauben auch Paulus, in der bekannten Stelle die gleichsam der Canon des Begriffs vom Glauben geworden ist (Hebr. 11.), und zwar als eine gewisse Zuversicht, ohne äußere Begründung und Verbürgung, gleichsam ohne Brief und Siegel; eine Gewißheit die das Pfand ihrer Sicherheit in sich

selbst trägt; ein für wahr Halten eines Andern, darum, weil in uns selbst Wahrheit ist. Ich halte den Andern, der mir etwas zusichert, für aufrichtig, weil ich es selbst bin. Und darum zweifle ich nicht an ihm; und darum ist das Nicht-Zweifeln der eigentliche Charakter des Glaubens, wie ihn ebenfalls Paulus (ebendas.) angiebt. Zweifle nicht: und du glaubst. Dieß ist das offenbare Geheimniß des Glaubens. Es liegt sehr viel in diesem Nicht-Zweifeln. Es ist nur der Unschuld der ersten Kindheit, oder auch Gemüthern eigen, die noch nicht, in der Welt und durch sie, mit der Welt und sich selbst uneins geworden sind. Es gehört zu diesem Nicht-Zweifeln ganz eigentlich und streng eine Einheit, eine Unversehrtheit des innersten Lebens, daß sich schon von dieser, als solcher, eine sedeihliche Entwickelung dieses Lebens folgern läßt. Wie sich bey einer Pflanze, auch wenn sie Blätter und Blüthen verlohren hat, doch noch Gutes hoffen läßt, wenn Stamm und Wurzeln noch gut sind: so bey einem Gemüth, in welchem noch der Glaube ist. Gewöhnlich wird der Verstand in die Sache des Glaubens eingemischt; jener hat aber mit dem Glauben gar nichts zu thun: seine Sache ist das Wissen oder Nicht-Wissen, das Begreifen oder Nicht-Begreifen; der Zweifel aber, wie der Glaube, ruht im Herzen. Der Glaube ist die Herzens-Zuversicht, durch die wir

leben, und durch welche sogar allen Erscheinungen und Wahrnehmungen des Lebens und Seyns der Stempel der Gewißheit aufgedrückt wird. Wir trauen, getragen von dieser Zuversicht, unseren Sinnen und unserm Verstande, und alles unser Wissen ruht auf dem Glauben, nicht aber der Glaube auf dem Wissen. Der Glaube ist keine Art, kein Grad des Wissens; ich brauche nicht zu wissen um zu glauben, aber ich muß glauben um zu wissen. Zwar der Glaube selbst giebt nicht das Wissen, aber er bestätiget es: er giebt des Wissens Gewißheit. Der Glaube ist die Quelle aller Gewißheit. Was ich höre, sehe, begreife, es ist mir nur darum gewiß, weil ich es glaube. Dieser Glaube macht daß der Mensch bey Sinnen, bey Verstand und Vernunft ist; läßt er diesen Glauben fahren, so hört er auf alles dieses zu seyn, wie wir bey Verrückten sehen. Der Verrückte glaubt nicht mehr was seinen Sinnen als wirklich, seinem Verstande als richtig, seiner Vernunft als wahr vorgehalten wird, und was jeder Gesunde glaubt; und darum ist er verrückt. Der Zweifel ist der erste Schritt zur Verrücktheit: er ist kein Nicht-Wissen, sondern ein Nicht-Glauben. „Ist dieß aber nicht zu weit gegangen? ist nicht jede Ungewißheit mit Zweifel begleitet? und wie Vieles im Leben ist uns nicht ungewiß, und muß es oft bleiben? ton-

nen wir da glauben? müssen wir da nicht zweifeln? und führt nicht erst der Zweifel oft zur Wahrheit?" Freylich ist der Zweifel in unser Leben getreten, weil es seine ursprüngliche Gewißheit verlohren hat: wir zweifeln in allen Lebensverhältnissen, weil wir zu glauben verlernt haben, weil nicht mehr die Herzens-Gewißheit, sondern die Verstandes-Klügeley unser Leben leitet: wir prüfen nicht mehr mit dem Herzen, sondern mit dem Verstande, und der Verstand, vom Herzen losgerissen, ist immer ein Zweifler. Aber das Zweifeln bringt nie der Wahrheit näher, sondern zieht den Menschen mehr und mehr in das Gebiet der Verworrenheit und des Irthums. Die Wahrheit kommt, wie alles Gute, nur aus dem Glauben. Wir müssen nur unser Glaubens-leeres Leben nicht als die Norm für ein wahres Leben aufstellen. Wir sind dem Zweifel in aller Art und Beziehung hingegeben weil wir nicht glauben wollen, weil unser Interesse ein anderes ist als das des Glaubens. Der Glaube ist heilig, rein und gut: unser Leben aber ist unrein, unheilig, böse: denn wir sind von dem Interesse der Endlichkeit umstrickt, welches wir für das höchste halten. Was Wunder daß uns hier überall Zweifel begegnen, in einer Welt künstlich-erschaffener Verhältnisse, wo keine Wahrheit, keine Gewißheit ist? Der Zweifel ist die Strafe des Nicht-Glau-

bens, er iſt der Nicht-Glaube ſelbſt, und dieſer entſteht durch unſern Abfall von der Wahrheit. Wahrheit und Gewißheit iſt überall wo Natur und Vernunft iſt; aber unſere Welt, die Lebens-Atmoſphäre, welche wir uns durch Gelüſt und Willkühr geſchaffen haben, iſt eitel Unnatur und Unvernunft. Was Wunder, wenn hier der Zweifel zu Hauſe iſt, und mit ihm die Ungewißheit, die Unſicherheit des Daſeyns, der Zwieſpalt, der Unfriede, das Mißtrauen, die Unzufriedenheit? Nein, durch den Zweifel geht niemand in das Reich der Wahrheit, des Glücks und des Friedens ein, ſondern allein durch den Glauben. Aber wir kennen dieſen nicht mehr, weder da wo wir glauben müſſen, noch da wo wir glauben ſollen. Wir müſſen glauben, eine urſprüngliche Nothwendigkeit zwingt uns dazu, in dem Gebiete des Seyns; hier glauben wir bewußtlos, und werden dadurch im Daſeyn, beym Leben erhalten. Wir ſollen glauben, in dem Gebiete unſeres Werdens, unſerer Beſtimmung; wir ſollen uns hier der Führung einer ewigen Vaterhand überlaſſen, einem ewigen Vaterherzen vertrauen und in dieſem Vertrauen ſicher leben. Aber wir fragen ob es ein ſolches Vaterherz giebt, ja wir zweifeln daß es ein ſolches giebt; und wir thun dieß nur, und können es nur thun, weil wir den uns eingebohrnen Glauben verſchleudert haben. Nur der

Glaube führt zu Gott, der Zweifel nie, er führt nur von Gott ab, und auf alle mögliche Ab- und Irr-wege. Und weil wir in diesen befangen sind, so halten wir das Zweifeln für etwas nothwendiges, ja heilsames und dem Leben förderliches. Wir sehr irren wir uns! Nur das Nicht-Zweifeln, nur der Glaube bringt uns weiter im Leben. „Aber soll man sich denn ohne Ueberlegung, ohne sich zu bedenken einem blinden Handeln überlassen? Und läßt sich die Ueberlegung ohne Zweifel denken? So lange man überlegt, ist man ungewiß, und so lange man ungewiß ist, zweifelt man. Ist daher der Zweifel nicht blos erlaubt, sondern sogar nothwendig?" Wir antworten: der Zweifel ist so wenig Eins mit der Ueberlegung, er gehört so wenig zu ihr, daß er sie vielmehr stört, lähmt und aufhebt. Der Zweifel ist eine Hemmung unseres Denkens und Handelns. Jeder Zweifel ist ein Anstoß, und treibt uns nicht vorwärts sondern zurück. Wir zweifeln nur dann erst, wenn wir von der geraden Bahn des Denkens und Handelns abgewichen sind; so lange wir uns auf derselben befinden, gehen wir ohne Bedenken, klar, sicher und gedeihlich vorwärts. Dieß geschieht aber nur so lange wir das Rechte denken und wollen; und das Rechte ist das Gute, und das Gute ist das Heilige, und an das Heilige knüpft uns allein ein ihm zugewendetes Gemüth.

und das Gemüth kann dem Heiligen nur zugewendet seyn wenn es vom Bösen abgewendet ist, und die Kraft sich vom Bösen abzuwende, giebt allein der Glaube, das Vertrauen auf die Macht, die von uns verlangt, nach der Offenbarung die uns von ihr geworden ist, daß wir ihr eben vertrauen sollen ohne allen Zweifel. Daher sind die Worte: Zweifle nicht, von so hoher Bedeutung zur Erklärung, zum Begreifen, zum Erfassen des Lebens-Elements, welches Glaube heißt. Ja, der Glaube ist ein Lebens-Element, und geht überall aus den heiligen Schriften als solches hervor. Wie oft begegnen uns nicht die Ausdrücke, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und uns auffordern ihren Gehalt, ihre Wahrheit durch Selbstversuche zu prüfen, zu erfahren; als: der Gerechte wird seines Glaubens leben; der Glaube macht selig; der Glaube ist eine Gotteskraft; ohne Glauben kann Niemand zu Gott kommen; der Glaube versetzt Berge, d. h. hebt alle Hindernisse und Schwierigkeiten. Jesus, der göttliche Arzt, verlangte nur den Glauben zur Heilung aller Gebrechen der Menschheit, und deutete dadurch auf die Wichtigkeit, die Unentbehrlichkeit des Glaubens zu allem Besserwerden hin. Habt Glauben an Gott, ruft sein göttlicher Mund den schwachen, gebrechlichen Menschen in allen schwierigen Le-

bensfällen zu. Und nun fragt es sich: läßt sich nicht aus der Natur des Glaubens die wunderbare Kraft und Wirkung, die ihm in den heiligen Schriften zugeschrieben wird, erklären? Fassen wir aber vorher gleichsam die einzelnen Strahlen des Glaubens wie in einen Brennpunkt zusammen. Der Glaube läßt sich von mehreren Seiten betrachten, er hat verschiedene Beziehungen. Erstlich, er ist etwas Innerliches im Menschen. Was? und wo? Er ist eine Zuversicht, ein Nicht-Zweifeln, eine Gewißheit, nicht in den Sinnen, nicht im Verstande, nicht in der Vernunft, sondern im Gemüth, im Herzen. Er ist also ein Zustand des Herzens, und welcher? Der Zustand höchster, vollkommenster, innigster Herzens-Einheit. In dem Herzen, das da glaubt, ist kein Zwiespalt, kein Schwanken und Zweifeln, keine Furcht und Sorge, sondern eitel Gewißheit, Festigkeit, Sicherheit. Dieser Zustand drückt zugleich eine besondere Beschaffenheit des Herzens aus: das Herz das da glaubt, ist ein arglosses, nichts Böses vermuthendes, nichts Böses sinnendes und denkendes, es ist ein reines Herz, und darum ein reines, weil es ein dem Reinen, Heiligen kindlich hingegebenes, dem heiligsten Gegenstande, Gott, vertrauendes ist. Der Glaube ist also auch eine Herzens-Richtung, er ist die Richtung des Herzens auf Gott, er ist also auch etwas

vom Menſchen Ausgehendes, ein Act, eine Thätigkeit, und zwar eine reine Thätigkeit, ein reines Thun: Gottvertrauen, von ganzer Seele, von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe, alſo nichts weniger als eine Paſſivität, wie Viele meinen. Aber er iſt freylich nicht blos ein Thun, er iſt auch ein Empfangen; weſſen? wovon? woher? Die Beantwortung der letzten Frage enthält auch die der erſten. Empfängt der Glaube etwas, ſo kann er es nur von Gott empfangen; denn auf Gott iſt er gerichtet. Der Glaube iſt eine Gottes-Zuverſicht; er erwartet alſo von Gott das Beſte, Alles: Leben und volle Gnüge; er erwartet dieß nicht blos, ſondern er iſt deſſen gewiß; und in dieſer Gewißheit liegt, an ſie ſchließt ſich, eine göttliche Beruhigung, Erhebung, und Kräftigung des Gemüths; göttlich darum, weil ſie gerade in den Augenblicken der höchſten Unruhe, Niedergedrücktheit und Ohnmacht erſcheint und in demſelben Nu, wo der Glaube erwacht, zugleich mit ihm und durch ihn. Und ſo iſt der Glaube eine Gottes-Kraft, wie er eine menſchliche Hingebung iſt, er iſt ein Empfangen, wie er ein Geben iſt. In dem Nu, wo gegeben wird, wahrhaft gegeben wird, wird auch wahrhaft empfangen. Kraft iſt es, die da empfangen wird, Kraft von oben; und dieſe Kraft iſt der Keim zu allem Hohen und Herrlichen, zu allem Heil

und Wohl im Menſchen. Wie könnte ſie auch etwas anderes ſeyn, da ſie von oben kommt? Alſo: Kraft des Friedens und der Beruhigung, der heitern Zuverſicht und zuverſichtlichen Heiterkeit, der Gewißheit des Gelingens, der Ermuthigung, der friſchen, fröhlichen That. Ein neues Leben zieht mit dem Glauben in den Menſchen ein, ein kräftiges, klares, liebevolles Leben. Was iſts, das einem ſolchen Leben, wenn es fortgeſetzt, wenn der Funke des Glaubens zur Flamme angeblaſen wird, widerſtehen, was iſts, das es hemmen, hindern, niederdrücken könnte? Der Blitz des Glaubens zerſchmelzt jedes Hinderniß. Und ſo iſt denn der Glaube auch ein Beſitzthum, ein Gut: er gleicht dem alchemiſchen Stein der Weiſen, dem Zauberringe der Mährchen, nur nicht in ihrer Fabelhaftigkeit, ſondern iſt ihr Gegentheil in lebendiger, wirklicher Gewißheit, im wahrhaften Erfahren und Erleben. Darum geben die heiligen Schriften ſo viel, ja Alles auf den Glauben, wiefern er als die erſte Bedingung zu allem Guten angeſehen wird; darum [illegible]nd durch den Glauben ſo viele dem Ungläubigen unmöglich ſcheinende Dinge möglich gewerden, darum gilt er für die wunder-vermittelnde Kraft. Und der Glaube, dieſer Zuſtand innerer Einheit und Ganzheit, dieſe reine, friedliche Beſchaffenheit des Herzens, dieſe innige Hingebung an Gott, und

dieſe Gottes-Zuverſicht und Gewißheit, dieſe Kraft Gottes, dieſe Kraft der Wunder, ſollte nicht das Wunder der Beſſerung, der Heiligung des Menſchen zu Stande bringen?

Hier ſind wir auf den Punkt der Beantwortung der zweyten Hauptfrage gekommen. Die erſte war: was iſt der Glaube? die zweyte iſt: wie kann er die Bedingung ſeyn, unter welcher der Menſch das Gute zu wollen und zu vollbringen vermag? Und die Beantwortung dieſer Frage hängt mit dem poſitiven Beweiſe zuſammen, durch den wir das Mangelhafte in der philoſophiſchen Moral erhärten wollten. Dieſer Beweis ſoll durch das Geſchäft, welches wir eben beginnen, vollſtändig werden.

Iſt der Glaube das, als was wir ihn aufgeſtellt haben, ſo trägt er das Document ſeiner Fähigkeit den Menſchen zum Wollen und Vollbringen des Guten zu bringen, auch in ſich: denn es liegt in ihm Alles was der Menſch zu dieſer ſchweren Leiſtung bedarf, und bleibt uns nur zu entwickeln und auf dieſes Bedürfniß zu beziehen. — Mit aller Vernunft thut doch der Menſch das Gute nicht, kann und will es nicht thun: denn ſein Wille ſtammt aus ſeinem Triebe, und ſein Trieb aus ſeiner Natur, und ſeine Natur hängt an der

Kette der Selbstheit, einem Princip, das dem des Guten gerade zu entgegen steht. Jedes Einzelwesen, auch der Mensch, gravitirt nach seinem eigenen Mittelpunkte. Welchen Aufschwung auch der Mensch nimmt, er sinkt immer wieder in sich zurück. Es geht ihm mit der moralischen Erhebung wie mit der physischen. Er kann einen Sprung in die Luft machen, aber fliegen kann er nicht. Selbst die Kraft mit der er sich erhebt trägt das Gesetz des in sich selbst Zurückgehens in sich. So wie er das Wort Ich ausspricht, hat er auch schon den Gedanken und die That der Selbstheit ausgesprochen. Und was vermag der Mensch, als Einzelwesen, ohne sein Ich? dieses ist der Durchgangspunkt aller seiner Empfindungen, Gedanken und Handlungen. Die Ichheit, d. h. die Selbstheit beherrscht den Menschen wie er von Natur ist; sie ist die Atmosphäre, in der er lebt. Er ist wie durch einen Zauber an dieses Erdenelement gebannt. Ohne höhere Hülfe und Befreyung kann er nicht davon loskommen. Daher haben diejenigen Recht, welche alle Handlungen des Menschen, wie er ist wenn er auf sich selbst steht, wenn er, nach einem neuen Kunstausdrucke, auf sein Ich basirt ist, vom Eigennutz ableiten. Es ist eine trostlose Philosophie die das thut, und sie hat gar nicht die Absicht den Menschen zu erheben, sondern sie will ihn den Thieren des

Feldes gleichmachen; aber sie ist nicht blos consequent, sondern auch richtig; denn es ist nur eine höhere animalische Potenz in welcher der Ichmensch lebt. Eine höhere Philosophie, die den Menschen als Vernunftwesen betrachtet und ihm als solchem ein Vernunftleben vorschreibt, ist inconsequent und unrichtig: denn sie macht das letzte zum ersten, das Ziel zum Ausgangspunkte, indem sie den Menschen schon in die Vernunftsphäre hinein hebt und ihn sich darinn frey bewegen läßt, während er weder die Kraft noch den Willen hat, auch nicht haben kann, sich den Fesseln seiner Ichheit zu entwinden. Sie muthet der Ichheit die Freiheit zu, und die Ichheit ist die Gebundenheit selbst, denn sie ist an sich selbst gebunden. Und so bewährt sich das Wort abermals:

„Vermag der Mensch von seinem Selbst zu scheiden?"

Diejenigen, welche es aus eigener Macht und Kraft unternehmen wollten, sind allesamt gescheitert; und der Mensch fällt um so tiefer, je höher er sich selbst zu erheben gedenkt. Die sich aus eigener Macht vergöttlichen wollten, sind Alle, gleich den Giganten, von dem Olymp herabgestürzt worden. Daher sind diejenigen die Weisesten, welche dem Menschen die Mäßigung als die höchste Tugend vorgeschrieben haben. Hier bewegt

ſich der Menſch in ſeiner eigenen Sphäre; er kommt aber auch nicht über dieſelbe hinaus, nicht in die Vernunfthöhe. Er ſoll aber zu dieſer aufſteigen, die Vernunft verlangt es; und nicht ſie, nur die Philoſophie hat Unrecht, welche es ihm zumuthet, ihm die Kraft zu ſolchem Unternehmen zutraut, und der Meinung iſt daß man ihm blos die Bahn vorzuzeichnen brauche, damit er ſie gehe. Die größten Moralphiloſophen ſind ſie dieſe Bahn gegangen? Es iſt eben ſo viel zum Menſchen zu ſagen: ſey vernünftig, als zu ihm zu ſagen: fliege! Der Menſch iſt ſchlechterdings, ſo wie er iſt, in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt geſetzt. Aber nicht blos die Philoſophen haben Unrecht, wenn ſie, indem ſie die Vernunft, wie billig, erheben, den Menſchen zur Vernunft zu erheben glauben, ſondern auch die Theologen, oder vielmehr diejenigen unter ihnen, die von der Vernunft nichts wiſſen wollen und ſie als eine Feindin der Menſchheit, als eine anmaßende Selbſtherrſcherin behandeln. Wer die Vernunft ſchmäht, läſtert Gott: denn die Vernunft iſt Gottes Geiſt in uns. Wir können nicht anders Gott wohlgefällig leben als durch die Vernunft; was uns geboten wird kann nur ſie ausführen; die Wahrheit die wir erkennen ſollen, kann nur ſie erkennen; die Heiligung die wir vor Gott erhalten ſollen, können wir nur in ihr und durch

sie haben; der neue, geistige Mensch, der in uns, an der Stelle des alten, erstehen soll, (der Christus, den wir anziehen sollen,) kann nur durch sie und in ihr geschaffen werden; das Werk der Bekehrung ist ihr Werk, ihre That; nur indem sie in uns denkt und handelt, nur indem sie unser Leben leitet und regelt, werden wir aus Gott geschaffene Menschen, führen wir in Gott ein göttliches Leben. Wie Gott das allein freye und selbstständige Wesen ist, ist die Vernunft in uns das freye und selbstständige Wirken, und was wir in der Vernunft wirken und leben, wirken und leben wir in Gott. Wir sind in dem Augenblick in die Gemeinschaft Gottes aufgenommen, wo wir in die Vernunft eingegangen, mit ihr Eins geworden, selbst Vernunft geworden sind, wo die Vernunft an die Stelle unseres Ichs getreten ist. Die Vernunft ist das ewige Wesen und Leben in uns; wenn wir in und mit ihr und durch sie leben, haben wir das ewige Leben voll und genüglich schon in diesem irdischen Daseyn. Selbstbestimmung heißt der Anfangsact des Vernunftlebens, und Selbstbestimmung und nichts weiter ist ihr fortgesetztes Schaffen und Thun. In der Selbstbestimmung und durch sie wird jedes äussere Interesse abgehalten und verdrängt; durch die Selbstbestimmung hören wir auf von den Aussendingen bestimmt zu werden, und nur in-

dem wir von den Aussendingen und äußeren Interessen bestimmt werden, sündigen wir. Wir sind also heilig und rein, indem wir uns selbst d. h. unser Selbst bestimmen, beschränken, beherrschen, unser Selbstleben, welches das uns angeborne, natürliche, gewöhnliche ist, verläugnen und aufgeben. Das gebot Christus, das drückte er aus mit den Worten: wer sein Leben lieb hat, der wird es verliehren, wer es aber verliehrt um meinetwillen, der wird es erhalten zum ewigen Leben. Das ist aber das ewige Leben, daß wir anfangen und fortfahren uns selbst zu bestimmen, daß wir nicht unseren Willen, sondern Gottes Willen thun; und Gottes Wille ist der reine Wille der Vernunft: sie hat keinen andern als diesen, der Sohn keinen andern als der Vater; und dieser Sohn ist durch seinen Geist, den Geist der Wahrheit, wenn wir ihn hören und annehmen, in uns alle Tage bis an der Welt Ende. So sind wir denn Gott verbunden durch die in uns lebende und wirkende Vernunft, und Niemand kommt zu Gott denn durch die Vernunft, Niemand zum Vater denn durch den Sohn. Diejenigen haben daher eben so großes Unrecht, welche die Vernunft im Menschen schmähen, als diejenigen welche den Menschen außer der Vernunft erheben. Und wer kann sich rühmen und sagen: ich bin in der Vernunft, wenn er nicht den alten

Menſchen abgelegt hat, der da verderbt iſt und in Sünden lebt: denn das Leben in der Beſtimmtheit von auſſen iſt das Leben in der Sünde, und unſer gewöhnliches Leben iſt eine fortgeſetzte Sünde, denn es iſt ein fortgeſetztes Beſtimmtwerden von auſſen durch ſelbſtiſche Sorgen und Wünſche und Begierden und Beſtrebungen aller Art, durch eine Abhängigkeit von der Welt und ihren Verhältniſſen, die wir nicht bemeiſtern können. Wer lehrt uns nun die Welt und uns ſelbſt überwinden, und noch mehr, wer giebt uns die Kraft dazu, ja wer giebt uns den Willen und die Richtung zum Guten, uns, die wir vermöge unſerer Selbſtheit Gottes und der Vernunft Feinde ſind? Es bedarf einer göttlichen und geiſtigen Kraft um die weltliche und fleiſchliche Macht zu überwinden. Und dieſe Kraft — es überzeuge ſich durch eigene Erfahrung wer daran zweifelt — es iſt der uns durch Offenbarung dargebotene, gelehrte, geſchenkte, Glaube, d. h. die Gewißheit und Zuverſicht daß wir durch Gott die Kraft beſitzen die Welt und uns ſelbſt zu überwinden. Der Glaube iſt ſelbſt dieſe Kraft, ſie wird uns durch ihn und mit ihm geſchenkt. Es wähne Niemand dieſe Kraft in ſich ſelbſt aus eigenen Mitteln erzeugen zu können: wir hätten ſie nicht, wenn ſie uns nicht wär von oben gegeben worden, und wir haben ſie nicht, wenn wir ſie

nicht als von oben, von dem Brunnquell und Geber alles Guten kommend, annehmen. Kann auch ein Mensch sein eigener Gott und Retter seyn? Niemand kann sich selbst erlösen, selbst befreyen: denn das Wesen was allein uns befreyt, ist die Vernunft, und die Vernunft ist Gottes. Nur indem wir uns zu Gott wenden, Gott vertrauen, nahet sich, einiget sich uns die Vernunft und macht uns frey. Vernunft und Gott sind unzertrennlich. Es kann wohl Einer sich selbst vertrauen, aber nur so weit die irdische Kraft reicht. Und wie weit reicht diese? wie bald stößt sie nicht auf unübersteigliche Schranken? Und am ersten und deutlichsten offenbaren sich diese, wo es Welt- und Selbstüberwindung gilt. Wir stehen mit uns selbst gegen dieses Geschäft im Bunde; der Feind den wir bekämpfen sollen sind wir selbst, und wie mag Jemand gegen das kämpfen was er liebt, mit dem er Eins ist? Nur eine Kraft, die ein kräftiges Gegengewicht gegen die andringende Macht der Welt und des Fleisches ist und uns fest und sicher auf ein Gebiet stellt, auf welchem wir im Nu frey werden von uns selbst und folglich fertig und geschickt zu der Freiheit welche die Vernunft giebt, nur eine Kraft, welche das gedrückte, belastete Gemüth aufrichtet, das gespannte, leidenschaftliche zur Ruhe bringt, allen Zwiespalt und allen Zweifel, ginge er

auch bis zur Verzweiflung, austilgt und ausgleicht als ob er nie dagewesen wäre, und das Gemüth mit Einigkeit und Frieden erfüllt, nur eine Kraft, welche, indem sie siegend in das Herz einzieht, alles Gefühl der Ohnmacht und ihre Erzeugnisse: Furcht, Sorge und Angst im Nu verscheucht, nur eine solche Kraft mag uns waffnen zum Streit und wie eine geseyte Waffe alle Angriffe des Feindes abwehren. Und diese Kraft, diese Waffe ist der Glaube, die heitere Gottes-Zuversicht und Gottes-Gewißheit. Aber auch nur dieser Glaube: denn ein Glaube der nicht auf Gott ruht, ist keiner oder ein falscher. So wie der Mensch sich vertrauend Gott hingiebt, wird er stark und mächtig, Gott tritt mit ihm in den Bund und der Mensch wird eins mit ihm durch die Vernunft, die nun an ihm keinen Feind, in ihm keinen Widerstand mehr findet. Man kann fragen: „wie kommt aber der Mensch dazu Gott zu vertrauen, da er ja besagter Maßen ein Feind Gottes ist? wie kommt er also zum Glauben?“ Man kann mit den Worten eines heiligen Mundes antworten: „der Glaube kommt durch die Predigt“ d. h. durch Belehrung. Aber Belehrung sucht freylich nur ein Gemüth das sie bedarf, ein beunruhigtes, geängstigtes, zerschlagenes Herz, ein Herz durch Leiden und Widerwärtigkeiten, durch Noth und Mangel niedergedrückt,

nicht aber ein sich selbst genügendes, in fleischlicher Sicherheit und Hoffarth lebendes. Daher wird das Evangelium, die frohe Botschaft der Erlösung und des Himmelreichs, nur den Armen gepredigt: und das sind die Armen, die Bedürftigen, welche wir genannt haben. Ein Reicher, sagt die Schrift, d. h. ein Nichtbedürftiger wird schwer in das Himmelreich eingehen. Das sind aber die Nichtbedürftigen, die schon an der Sinnen- und Verstandes-Welt genug haben, oder genug zu haben wähnen, oder die sich darum schon gerecht dünken weil sie das Gesetz der Gerechtigkeit in sich tragen, und denen die Kluft zwischen dem Gesetz und seiner Erfüllung verborgen ist. Das sind die Schriftgelehrten und Pharisier aller Zeiten, von denen geschrieben steht daß sie Heuchler sind und übertünchte Gräber. Darum ist diese einfältige Lehre vom Glauben, den Weisen d. h. denen, die sich durch sich selbst klug und kräftig genug dünken, verborgen, und im Gegensatze gegen solche Weisheit ist es eine thörichte Predigt die da selig macht. Die göttliche Thorheit aber ist weiser als die Menschen sind, und die göttliche Schwäche stärker als die menschliche Kraft. So scharf wird von heiliger Hand der Dünkel des blos menschlichen Wissens und Könnens gegeißelt. — Der Glaube kommt durch Belehrung; und diese Belehrung ist blos

in der Offenbarung gegeben, in der Offenbarung die an unſere Vernunft gerichtet iſt, wie das Licht an das Auge. Dieß iſt das hier und da ſchon anerkannte Verhältniß zwiſchen Offenbarung und Vernunft. Die Vernunft, der Geiſt Gottes der in uns iſt, iſt zugleich der Sinn für das Göttliche, deſſen wir als geiſtiges Lebenselement bedürfen; und dieſes Lebenselement erzeugen wir nicht ſelbſt, ſo wenig als wir den Aether erzeugen den wir einathmen oder das Sonnenlicht, in deſſen Klarheit unſer Auge die Welt erſchaut. Was die Licht- und Farben-Welt für das Auge, das iſt die Gottes-Offenbarung für die Vernunft; und es wäre eben ſo thöricht, mit der Vernunft ohne Offenbarung die Gottheit wahrnehmen zu wollen, als mit dem Auge ohne Licht die Welt. Wie das Auge durch das Licht zum Sehen erweckt wird, ſo die Vernunft durch Offenbarung zur Gottes-Erkenntniß. So lange das Licht nicht ſcheint, ſchlummert das Auge, und ſo lange die Offenbarung ſchweigt, die Vernunft. Es gab eine Zeit für die Menſchheit, wo die Vernunft, obſchon göttlichen Urſprungs, doch irdiſch im Menſchen gebohren, noch ungeübt und ungekräftigt, die Offenbarung noch nicht faſſen konnte, wie es eine Zeit für den Menſchen giebt, die des neugebohrnen Kindes, wo die Welt noch nicht in ihrem Lichtglanz und in ihrer Farbenpracht auf-

gefaßt wird. Aber wie der Mensch zum Lichte reift, so die Menschheit zur Offenbarung; und sie ist gegeben diese Offenbarung; ihr Element umgiebt uns wie die Luft, wie das Licht: es ist der in alle Welt verkündigte Glaube. Durch den Glauben treten wir in die Gottes-Welt ein, wie durch das Licht in die Sinnenwelt. Das irdische Licht ist kein Element zum Sehen für die Vernunft, nur der Glaube ist es. Das Gemüth, welches durch die irdische Welt in mancherlei Zwiespalt und Unruhe gerathen ist, muß durch den Glauben erst wieder zur Einheit und Ruhe gelangen wenn die Klarheit entstehen soll, deren die Vernunft zur Gottes-Erkenntniß bedarf: so wie der vom Sturm bewegte und getrübte See erst wieder zur Ruhe geebnet und zur Reinheit verklärt werden muß, wenn sich Sonn' und Himmel in ihm spiegeln soll. — Und so sehen wir, wie und was der Glaube wirkt. Er, geflossen aus dem Quell des Friedens und der Einheit, erfüllt mit diesem Frieden und dieser Einheit das Gemüth, und dadurch stärkt er es und festiget es gegen die Angriffe der Welt und der Selbstheit, und setzt den Menschen in den Stand, die Vernunft, als die ursprüngliche, die höchste Einheit in sein eigenstes Wesen aufzunehmen, ungeschieden von ihr, Eins mit ihr, selbst als Vernunft, als göttlicher Geist und im Geiste Gottes zu wirken und

ſein Leben zu geſtalten. Der Vernunft-Menſch wird blos durch den Glauben gebohren. Dieß iſt die Wiedergeburt, die Erneuerung des Lebens im heiligen Geiſt, dieß iſt das Himmelreich, nach dem wir alle trachten ſollen, und zu dem uns Chriſtus Jeſus, der Meiſter und Herr, den Weg gebahnt und gezeigt hat. Dieß iſt ein anderer Weg als welchen die philoſophiſche Moral zeigt, die vom Glauben nichts weiß, eben ſo wenig als von der Liebe, denn ſie kommt nicht von der Liebe, und ſie kennt das Gebot ſelbſt nicht einmal deutlich, welches ſie aufſtellt, und welches kein anderes als Liebe iſt. Das reine, gute, heilige Handeln iſt Liebe: denn es iſt die freye Hingabe des eigenen, ſelbſtiſchen Weſens an das reine; alle freye Hingabe aber des eigenen an ein Anderes iſt Liebe; und die Liebe, von welcher hier die Rede iſt, iſt die reine, göttliche Liebe. Und zu dieſer iſt der ſelbſtiſche Menſch, trotz alles Vernunftgebots, nicht fähig, nur der Glaube macht ihn dazu geſchickt. Im Glauben aber iſt Demuth, Gehorſam, Unterwerfung, nicht unter ein ſklaviſches Joch, ſondern unter das heilige Weſen Gottes. Der Glaube vertraut dieſem heiligen Weſen, giebt ſich ihm hin, und ruht in ſeinen Schutze ſicher, wie das Kind im Schooſe der Mutter. Der Glaube iſt eben das kindliche Verhältniß, in welches ſich der Menſch zur Gottheit ſetzt;

er ist schon selbst kindliche Liebe und der erste Beweis derselben. Und dieß ist der große Unterschied und die große Kluft zwischen der philosophischen Moral und der Glaubenslehre. Die philosophische Moral läßt den Menschen, ja verlangt ihn, frey und selbstständig, zwar um so das Gute rein zu thun, aber doch um es allein auf sich selbst gestützt zu thun. Und so wird der Mensch mit der ganzen Last des Vernunftgebots auf sich selbst zurückgeworfen. Die Vernunft ist ihm blos Gesetz, aber nicht Kraft. Seine Kraft ist er selbst, der endlich bedinate und beschränkte. Wie will er dem Gebot des Unbedingten, Unbeschränkten in ihm gnügen? Aber es ist auch gezeigt worden daß er es nicht will, weil er es nicht kann. Das Höchste was er kann, ist, sich wie Petrus vermessen und verschwören den Herrn nicht zu verlassen. Der Kurzsichtige! Aber der Mensch thut noch dazu das Tiefste und Geringste weit eher als das Größte was er vermag. Und das Tiefste und Geringste, das Leichteste und Behaglichste ist, sich auf sein Können und Vermögen etwas einzubilden und stolz alle Beyhülfe für die unterliegende Kraft zu verschmähen. Die philosophische Moral setzt für ein unbeschränktes Vernunftgebot auch eine unbeschränkte Menschen-Kraft voraus. Sie findet dieselbe in dem Willen des Menschen. Aber der Wille, diese räthsel-

hafte Erscheinung im Menschen ist unbeschränkt, nur in seiner Wahl, aber nicht in seiner Macht: hier ist er an das Maß der Lebenskraft des Menschen gebunden, d. h. er ist ein endlicher Wille; und dieser, sollte er sich auch in seiner Wahl für die Vernunft entschieden haben, hat doch den Widerstand einer ganzen Welt gegen sich, d. h. einer Unendlichkeit von Hindernissen, der er nicht gewachsen ist; ja er hat auch noch Fleisch und Blut, die eigenen Neigungen des Menschen, und den Grund, ja Abgrund aller dieser Neigungen, die Selbstsucht, gegen sich; und so ist es nicht blos zu verwundern, sondern es ist sogar nothwendig, daß er unterliegt. Meist aber kommt er gar nicht in diesen Fall, sondern er bezieht sich von selbst in die Knechtschaft des selbstischen Wesens und fördert dessen Geschäfte, um so lieber und folgerechter, je mehr diese der endlichen Kraft angemessen sind. Die philosophische Moral vermag also den Menschen nicht zu heben, nicht zu stützen; nur die Lehre vermag es, durch welche, wenn er sie anerkennt und annimmt, der Mensch aus seiner natürlichen Befangenheit und Verlassenheit heraustritt und sein Wesen, als in Gott beschlossen und befestiget, aller feindlichen Macht gewachsen ist. Der Glaube — dieß geht aus allen unsern Erörterungen hervor — ist der Zustand der Beschlossenheit (Sichergestelltheit) des Men-

schen in Gott. Der Mensch lebt im Glauben als in einem göttlichen Elemente, wo ihm das Vernunft-Geschäft der Selbstbestimmung frey und leicht gelingt, und wie zum süßen Bedürfniß, so zur seligen Befriedigung wird. Dieses Geschäft heißt in der Sprache der heiligen Schriften: Gehorsam; und beyde, Glaube und Gehorsam, tragen den Nahmen Frömmigkeit. Glaube und Gehorsam gehören wesentlich zusammen, sie sind die beyden Pole innerhalb welcher sich das Leben des Menschen göttlich bewegt, und keiner kann ohne den andern bestehen. Der Glaube verlangt Gehorsam, und der Gehorsam bedarf des Glaubens. Der Gehorsam ohne den Glauben, wenn er möglich wäre, wäre Sklavendienst, und der Glaube ohne den Gehorsam würde sich selbst verzehren, wie die Flamme die keine Nahrung hat. Daher sagt der Apostel: der Glaube ohne die Werke ist todt, und versteht unter den Werken keine andern als die der fortgehaltenen Selbstbestimmung: denn das sind die Werke der Vernunft oder des göttlichen Geistes.

Und so wär denn auch die zweyte Frage beantwortet: wie der Glaube die Bedingung seyn könne, unter welcher der Mensch das Gute zu wollen und zu vollbringen vermag; und es geht nun wohl klar hervor,

warum die philosophische Moral tod und unfruchtbar seyn muß. Ihr mangelt das Leben welches aus dem Glauben quillt: und das Leben ist die Bedingung des Lebens. Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern von jeglichem Wort das aus dem Mund Gottes gehet; und das treffreichste Wort aus Gottes Munde ist das Wort: Glaube. Wer dieses Wort ins Leben aufgenommen hat, in wessen Herz es, wie ein Saamenkorn gefallen und aufgegangen ist, und wer dem Glauben durch den Gehorsam tägliche Nahrung giebt, der lebt ein seliges Leben: denn der Glaube macht selig. O du wunderbare Gotteskraft des Glaubens! Der kennt dich nicht, der im Glauben nur ein gleichgültiges Fürwahrhalten sieht, und für den Glauben Gründe sucht, für ihn, der alles wahren Wissens und Erkennens letzter, tiefster Grund ist. Er ist es freylich nicht für den, der mit seinem Wissen und Erkennen an der Oberfläche der Dinge klebt, und Alles das, worüber ihn Sinne und Verstand nicht belehren, in die dunkle Region des Glaubens verweiset, gleichsam wie in eine Vorrathskammer von Materialien zu künftigen klaren, jetzt noch nicht zu Tage geförderten Begriffen, wo nicht gar wie in eine Rumpelkammer verlebter und abgenutzter Begriffe. Aber der Glaube ist der letzte Grund nicht blos alles Wissens und Erkennens, sondern alles

geistigen Daseyns und Bestehens im Reiche der Freiheit, für den Menschen, der nicht seinen Verstand allein, sondern sein ganzes Wesen, sein Daseyn und Leben der Wahrheit geweiht hat, der Wahrheit, die nicht blos, ja eigentlich gar nicht, ein Gegenstand des Begreifens ist, sondern ein Gegenstand der Anbetung und Hingabe, des Opfers aller selbstischen Ansichten und Neigungen, des Lebens in ihr, aus ihr, und für sie. Und diese Wahrheit heißt: Gott, der nicht begriffen, nur erfahren, nur erlebt, aber auch nur in dem Zustande erfahren und erlebt werden kann, den wir Glauben zu nennen angewiesen sind. Er ist kein Neben-Zustand unter allen übrigen Zuständen unseres Lebens, dieser Glaube, er begnügt sich nicht mit einem abgelegenen Winkel des Erkenntnißvermögens, oder auch allenfalls des Herzens, das im täglichen Leben seiner Neigung folgt, und nur für abgerissene Momente eines höheren Sehnens dem Glauben an ein höheres Wesen und eine bessere Zukunft ein Plätzchen in sich verstattet: sondern er will, er soll überhaupt unser Zustand seyn, unser ganzes Wesen soll sich in Glauben auflösen, d. h. in Gott-Vertrauen, in Hangen an Gott, in Einseyn mit Gott; wir sollen in diesem Elemente athmen und leben, keine Furcht, kein Zweifel soll in unsere Seele kommen, nur Zuver-

ſicht, nur Gewißheit des höchſten Geiſtes, in dem wir leben, weben und ſind, ſoll uns erfüllen, und wir ſollen aus dem beruhigenden, beſeligenden Gefühl dieſer Gewißheit eine immer wachſende Feſtigkeit im Glauben erhalten. Wir ſollen gleichſam keine andere Luft einathmen als die des Glaubens, ſo wie unſer Leben keine andere Frucht bringen ſoll als die des Gehorſams. So erkennen, ſo erfahren wir was Glaube iſt, ſein Weſen und ſeine Kraft. Ein alſo im Glauben fortgehaltenes Leben wird Gottes inne, es erkennt nichts, bedarf nichts, begehrt nichts außer Gott: es iſt ein heiliges, wie es ein ſeliges Leben iſt. Und dies würde auch das Streben der philoſophiſchen Moral ſeyn, wenn ſie ſich recht verſtünde, oder vielmehr ſie würde ſich ſelbſt aufgeben und zu dem Glauben in die Schule gehen, wenn nicht zwiſchen ihr und ihm eine zu große Kluft befeſtiget wäre: die der Selbſtgenügſamkeit. Dieſe macht eine Vereinigung unmöglich, wie ſie auch nicht nöthig iſt: denn wer den Glauben hat, hat Alles was er braucht. Wie ſollte auch für den größten Theil der Menſchheit geſorgt werden können, dem die Philoſophie unzugänglich iſt? Die Philoſophie iſt nicht für Jederman, der Glaube aber iſt für Jederman, obſchon nicht Jederman's Sache. Und warum das letztere nicht? weil nicht Alle die Wahrheit wollen, ſondern

mit dem Scheine zufrieden sind. Wer aufrichtig und reines Herzens ist, verschmäht den Schein, sucht die Wahrheit, und ist offen für den Glauben. „Wer aus der Wahrheit ist, höret meine Stimme", spricht der Mund, der von der Wahrheit zeugte und für den Eingang zur Wahrheit den Glauben verlangte. Der Glaube ist das Zeichen eines noch aeistig-lebendigen Gemüthes; und wer dieses besitzt, an dem ist auch noch nichts verlohren. Nur wer nicht mehr zum Glauben fähig ist, hat kein geistiges Leben mehr, und bey ihm ist alle Mühe für geistige Neugestaltung verschwendet. Aber es muß mit dem Menschen weit gekommen seyn in der Versunkenheit in das Irdische und Nichtige, ehe es bis dahin kommt. Ein Fünkchen Glaube lebt doch in den Meisten, und es kommt blos darauf an, daß es zart und behutsam zur Flamme angeblasen werde. Denn leicht schlägt der Glaube in Aberglauben über, und dieß um so mehr, je weniger die Seele, die den Glauben empfängt, geläutert ist. Daher auch wohl die Scheu, wo nicht gar der Abscheu vor dem Glauben. Es giebt sehr redliche Seelen die vom Glauben nichts wissen wollen — obschon sie ihn verborgen und ihnen unbewußt in sich tragen — weil sie ihn nur in der Gestalt des Aberglaubens auffassen und richten. Wie wenig, wie gar nicht kennen sie den Glauben, der, wie

vom Unglauben, so vom Aberglauben verschieden ist, wie das Leben vom Tode, wie Lebensnahrung vom Gift. Der Aberglaube stammt aus einem unlauteren, selbstischen Herzen, und ist auf das Ungöttliche gerichtet, dem, als einer geheimen, waltenden Macht die Furcht oder die Begierde ihr Götzenopfer bringt. Der Aberglaube ist ein wahrer Götzendienst, etwas rein unheiliges. So z. B. der Glaube an ein blindes Glück an Vorbedeutungen, an Wahrsagekünste u. d. gl. Der Glaube aber stammt aus reinem Herzen, und ist blos auf das Gute, auf Gott, gerichtet, auf den er einzig und allein vertraut. Glaube und Aberglaube vertragen sich nicht zusammen und wohnen nicht in Einem Herzen. Der Glaube bringt Freiheit, der Aberglaube Sklaverei. Der Glaube beruhiget, befriediget, beseliget das Gemüth, der Aberglaube erregt und unterhält nur Verwirrung, Zwiespalt und Zerrissenheit. Aehnliche Beschaffenheit hat es mit dem Unglauben. Dieser entspringt aus einem verstockten, selbstischen Herzen, das kein Vertrauen zu einem höchsten Guten und Heiligen kennt. Der Unglaube hat keine Stütze, keinen Rath, keinen Trost in allen Widerwärtigkeiten des Lebens, er ist allen feindlichen Einflüssen Preis gegeben, und unterliegt nicht selten ihrer Gewalt in Verzweiflung und Selbstmord.

Je mehr man das Thun und Treiben der Menschen betrachtet, desto mehr findet man, daß sie, vom Glauben entfremdet, und der Herrschaft der Sinne oder des Verstandes Preis gegeben, ein trübes, der Erde zugewendetes, beschränktes, und in den irdischen Schranken unglückliches Leben führen. Keiner ist befriediget, keiner glücklich; sondern rastlos werden sie von niedrigen Wünschen und Bestrebungen, von niedrigen Zwecken, umhergetrieben. Die Sorge, die Furcht, die Angst um den Verlust des Zeitlichen läßt sie nicht los, und so sind sie die geplagtesten Geschöpfe der Erde: denn wo der Friede wohnt, und die Heiterkeit, und die Vollendung des Daseyns, wissen sie nicht. Hier tritt nun die Philosophie auf und saat: ich zeige euch mit der Fackel der Vernunft den Weg zur Wahrheit, zum gedeihlichen Leben. Wir fragen aber: sagt dieß die Philosophie aus eigener Macht, und hat sie ihre Fackel an sich selbst entzündet? Nur in Gott ist Wahrheit und Leben, wie in der Sonne nur das Licht des Tages ist. Woher die Erleuchtung der Erde, wenn sie nicht von der Sonne kommt? und woher die Erleuchtung der Vernunft, wenn sie nicht von Gott kommt? „Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von dem Vater des Lichts.“ Die Vernunft kann sich so wenig von der Gottes-Offenbarung, als das Auge von der

Sonne unabhängig machen. Die Vernunft kann sich eben so wenig als das Auge selbst leuchten. Es ist also eine Vergessenheit und Vermessenheit, nicht der Vernunft, sondern des Menschen, wenn er wähnt, ohne Gottes-Offenbarung Gott zu erkennen; und es ist das Werk seines Dünkels und seiner Selbstgnügsamkeit, wenn er unbefugt und widerrechtlich das heilige Schild der Vernunft vorhält um die Strahlen der Offenbarung zurückzuhalten. Was wir leiblich sehen sollen, es muß uns durch das Licht gegeben werden; und was wir geistig sehen sollen, durch Offenbarung. Die Vernunft ist das Licht nicht, sie ist nur das Auge. Allerdings, was das Auge gesehen hat, schwebt ihm als Gestalt vor. Und so mag denn jedes philosophische System, und auch die philosophische Moral überhaupt, etwas Geschlossenes und Festes, etwas Bestimmtes und Wahres als Eigenthum anerkennen, aber nur nicht dieses Eigenthum als etwas Ursprüngliches, Eigenthümliches, Selbsthervorgebrachtes und Erb-rechtliches vindiciren. Unser gesammtes Bewußtseyn ist nicht denkbar ohne ein gegenständliches Etwas, welches nichts weniger ist als der äussere Grund unserer Vorstellung des Universums; und so ist auch unsere Vernunft nicht denkbar ohne ein Gegenständliches, welches, da es in der Natur nicht gegeben seyn kann, in der Offenbarung gegeben

seyn muß. Auch wird unsere Vernunft vollkommen durch den Inhalt der Offenbarung befriediget, wie unser Auge durch das Licht und die Farben befriediget wird; ja erst, nachdem die Vernunft eine Offenbarung, als ihren Gegenstand, erhalten, kann sie sich vollkommen entwickeln, auf sich selbst einen forschenden Blick werfen, und über ihre eigene Bestimmung Nachweisung empfangen. Wir erkennen die Vernunft als Sinn, und zwar als einen hohen, den höchsten Sinn: den Sinn für das Göttliche; allein kein Sinn kann sich rühmen seine Gegenstände ohne ihre Zuthat hervorzubringen; und so mag es sich denn auch die Vernunft gefallen lassen daß ihr eine Offenbarung, gleichsam als geistiger Nahrungsstoff, entgegen trete. Wenn wir dieß nicht zugestehen, nicht anerkennen wollen, so sind wir durchaus genöthiget Rechenschaft von dem Inhalt der Ideen anzugeben, deren sich unsere Vernunft rühmt, oder vielmehr die wir selbst auf Rechnung unserer Vernunft setzen. So wie aber nur von Inhalt die Rede ist, tritt uns auch das Gegenständliche vor Augen; und hier kann die Vernunft wohl Fragen aufwerfen aber nicht beantworten. Nur die Offenbarung kann es. Auch möchten wir wohl wissen was die Offenbarung, der Vernunft Unwürdiges oder gar Widersprechendes, enthielte. Im Gegentheil, sie bietet ihr so reichen Nahrungsstoff dar, daß auch

die thätigste Vernunft für ungemessene Zeit beschäftiget ist. Die Geheimnisse der Offenbarung gleichen den Blüthenknospen, in denen man zwar die künftige Blüthe nicht verkennen, aber auch noch nicht ausgebildet vorzeigen kann, obschon der feste Grund für die ganze Gestaltung vorhanden ist.

So wollen wir denn die Vernunft hören, und als entscheidende Richterin in Allem Uebersinnlichen anerkennen; aber zugleich anerkennen, daß die Vernunft ohne Offenbarung des Uebersinnlichen kein Geschäft hat, und daß wir nur durch die Offenbarung erfahren wie es eigentlich mit uns steht, wo es fehlt, wie geholfen werden kann, und was wir zu thun haben, um das höchste Ziel unserer Wünsche und mit ihm unsere höchste Bestimmung zu erreichen. Alles dieß sagt uns keine philosophische Moral. Und warum sie es uns nicht sagt, noch sagen kann, haben wir nun hoffentlich zur Gnüge entwickelt und erläutert.

VII.

Was iſt Sünde?

Wir haben im Vorigen dem Glauben, als dem wahren und einzigen Schutz- und Trutz-Mittel des Lebens, das Wort geredet. Wir haben gezeigt daß es der Glaube iſt, was der Menſch bedarf, wenn er ſicher ſtehen und weiter kommen will. Wir haben aber auch gezeigt, daß der Glaube, der Zuſtand der An-Gott-Gebundenheit, den ganzen Menſchen durchdringen muß, wenn er ſeine Wirkung thun, alle ſchädlichen Kräfte lähmen, und alle heilſamen aufregen, den Menſchen in einen freyen und frohen Zuſtand verſetzen, kurz, beſeligen ſoll. Aber wir haben auch die Bedingung in dieſem Zuſtande aufgezeigt. Nur das reine Herz giebt den Glauben, und nur der Widerſtand gegen die Sünde reiniget das Herz. So lange der Menſch in der Sünde lebt, hat er den Glauben nicht. Der Glaube und die

Sünde heben ſich einander gegenſeitig auf. Wir können alſo die Sünde als das reine Gegentheil des Glaubens betrachten; und wiſſen wir genau was Glaube iſt, ſo werden wir auch genau erfahren können was die Sünde iſt. Was iſt alſo die Sünde?

Der Glaube iſt ein ſeliger Zuſtand, die Sünde folglich ein unſeliger; ja wir ſagen nicht zu viel, wenn wir behaupten daß die Sünde der einzige unſelige Zuſtand iſt. Wer in der Sünde lebt iſt unſelig, und wir können verſichert ſeyn daß wir in der Sünde leben, ſo lange wir uns unſelig fühlen. Jeder Augenblick der Unſeligkeit iſt ein Augenblick der Sünde. Der tiefſte, innerſte Charakter der Seligkeit iſt die innere Einigkeit, der Friede; der eigentliche Charakter der Unſeligkeit wird alſo der innere Zwieſpalt, die Zerriſſenheit im Innern, der Unfriede ſeyn. Wir haben hiezu das trefflich bezeichnende Wort: Unzufriedenheit. Wie? ſo lebte Jeder Unzufriedne in der Sünde? Nothwendig, wenn das Vorausgeſetzte wahr iſt. Und es iſt wahr: denn der Glaube lebt in Gott, und der Unzufriedne lebt nicht in Gott, ſondern in den Dingen. Wir ſehen nun ſchon näher, was die Sünde iſt: ſie iſt das nicht in Gott, ſondern in den Dingen Leben. Und wer lebt nicht in den Dingen? hält uns nicht die

Welt mit eisernen Banden fest? Gestehen wir also, daß wir alle, die wir das thun, in der Sünde leben. Jeder Augenblick des Lebens also, wo wir an die Welt verlohren sind, wo wir uns der Welt hingeben, ist Sünde. Es sage auch einmal Jemand, ob er in dem Zustande selig ist wo er dieß thut? Da wir uns nun aber in der Regel nicht in Gott sondern in die Welt hinein leben, so können wir begreifen warum uns die Seligkeit fremd ist und unser Leben ein fortwährend unseliges ist, die Augenblicke ausgenommen, wo wir uns von der Welt ab und auf Gott richten. „Aber wer kann sich denn von der Welt abwenden? sie steht uns ja als der Gegenstand unserer Thätigkeit und der Entwickelung unserer Kräfte gegenüber, und wir selbst sind ihr gegenüber gestellt. Ohne die Welt sind wir nicht, und so müssen wir ja nothwendig in Gemeinschaft mit ihr treten.“ Allerdings ist dieß wahr, aber es kommt hier nur auf die Art an wie man mit der Welt in Gemeinschaft tritt. Wir können es entweder ohne Gott, oder mit Gott thun. Gewöhnlich thun wir das erstere und das ist die Sünde. Hier halten wir uns an die Welt, weil wir nichts anderes haben, wir suchen in ihr unser Daseyn, unsere Freude, unser Glück, sie ist der Gegenstand unserer Neigungen, wir hangen von ihr ab, wir dienen, wir opfern ihr, sie ist

folglich unsere Gottheit und wir sind Götzendiener, weil die Welt nicht Gott ist, nicht der Schöpfer, sondern nur das Geschöpf. Wir sind also, wenn wir so leben, von Gott ab- und der Welt zu- gefallen. Und hieraus ergiebt sich daß die Sünde der Abfall von Gott ist. Dieß ist ihr reiner, vollständiger Begriff. Wir leben also mehr in der Sünde als wir es glauben, und sündig sind alle unsere Empfindungen, Gedanken, Handlungen, die sich unmittelbar und ohne weiteres auf die Welt beziehen, indem dabey von Gott nicht die Rede ist. Und wo ist von Gott die Rede in den Mühen und Sorgen, in den Freuden und Unterhaltungen des Tags? Wo ist Gott der Anfang und das Ende aller unserer Thätigkeiten? Im Gegentheil, er ist uns dabey überall im Wege, und wir möchten nichts lieber, als daß er uns bey unserem Thun und Treiben gar nicht störte. Gewiß, könnten wir ohne Gott auskommen, wir wünschten nichts beßeres: denn wir haben an ganz andere Dinge zu denken als an Gott. Wir müssen sehen wie wir uns Capitalien erwerben, oder dieselben sicher unterbringen, wir müssen sehen wie wir unser Besitzthum, unsern Wohlstand vergrößern, wie wir uns Ansehen und Einfluß verschaffen, wie wir zu Aemtern, Titeln und Würden gelangen, wie wir unsere Wohnungen bequem und behaglich einrichten, Küche und

Keller füllen, von den öffentlichen Vergnügungen ſo viel als möglich mitgenießen, überhaupt für Zerſtreuung und Unterhaltung ſorgen, um in müſſigen Stunden gegen die Langeweile geſichert zu ſeyn; kurz, wir müſſen ſehen wie wir das Leben ſo angenehm oder wenigſtens ſo leidlich als möglich hinbringen. So lange wir arbeiten können, müſſen wir arbeiten, um etwas vor uns zu bringen, aber auch ſo lange wir Geſchmack am Vergnügen finden, und das Vergnügen woran wir Geſchmack finden, genießen. Wer dieß Alles nicht thut, iſt ein Thor: denn wozu haben wir denn das Leben? Dieß iſt die Philoſophie der Welt, die wahre Weltweisheit. Die Großen und Vornehmen gehen voran, die Kleinen folgen nach. Wie der Herr, ſo der Knecht. So ſieht es im Gewühl der Welt und des Lebens aus. Wo iſt hier Gott? Er iſt bey und zu Allem dieſem, nicht blos nicht nöthig, ſondern ſogar überflüſſig. Zum Wohlleben, zum behaglichen, ſorgloſen Leben braucht man keinen Gott. Und gleichwohl iſt das Leben ohne Gott ein unſeliges Leben. Erreichen die ohne Gott Strebenden was ſie ſuchen? Nie! Nicht Reichthum, nicht Amt und Ehre, nicht Genuß im Ueberfluß aller Art macht glücklich, macht zufrieden. Dieß iſt längſt anerkannt. Ueberſättigung, Ueberdruß, Unzufriedenheit, Mißmuth, haſtiges Treiben und ängſtliches Sorgen

ohne Ruhe, ohne Frieden iſt an der Tagesordnung; und je größer der Taumel, deſto größer die Täuſchung, deſto peinlicher die Enttäuſchung. „Aber, guter Gott, der Menſch braucht ja doch Dach und Fach, Nahrung und Kleider, ja er braucht auch Erholung, Erheiterung, Kräftigung. Soll er denn die Güter, die Freuden des Lebens mit Gewalt von ſich ſtoßen? Soll er ein träumeriſches, kopfhängeriſches Leben führen, ſich mit Selbſtquälereyen plagen und ſich das Leben zur Laſt machen? Zur Arbeit ſind wir ja angewieſen, und zum Lohn für unſer Mühen kommen uns die Freuden der Natur, der Kunſt, der Freundſchaft und Liebe, der Geſelligkeit überhaupt entgegen. Was iſt denn da Unrechtes? und die Sünde iſt doch nur, wie ein heiliger Mund ſelbſt ausſpricht, das Unrecht.“ Das iſt das Unrechte bey der Sache, daß Alles dieß, wir wiederholen es, ohne Gott geſchieht. „Wie mag man denn Gott überall mit ins Spiel bringen; das iſt ja gleißneriſch, pietiſtiſch. Wir erkennen gern Gott als das höchſte Weſen an; aber Welt und Leben ſind doch etwas für ſich, wollen beſonders behandelt ſeyn; und auch hier heißt es: gebt dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, und Gott was Gottes iſt. Auch wir mögen wohl, zu Hauſe oder in der Kirche, unſere Andacht verrichten, um uns zu unſern Berufsgeſchäften zu ſtärken; aber wenn wir unſere Pflicht ge-

than haben, wollen wir auch unſere unſchuldige Freude haben.“ So ſprechen die Beſten; den Andern iſt Gott ein leerer Nahme. Aber, ihr Beſten, was wollt ihr denn eigentlich? ihr wollt arbeiten um zu leben, und leben um euch gütlich zu thun. Oder wollt ihr etwas Anderes? Hütet euch, daß ihr nicht ſagt: wir wollen uns veredeln, wir wollen beſſer werden als wir ſind: denn ſonſt müßtet ihr Gott immerdar, bey jeder Handlung eures Lebens vor Augen und im Herzen haben, Alles in Beziehung auf ihn bringen, alle eure Gedanken, Empfindungen, Handlungen durch ihn heiligen: denn Gott iſt das Gute; und was nicht aus Gott kommt, folglich das blos Menſchliche, das ohne Gott Gedachte, Empfundene, Gewollte iſt nicht gut. Wolltet ihr nun alſo beſſer werden, ſo müßtet ihr euer ganzes Weſen in Beziehung auf Gott bringen. Thut ihr das? Wollt ihr das? „Aber wie iſt dieß auch möglich! Die Arbeiten, die Erholungen des Tages führen ja den Menſchen nothwendig aus ſich heraus und auf die Gegenſtände. Wie kann er auf einmal zweyerley thun? Entweder er muß blos beten und aufhören zu leben, oder wenn er leben will und ſoll, ſo muß es ihm auch vergönnt ſeyn, ja ſeine Pflicht ſelbſt verlangt es von ihm, daß er einen großen Theil ſeiner Zeit an etwas Anderes denke als an Gott.“ Ihr zieht euch,

wie es ſcheint, ſehr gut aus dem Handel. Aber was nennt ihr denn beten oder an Gott denken? Meint ihr denn, daß ihr, wie ihr nun einmal ſeyd, weltlichen Sinnes und Wandels, mit euren Gedanken Gott nahen moget? Meint ihr denn daß ihr ſo erfahret daß ein Gott ſey, und denen die ihn ſuchen ein Vergelter ſeyn werde? Wie ſehr irrt ihr euch! Euer Gedanke erhebt ſich nicht zu Gott, ſo lange ihr die Welt noch im Herzen traget, ſo lange ihr euch nicht in eurer Niedrigkeit und Nichtigkeit, in eurer Entfernung und Entfremdung von ihm erkennt. Ihr habt ganz recht; man kann nicht zweyerley thun, der Welt dienen und auch Gott; Eines muß ausgeſchloſſen bleiben. Alſo, recht aufrichtig! geſteht geradezu daß die Welt euch Alles, und Gott euch höchſtens um der Welt willen etwas iſt, daß ihr in Gott nur einen Hebel für euer irdiſches Beginnen und Treiben ſucht, aber, wohl zu merken, nicht findet. Ihr täuſcht euch gewaltig, wenn ihr euch für Lehnsherren Gottes haltet, die genug gethan haben wenn ſie von Zeit zu Zeit ihre Abgabe entrichten und ſich dafür den freyen Nießbrauch der ihnen verliehenen Güter vorbehalten. So iſt das Verhältniß nicht beſchaffen, in welchem wir zu Gott ſtehen. Aber das iſt eben das Unglück, daß wir wähnen Freyherren zu ſeyn. Dem Scheine nach ſind wir es allerdings. Wir haben, wenn

ſonſt die Elemente der Welt und die weltlichen Verhältniſſe überhaupt nicht dagegen ſind, und unſere Kräfte ausreichen, freyes Thun und Laſſen; und haben wir Macht und Liſt und Glück genug, ſo können wir wohl halbe Welttheile erobern. Aber auch behalten? Wir haben es geſehen wie ohnmächtig der kräftigſte Menſch iſt, der an Energie des Geiſtes und Willens über alle ſeine Zeitgenoſſen hervorragt. Wir haben es erlebt daß der Gebieter von Millionen der Sklave eines Gefangenwärters werden kann. Aber dieß iſt es nicht, wovon wir zu ſprechen haben. In ſeiner Freiheit gerade iſt der Menſch ein Sünder, in ſeiner Freiheit nehmlich oder Losgebundenheit von Gott; wiewohl dieſe Freiheit nur eine ſcheinbare iſt: denn der Menſch dient immer einem Herrn; dient er nicht Gott, ſo dient er der Welt oder ſich ſelbſt; welches daſſelbe iſt. Die wahre Freiheit iſt eben nur in Gott; und nur der Dienſt Gottes — der etwas ganz anderes iſt als der gewöhnliche ſogenannte Gottesdienſt — macht uns frey. Dieß erfährt aber Niemand, der es nicht verſucht ſich vom Dienſte der Welt loszumachen. „Aber wie kann man denn von der Welt loskommen?“ Dieſe Frage iſt eben das ſicherſte Zeichen der Gebundenheit an ſie und des Verſunkenſeyns in die Sünde: denn die Sünde iſt das der Welt Angehören und das Abgefallenſeyn

von Gott. Und eben weil wir uns kein anderes Leben als ein ſolches denken können, dieſe Art des Lebens für die nothwendige und rechte halten, geben wir zu erkennen daß wir nur mit dem Leben in der Sünde vertraut ſind, obſchon wir es nicht als ſolches anerkennen. Wir mögen uns aber ſträuben und ſtellen wie wir wollen: die Wahrheit bleibt doch Wahrheit, und ſollte unſer Herz durch ſie gebrochen werden. Dem iſt aber nicht ſo. Die Wahrheit beſeliget uns, und nur der Trug macht uns unglücklich. Der Trug beſteht aber darinne, daß wir das ſündige Leben für das wahre halten, obſchon wir uns jeden Augenblick vom Gegentheil überzeugen könnten: denn das wahre Leben iſt ſeliges Weſen, das falſche aber unſeliges; und das letztere allein kennen wir. Oder wollen wir unſere Lebenszuſtände ſelige nennen? dieſe bald kalten und gleichgültigen, bald widrigen und verdrüßlichen Zuſtände, die nur durch einzelne Momente der Spannung und Erwartung, oder der vorübereilenden Luſt und Befriedigung unterbrochen werden? Und dieſe Momente der Luſt und Befriedigung ſind ſie Ausdrücke der reinen, unſerem Innern gnügenden Freude? hängen ſie nicht von Gegenſtänden ab die dem Zufalle Preis gegeben ſind und uns in dem Augenblicke entriſſen werden können wo wir uns ihrer am meiſten erfreuen? oder die

ſich verändern, oder in Beziehung auf welche wir uns ſelbſt verändern? Wenn befriediget uns ein Wunſch ſo, daß nicht an ſeine Stelle ſogleich ein anderer träte? Und dieſes fortwährende Jagen nach Befriedigung, welches nur von einem dürftigen Zuſtande zeigt, wollten wir ein ſeliges Leben nennen? Es iſt nicht zu läugnen, Viele von uns kennen auch wirkliche ſelige Lebensmomente, in denen ſie die volle Gnüge des Lebens empfinden: jede gute That, jede Pflichterfüllung, überhaupt jede reine Thätigkeit, jeder Fortſchritt zu wahrer Ausbildung, deren Krone jederzeit die Geſtaltung unſeres moraliſchen Weſens iſt, führt ſolche ſelige Stimmungen mit ſich. Allein dieſe Erfahrung zeugt nicht gegen uns, ſondern für uns. Gerade dieſe Zuſtände ſind es, in welchen die alſo Empfindenden aus dem Gebiete der Sünde herausgerückt ſind und in einem ſchönern Elemente, in dem der geiſtigen Freiheit leben: denn wo der Geiſt iſt, da iſt Freiheit; wo aber der Geiſt herrſcht, da herrſcht nicht die Welt, ſondern Gott, das Princip des Guten. Wir kommen alſo immer wieder darauf zurück, daß nur das Leben in Gott, im Guten, ein ſeliges Leben iſt, und daher das Leben ohne Gott, in der Sünde, nothwendig ein unſeliges. Iſt dem aber ſo, ſo müſſen wir eingeſtehen, daß wir ſo lange in der Sünde leben, als wir unſelig ſind. Sünde

alſo, Abfall von Gott, und Unſeligkeit ſind Eines und daſſelbe. Wie leben wir dann nun aber, wenn wir in der Sünde leben? Wir leben in uns ſelbſt, aus uns ſelbſt, für uns ſelbſt. Ja, wirklich für uns ſelbſt, auch wenn wir, dem Scheine nach, für Andere leben: denn dieſe Andern betrachten wir als unſere Angehörigen, als zu uns, zu unſerm Glück und Beſtehen gehörig, gleichſam als den erweiterten Kreis unſeres Weſens und Daſeyns. Und gleichwohl gilt dieſes Leben für das edelſte. Daß es aber — ſo hart dieß auch klingt — ein unſeliges Leben iſt, ſieht man aus der ängſtlichen Gebundenheit des einen Daſeyns an das andere, aus der Sorge und Furcht, das, was uns lieb iſt, zu verliehren, aus dem grenzenloſen Schmerz, wenn ein ſolcher Verluſt droht oder gar erfolgt iſt, aus der Verzweiflung, dem Hader mit der Vorſehung wenn uns das Liebſte entriſſen wird, kurz aus allen Zeichen eines verletzten ſelbſtiſchen Weſens. Und dieſe Beziehungen auf unſer ſelbſtiſches Weſen erblicken wir in allen Lebensverhältniſſen, in allen Einrichtungen unſeres Lebens, die wir ſelbſt treffen, und nicht hier und da bey einigen Individuen, ſondern bey Allen die nicht in Gott leben, d. h. bey Allen, denen der irdiſche Verkehr das Weſentliche iſt. Sie ſind natürlich, dieſe Beziehungen, aber alles Natürliche bewegt ſich in dem

Kreise der Selbstheit, und ist noch nicht in die Sphäre, in das Element des rein Guten, rein Geistigen, Göttlichen, aufgenommen. Man kann sagen, und sagt es auch: „Wie ist ein rein geistiges, ein göttliches Leben von dem Menschen zu verlangen, der ja, an physische Bedingungen gebunden, das Gepräge sinnlicher, natürlicher Bedürftigkeit und Abhängigkeit nicht verläugnen, nicht aus seinem Wesen vermischen kann?" Allerdings wächst der Mensch gleichsam aus der Erde heraus, aber er soll für den Himmel reifen. Er bleibt freylich lange ein wildes Gewächs; aber nachdem er sinnlich herangewachsen und für höhere Cultur empfänglich, ihrer bedürftig geworden ist, so wird ihm der Keim derselben von der Hand des Gärtners eingeimpft, und die Kraft dieser Impfung verbreitet sich von einer kleinen Stelle des Stammes nach und nach in den ganzen Wipfel, in alle Aeste und Zweige. Die Idee eines Gottesreichs ist in die Menschheit niedergelegt. Ein Beyspiel ist uns gegeben, dem wir nachfolgen sollen; das Beyspiel des im Vater lebenden Menschensohnes. Dieser hat scharf und klar das Leben in der Sünde vom Leben im Geist und in der Wahrheit geschieden. Seine Apostel haben es nach ihm ausgesprochen für alle Welt, daß der Mensch nicht mehr sich selbst, sondern Gott leben soll, nach dem Muster und

Vergang deſſen, den er aus ſeinen Höhen zur Tiefe des ſündigen Geſchlechts geſandt hat. Wir fühlen, wir wiſſen es Alle, oder können es doch wiſſen, daß wir, trotz unſerer ſinnlichen, irdiſchen Natur, einen Beruf, ein Geſetz, und eine Kraft in uns tragen, vermöge deren wir uns über das blos natürliche Daſeyn erheben, daſſelbe dem geiſtigen, dem Leben in Gott, unterordnen und mit demſelben übereinſtimmend machen ſollen. Wir ſollen darum nicht aufhören uns zu ernähren, zu bekleiden, überhaupt jedes irdiſche Geſchäft zu betreiben: aber wir ſollen es nur nicht mit irdiſchem Sinne, zu ſelbſtiſchen Zwecken thun, ſondern Alles im Dienſte, im Geiſte Gottes. Darum heißt es in der Schrift: ihr eſſet, oder trinket, oder was ihr thut, ſo thut es Alles zu Gottes Ehren. Und dieß iſt ſehr wohl möglich; hier iſt nicht zu viel verlangt; im Gegentheil iſt dieß unſerer wahren Einrichtung gemäß; weßhalb auch ſchon Cicero, obſchon ein Heide, ſagt: die Vernunft ſoll herrſchen, die Neigung der Vernunft gehorchen. Aber warum ſoll denn die Vernunft herrſchen? weil ſie Gottes Weſen iſt, und weil Gott das heilige, das gute, das vollkommene Weſen iſt. Wir ſollen dieſes Weſen lieben, ihm anhangen, unzertrennlich von ihm ſeyn; und dieß können wir: denn die Liebe iſt in unſer Herz gelegt; auch die Liebe zu Leben und Glück;

und Gott ist das Glück und das Leben. Gott nun nicht lieben, der die Liebe selbst ist, an etwas anderem hangen als an Gott, der allein uns halten kann und will, das ist eben die Sünde, und zugleich auch die Thorheit des Menschen. Denn was ist thörichter als sich von seinem Glück abwenden und dem Verderben in die Arme rennen? Weswegen denn auch die Weisheit das ist was mir suchen sollen: denn Weisheit und Gottesliebe ist Eines und Dasselbe. Dünke sich Niemand weise zu seyn, der Gott nicht liebt; aber daran halte jeder fest, daß alle Weisheit, die etwas anderes thut als nach Gott fragen, Sünde ist. Sünde ist Alles was von Gott abführt; und je weiter von Gott ab, desto sündiger ist der Mensch. Danach prüfe sich ein Jeder, und sehe wieviel vom Inhalt seines Lebens auf die Rechnung der Gottesliebe kommt. Alle von Gott abgezogene und der Welt zugeworfene Augenblicke des Lebens gehören der Sünde an; vorausgesetzt daß wir schon zu Gott gerufen sind. Und wer wird nicht zu Gott gerufen? Kennten wir die Geschichte auch des rohesten Menschen, wir würden finden daß er nicht ohne Zuruf Gottes geblieben ist. Jeder nach seiner Weise. Es fehlt nicht an der Stimme, aber am Hören fehlt es. Ist nicht das Wort von der Sünde und von der Erlösung aus den Hütten in die Paläste gedrungen? aus einem

Winkel der Erde über so viele Länder? aus Einem Munde in Millionen Herzen? Obschon Viele, zu denen dieses Wort erschollen ist, die Erlösung für eine Fabel halten, weil ihnen die Sünde ein Mährchen ist. Gerade diese aber sind es, die der Erlösung am meisten bedürfen, weil ihr ganzes Wesen Sünde ist, und sie deshalb, was Sünde sey, nicht zu unterscheiden vermögen. Ueberhaupt ist der Begriff der Sünde nicht für sie da, weil der Begriff des Heiligen nicht für sie da ist. Doch ich weiß nicht ob ich diese für die Unglücklichsten halten soll, oder noch Andere, die zwar ein Heiliges anerkennen, aber von der Sünde nichts wissen wollen, indem sie den Menschen, folglich auch sich selbst, für gut halten und nur Schwächen und Irthümern unterwerfen. Eben die Schwäche, ihr Lieben, die von Gott abfällt, und der Irthum, der die Welt für Gott hält, ist die echte Sünde. Eure Schwächen und Irthümer machen nicht daß ihr von der Sünde frey seyd, sondern blos daß ihr nicht einseht wie tief ihr in der Sünde steckt. Wollt ihr denn das Gute? Liebt ihr denn Gott? Nun wohl: so liebt ihr die Welt nicht. Liebt ihr denn die Welt nicht? Im Gegentheil, ihr liebt nichts als die Welt, euch selbst mit eingerechnet. „Soll denn der Mensch sich selbst nicht lieben?" Er thut es ungeheißen, es ist ihm auch nicht verboten, ja

man kann ſagen, es iſt ihm geboten: denn die Selbſtliebe iſt ihm ins Herz gepflanzt; und Der, welcher das Gebot der Liebe gab, hat verordnet daß wir unſern Nächſten lieben ſollen als uns ſelbſt. Er hat demnach die Selbſtliebe unangetaſtet gelaſſen. Zugleich hat er aber auch geſagt daß wir Gott über Alles lieben ſollen, folglich mehr als uns ſelbſt. Geht nun die Gottesliebe über die Selbſtliebe, ſo kann dieſe erſt zum Worte kommen wenn jene ſchweigt. Jene aber ſoll nie ruhen. Daher iſt die Selbſtliebe als ein Naturgebot anzuſehen, das, wie alle Naturgebote, bey dem Menſchen, der in das Reich des Geiſtes aufgenommen iſt, um des Geiſtes willen, für die Zwecke des Geiſtes, welcher das Höchſte iſt, beobachtet werden ſoll. Unſer Leben iſt ein uns verliehenes Capital, mit dem wir wuchern ſollen; wir haben es alſo werth, ja hoch zu halten und darüber auf alle Weiſe zu wachen, aber als Haushalter eines anvertrauten Gutes, welches wir, wenn es geboten wird, auch wieder abzugeben bereit ſind. Die Selbſtliebe aber, welche nur um ihrer ſelbſt willen lebt, achtet kein Gebot, weder der Nächſten- noch der Gottesliebe, und iſt Sünde. Die Selbſtliebe giebt ſich alſo freywillig auf, wo die Gottesliebe herrſcht, ſie verträgt ſich nicht mit der Gottesliebe, auſſer wiefern ſie eine Bedingung zur Erhaltung des Lebens für höhere Zwecke

ist. „Welchen höheren Zweck kann es aber für das Leben geben als das Leben selbst?“ Keinen! Aber das wahre Leben ist in Gott, in der Liebe Gottes. Meinst du dein Leben werde untergehen, wenn es im Schoose Gottes ist? Nur dann verzehrt es sich und geht unter, wenn es ohne Gott gelebt wird. Wer Gott fest hält, lebt ewig. Ewig wahr bleibt das Wort: wer sein Leben lieb hat, wird es verliehren. Hier ist offenbar von dem sinnlich-bedingten Leben die Rede, von welchem sich der Mensch so ungern losreißen mag um in das Leben des Geistes einzugehen. Nur der Geist ist ewig, das Fleisch, das Sinnenleben ist dahin schwindend. Wir sollen nicht das Leben des Leibes, überhaupt das Sinnen- und Welt-Leben, ertödten, aber wir sollen nicht an ihm hangen, als an dem wahren und einzigen Leben. Dieß ist der Sinn jener Inhalt-schweren Worte. Wir stehen an der Grenze des Vergänglichen und Ewigen; wir können uns in beydes hineinleben. Wer das erste thut, muß der nicht das Leben verliehren? er spricht den Verlust seines Lebens durch sein Geschäft selbst aus: er erntet vom Fleische, was er auf das Fleisch säet. Man könnte recht gut sagen: die so thun, lieben sich eigentlich gar nicht selbst, wenigstens nicht auf die rechte Weise. Wer es recht gut mit sich selbst meint, sollte sich nicht selbst um das gute Theil, um

das ewige Erbtheil bringen, und das Schlechte, das Nichtige wählen. „Nun so bleibt ja der Mensch, auch wenn er das Ewige wählt, eigennützig; und es ist ein geringerer Eigennutz, folglich eine größere Tugend, wenn man sich mit der kurzen Spanne Zeit und ihren vergänglichen Freuden begnügt." Glaubt ihr nicht daß hier und da ein Anwald der Sünde also reden könne? Wir antworten ihm aber: Freund, der Eigennutz wählt das Ewige nicht, kann es nicht wählen, und auch nicht erhalten: Alles dieß aus dem Grunde, weil das Ewige die Aufopferung des Eigennutzes, der Selbstigkeit, ja der Selbstliebe verlangt, wiefern sich diese der Gottesliebe nicht unterordnet. Wer das Ewige liebt, vergißt sich selbst, und liebt nichts als Gott, gewinnt aber dadurch, er selbst, der auf Alles nur nicht auf Gott Verzicht leistende, das Höchste, Gott selbst, das ewige Leben. „Aber wo bleibt denn hier das Gutmeinen des Menschen mit sich selbst? So ist dieß also eine leere, ja eine falsche Redensart; und der Mensch soll es demnach gar nicht mit sich gut meinen." Wäre dieß wahr, so müßte man daraus folgern daß der Mensch nichts besseres thun könnte als sich hassen und sich selbst ins Verderben stürzen; wie denn auch wirklich Viele thun, nachdem sie alles Liebenswürdige von sich abgestreift haben. Dem ist aber nicht so. Der Mensch soll es

mit sich gut meinen, er soll sein Beste suchen; er findet aber das Beste nur indem er sein Selbst verläugnet: denn dieses ist eben das Schlechte an ihm. Nehmlich der Mensch ist nicht bloßes Selbst. Was wir mit diesem Worte bezeichnen ist sein Gott nicht angehöriger Theil, ist der Theil seines Wesens der in sich hineinstrebt, etwas für sich seyn will ohne Gott, ist der abgefallene, sündige Theil. Wir haben aber und sind etwas Besseres, wiefern wir ein Sehnen und Streben haben, uns dem Höchsten, von welchem wir abfielen, wieder zu einigen, ihm wieder anzugehören. Dieses Sehnen und Streben ist das Element der Reue, der Buße, der Besserung. Wir sind also, wiefern wir dieses besitzen, besser als unser Selbst, wir sind demnach auch noch etwas anderes als unser Selbst, unser eigennütziges Wesen. Mit diesem besseren Wesen nun sollen wir es gut meinen, weil es nicht uns, sondern Gott gehört, weil es Gottes Eigenthum ist, das wir retten sollen. Es ist unsere Pflicht Gottes Eigenthum zu retten; und wenn wir es thun, so meinen wir es gut mit uns in jedem Sinne. Wir meinen es gut mit uns, weil wir das Gute in uns fest halten, und wir meinen es gut mit uns, weil wir so am besten fahren, nicht aus eigennütziger Absicht, sondern nach dem Erfolg. Da wir nun aber in der Regel unserm selbstischen

Streben angehören, und nicht dem Streben welches auf Gott gerichtet ist, und welches, wenn es reif und vollständig erscheint, die Gottesliebe ist: so sagt der Heiland mit vollem Recht: wer sein Leben (das Element in dem man gewöhnlich lebt: das selbstische Leben) lieb hat, der wird es verliehren (der wird, wenn er weiter nichts ist als ein Selbstling, die Ansprüche auf das volle, ungetrübte, unwandelbare, wahrhaft selige Daseyn einbüssen); wer es aber verliehrt um meinet willen (um dem göttlichen Antheil sein Recht widerfahren zu lassen), der wird es erhalten zum ewigen Leben, der wird leben ob er gleich stürbe; (er wird nicht erst nach dem Tode anfangen wahrhaft zu leben, aber der Tod wird sein im Reiche des guten Geistes begonnenes Leben nicht aufheben). Hier ist Alles scharf und deutlich ausgesprochen; es ist kein Mißverständniß möglich, wenn man nicht ganz blind ist; und dieß ist man nur wenn man in der Selbstsucht versunken ist. Daher denn die wirklichen Mißverständnisse; daher die Kasteyungen und Selbstpeinigungen vieler Tausende sogenannter Christen älterer und neuerer Zeit. Sie wollten haben, sie begehrten, ihr Selbst sollte befriediget werden, sie opferten Alles auf, selbst das Leben, um nur Größeres zu erhalten als sie wegwarfen oder unter den entsetzlichsten Selbstquälereyen hingaben. Dieß war

kein Gottesdienst, es war Götzendienst; und dieser Götze war das Selbst. Heutzutage sind solche Aufopferungen freylich seltener; man weiß das Selbst wohlfeilern Kaufs zu befriedigen. Wer Gott liebt wird kein Henker an seinem eigenen Leibe, aber eben so wenig macht er den Leib d. h. das irdische Leben überhaupt zu seinem Gotzen. Allerdings ist das Selbst mächtig im Menschen, und wir werden Alle mannichfaltig versucht; aber die Liebe überwindet Alles. Wo ist nun die Liebe? Ist sie in den Geschäften des Lebens? Sie könnte, sie sollte es seyn: man sollte arbeiten um Gottes willen, aber man arbeitet blos um sein selbst willen. Ist sie in den Freuden des Tages? Man freut sich der Welt, aber man freut sich nicht Gottes. Ist sie in den Sorgen und Mühen, den Aengsten und Unruhen des Lebens? Die Furcht treibt die Liebe aus. Die Liebe mag wohl hier oder da seyn, aber in dem Weltleben ist sie nicht, und das Leben, das weit und breit, wie ein Meer, über die Erde wogt, ist ein Weltleben, ein dem Aeusseren, dem Irdischen, dem Verüberfliehenden hingegebenes Leben. Wo aber die Liebe nicht ist, da ist auch der Glaube nicht, welcher ihre Geburtsstätte ist; und wo der Glaube nicht ist, da ist die Sünde. Fragen wir nun noch was die Sünde sey? Sie ist unser eigenstes Leben, wie es gewöhnlich ist, hingegeben

dem Eitlen, dem Thörigten, abgefallen von Gott, und, selbſt dem Scheine nach Gott geweiht, doch nur das Eigene, Selbſtiſche begehrend und ſuchend. Die Sünde, ſagt ein altes, heiliges Wort, iſt der Leute Verderben. Aber nicht blos wo wir viele Tauſende an den Folgen ihrer Thorheiten untergehen ſehen, ſondern auch wo wir andere Tauſende in Behagen und Wohlſtand erblicken, iſt die Sünde und das Verderben: denn ſie iſt überall, wo Gott nicht iſt, in den Paläſten, wie in den Kramläden, in den Werkſtätten der Künſtler und Handwerker, wie am Schreibtiſche des Gelehrten, auf den Schiffen des Oceans wie in der Hütte des Landmanns. Ueberall, wo die Gottesliebe, der Gottesglaube nicht iſt, da iſt die Sünde. Wir ſagen nicht: wo äuſſeres Unglück iſt oder äuſſeres Glück, da iſt die Sünde; ſondern blos wo die Gottloſigkeit iſt im Herzen, da iſt auch die Sünde im Leben.

VIII.

Auch etwas über Mystik und Mysticismus.

Das Geschrey über Mysticismus ist wieder einmal sehr stark; und mit Recht, wiefern Frömmeley und widernatürliche Spannung der Phantasie in Bezug auf religiöse Gegenstände, diesen Nahmen verdienen. Verdienen? Also ist dieser Nahme eine Art von Strafe? Leider! und zugleich ein Beweis wie sehr das Beste und Höchste gemißbraucht und verkannt werden kann. Das Beste und Höchste für den Menschen, das zuerst und zuletzt für ihn Wünschenswerthe ist die Religion, das Gebundenseyn, das Hangen an Gott. Dieses Verhältniß, wiefern es ein nicht sinnliches, sondern ein die innersten Tiefen des Menschen in Anspruch nehmendes ist, ist freylich nicht klar, nicht begreiflich für den, der blos an der Sinnenwelt haftet, und mit endlichem Verstande über

das, was über die Endlichkeit hinausliegt, entscheiden will. Für diesen beginnt die Mystik da, wo der Verstand aufhört; und darum wird Alles, was über dieser Grenze liegt, von ihm verworfen. Er hat den Vortheil, den großen Vortheil, ein solcher Beurtheiler, daß er nicht in die Täuschungen falscher Gefühle und Phantasiebilder, daß er nicht in die Thorheiten, in den Wahnsinn des religiösen Scheins verfallen kann. Aber der Schein ist nicht die Wahrheit, und wer den Schein mit Recht verdammt, muß nicht zugleich die Wahrheit verwerfen wollen, weil sie durch Schein gemißbraucht und verkannt werden kann. Es giebt allerdings kranke Menschen, wahrhaft kranke Menschen, die sich durch falsche Gefühle und Phantasien in religiöser Beziehung nähren, oder vielmehr verzehren. Beyspiele dieser Art hat noch neuerlich Kanne in seinem: Leben und aus dem Leben merkwürdiger bekehrter Christen, wiewohl in ganz anderer Absicht, aufgestellt. Gegen solche Fälle mag immer der kalte, klare Verstand zu Felde ziehen. Aber der wahre Geist der Christuslehre ist über solche Angriffe erhaben. Ihn treffen sie nicht; eben so wenig als ihn Phantasten, und Mystiker im verwerflichen Sinne, fassen. Gleichwohl hat dieser Geist der Wahrheit und des Lichts etwas Mystisches, oder vielmehr er ist reine Mystik, etwas voll-

kommen Dunkles und Verborgenes für die Klarheit und Offenheit der Ansichten und Gesinnungen der Welt und ihres Thuns und Treibens. „Vater, die Welt kennet dich nicht," sagt mit höchster Wahrheit der ewige Sohn des ewigen Vaters. Und diese Mystik ist es, die wir jetzt gegen die Angriffe der sie Verkennenden vertheidigen, oder vielmehr als reinste Klarheit im Gegensatze gegen die Dunkelheit und Verblendung weltlicher Augen darstellen wollen.

Zuerst einen Blick auf die Dunkelheit und Verblendung der Welt. Was man in der Welt klar nennt: die Erkenntnisse unserer Sinne und unseres Verstandes, ist der größte Beweis für unsere Unwissenheit und Blindheit. Wir sehen, wir hören, wir schmecken, wir fühlen u. s. w., aber was wir sehen, hören, schmecken, fühlen: die Gegenstände unserer Sinne, kennen wir nicht. Wir bilden uns ein, in den Farben, Tönen, in dem Gefühl der Härte und Weiche, im Geschmack des Süssen und Sauren u. s. w. die Eigenschaften der Gegenstände, ihre Beschaffenheit, ihr Wesen zu erkennen, und bedenken nicht, daß erst durch die Einrichtung unserer Nerven, durch die Bauart unserer Sinnesorgane, Farben, Töne, überhaupt Empfindungen von allerley Art zu Stande kommen. Was diese Em-

pfindungen erregt, was über die Grenze unserer Empfindungen hinausliegt, das sogenannte An Sich, das eigentlich Gegenständliche der Dinge, kennen wir nicht. Was wir immer Gegenstand nennen, entsteht uns durch die Gesammtthätigkeit unserer Sinne. Wie aber diese Sinne thätig sind, wie sie mannichfaltig und das Mannichfaltige empfinden, wie es kommt, daß zuletzt ein Nervenbrey die Grundlage unserer Sinne und Empfindungen, die Vorstellungen einer Welt und unseres eigenen Wesens hervorbringt, wissen wir wieder nicht. Wir können das Nervenwesen künstlich theilen und zersetzen, und kommen nicht weiter. Wir müssen uns zuletzt eingestehen, daß wir mit dem Wesen der Welt und unseres eigenen Daseyns gänzlich unbekannt sind, daß wir hier in völliger Dunkelheit leben, und daß wir nur eben auf eine uns unbegreifliche, geheimnißvolle Weise, die uns selbst wie ein Zauber erscheinen muß wenn wir sie nicht Wunder nennen wollen, also eingerichtet sind, daß wir gerade eine solche Welt und ein solches Daseyn empfinden. Uns umgiebt, wie schon anderswo gesagt ist, ein großes Geheimniß, wir sind darinne eingehüllt, wir leben darinne; kurz, alles um uns und an uns ist etwas Mystisches, und die ganze scheinbare Klarheit unserer sinnlichen Erkenntniß ist genau genommen die größte Dunkelheit, und wir sind

überall von Myſtik umgeben. Nicht anders iſt es mit unſerem Verſtande beſchaffen. Die Geſetze nach denen wir denken, ſie ſind da, das wiſſen wir, wie wir von uns ſelbſt, von unſern Sinnen wiſſen. Aber warum wir gerade ſo, und nicht anders denken, das wiſſen wir nicht; wir denken eben gerade ſo weil wir müſſen; und die ganze Gewißheit unſeres Denkens iſt auf ein Müſſen gegründet. Und dieſes Denken, führt es uns zum Begreifen der Welt und unſeres eigenen Daſeyns? Keinesweges: im Gegentheil, je mehr wir dieſe Räthſel durch Denken entziffern wollen, deſto mehr gerathen wir in Labyrinthe, aus denen wir uns nicht herauszufinden vermögen, deſto dichter wird das Dunkel das uns umgiebt. Wir ſtoßen überall an das Unbegreifliche. Wir ſind angewieſen überall zu den Wirkungen Urſachen aufzuſuchen, und kommen gleichwohl nie aus dem Zirkel der Wirkungen heraus. Wagen wir es, eine höchſte letzte Urſache zu allen Wirkungen anzunehmen — erkennbar iſt ſie dem Verſtande nicht: — ſo ſtehen wir an einem Abgrunde von Dunkelheit, von dem wir ſogar durch einen Widerſpruch zurückgeſchreckt werden: denn wir ſind genöthigt nach einer Urſache dieſer Urſache zu fragen. Kurz, unſer Denken führt uns nicht zum Ziel, zur Klarheit: wir bleiben im Dunkeln. So umgiebt uns denn dicke Finſterniß, verborgenes, ganz

eigentlich myſtiſches Weſen auf allen Seiten, wo wir Klarheit der Erkenntniß zu haben oder zu erhalten meinen und hoffen, und wir ſind, ohne es zu wollen, ja oft ohne es zu wiſſen — denn nicht Viele gelangen zu dieſer Erkenntniß ihrer Unwiſſenheit — gebohrne Myſtiker. Ueber unſerer Zukunft, wie über unſerer Vergangenheit liegt ein dichter Schleyer. Wer ſagt uns was wir waren ehe wir waren? waren wir nicht, wie ſind wir denn geworden? Wer ſagt uns, was wir ſeyn werden wenn wir nicht mehr ſind? Wir ſind nur, ſo lange wir leben, und dieſes Leben hat ein Ende. Kann es, wird es wieder einen Anfang haben? und wo? und welchen? Ueber unſerer Gegenwart ſelbſt liegt ein dichter Schleyer: ſie verwandelt ſich jeden Augenblick in Vergangenheit und in Zukunft. Wer kann den Augenblick aufhalten? und wer verbürgt uns den nächſten? Wir ſchweben auf dem Nachen des Raumes in den Wellen der Zeit, und kennen weder das Geheimniß des Nachens der uns trägt, noch der Wellen von denen wir getragen werden. Wir kennen uns ſelbſt nicht. Was ſind wir? Körper? Was iſt ein Körper? eine Geſtalt, eine Beſchränkung im Raume? Was iſt Geſtalt und Beſchränkung? Was wird geſtaltet und beſchränkt? und wie? Und was iſt der Raum? Eine Form unſerer Anſchauung, ſagen die Weiſen.

Und unsere Anschauung was ist sie? Ein Act gesetzlicher Thätigkeit. Was ist Gesetz? und was Thätigkeit? und was das Thätige? Ein Geist? ein Unsichtbares? Was ist es? Sind wir Geister, warum müssen wir uns Körperlich denken? und wie geht dieß zu? Wo wir hinfragen, wir gerathen überall ins Dunkle, und Mystik, nichts als Mystik ist die Antwort, die wir uns auf alle unsere Fragen zu geben haben, wenn wir verständig sind. Wo bleibt nun die Klarheit der Welt und des Lebens, und alles unseres sinnlichen und verständigen Erkennens? Wir leben also, mit offenen Sinnen und geschäftigem Verstande in größter Unwissenheit und Dunkelheit fort, glücklich genug, wenn wir nicht, thörigt und verblendet, im Wissen und in der Klarheit zu leben wähnen.

Wenden wir uns nun von der Klarheit der Welt, d. h. des täglichen, instinktmäßigen Lebens, welches die eigentliche Mystik ist, zur sogenannten Mystik der Religion, und sehen wir ob uns nicht gerade hier die Klarheit entgegen kommt, die dem in dichte Finsterniß verzauberten Alltags-Mystiker abgeht, obschon er sich für den Sehenden hält, und darum Anderestehende für Blinde. Ein heiliger Mund sagt: das Licht ist erschienen in der Finsterniß, und die Finsterniß

haben es nicht' begriffen. Welches Licht? das ewige Licht, das alle Menſchen erleuchtet — die da ſehen wollen. Was gehört wohl zu dieſem Sehen-wollen? Ein aufrichtiger, anmaßungsloſer, für die Wahrheit empfänglicher Sinn, ein kindliches Herz, ein auf das Gute gerichteter Wille. „Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen; dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt tod." Erſchließen wir alſo unſern Sinn, beleben wir unſer Herz, und wir werden ſchmecken und ſehen wie freundlich der Herr iſt. „Der Herr! Wer iſt der Herr?" Der Vater des ewigen Sohnes und unſer Vater. „Myſtik! Myſtik! die gröbſte entſetzlichſte Myſtik!" So ſchreyen die Welt-klugen, die Welt-klaren, ſobald ſie nur ein ſolches Wort vernehmen. Aber das Licht ſchien dennoch in die Finſterniß und die Finſterlinge haben es nicht begriffen: denn die es nicht begreifen wollen, das ſind die wahren Finſterlinge, die eigentlichen Myſtiker, die echten Obſcuranten. „Beweiſe dieß!" Es ſoll geſchehen.

Der Menſch, wie er daſteht auf der Erde, in aller Lebens- und Geiſtes-fülle — wir denken uns ihn im vollen Beſitz, im vollen Gefühl ſeiner Kraft — iſt dennoch ein hochſt elendes und hülfebedürftiges Weſen. Er iſt beydes: denn ſein Loos iſt die ſchmählichſte Ab-

hängigkeit. Er kann faſt keinen Tag leben ohne Nahrung, keinen Augenblick ohne Athmen, gar nicht, ohne die Gunſt der Elemente: denn das Uebermaß der Hitze oder der Kälte tödtet ihn. Er gleicht ſo ganz den Thieren auf dem Felde, der Fliege, die er von ſeiner Wange ſcheucht. Sein Bau iſt eben ſo zerſtörbar als der der Fliege; wie der Bau der Fliege nicht weniger künſtlich als der ſeinige iſt. Aber ein Augenblick kann beyde vernichten. Könnte die Fliege auf dieſem ihren künſtlichen Bau ſtolz ſeyn, und wollte ſie es, ſo würde ſie ſo thöricht ſeyn wie der Menſch, der ſich auf Dinge etwas zu Gute thut die er ſich nicht ſelbſt geben, nicht ſelbſt erhalten kann. Auch nicht ſeinen Geiſt; er hängt vom Leben ab, und das Leben von Zufälligkeiten. So ſteht der Menſch da, glücklich, ſo lange es ihm vergönnt iſt, aber meiſt elend durch ſeine Schuld. Wie viele Krüppel, wie viele Verwahrloſete, wie viele Kranke, wie viele Schwache an Körper und Geiſt, wie viele Arme, Gedrückte, Leidende, Trübſinnige, Mißvergnügte, Unzufriedene, Bangende, Verzagende, Hoffnungsloſe, Verzweifelnde giebt es zu jeder Zeit auf dieſem Erdenrunde! Und nicht blos Einzelne, nein, ganze Völker, in Rohheit, Verwilderung, Ausartung, Unterjochung, Aermlichkeit, Elendigkeit, heimgeſucht von Plagen aller Art. Die Despotie, wie die Anarchie,

wie verderben, wie verheeren sie die Völker. Die sittliche Verderbniß, wie hat sie von jeher in den gebildeten Staaten gewüthet im Wetteifer mit der physischen Zerstörung. Kaum ist ein Staat aus der Schwäche und Rohheit zu Kraft und Bildung emporgestiegen, als auch der Wurm des Verderbens ihm ins Herz dringt und an seinem Bestehen nagt. Welche Staaten, welche Länder alter und neuer Zeiten nennen wir, die, den Gang der Cultur gehend, nicht dieses Schicksal erfahren hätten? Kurz, es ergiebt sich aus der Betrachtung der Erdfläche, die wir Welt nennen, im Ganzen und Einzelnen, im Großen und Kleinen, daß der Mensch, daß das Menschengeschlecht, bey allen herrlichen Anlagen, bey allen ihm verliehenen Kräften, elend und hülfebedürftig ist. Wer soll sich sein erbarmen? Der Einzelne? Er vermag es nicht, so gut er sey, bey dem besten Willen: seine Kraft reicht nicht aus. Das Ganze? es besteht aus Einzelnen. Nur eine Kraft der Höhe, wenn es eine solche giebt, nur die Kraft, die Alles schafft, Alles belebt und begeistet, Alles erhält, vermag es, Anstalten zu treffen, durch welche das noch nicht Verlohrne bewahrt, das schon fast Verlohrne gerettet wird, oder werden kann, sobald es sich den Bedingungen der Rettung fügt. Und sind uns solche Anstalten, solche Bedingungen bekannt? Sie sind es; und

von ihnen läßt sich auf das Bedingende, auf das Waltende, Ordnende, Fördernde, Vollendende schließen. Nachdem das Kindergeschlecht der Menschen, durch mannichfaltige Vorschulen geübt, herangewachsen, aber auch auf allen Punkten und in allen Richtungen ausgeartet war, ja in tiefer Verderbniß daniederlag, jene Striche der Erde ausgenommen wo noch roher Nachwuchs, in frischer Kraft zwar, aber auch in dunkler Bewußtlosigkeit seiner Bestimmung, die abgelebte Masse durch frisches Blut zu verjüngen, sich selbst aber zu vergeisten, entgegen harrte: da erscholl die Botschaft des Himmelreichs, und Krüpel und Lahme wurden zum ewigen Gastmahl eingeladen. Der Erstling der Auferstehung ward Büroe für ein ewiges Leben, das vom Geiste kommt und nicht vom Staube. Ausgegossen wurde dieser Geist durch Einen auf Wenige, und durch Wenige auf Tausende, und durch aber Tausende verbreitet über die Völker und Zeiten. Wie der Odem der Frühlings die Kälte vertreibt und die Starrheit und den Tod, und überall wo er eingeathmet wird, Leben entzündet: so dieser Geist eines ewigen Frühlings, in allen Gemüthern, die sich ihm öffnen. Und wie Niemand den Frühling läugnen kann, wenn Bäche und Ströme entfesselt werden, und die Knospen schwellen und Blätter und Blüthen hervorbrechen: so kann Nie-

mand dieſen Geiſt in ſeiner Kraft und Wirkung verkennen, der den Frieden und die Freude, und das neue Leben geſchmeckt hat, das ſeinem Hauche entquillt. Viele Tauſende ſind im Laufe der Zeiten von ihm neu belebt, umgewandelt, beſeliget worden, und Tauſende können daſſelbe noch täglich erfahren, ſobald ſie ihn in ſich aufnehmen, ſich von ihm durchdringen und neugeſtalten laſſen. Wie der Phyſiker durch ſeine Experimente zur Anerkennung beſtimmter Naturgeſetze, der Mathematiker durch ſeine Beweiſe zur Anerkennung beſtimmter Wahrheiten nöthiget: ſo nöthiget der Sinn und Wandel, den dieſer Geiſt verlangt, ſobald ſich ihm das Menſchenleben fügt, zur Anerkennung daß er der Geiſt des Friedens und der Freude, der Wahrheit und des Lebens iſt. Er giebt dem Schwachen Kraft, dem Schüchternen Muth, dem Zweifelnden Vertrauen, dem Zagenden Hoffnung und Zuverſicht. Er richtet den Gedrückten auf, tröſtet den Betrübten, erheitert den Traurigen, befeſtiget, erweitert, verjüngt das ſchwankende, beengte, ſchwindende Leben. Eine unüberſehliche Bahn der Entwickelung und Vollendung liegt vor dem Auge, das in dieſem Geiſte ſchaut, die Stimme ewiger, die Räthſel der Welt löſender, Weisheit ertönt dem Ohre, das in dieſem Geiſte vernimmt, und die ſüße Gewißheit unvergänglichen, ſeligen Lebens

erfüllt das Herz, das in diesem Geiste liebt und lebt. Aber Niemand kennt diesen Geist, der ihn nicht aufnimmt, und Niemand nimmt ihn auf, der sein nicht begehrt, und Niemand begehrt sein, der nicht reines Herzens ist: reines Herzens ist aber nicht, den die Thorheiten und Leidenschaften der Welt fesseln. Legt ab was weltlich ist, rufen die heiligen Stimmen, und ihr werdet erfahren was göttlich ist. Legt ab den Stolz und den Dünkel, und die Habsucht, und den Haß, und den Neid, und alles unreine Wesen. Reiniget euch von der Sünde, und das Himmelreich ist euer. So erscholl die Botschaft von oben vor fast zweitausend Jahren, ja von Anbeginn, und so erschallt sie noch heute. Seyd aufrichtig gegen euch selbst, legt die Falschheit ab, lernt euer nichtiges und thörigtes Treiben erkennen, forscht nicht, strebt nicht, wandelt nicht: auf unrechtem Wege. Forscht, aber nach der Wahrheit, strebt, aber nach dem Rechten, wandelt, aber im Licht und in der Liebe, nicht im Dunkel und in der Zwietracht. Thut ihr dieß, so wird euch das Geheimniß des ewigen Lebens aufgeschlossen, oder vielmehr, so giebt es kein Geheimniß mehr für euch; sondern, wie ihr im Lichte wandelt, so umglänzt euch auch die Welt und euer eigenes Wesen und das Wesen des Höchsten in Klarheit; alle Mißverständnisse, alle Zweifel, alle Dun-

keiten sind gelöset; ihr begreift euch selbst, und das Welt-Wesen, und das ewige Wesen. So wie ihr in der Liebe wandelt, schwindet vor euren Blicken das Verderben und die Zerstörung: nur eine zur Seligkeit fortschreitende Schöpfung gewahrt ihr, und ihr erkennt allen Jammer und alle Klage und alles Hadern und Murren gegen Versehung oder Schicksal oder Zufall als nichtig. Damit euch diese Klarheit zu Theil werde bedarf es blos der Sinnes-Aenderung. Wollt ihr sie nicht versuchen? Versucht ihr sie nicht: so beklagt euch nicht über Dunkelheit, oder nennt nicht Dunkelheit und Mystik, was Andere Klarheit nennen: denn ihr habt diesen Zustand, diese neue Wesens-Beschaffenheit nicht erfahren. Von diesem Punkte, von der Sinnes-Aenderung, geht die Klarheit aus, von der wir reden. In dieser Klarheit erkennen wir, daß es einen Gott giebt, der sich Aller erbarmt, die sich ihm reines Herzens nahen, einen Gott der Liebe, der nicht will daß jemand verlohren werde, einen Gott der sich bezeugt hat durch unser Gewissen, durch die Stimmen der Propheten, durch die Menschwerdung seines Sohnes und seine Tilgung der Schuld einer sündigen Erde. Nur wer keine Sünde erkennt, erkennt keine Erlösung; wer aber Sünde und Erlösung erkennt, nimmt nicht mehr Theil an der ersteren, wohl aber Theil an der letzteren. Er fühlt sich

erlöst, fühlt sich frey, und in dieser Freiheit geschickt zum ewigen Leben, es beginnend und täglich erweiternd. Dieß ist kein Traum, keine Verblendung und Täuschung, keine Mystik, sondern eitel Wahrheit und Klarheit und Lebensgewißheit für den, welcher in dieses Element des Lebens eingetreten ist. Um zu sehen bedarf man des Lichts, und um des Lichts theilhaftig zu werden, muß man das Auge öffnen. Der Schlafende aber und der aus Verdecktheit und Trägheit das Auge Schließende erblickt das Licht nicht, noch die Wunder seiner Herrlichkeit. Darum macht auf aus dem gemeinen Weltschlafe, überwindet die Trägheit, löset auf die Verstocktheit eurer Herzen, und es wird Alles anders um und in euch seyn. Ihr werdet der Offenbarung glauben, ihr werdet durch den Glauben zum Licht, durch das Licht zur Liebe, durch die Liebe zum Leben, zu Gott selbst, geführt werden, der das Leben ist und die Seligkeit: denn Leben ist Seligkeit, und wo Leiden ist irgend einer Art, da ist Mangel des Lebens. Alle Kraft, alles Licht, alle Liebe ist ein Sternthum, ist das Wesen des Lebens; und wo Ohnmacht ist, und Dunkel und Zwiespalt, da ist des Lebens Mangel und der Tod. Sehet die Kinder an in ihrer frischen Lebendigkeit: sie hüpfen und jauchzen, das Leben ist neu und voll in ihnen, und an ihnen kann man erkennen wie freundlich,

wie süß der Lebensathem ist. Wo Leben ist, ist Blüthe und Duft, zeugende und erhaltende Kraft, Wohlseyn und Gedeihen, Gnüge und Ueberfluß. Wo Leben ist, ist Liebe, und in der Liebe Seligkeit. Könnt ihr das Leben so sehr verkennen? Ihr Abgestorbenen! Daran erkenne Jeder daß er das Leben verlohren hat, jenes Leben nehmlich, welches die Fülle der Kraft und Gesundheit und der Fröhlichkeit und der rüstigen, klaren That ist: wenn er dieses Leben nur als eine kümmerliche Ernährungs-Anstalt betrachtet, wenn sein Dichten und Trachten nur darauf gerichtet ist: ein Daseyn zu sichern und behaglich zu machen, dessen enge Schranken er für die Grenzen seines Bestehens hält; wenn er kalt und selbstisch an Sich vor Andern, und an Sich wiederum zuletzt d. h. zuhöchst denkt; wenn er sich in Furcht und Sorgen und Zweifeln abmüht und verzehrt; wenn er die Vergangenheit beseufzt als ein entflohenes Gut, die Gegenwart beklagt als eine Last, und der Zukunft bang entgegensieht, als in der ihm Kraft und Leben schwinden wird. Aber auch Der hat das Leben verlohren, der über die heitere Welt einen schwarzen Schleyer wirft, der sie als ein Jammerthal und sein Leben als eine Büssung betrachtet, der das gegenwärtige Leben selbstquälerisch hinwegwerfend nur nach einer verheißenen Zukunft jenseits seufzt. Und auch der hat

das Leben verlehren, dem das Leben gleichgültig ist, der es verlebt weil es da ist, aber ohne einen Werth darauf zu legen, der nichts fürchter aber auch nichts hofft, dem Alles gering, niedrig und elend scheint, aber ohne daß er etwas Großes, Hohes und Wünschenswerthes anerkenne, der zwar nicht hastig nach den Gütern des Lebens greift, aber auch nicht mit Ernst und Liebe nach irgend etwas strebt das er für ein wahres Gut hält. Kurz, der Gleichgültige, wie der Selbstpeiniger, und wie der begehrlich-Engherzige, Alle haben das Leben verlohren. Das Leben quillt in Kraft und Fülle, in Anmuth und Lieblichkeit, immer neu, immer schöner, nur Dem entgegen, der aus der Quelle des Lebens trinkt, der Gott, die unsichtbare Sonne des Lebens, gefunden hat, und von den allgegenwärtigen Strahlen dieser Sonne erleuchtet, erwärmt und gekräftiget wird. Nur er gedeiht, nur er grünt wie der Palmbaum, nur er trägt süße Frucht des Lebens. Sonst nannte man einen solchen einen Christen, weil nur die Christuslehre, aufgenommen in das Herz und ausgeprägt im Sinn und Wandel, solche Fülle und Genüge giebt. Jetzt nennt man einen Solchen einen Mystiker, weil immerdar der Meister und Herr vor dem Auge seines Geistes steht, weil er sich von ihm zum Vater der Liebe führen läßt, und weil er, nicht blind und leidend —

wie die sich selbst Täuschenden die man mit Recht Mystiker nennt — sondern klar-besonnen und rein-thätig, in dieser Liebe lebt und in ihrem Schooße sicher wohnt. Ja, dahin ist es in unserer selbstgefälligen, übermüthigen Zeit gekommen, daß Viele das reine Evangelium in seinem ganzen Umfange: die Lehre von der Erlösung des sündigen Menschen durch Gottes ewigen, Mensch gewordenen, Sohn, die Lehre von der Heiligung durch seinen Geist, und die Lehre vom Eingang des Sohnes und Vaters, des Lichts und der Liebe, durch diesen Geist, den Geist der Wahrheit, in das Herz des Gläubigen, für Mysticismus halten, und den, der nur im Geist und in der Wahrheit leben will, einen Mystiker nennen. „Der Mensch ist gut", sagen sie; „er bedarf blos der Bildung, nicht der Versöhnung, die ein Gott-entehrender Begriff ist, weil der Begriff eines beleidigten Gottes der Liebe ein Widerspruch ist; und zur Heiligung kann und soll der Mensch auf dieser Erde noch nicht gelangen, eben weil sie kein Wohnsitz des Heiligen ist — es müßten denn dieß die Schein-Heiligen in und ausser den Klöstern seyn, — sondern blos eine Erziehungs-Anstalt des Menschen für die Vernunft." Was sie aber Vernunft nennen, das nennen wir den guten, reinen, heiligen Geist, den Geist des Lichts, das alle Menschen erleuchtet, aber

nur wenn sie sich erleuchten lassen wollen. An diesem Wollen aber liegt es eben; und noch ist Keiner aufgestanden, der nicht etwas diesem heiligen Geiste widerstrebendes in sich gefunden hätte, ein Etwas, das mit siegender Gewalt uns niederwirft und zu Sklaven der Erde macht, da wir doch die Freyen der Vernunft seyn sollten. Wer ist aber ein Vernunft-Freyer? Er trete auf, wir wollen ihn als einen Heiligen verehren, oder wenn er sich dieß bescheiden verbittet — wiewohl er es nicht darf: denn er ist heilig und darf die Wahrheit nicht ablängnen: — so wollen wir wenigstens anerkennen, daß wir an ihm ein Muster und Vorbild haben, wie man ohne das Evangelium ins ewige Leben eingehen kann. Denn das ewige Leben ist eben das Leben in Vernunft und Freiheit; worüber wir mit den Vernunft-Predigern ganz einverstanden sind. Uns ist die Vernunft, wie ihnen, das Höchste; und was wir sonst seliges Leben oder Seligkeit nennen, mögen wir auch gern mit ihnen Vernunftleben oder Vernünftigkeit nennen. Der Mensch kann, unserer klarsten Ueberzeugung nach, nicht besser aufgehoben seyn als in der Vernunft. Aber wer hat sich schon, ohne von der Sünde Abschied zu nehmen, den Weg zu ihr gebahnt? Die Vernunft ist das Heilige in uns. Sind wir aber nicht heilig, so sind wir auch nicht vernünftig: die Vernunft gehört

wohl uns, wir aber gehören nicht der Vernunft an. Sie ist wohl das Licht, das seinen Strahl in alle Menschen wirft — Gewissen nennt dieses im Dunkel aufblitzende Licht der gemeine Mann, Sittengesetz der Philosoph; — aber dieses Gewissen, dieses Sittengesetz, das allein Heilige in uns, das wir uns nicht angebildet, nicht durch eigene That und Verdienst erworben haben, sondern das uns als Begleiter durchs Leben, als Genius, beygegeben ist, findet uns, wenn wir ihm unser Inneres zur Beurtheilung darlegen, aber aufrichtig, unverstellt darlegen, nicht fleckenlos, rein und gut, wie es selbst ist, sondern erfüllt von falschen, tadelnswerthen Gefühlen, Gedanken und Bestrebungen, welche alle, gleichsam wie böse Früchte an Einem Stiele, an unserm selbstischen Wesen hangen. Nur wer sich für gut hält, findet so etwas nicht, geht aber auch nicht aufrichtig mit sich bey seinem Gewissen zu Rathe. Wir haben uns über diesen Gegenstand, über das dem Menschen einwohnende verderbene selbstische Wesen anderswo zur Gnüge beweisend geäussert. Wir haben auch gezeigt, auf welche Weise, durch welches Mittel es bezwungen wird: lediglich durch den Glauben, als eine Gotteskraft. Und diesen Glauben schenkt uns allein das Evangelium. Das Gefühl der Befreyung von unserer Schuldenlast, das Gefühl der Kraft alles Böse zu be-

siegen, das Gefühl unserer Einigkeit und innigen Verbundenheit mit dem höchsten Wesen, mit dem Vater, der die Liebe ist, dieß Alles können wir uns nicht selbst geben oder verschaffen: es muß uns von oben gegeben werden. Und es wird uns gegeben durch die Strahlen des Evangelii, die in unser Herz leuchten und unsern Geist erhellen, unsern Sinn läutern, unsern Trieb erwärmen und unsere Kraft beleben zum Kampf, ohne welchen kein Sieg, keine Freiheit, kein Leben in Vollendung denkbar ist. Wir sind erlöst, aber wir müssen die Freiheit behaupten; wir sind begnadigt, aber wir müssen die Schuld fliehen; wir sind geheiligt, aber wir müssen uns rein erhalten; wir sind mit Gott versöhnt durch seinen Sohn, aber wir müssen diese Versöhnung durch den Glauben annehmen und fest halten. Diese Versöhnung aber ist, wie schon gesagt, ein Stein des Anstoßes für die Vernunftprediger. Sie können sie mit ihrem Verstande nicht begreifen, ja sie finden einen Widerspruch darinne. Nun, wie viel ihr mit eurem Verstande begreift, ist oben gezeigt worden; und den Widerspruch geben wir euch selbst auf den Kopf Schuld: denn ist das Menschengeschlecht ein sündiges Geschlecht, was ebenfalls erwiesen ist, und kann es sich nicht selbst erlösen, wie ebenfalls erwiesen ist, und steht es durch seine Sündhaftigkeit im Gegensatz, in Unverträglichkeit

mit dem heiligen und gerechten Gott, der nur die Gerechtigkeit lieben kann: so bedarf es, um ihm gerecht zu erscheinen eines Mittlers der die Sünde vertilgt und das Menschengeschlecht reiniat von seiner Schuld; und diese Ausgleichung, diese Genugthuung, wie wollt ihr sie anders nennen als Versöhnung, da ja die ewige Güte und Liebe dem Bösen zürnen muß, nicht auf menschliche Weise, leidenschaftlich, sondern auf göttliche Weise, ihrem innersten Wesen nach, welches das Böse nicht duldet, sondern vernichten muß. So sind wir freylich bey unserer Ansicht mitten in dem befangen was ihr Mysticismus nennt, aber dieser Mysticismus ist der Kern und das Wesen des Evangeliums, das sich auf Christum, den Erstling der Auferstehung gründet und seit fast zweytausend Jahren in alle Welt ausgegangen ist. Dieß haltet ihr aber, wenn ihr aufrichtig und laut reden wollt, für eine veraltete Lehre, für eine Reliquie aus der Kinderzeit des Menschen, die nur so lange Wunder thut, als an sie geglaubt wird, und die der aufgeklärte Menschengeist abstreift, wie man ein zu kurz gewordenes Kleid ablegt. Wenn sie nun aber Wunder thut, diese Reliquie, warum wollt ihr nicht an sie glauben? Bey euch freylich thut sie keine Wunder, weil ihr nicht an sie glaubt. Und warum glaubt ihr nicht? Weil euch der Glaube verlohren gegangen

ist über dem Stolz des Wissens. Nicht über euer Wissen: denn es ist nichts daran, sondern über dem Stolze, der sich dünkt etwas zu wissen. Woher habt ihr denn eure Wissenschaft? kommt sie aus euch? habt ihr sie nicht ererbt? oder woraus bestehen die Materialien eures Wissens? doch aus den Begriffen und Kenntnissen die man euch von Jugend auf beygebracht hat, und die ihr allenfalls durch eigene Combination einiger maßen verändert habt. Und diese Combination, richtet sie sich nicht wieder nach der Art und Weise wie das Denkvermögen in euch entwickelt ist? Dieß geschieht aber bey Jedem anders, Jeder hat also eine andere Wissenschaft, wenn er nicht fremde Gedanken nachbeten will. Es giebt also keine allgemeine Wissenschaft, so groß auch das Geschrey davon ist. Ihr habt nichts als die Gesetze eures Denkens, die allgemein sind. Diese aber sind blos zur Prüfung des gegebenen Denkstoffes vorhanden; sie selbst geben keine Erkenntniß. Woher nun eure Erkenntniß? Der Geist bedarf eben so sehr der Nahrung als der Leib, und wir nähren den Geist nicht weniger mit erhaltenen Begriffen als mit erhaltenen Anschauungen. Die erhaltenen Begriffe nun woher kommen sie? Sie werden uns von der Zeit zugeführt, die Tradition ist es, die sie zu uns führt. Seyd ihr euch nun genau bewußt was ihr rein gedacht, oder was

ihr schon als gedacht vorgefunden und erhalten habt? Und was mögt ihr überhaupt rein denken ohne Stoff, ohne Gegenstand, ohne Gegebenes? Und wie vieles ist uns gegeben! Nicht blos die Erfahrung unseres eigenen Lebens, sondern auch die Erfahrung Aller die mit uns sind und die vor uns waren. Und hier kommen wir eigentlich auf den Punkt, um den es uns zu thun ist, und zu dem wir durch das jetzt Gesagte nur hinleiten wollten. Unter die reichen gegenständlichen Erfahrungen gehört auch, und gewiß nicht zuletzt, die des Christenthums und der Einfluß den dasselbe seit seinem ersten Entstehen auf die Geister gehabt hat die es aufnahmen. Mit dem Christenthum und durch dasselbe sind Begriffe ausgeprägt worden und in Umlauf gekommen, dergleichen die Welt vor dem Christenthum, selbst die denkende Welt, durchaus nicht gekannt, nicht gebildet hat. Der menschliche Geist ist durch das Christenthum auf eine Höhe gehoben worden, zu welcher er sich früher nicht emporzuschwingen vermochte. Man könnte sagen, das Gebiet, das Element des Geistes, ist durch das Christenthum erst aufgeschlossen, erst bekannt geworden. Den reinen Geist, den Geist der Wahrheit, kennen wir erst durch das Christenthum. Der Geist der Wahrheit ist Gott: nicht der physische oder metaphysische, d. h. der todte Gott, das Gedankending der

Alten, ſondern der lebendige Gott, deſſen Weſen Heiligkeit, und deſſen Heiligkeit reine Güte und Liebe iſt. Nur dieß iſt der würdige Begriff der Gottheit, welchem allein unſer Geiſt rein zu huldigen vermag. Aber nicht blos Begriff, ſondern Gegenſtand, zwar nicht Gegenſtand ſinnlicher Anſchauung oder verſtändigen Begreifens, ſondern Gegenſtand des Herzens im Glauben und durch den Glauben, der kein Fürwahrhalten, ſondern ein lebendiges Erfaſſen, Ergreifen, Feſthalten des Gemüths iſt. Dieſen Aufſchwung des Gemüths in voller Klarheit und Deutlichkeit des Bewußtſeyns, dieſe innige Verſchmelzung der Empfindung und der Idee, dieſe Höhe des geiſtigen Lebens, die weit über die Höhe der todten Speculation erhaben iſt, welche erſt von jener aus in ihrer Kahlheit und Unfruchtbarkeit überſehen werden kann, verdanken wir einzig dem Chriſtenthum; und wenn die neuere Philoſophie, wiefern ſie nicht wieder in die Form der alten hinabgeſunken iſt, ſondern ſich aus der ſcholaſtiſch-chriſtlichen heraufgebildet hat, uns einen Idealismus aufſtellt, gegen den der Idealismus der Alten nur Traum und Schatten iſt: ſo verdankt ſie dieſen Aufſchwung, anerkannt oder nicht, allein dem Chriſtenthum aus ſeiner erhabenen Idee des Geiſtes. Man ſage nicht, daß das Chriſtenthum ſeine Ideen z. B. die des Logos, des hö-

sen Principes selbst, theils in seiner Entstehung von früheren, theils in seiner Ausbildung von späteren fremden Besitzern entlehnt habe. Wer das Christenthum als Lehre wie sie vor uns liegt, oder bestimmter, wer das reine Evangelium genau und unbefangen betrachtet, muß finden, daß eseben so wenig etwas von aussen her entstandenes und zusammengetragenes, daß wir nicht sagen, zusammengeflicktes, seyn kann, als dieß bey einem lebendigen Saamenkorn oder einem lebendigen Ey der Fall ist. Es ist von innen heraus, aus Einem Princip, und zwar aus einem lebendigen Princip gebildet, welches seine Kraft und Wirksamkeit durch die That, durch seine Entwickelung und Ausbildung, durch seinen Eingang in das menschliche Herz, durch seine Gewalt über die menschlichen Gemüther, durch seine Ausbreitung über die Erde erwiesen hat. Man sage nicht daß auch anderen Lehren dieselbe Begünstigung wiederfahren ist. In der alten Zeit gar nicht; und in der spätern steht dem Evangelium blos eine Ilias post Homerum, oder vielmehr blos der Affe des Evangeliums, der Koran, entgegen, dessen Princip, das Princip der Absonderung, sich in sich selbst vernichtet und dieser Lehre allmählich den Untergang bringen muß. Umgekehrt ist dieß mit dem Evangelium der Fall. Sein Princip trägt die Nothwendigkeit der Erweiterung, der allgemeinen Ver-

breitung in sich: denn es ist das der Gemeinschaft, der Liebe. In dem Princip der Liebe liegt der Einheits- und der Entwickelungs-Punkt des Christenthums, und der Beweis für seine organische, ja für seine mehr als organische, für seine geistige, göttliche Natur. Was ist der Logos des Plato gegen den eingebohrnen Sohn Gottes, der für die Sünden der Welt stirbt, für ihre Auferstehung aufersteht, und seine Wiederkunft als Richter der Lebendigen und Todten verkündiget. Oder ist er nicht gestorben? nicht auferstanden? hat er seine Zukunft nicht verkündiget? Dann reißet Blatt für Blatt aus dem Evangelium: denn Alles dies ist in jede Faser desselben verwebt und eingewachsen. Woher aber der Logos des Plato? Weil das Wort das von Anfang war, das Gottes-Bewußtseyn, das Licht das alle Menschen erleuchtet, dem Menschen eingebohren ist, und nur nicht in Jedem sich zu voller Klarheit entwickelt; was aber die Gottheit nicht verschuldet hat. Auch Plato hat diese Idee der Ideen nicht erfunden, wie überhaupt keine Idee erfunden, sondern blos gefunden, entdeckt, oder vielmehr empfangen wird. Aber auch Plato hat sie nicht ursprünglich empfangen, sondern durch Tradition erhalten, nicht als etwas dem nichts in seinem Geiste entsprochen hätte — wie hätte er sie sonst denken kön-

nen? — sondern als fremden, bestimmten Gedankenreiz für eigene analoge Gedanken-Erweckung. Woher aber die Tradition? Geht zu den Indiern und forscht: ihr werdet dieselbe Frage erneuern müssen. Genug daß die Möglichkeit dieser Idee in jedem Bewußtseyn liegt, weil ihre Nothwendigkeit mit dem Bewußtseyn überhaupt, mit der Vernunft, mit dem göttlichen Erbtheil gegeben ist. Aber noch einmal: wie dürftig, wie todt, oder vielmehr wie noch unbelebt, zur Entwickelung unbegeistet, ist Plato's Idee, gegen die überschwenglich reiche, lebendige, ja in höchster Vollendung ins Leben selbst getretene Idee des ewigen Gottessohnes? — Ist es vielleicht mit der Idee des Satans derselbe Fall wie mit der Idee des Logos? Auch die Idee eines bösen, nicht Ur-Wesens, aber doch Wesens und Geistes — dem man nicht eben die beschränkende Form einer Person anpassen muß oder darf, obschon wir selbst, an Persönlichkeit gebunden, geneigt sind uns geistige Wesen als Personen zu denken, — auch diese Idee ist aus dem Evangelium nicht zu verbannen: denn sie bedingt die ganze Erscheinung des Erlösers. Aber auch diese Idee findet sich im grauen Alterthum: nicht im occidentalischen, als dessen Element ursprünglich der feste Grund und Boden beschränkter Anschauung war, und das sich nur zu einer Vielheit von Dämonen und Got-

tern menſchlicher Art erheben konnte; ſondern im orientaliſchen, dem die Idee der Allgemeinheit und Einheit eingebohren war. Liegt auch die Idee des Satans in der Vernunft gegründet, daß ſie ſich in dem ideenreichen Orient entwickeln konnte? Keinesweges: im Gegentheil, ſie ſtört die Vernunft, ſie iſt ihr entgegen, die Vernunft findet einen Widerſpruch in ihr, und muß ſie vernichten. (Beyläufig geſagt: darum mögen auch die Philoſophen nichts von einem Teufel wiſſen.) Wie kam denn nun dieſe Idee in den Orient? Wir antworten: auch durch Tradition. Es mußte doch einmal etwas vorgefallen ſeyn was die Veranlaſſung zu ihr gab, und wenn es auch nur der einfältige Biß in den Zweifels-Apfel geweſen wäre. Auf jeden Fall fanden die alten Orientalen etwas in ſich — nicht in ihrer Vernunft, aber doch in ſich, in ihrem Menſchenweſen, welches bekanntlich nicht lauter Vernunft, auch nicht blos Vernunft und phyſiſches Weſen iſt (denn auch dieſes iſt heilig) ſondern auſſer dieſen beyden Elementen noch etwas Drittes enthält, das der Vernunft widerſtrebt: die Schrift nennt es den alten Adam — kurz die alten Orientalen fanden eben dieſes Dritte in ſich, mit deſſen Begriff ſie, ohne ihn auf ein böſes Princip zu reduziren, nicht fertig werden konnten. Und nun wollen wir gern eingeſtehen daß dieſer

Begriff, weder im neuen, noch im alten Teſtamente ein neuer Begriff iſt, ſondern daß die Juden, etwa in der Babyloniſchen Gefangenſchaft erſt, den Verführer ihrer Stammmutter kennen lernten. Wenn nur das Factum da war! Und daß wir ein gefallenes Menſchengeſchlecht vor uns haben, liegt am Tage: gleichviel ob es von ſeinem Falle weiß, wie die Orientalen, oder nicht, wie die Occidentalen. Wiſſen wir doch auch nicht wie uns zu Muthe war als wir gebohren wurden; und doch haben wir dieſen Fall erlebt. Genau genommen erleben wir aber auch die ganze Geſchichte des Sündenfalls häufig genug; und der Teufel läßt uns alle Tage mehr oder weniger große Biſſe in ſeinen Apfel thun. Kurz, die Geſchichte des Sündenfalles war eine alte Geſchichte, die das ganze Menſchengeſchlecht anging, nicht etwa blos die Hebräer. Und ſo konnten dieſe ſehr gern eine frühe, ja eine frühere Notiz davon ihren Nachbarn und Freunden oder auch Feinden zugeſtehen. Die Idee des Satans alſo, auch als auſſerhalb der heiligen Schriften befindlich, beweiſet nicht das geringſte für eine Zuſammentragung des Evangeliums aus fremden Stoffen. Im Gegentheil: dieſe Idee mußte ſich weit und breit unter den Völkern verfinden, indem ſie ſich auf ein Ur-factum bezog: denn die älteſte Geſchichte hebt vom Sündenfalle an; und

vom Paradiese wissen wir nichts, ausser wiefern wir selbst wieder in dasselbe eingehen. Daß wir dieß können, haben wir lediglich dem Retter von oben zu danken. Denn im Bösen war die Welt wohl Meister, aber vom Guten hatte sie nur Kinderbegriffe, als Christus erschien. Im Occident waren die Götter Menschen, im Orient wollten die Menschen Götter seyn. Dort lag das göttliche Princip noch im Schlummer der Kindheit, hier wurde das physische Princip gewaltsam niedergedrückt und abgetödtet. Dort unterlag man der Macht des Schicksals und des Zufalls, hier der Vernichtung durch Selbstreinigungen. Der Occident löste sich nach und nach in das Element des Unglaubens, der Orient in das des Aberglaubens auf. Der Friede Gottes, die Versöhnung des Irdischen und Ewigen, war nicht auf der Erde zu finden. Diesen Frieden brachte Christus auf die Welt, für Alle die Theil an ihm haben wollten. Er knüpfte das Irdische an das Ewige und das Ewige an das Irdische, indem er irdisches und ewiges Leben in das Verhältniß von Mittel und Zweck brachte. Er gab das Gesetz der Liebe, und führte so den Himmel zur Erde und die Erde zum Himmel. Und wir sollten mit unserm Denken und Thun etwas Vollkommneres auffinden? Wir sollten einem andern und höheren Ziel durch andere und bessere Mittel nachstreben können,

als die uns dieſer Meiſter zur Lebensvirtuoſität an die Hand gegeben? Dieſe Mittel ſind: Glaube und Gehorſam; Glaube, an unſere Verbindung mit Gott durch Chriſtum; und Gehorſam, als Unterwerfung unſeres Willens unter den göttlichen, welcher die Liebe iſt. Es iſt ein lebendiges, geiſtiges Band, das Chriſtus um die Menſchheit geſchlungen hat und durch welches er ſie an die Gottheit knüpft: das Band der Liebe; kein Sterblicher kann es löſen, wie keiner es knüpfen konnte. Niemand kann auf ſeine eigene Hand zum Vater kommen, welcher die Liebe iſt: denn Niemand iſt ſo rein, daß er ohne Vernichtung vor dem reinen Weſen erſcheinen könnte. Nur der Menſch ohne Sünde kann es; und dieſer Menſch iſt in Chriſtus dargeſtellt: in ihm erſcheint die Menſchheit der Gottheit rein. Durch den Glauben an ſeine Kraft und That ſind auch wir gereiniget: denn dieſer Glaube, das beſte und reinſte was wir geben können, iſt das Bindungsmittel zwiſchen uns und ihm; und durch denſelben geht ſeine Kraft und That auf uns über. Und dieſen Glauben wollen wir von uns ſtoßen? Was bleibt uns denn, um vor der Gottheit zu beſtehen, wenn wir nicht dieſen Anker des Heils erfaſſen? Iſt es nicht augenfällig, daß uns nur dieſer Weg offen ſteht, wenn wir zum Ziele wollen? Die Jünger verſtanden Ihn nicht, als er noch

unter ihnen wandelte, wenn er ſprach: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; wir aber können Ihn nun verſtehen, wie ihn die Jünger verſtanden, nachdem er geſtorben und auferſtanden, nachdem er zur Höhe gegangen war und ſeinen Geiſt herabgeſendet hatte. Dieſer Geiſt iſt nicht ausgeſtorben; ein Jeder kann ihn athmen, dieſen Lebens-Aether, wer nur aufrichtig und reines Herzens iſt. Und der Wunſch, die Sehnſucht es zu ſeyn, reicht hin es zu werden. Nur das Widerſtreben, nur die Verſtocktheit bleibt ausgeſchloſſen. Warum ſollen wir nun nicht verſuchen, was ſo überſchwenglich viel verſpricht? warum auf den Anſchein des Unbegreiflichen uns den Weg zum Höchſten und Beſten verſchließen? Laßen wir doch vor der Hand das Unbegreifliche auf ſich beruhen, und thun wir was uns vorgeſchrieben iſt. „So ihr bleibet in meiner Lehre, ſo werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frey machen.“ So ſpricht der Mund des Weſens in dem kein Trug erfunden wurde. Warum ſollen wir ihm nicht glauben? nicht thun was er heiſcht? Er fordert uns ja ſelbſt zur Probe auf: er will ja nichts, als daß wir prüfen ſollen ob ſeine Lehre von Gott ſey: Aber nur durch Ausübung dieſer Lehre, nicht durch Bekrittelung derſelben, mögen wir ſie prüfen. Und welcher Reiz zur Prüfung! welcher Anlaß

zur ſtrengſten Erkundigung ob ſie wahr ſey! Was wünſchen wir lieber, als frey zu werden: frey von jeder Ungewißheit, von jedem Zweifel, von jedem Irthum und Vorurtheil, von jedem Druck, jeder Sorge, jeder Furcht, jeder Schwäche, jeder Sklaverey, und überhaupt jeder Beengung unſeres Daſeyns? Er bietet ſie uns an, dieſe allſeitige Freyheit, aber nur um den Preis der Probe mit ſeiner Lehre. Und dieſe Lehre verlangt: daß wir uns nicht auf der Erde einbürgern, nicht das Leben lieb haben, das dieſer Welt angehört, im moraliſchen Sinne nehmlich, in Beziehung auf unſere Neigung, auf unſer Dichten und Trachten angehört; daß wir unſere Neigung nicht auf das Vergängliche werfen, ſondern auf das Unvergängliche, welches keinen ſinnlichen Reiz hat, auch nicht mit ſinnlicher Neigung verfolgt werden kann, ſondern mit einer Liebe geſucht werden muß, die ſich mit jener Neigung nicht verträgt und von ganz anderer Art iſt: wie das reine Sonnenlicht ganz anderer Art iſt, als das trübe Licht einer Lampe. Und ſo wie ſich dieſes ſelbſt verzehrt, jenes aber unerſchöpflich ſich ſelbſt erzeugt: ſo verzehrt uns auch unſere Neigung zum Vergänglichen, unſere Liebe aber zum Unvergänglichen ſacht unſer Leben im reinen Element des Ewigen für unverwüſtliche Dauer an, erfüllt es mit dem Lichte, mit der Wärme, mit der

Kraft, die sich aus unversiegbarer Quelle selbst erzeugen, und ersetzt uns die irdische Luft durch himmlische Seligkeit. Nur dem ist diese Seligkeit ein Phantom, ein Nichts, etwas Undenkbares und Unerfahrbares, nicht zu Erlebendes, der in den Strom des Vergänglichen eingetaucht ist und mit ihm fortgerissen wird. Aus diesem Strome zieht uns aber der Retter, der Heiland, der aus der Region jenes reinen, sich selbst erzeugenden, ewigen Lebens zu uns herabgekommen ist, die Sünder selig zu machen, die von Gott, dem reinen, ewigen Leben Abgefallenen wieder zu ihm zurück zu führen. Dazu bedarf es nun freylich des Glaubens von unserer Seite, d. i. des Vertrauens zu diesem Führer und seiner Anweisung; die Befolgung aber derselben befreyt uns auch aus der Befangenheit, in welche wir durch unser irdisches Daseyn und Leben gesetzt sind, und welches uns, wenn wir frey gemacht sind, nur als eine irdische Blüthe erscheint, zwar durch den Hauch des Geistes in ihrem Schooße himmlische Frucht zu erzeugen, aber auch abzufallen bestimmt. Die Blüthe welkt, aber die Frucht soll bleiben; ohne den Geist aber trägt unser Leben keine Frucht: der Geist aber ist es, den uns Christus vom Vater gebracht hat, damit er unsern Geist, der seines Wesens, himmlischer Natur, ist, von seiner Herabgezogenheit in das Irdische be-

freue. Wer an alles dieß glaubt, iſt nun freylich für den an die Welt Gebundenen ein Myſtiker: denn dem alſo Gehaltenen und Geblendeten iſt die Klarheit dieſes höheren Lebens vor ſeinen Augen verborgen. Wer aber einmal dieſe neue Lebensluft eingeathmet, ſein Auge für dieſes Licht empfänglich gemacht hat durch den Glauben, dem iſt es auch zu Sinn und Herzen, wie einem vom Schlafe, welcher nur Träume, und oft ſehr böſe Träume hat, Erwachenden, wenn die erquickende Morgenluft weht und der Strahl des jungen Tages das Dunkel ſeiner Schlafkammer verſcheucht. Ein alſo Erwachter ſieht wohl wer um ihn her noch in Schlaf und Träumen liegt; die Schlafenden und Träumenden aber wiſſen nichts von dem Zuſtande des Erwachten, und können es auch nicht eher, als bis ſie ſelbſt erwacht ſind. Wachet alſo auf die ihr noch im Geiſtes-Schlafe begraben liegt, und deren Geiſt ſich mit mancherley Träumen ergötzt oder abängſtiget, auch unter andern mit dem Traume des Wachens. Wachet auf und erkennet daß nur das Evangelium vom Reiche Gottes die Schläfer erwecken kann, daß nur von ihm aus die Morgenluft und der Morgenſtrahl belebend und ermunternd an eure Bruſt weht und an euer Auge dringt; und erkennt zugleich daß das Evangelium nichts iſt ohne den Gekreuzigten und Auferſtandenen, nichts iſt ohne die

Ausgießung seines Geistes und eure Heiligung durch denselben, nichts ist mit eurem Kritteln und Deuteln und natürlichen Erklären, nichts ist mit eurem Hinauswerfen der Geheimnisse aus Gottes Haushaltung. Lernet erkennen, daß ihr die Blinden seyd und Gott der Sehende, und daß er nur dem die Augen öffnet der in seinem Lichte sehen will. Nur wer versunken ist in irdischen Wahn, in irdischen Dünkel, und in irdisches Leben, siehet dieses Licht nicht und mag es nicht sehen, und ist mit nichts so freygebig als mit dem Vorwurf des Mysticismus und dem Nahmen des Mystikers gegen Solche, die, nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch die Wohlthat des Evangeliums, von Wahn und Dünkel, und Behagen am äussern und Schein-Leben, zurückgekommen sind. Diese wissen wohl, was sie besitzen und was jene nicht besitzen, und können sich alle Verkennung und Verschmähung ihrer Ansicht und ihres Strebens ganz wohl gefallen lassen. Aber sie wünschen doch, daß auch die draussen sind, Antheil haben möchten an dem, was sie beseliget, was sie erleuchtet und erwärmt und stützt und trägt. Es ist aber nicht blos schwer, sondern unmöglich, dem, der die Augen verschließt, das Licht zu zeigen. Und so wird denn wohl noch geraume Zeit ein Zwiespalt dauern zwischen denen die da sehen, und denen die da nicht

sehen, ja mehr als Zwiespalt: auch wohl zum Theil Feindschaft und Haß von Seiten der Nichtsehenden. Die Nicht-Hassenden aber stehen der Wahrheit am nächsten, auch wenn sie sich Alles natürlich ausbitten, auch wenn sie den Verstand zum alleinigen Richter der Wahrheit machen. Auch haben sie in so fern recht, daß Alles was wider den Verstand ist, nicht Wahrheit seyn kann: aber noch weit mehr Unrecht, wenn sie dem, was über den Verstand ist, die Wahrheit absprechen, oder wenigstens alles dieß, als ausser dem menschlichen Erkennen liegend, etwas kalt und vornehm, auf jeden Fall aber einseitig-absprechend, ablehnen. Der Verstand ist der Prüfer sinnlicher Wahrheit, und gilt für die Erscheinungen der Sinnenwelt; das nicht Erscheinende aber ist der Geist, der seine Heimat vergeblich im Irdischen sucht, und nach einem Frieden schmachtet den die Welt nicht geben kann, sondern nur was über der Welt ist: Gott.

IX.

Der neue Mensch.

„Ziehet den neuen Menschen an, der von Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ Das sollen wir thun, also können wir es auch, trotz aller der großen Hindernisse und Schwierigkeiten die sich hier entgegen stellen. Wir wollen jetzt nicht fragen woher diese kommen, und ob und wie sie zu beseitigen sind; dieser Gegenstand bleibe einer andern Betrachtung vorbehalten. Aber gesetzt es sey zum neuen Menschen in uns gekommen, wie ihn der Apostel schildert, so fragt es sich, ob eine solche moralische Umänderung unseres Wesens ohne Beziehung und Einfluß auf unsere übrige geistige, sodann aber auch auf unsere physische Existenz, und überhaupt auf unser Weltverhältniß gedacht werden könne. Ich glaube: nein. Ich kann mir nicht denken daß sich mit unserm moralischen

Standpunkte nicht auch der Standpunkt unseres ganzen übrigen Lebens verändern und hieraus nicht eine neue Lebens-Ansicht und Aussicht hervorgehen sollte. Gewiß führt die moralische Umgestaltung auch eine Läuterung und Erhebung des ganzen übrigen Menschen herbey. Wie sollte auch ein Gemüth, das von allen unreinen Gefühlen, ein Geist der von allen unlauteren Gedanken, ein Wille der von allen falschen Bestrebungen frey ist, kurz, wie sollte ein durchaus geheiligter Mensch nicht auch in Beziehung auf sein Empfinden, Erkennen und Wirken ein Anderer werden? Man schneide hier unsere Folgerungen nicht kurzweg damit ab, daß man einen gänzlich geheiligten Zustand des Menschen für unmöglich hält. Ist er nicht selbst Gottes Wille und Gebot? Ruft nicht Gott schon dem Volke des alten Bundes zu: „ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig, der Herr euer Gott!" Heißt es nicht fast auf allen Blättern der heiligen Schrift: „reiniget euch von aller Missethat!" Ist nicht „heiliger Sinn und Wandel" der Zuruf aller Apostel an alle Gemeinen? Spricht nicht der Herr selbst das Wort: „heiliger Vater, heilige sie in deiner Wahrheit" aus? Wie könnte Gott so etwas verlangen wenn es nicht möglich wäre? Wie könnte er ein Gebet ergehen lassen, das einen Widerspruch in sich selbst trüge? Auch

wird ja nicht verlangt, daß wir uns aus eigenem Vermögen heiligen ſollen; nur durch die eigene That ſollen wir es thun, das Vermögen dazu aber von Gott als ein Geſchenk annehmen. Wir ſollen uns nicht weigern dieſes Geſchenk anzunehmen. Und was kann, was will Gott nicht ſchenken! Hat er uns nicht ſeinen Geiſt, den Geiſt der Wahrheit zugeſagt, der uns in alle Wahrheit leiten ſoll? Hat er uns nicht in dem noch lange nicht genug begriffenen Glauben, und mit ihm und durch ihn, die Kraft zugeſagt alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten unſerer Heiligung zu überwinden? Ich bekenne offen meine Ueberzeugung vom Glauben: daß er ein neues Lebens-Element iſt, in das wir gleichſam eintauchen, in dem wir leben und athmen ſollen, um dadurch unſer geiſtiges Leben eben ſo zu läutern, zu erneuern, zu begeiſten, zu kräftigen, als dieß leibliche Weiſe durch das Einathmen der Lebensluft geſchieht. Warum verſuchen wir es denn nicht? Warum leben wir denn von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr ohne den Glauben? Noch habe ich Keinen geſehen der „im Glauben“ lebte, wiewohl ich nicht in Abrede bin, daß es dergleichen beglückte, ja ſelige Menſchen geben mag: denn der Glaube macht ſelig. Ich unterſuche hier nicht wie wir zum Glauben gelangen mögen, weil uns dieß zu weit von unſerm Gegen-

ſtande abführen würde. Aber warum bekümmern wir uns darum nicht? Warum laſſen wir denn die Sache auf ſich beruhen? Warum machen wir nicht den Verſuch, warum legen wir nicht Hand ans Werk, um zu ſehen wie weit wir es in dem Geſchäft der Heiligung bringen? Wir haben freylich mehr zu thun! Vor allen Dingen müſſen wir leben, d. h. das Leben ſo viel als möglich zu unſerm Fortkommen, zu unſerer Sicherſtellung auf dem Planeten den wir bewohnen, benutzen, und ſodann, was das Leben bietet und was durch unſer Sorgen und Mühen herbeygeſchafft wird, ſo viel als möglich genießen. Denn was wäre das für ein Leben deſſen man nicht froh werden wollte? Und ſo iſt denn unſer Leben in die Sorge für das Leben und in den Genuß deſſelben getheilt, und ſo bleibt für etwas anderes, als da iſt der Glaube und die Heiligung durch den Glauben kein Raum übrig. Wie möchten wir denn wohl erfahren was für eine Sache die Heiligung iſt und was daraus für uns hervorgeht? Wer es aber je verſucht hat, durch den Glauben gekräftiget, Altes abzuthun und Neues aufzunehmen, den alten Menſchen aus- und den neuen anzuziehen, der weiß wohl, der erfährt, der erlebt es, daß in kurzer Zeit gar Vieles an uns verändert werden kann, daß wir, durch den Glauben gekräftigt, im Stande ſind die eingewurzeltſten

Thorheiten, Verwöhnungen, Verirrungen von uns zu thun und von Tage zu Tage mehr in der Wahrheit zu leben. „Wer da hat, dem wird gegeben.“ Haben wir nur einmal durch einige glückliche Bemühungen uns aus gewohnter Ohnmacht, Dunkelheit und Selbstigkeit gerissen und uns, wenn auch auf noch so kurze Zeit, in die Region der Kraft, des Lichts, der Liebe aufgeschwungen, ist es uns gelungen auch nur Einen Blick in das neue Leben, in den neuen Tag zu thun, zu dem wir Alle geboren werden sollen; so sehen wir auch die Möglichkeit vor uns, weiter zu kommen, die Möglichkeit das Alte ganz auszurotten und Neues an dessen Stelle zu setzen, die Möglichkeit durchaus neue Menschen zu werden. Mögen wir auch, selbst in Folge unserer Anstrengungen hiezu, noch so oft fallen, wenn uns Kraft und Geschick verläßt: wir werden auch wieder aufgerichtet, und der unsichere Gang wird nach und nach ein festes, wie der des Kindes, das auch durch Fallen laufen lernt. Nein, wir müssen uns die Kunst des Lebens, die Virtuosität des Lebens, nicht schwerer als jede andere Kunst denken, in der wir durch Anlage und redliches Bemühen mit der Zeit Meister werden. Und an der Anlage zur Heiligung fehlt es uns nicht: wir würden unsern Schöpfer lästern, wenn wir das läugneten; es fehlt nur am Bemühen. Je-

der andern Kunſt ſchenken wir unſern Fleiß, unſere Sorgfalt, aber die Kunſt des Lebens laſſen wir auf der Seite liegen. Machen wir doch auch ſie einmal zu unſerem Studium, und ſehen wir wie weit wir es bringen mögen! Aber freylich, wer eine Kunſt treibt, der muß ſie auch recht treiben und alles Andere bey Seite legen, oder wenigſtens als Nebenſache betrachten. Er muß ſich um die Regeln der Kunſt bemühen und ſie ausüben lernen. Uebung macht den Meiſter. Thun wir dieß mit der Kunſt des Lebens? Wir lernen allenfalls ihre Regeln kennen, die uns auf das Einfachſte und Vollſtändigſte in den heiligen Schriften gegeben ſind, aber an die Ausführung kommt es nicht, wenigſtens nicht mit dem Eifer, in der Dauer, die zu Erringung jeder Meiſterſchaft erfordert werden. Und ſo bleiben wir immer Stümper. Ein Stümper aber hat kein Wohlgefallen an ſeinem Geſchäft, und ſo läßt er es am Ende liegen, und treibt etwas anderes. Betrachten wir doch die Schüler der Mahlerey, der Muſik, wie ſie, von Luſt und Liebe getrieben, nach Ueberwindung der erſten Schwierigkeiten ihrer Kunſt, täglich mehr Wohlgefallen an ihrem Werk, an dem Geſchäft ihres Lebens, finden, von Stufe zu Stufe weiter rücken, immer tiefer in die Geheimniſſe ihrer Kunſt eindringen, und ſich zuletzt in dem Gebiet der-

ſelben mit voller Freiheit bewegen. Die Frucht ihrer Mühe iſt unſer Staunen, ſie bezaubern uns durch ihre Werke, und was ſie leiſten, preiſen wir als etwas Göttliches. Und das Göttliche ſelbſt, das Heilige, wenn es ins Leben aufgenommen wird, ſollte nicht ähnliche Erſcheinungen, ähnliche Wirkungen hervorbringen? Der geheiligte Menſch, — und wir nehmen an daß es durch Ernſt und Mühe möglich ſey die Lebensvirtuoſität, die Heiligung des ganzen Lebens zu erlangen, — er ſollte nicht in ſeiner eigenen Lebenserſcheinung uns Wunderbares und Herrliches darſtellen, wie der Künſtler in ſeinen Producten? Der Geheiligte aber iſt ſein eigenes, oder vielmehr Gottes Kunſtwerk, Gottes, durch deſſen Geiſt er ſich bilden, geſtalten, zum neuen Menſchen im neuen Leben umſchaffen läßt. Man fragt nun: wie ſollte ſich eine ſolche Erſcheinung im Leben offenbaren, wie ſollte ſich ein ſolches Leben äußern, daß wir daran gleichſam Gottes ſchöpferiſche Hand erkennen möchten? Wie anders als zunächſt im Geiſte, im Gottgeheiligten Geiſte, alſo durch unſträflichen Sinn und Wandel. Ein Solcher würde uns alſo in Allem was er ſänne, dächte und thäte, als rein moraliſch erſcheinen. Es wäre keine Sünde an ihm. Wir ſtaunen über dieſe Folgerung, aber nur wie rohe Wilde über die Wunder der Muſik,

der Mahlerey staunen würden. Es ist nicht unmöglich ohne Sünde zu seyn, wir erfahren es in einzelnen Augenblicken des Lebens; es ist nur schwer immer in gleicher Haltung zu bleiben; aber wofür wäre denn das echte Leben eine Kunst? Denken wir uns aber das Werk der Heiligung bey einem Menschen gelungen, denken wir ihn sündlos, so ist, bey dieser Sammlung und Einheit der moralischen Kraft in ihm, es nun nicht schwer, eine verwandte Beschaffenheit der Kraft seines Geistes auch in andern Beziehungen zu denken. Wir wissen schon wieviel wir im täglichen Leben vermögen mit Besonnenheit und ernstem Wollen. Alle wissenschaftliche, alle künstlerische Ausbildung, alle Ausbildung für das handelnde Leben beruht, die Anlage zu solchen Lebensrichtungen vorausgesetzt, in diesen Elementen, und findet in ihnen ihr entschiedenes Gedeihen. Und hier ist mehr als Besonnenheit und ernstes Wollen. Nicht als ob ein Mensch unbesonnen und willenlos, wie man wohl auch gemeint hat, in die Heiligung eindringen oder gestoßen werden könnte: Besonnenheit und ernster Wille dürfen den Menschen auch bey diesem Geschäft nie verlassen; aber beyde werden unterstützt durch die Klarheit und Kraft des göttlichen Geistes, die durch den Glauben in den Menschen eingehen. Ein solcher Mensch ist nicht mehr sein eigen, und führt nicht mehr seine

Sache, sondern er ist Gottes und führt Gottes Sache. Er ist über den gemeinen Standpunkt der Erden-Ansicht erhaben, ohne Stolz und Dünkel, sondern vermöge des Elements in welches er eingegangen ist. Wie er selbst ein neuer Mensch, so ist auch ihm alles neu worden. Die Welt liegt als Schöpfung, als Offenbarung Gottes vor ihm da; er sieht nicht mehr eine blind schaffende Natur, nicht mehr todte, planlos zerstreute, zufällig zusammentretende Kräfte in dieser Natur vor sich, sondern alles Naturding, alle Natur ist ihm Geschöpf und Werkzeug Gottes; kein Element ist so gering, und wäre es der Staub den wir mit Füssen treten, daß ihm nicht Gottes heilige Kraft einwohnte, die es zu seiner Zeit aus dem Schlummer erweckt, und es der Herrlichkeit entgegen führt. Und so erscheint ihm die Welt als Gottes Werkstätte, in welcher der Geist Gottes die göttlichen Gedanken nicht sowohl ausführt durch die That, als vielmehr sie, die selbst That sind, in ihrer Herrlichkeit, und Beseligung der aus dem Nichts hervortretenden Menge vernünftiger Wesen, geschichtlich offenbart, indem er das Wunder der Ewigkeit vor ihren anbetend-staunenden Blicken enthüllt als ein Geschehendes und Werdendes, das aber in sich selbst ein Seyendes und Vollendetes ist. Auch dem Geheiligten bleibt freylich, was Gottes Geist in andern Wel-

ten für andere Geschöpfe schafft, verborgen, denn sein Auge ist nur für den Strahl dieser Sonne gebohren die unsern Erdkreis beleuchtet, aber auf diesem schon erblickt er der Wunder und Herrlichkeit so viel, das sich nicht zählen noch sagen läßt. Jeder Stein, jede Pflanze, jedes lebendige Geschöpf auf dieser Erde wird ihm zum Ausdruck göttlicher Kraft und Weisheit, zum Buchstaben, oder vielmehr zum lebendigen Hauch und Laut göttlicher Rede; und mehr und mehr lernt er vernehmen und verstehen, nicht blos daß Alles durch das Wort des Herrn gemacht, sondern daß Alles Wort des Herrn ist. Die Klarheit des Geistes Gottes, die den Geheiligten durchdringt, schärft seine Sinne zum göttlichen Schauen, und seinen Verstand zum göttlichen Denken; nicht göttlich, wie der Schöpfer schaut und denkt, aber göttlich, wie das Geschöpf den Schöpfer schauen und denken soll. Die Erde mit Allem was darinnen ist und geschieht, hört auf für den geweihten Betrachter ein Bruchstück, eine von Aussen zusammen geworfene und gewürfelte Masse von Stoffen und Kräften zu seyn, er erblickt in ihr und auf ihr nur ein Hervortreten, ein Offenbarwerden der verborgenen Kraft und Weisheit Gottes, eine stufenweise Enthüllung dieser Kraft aus ihrer Einheit in das mannichfaltigste Leben und Gedeihen, überall Einen Geist und Eine Kraft

in tausendfachen Gestalten und Tönen ausgesprochen, die alle wieder in tausendfacher Berührung und Wechselerregung zum reinen und höchsten Leben aufzusteigen bestimmt sind. Ueberall erblickt das Auge des Geweihten Entfaltung schlummernder Kräfte, und in seinem eigenen Geiste diese Entfaltung nicht auf der letzten Stufe. Sein eigener Geist erscheint ihm als ein Keim, in dem eine Ewigkeit verhüllt ist, und in den Stunden höherer Weihe erkennt er in seiner eigenen Kraft die sich enthüllende Gotteskraft. Sie wird entwickelt, diese Kraft, schon in heiligen Momenten der Zeitlichkeit, sie entwickelt sich, als ein oft plötzlich geöffneter Himmel, im Seherblick, sie schließt sich auf in der Kraft des Willens, der zu Augenblicken nicht mehr als ohnmächtiges Wollen, sondern als unmittelbare Thatkraft erscheint und das Staunen der Menge in unbegreiflicher Wunderthat auf sich zieht. Nur der Geheiligte vermag Wunder zu thun, aber er vermag es in Augenblicken des gesteigertsten Lebens. So die Apostel, so die, die ihnen gleichen oder gleichen werden. Es hat keine Noth daß die Welt mit Wundern überschüttet werde, denn sie ist dermahlen mit Heilsen nicht überschüttet; aber vielleicht ist die Zeit nahe, wo durch die Rückkehr Einzelner zur Heiligung des Lebens, zum geheiligten Leben, auch die Kraft der Wunder sich wieder offenbart,

die das Kennzeichen des den Menſchen beſeelenden göttlichen Geiſtes, die, wie die Sehergabe, wie die Gabe der Weißagung, das Siegel iſt, das Gott auf den von ihm geſchaffenen, neuen Menſchen drückt.

Man lache, man höhne, man ſpotte, man rufe abermals über das Geſagte das Anathema des Myſticismus und der Schwärmerey aus. So gewiß Gott die ſündige Welt nicht lieb hat und doch lieb hat: nicht lieb hat in ihrer Sünde, aber doch lieb hat zu ihrer Erlöſung von der Sünde; ſo gewiß er denen, die ihn lieben, ſeinen Geiſt verheißen hat: ſo gewiß wird er ihn auch geben denen die ihn wirklich lieben und ihm anhangen. Und Gottes Geiſt iſt kein unfruchtbarer, todter Geiſt, ſondern ein lebendiger, wirkſamer, der, wo er iſt, ſich auch offenbaren muß. Und wie anders offenbaren als durch Kraft und That? Darum, ſo ihr Gottes Willen thut, werdet ihr auch ſeine Thaten thun, und es wird aller Welt offenbar werden daß er mit euch iſt und durch euch ſein Werk fördert. Das iſt aber Gottes Werk, daß die ſündige Welt ihn erkenne und ſich zu ihm wende. Und von dieſem Werke läßt er nicht ab bis an das Ende der Tage. Dieſes Werk hat er bezeugt durch Wunder, und wird es bezeugen durch Wunder, wenn Solche ſich finden, in und aus denen

sein Geist wirken kann. Denn wie der Blitz nothwendig leuchten, wie der Sturm nothwendig brausen muß, da wo beyde sind und erscheinen, so muß auch der Geist Gottes, wo er ist, als solcher erscheinen in göttlicher Kraft und That. Und wie, wenn wir den Blitz nicht sehen und den Sturm nicht hören, dieses ein Zeichen ist, daß beyde nicht in unserer Nähe sind, vorausgesetzt daß wir wachen und gesunde Sinne haben: so ist es auch ein Zeichen daß Gottes Geist nicht den Menschen durchdringt und erfüllt, wenn er sich nicht in seiner Kraft offenbart. Gottes Geist ist zwar überall und wirkt überall wo Schöpfung ist; aber die Schöpfung des neuen Menschen kann nicht ohne die Einwilligung des Menschen zu Stande kommen, und weil diese Einwilligung so selten zu Stande kommt, stoßen wir auch gewöhnlich nur auf natürliche Menschen, und nicht auf geistige, oder geistliche, wie die Apostel waren, ausgerüstet mit Gottes Geist und Kraft. Es ist auch ganz vergeblich daß Einer sich vornehme ein Heiliger zu werden um Wunder zu thun: denn Gott giebt wohl Leben und Odem allenthalben, aber seinen Geist giebt er nur Auserwählten, und Auserwählte sind die die reines Herzens sind; und die da reines Herzens sind, begehren nicht Gottes um der Wunderkräfte willen, sondern begehren Gott um Gottes willen. Wer Gott um eines

Dinges, um eines Beſitzes willen begehrt, begehrt nicht Gott, ſondern das Ding, den Beſitz, und Gott bleibt ferne von ihm, demnach auch Gottes Geiſt. Und ſo iſt eine ſtrenge Scheidewand gezogen zwiſchen dem Heiligen und Unheiligen, und nie wird ein Unheiliger die Kraft und Wirkung Gottes in ſeinem Weſen und Leben erfahren, außer in dem Zurufe des Geiſtes, daß er ſich beſſere und abwende vom unheiligen Leben. Diejenigen aber ſind am übelſten berathen, die in dem Wahne ſtehen als vermöchten ſie ſelbſt ſich zu heiligen und ſo den Geiſt Gottes an ſich zu ziehen; worauf ſich denn wohl auch das Uebrige finden würde. Heiligen kann Niemand denn der Heilige ſelbſt, dem ſich rein und aufrichtig zu ergeben, und, wenn er ruft, zu folgen, das Höchſte und Beſte iſt was der Menſch thun kann. Es wird einem Jeden gegeben nach ſeinen Werken.

X.

Das Geheimniß des Lebens.

Sind wir ein Tropfen in dem unendlichen Meere des Lebens, ſo muß auch die Alles erfüllende Gottheit das Geheimniß durch das ſie lebt uns nicht verbergen wollen noch können. „Der Geiſt erforſchet Alles, auch die Tiefen der Gottheit" heißt es in der Schrift; und ſo iſt es kein Frevel, durch einen Blick in die Tiefen des eigenen Geiſtes, die der Gottheit zu erſpähen. Gott will von uns erkannt ſeyn, und je mehr wir ihn kennen, deſto mehr werden wir ihn lieben; je mehr wir Ihn begreifen, deſto mehr werden wir uns begreifen, deſto klarer werden wir uns ſelbſt werden; und es iſt nur die vollſtändige Klarheit, welche vollſtändige Ruhe gewährt.

Fangen wir bey Uns an. Ein untrügliches Gefühl sagt uns, ob und wenn wir richtig leben oder nicht. Unser Leben gleicht der Uhr, bey der es nicht so wohl darauf ankommt ob sie geht, als vielmehr, ob sie richtig geht; und ein unrichtiges Leben ist eben so wenig werth als eine unrichtige Uhr. Es kommt demnach Alles darauf an daß wir uns richtig stellen; und ob dieß geschehen oder nicht, erfahren wir durch unser Lebensgefühl selbst. Doch eigentlich erfahren wir durch unser Lebensgefühl nur das Eine: daß wir richtig leben, richtig stehen und gehen, d. h. vom rechten Punkte aus die rechte Richtung nehmen. Wenn wir dieß thun, so erfahren wir das Leben, wie einen angenehmen Frühlingshauch, in seiner ganzen Anmuth und Lieblichkeit, in seinem Reichthum, seiner Fülle und Klarheit, wo nicht auf einmal, doch nach und nach. Doch giebt es auch Augenblicke, wo uns, recht gestellt und gerichtet, das Leben, wie ein Blitz in der Nacht, in seiner ganzen Herrlichkeit erleuchtet. Aber nur wenn wir recht gestellt und gerichtet sind. Sind wir das nicht, so haben wir kein Lebens- sondern nur ein Leidens-Gefühl, das sich immer mehr steigert je mehr wir in die falsche Richtung hinein gerathen, bis am Ende die Wellen der Verzweiflung, des höchsten Leidens, des Höllenleidens, über unserm Haupte zusammen schlagen, die

uns mit Vernichtung drohen, der wir nur entgehen können, wenn wir aufhören zu leiden. Aufhören zu leiden, heißt: anfangen thätig zu seyn. Anfangen thätig zu seyn heißt anfangen zu leben. Leben iſt Thätigkeit; und jemehr ſich der Kreis unſerer Thätigkeit erweitet, deſto mehr her unſeres Lebens. Und hiemit iſt das Geheimniß des Lebens, das der Gottheit ſelbſt ausgeſprochen. Gott iſt das reine Leben, weil er die reine Thätigkeit iſt. In ihm iſt kein Leiden. Leiden iſt Hölle, und in Gott iſt blos der Himmel, die Seligkeit; Gott iſt der Himmel, die Seligkeit ſelbſt. Die Thätigkeit iſt etwas Urſprüngliches; ſie erzeugt ſich ſelbſt. Gott erzeugt ſich von Ewigkeit ſelbſt, er iſt ewig ſchaffend und thätig, und darum ewig lebend, ewig ſelig. Unſer Leben hat einen Anfang, und darum ſind wir Geſchöpfe Gottes, der den Anfang gemacht hat; und unſer Leben kann ein Ende haben: das beweiſet der Tod; aber es ſoll kein Ende haben: das beweiſet die Fähigkeit des Anfangens, des Anhebens, die Schöpfernatur, die in uns gelegt iſt. Wir wiſſen nicht wie weit wir uns mit dieſer Fähigkeit aufſchwingen können, denn wir haben es noch nicht verſucht. Warum verſuchen wir es nicht? Weil uns, ſchwach, blind und verwöhnt wie wir ſind, das Leben zurückſchreckt, weil wir den Tod lieben. Wir lieben den Tod weil wir träge

ſind, und wir ſind träge, weil wir die Thätigkeit, den Kraftaufſchwung ſcheuen. Nicht Alle, und nicht Alle in gleichem Maße, — wir ſehen es an den Heroen der Menſchheit; — aber den vollen Kraftaufſchwung giebt ſich ſo leicht keiner. Jedem ſteht immer etwas entgegen wovor er zurückbebt, eine Laſt, die er wegzuwälzen nicht wagt. Hätten wir Augen, zu ſehen, ſo würden wir kein Hinderniß fürchten und ſcheuen. Wir ſchaffen uns unſere Hinderniſſe ſelbſt. Unſere Thorheiten, unſere Angewöhnungen, unſere Paſſivitäten ſind unſere Hinderniſſe. Warum ſind wir paſſiv? Wir brauchen uns kein Leiden gefallen zu laſſen, wir haben die Kraft des Widerſtandes, ja noch mehr: die Kraft des Ueberwindens in uns. Gott hat ſie in uns gelegt, ſie liegt, ſie ruht in uns, wir dürfen ſie nur erwecken, wir haben das Vermögen dazu in dem Vermögen des Anfangens, des Wollens, des freyen Beginnens der Thätigkeit. Die Thätigkeit iſt die Grundkraft aus der wir hervorgehen, in der wir ruhen, in der wir ſind. Wir ſind nicht und nichts ohne die Thätigkeit: in ihr erwachen wir zum Leben, in ihr, und in ihr allein leben wir, auſſer ihr gehen wir unter, wir verſinken im Leiden, dem Gegentheil der Thätigkeit, dem Gegentheil des Lebens. Die Erfahrung des Leidens ſteht der Erfahrung des Lebens entgegen, und darum haben ſo Wenige

einen Begriff vom Leben weil ſie nur das Leiden kennen und dieſes mit dem Leben verwechſeln. Sie haſſen das Leben weil ſie zu leben meinen indem ſie leiden; und wer ſollte das Leiden nicht haſſen? Thut dem Leben kein Unrecht, lernt es kennen, und ihr werdet es lieben. Ja, das Leben iſt die ſchöne, freundliche Gewohnheit, nicht des Daſeyns und Wirkens, ſondern des Wirkens und Daſeyns. Gott wirkt, Gott ſchafft, darum iſt er; er iſt in ſeinem Schaffen und durch ſein Schaffen. Würde er aufhören zu ſchaffen, ſo würde er aufhören zu ſeyn. Alſo auch wir. Wir verzehren unſer Daſeyn im Leiden, wir mehren es im Thun. Das Leben wächſt mit der Thätigkeit in unendlicher Progreſſion. Wir können nicht überſehen wie weit wir es im Leben, in der Entwickelung, in der Geſtaltung, in der Vollendung des Lebens, in der Erfahrung aller ſeiner Herrlichkeit bringen können, wenn wir uns aus dem Leiden zum Thun erheben und uns von Thätigkeit zu Thätigkeit ſteigern. Die Kraft erzeugt ſich ſelbſt. Aus welchem Stoffe? Aus Nichts, d. h. aus der Ruhe; denn das Nichts, das Nicht-Seyn, kann blos das Gegentheil des Seyns ſeyn, das Seyn aber iſt die Thätigkeit, folglich iſt das Nichts oder das Nicht-Seyn die Ruhe. Wäre keine Welt, wäre kein Gott, ſo würde blos die Idee der Ruhe denkbar ſeyn:

da wir aber eine Schöpfung als Offenbarung einer bildenden Schöpferthätigkeit anzuerkennen uns nicht weigern dürfen, so folgt daß aus der Ruhe selbst sich die Thätigkeit erzeugen, daß in der Ruhe selbst die Nothwendigkeit der Thätigkeit liegen, aus ihr der Quell des Lebens entspringen müsse, wie wir beyspielsweise sehen daß im Schlafe und durch den Schlaf sich die Kraft des Wachens erzeugt. Wir können die Wunderkraft der Wiederbelebung unseres Wesens durch den Schlaf, den reinen Zurückgang zur Ruhe, den wir täglich erfahren, nicht anders erklären, als indem wir darinne eine tägliche Erneuerung oder Ergänzung, d. h. eine neue Schöpfung unserer Grundkraft anerkennen. Und indem wir dieß thun, wird uns klar wie die Urkraft, Gott, ewig aus ewiger Ruhe entsteht und darum nie entsteht, sondern ewig ist, weil jeder Moment der Ruhe, oder vielmehr weil die ewige Ruhe, zugleich und mit Einem Schlag der Grund der ewigen Thätigkeit ist. Wäre diese Ruhe nicht ewig sondern zeitlich wie unser Schlaf, so würde auch das Wachen Gottes zeitlich seyn; so aber „schläft und schlummert er nicht, und bey ihm ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß", weil ewige Ruhe nothwendig die Grundlage ewiger Thätigkeit ist. Dieß ist auch das Geheimniß des als Grundkraft des Universums von Einigen angenommenen allge-

meinen Welt-Magnetismus. Von der physikalischen Seite nehmlich betrachtet ist es nicht zu leugnen; daß die Wurzel der Kräfte die das Universum erzeugen und tragen, die magnetische ist. Sie, die reine physikalische Identität äussert sich blos, durch innere Nothwendigkeit getrieben, polarisch, electrisch: und so geht aus innerlich verborgener Kraft das Licht mit allen seinen Verhältnissen gegen diese Kraft, mit allen seinen Schöpfungen, Gestaltungen, Erscheinungen hervor. Alles wird aus Nichts, aus der Ruhe, aus der verborgenen Kraft geschaffen. *) Aber darum hat auch die physika-

*) Hier findet die schreiendste Absurdität einiger Philosophen, die da sagen: Gott sey seinem Grunde, seinem Wesen nach, = Zero, = Nichts, ihre Erklärung. Wenn der Grund, das Innere der Gottheit, die Ruhe ist, hat dieß seine wahre Richtigkeit. Nur dürfen wir nicht bey dieser Ruhe, stehen, als einem Nichts-Negative stehen bleiben, sondern müssen zugleich den nothwendig gegenüberstehenden Begriff der ewigen, schrankenlosen, Thätigkeit, also des höchsten Lebens, festhalten; worauf wir aber auch ganz befriedigt werden: denn so ist das ewig-nothwendige, und nothwendig-ewige Daseyn Gottes verbürgt, und wir bleiben nicht in der peinlichen Spannung des unbefriedigenden Fichtischen Grundsatzes, daß Gott sey weil er sey: indem bey dem höchsten Grunde nicht nach einem Grunde gefragt werden dürfe. Wir fragen doch danach, denn die Frage liegt einmal in uns; wir wollen und können nicht eher ruhen, als bis wir den letzten Grund wissen: und Fichte's Grund ist blos ein Zurückweisen des Grundes. Sind wir aber eigentlich bis an die Ruhe gestiegen und so zur Ruhe vorgedrungen, so sind wir auch ruhig, und selig in dieser Ruhe: denn wir wissen: jeder Schluß bedingt ein Erwachen. Nicht, wir wiederholen es, folgern wir hieraus, daß Gott so schliefe, oder geschlafen hätte, sondern nur daß in ihm die höchste Thätigkeit auf die tiefste Ruhe gegründet, mit ihr ewig wesentlich verbunden ist. Deßhalb das Daseyn Gottes in unerschütterlich festen Angeln steht. Auch bey dem Menschen ist die seine Thätigkeit nur auf seine Ruhe gegründet. Wir können nicht rein thätig seyn wenn wir nicht rein ruhig sind: denn eine unruhige Thätigkeit ist keine

liſche Betrachtungs-Seite der Welt keinen Grund in ſich ſelbſt: denn ſie muß zur Kraft zurück; die Kraft aber iſt Gott ſelbſt, auch nach dem Ausdruck der heiligen Schrift, z. B. „ſitzend (der Sohn, die ewige Weisheit) zur Rechten der Kraft.“ Wodurch denn die Welt unmittelbar zur Schöpfung, zur That und Wirkung des Schöpfers erhoben wird: eine Anſicht, bey welcher allein wir letzte Befriedigung finden. Doch dieß Alles hier nur nebenbey, als nothwendige Folge unſerer Betrachtungsweiſe des Lebens, deſſen mannichfaltiges Geheimniß aus unſerem eigenen Weſen, das ja ſeines Weſens iſt, wir mit unſern ſchwachen Kräften einiger maßen zu enthüllen bemüht ſind. Wir faſſen das Gefundene nochmals in kurzen Worten zuſammen. Leben iſt Thätigkeit, nicht Leiden; Leiden iſt Verzehrung des Lebens: die Paſſivität iſt die Hölle. Der Himmel — das Himmelreich, das ſeinem Keim, ſeiner Anlage nach in uns iſt, erſchließt ſich blos der reinen Thätigkeit, die aus ſich ſelbſt, ſich ſelbſt wiederholend, immer geſtärkter und vollendeter hervorgeht. Die Kraft erzeugt ſich ſelbſt, nothwendig, aus der Ruhe in welcher ſie verborgen lag. Die Kraft bedarf

---

ſchaftliche Bewegung. Ruhe in der Thätigkeit aber iſt die Mutter der Besonnenheit, des klaren, bewußten Handelns. Daher auch in Gott das höchſte Licht, die reine Durchdringung von Ewigkeit ꝛc.

blos der Ruhe, um zu erscheinen; Leiden aber ist Unruhe, welche die Entwicklung der Kraft zurückdrängt, hemmt, unmöglich macht. Dieß lehrt die tägliche Erfahrung. Je unruhiger wir sind, desto unkräftiger, unklarer, gebundener, unseliger. Umgekehrt, je mehr wir in Ruhe sind, oder vielmehr nur bey reiner Ruhe unseres Wesens — die heiligen Schriften nennen diesen Zustand den Glauben, weil dieser Zustand nur durch das Vertrauen, die Zuversicht auf Gott in uns hervorgerufen wird — also, nur im rein ruhigen Zustande unsers Wesens steigt die Kraft aus ihren Tiefen empor, nicht zu ermessen in ihrer Zunahme, nicht zu übersehen in ihren Wirkungen; daher auch die heiligen Schriften im Glauben die Kraft der Wunder aufstellen. „Der Glaube ist eine Gotteskraft"; darum vermag er auch Berge zu versetzen, d. h. die größten Schwierigkeiten aus dem Wege zu heben. Und hier wendet sich unsere Betrachtung des Lebens-Geheimnisses. Nehmlich so gewiß das Leben nur in Thätigkeit besteht und diese die ganze Fülle, den ganzen Reichthum des Lebens aus sich entwickelt, (denn nur der Thätige fühlt sich stark, frey, klar und selig): so gewiß entquillt die reine Thätigkeit nur der reinen Ruhe, und diese wurzelt nur im Glauben fest, oder vielmehr sie ist selbst der Glaube, das Vertrauen, die Zuversicht auf Gott.

Der Glaube iſt das Band, das den Menſchen an die Gottheit bindet, nicht als eherne, ſtarre Kette, ſondern als lebendiges Lebens-Mittelglied, wie dasjenige, wodurch das Kind im Mutterleibe an die Mutter gebunden iſt, und durch welches es ernährt, gebildet, belebt wird. Wie Gott aus ſich ſelbſt, aus der ewigen, Kraft-ſchwangern Ruhe, ſo ſchöpfen wir, ſeine Geſchöpfe, durch den Glauben an ihn ſein eigenes Lebens-Element, die reine Ruhe, und aus ihr die göttliche Kraft, die reine Thätigkeit, das reine Leben, und mit und in dieſem die reine Seligkeit. Darum heißt es in der Schrift: „der Glaube macht ſelig.“ Und ſo offenbart ſich in dieſen Worten ein neues Lebens-Geheimniß. Aber bey weitem noch nicht das letzte: denn im Glauben liegt eine unendliche Fülle verſchloſſener Kräfte verborgen. Der Glaube iſt die Quelle der Kraft, des Lichts, und der Liebe. Eines erzeugt das Andere, Eines keimt aus dem Andern hervor, und zugleich iſt keines ohne das Andere. Der Glaube iſt ſchon ſelbſt die Liebe: er iſt die gleichſam noch ſchlummernde, mit ſich ſelbſt unbekannte Liebe: denn wie könnten wir an Gott glauben ohne durch einen geheimen Zug der Liebe zu ihm gezogen zu werden. Iſt doch die Liebe von jeher ein Band genannt worden; und was iſt der Glaube anders als

das Band zwischen uns und der Gottheit? Im Glauben wohnt das Licht verborgen und geht aus ihm offenbar hervor. Der Glaube ist nicht das Licht, aber er trägt das Licht. Wie in der äussern, leiblichen Natur das Licht, die Electricität aus der stillen magnetischen Ruhe hervortritt, die den Keim der Polarität in sich trägt, obwohl noch in Einheit der Kraft gebunden und zusammengehalten: so trägt in der innern, geistigen Natur der Glaube, der geistig-magnetische Zustand, in seiner stillen Dunkelheit die Bedingungen des geistigen Erkennens in sich, und die Quelle des Lichts ist die Nacht, wie die Quelle der Thätigkeit die Ruhe. „Welche Widersprüche!" kann man ausrufen; und doch nur Geheimnisse, wie sie die Natur selbst ausser uns täglich offenbart. Der Blitz bricht aus dem Schoos der dunkeln Wolke hervor, und der Lichtfunke aus dem Schoos des dunkeln Metalls. Nichts ist nöthig damit dieß geschehe, als Reibung, d. h. die genaueste Berührung. Und diese, was ist sie anders als die genaueste Vereinigung, Verbindung, Einigung? Und was ist der Glaube anders als Einigung, Einheit, und folglich Ruhe? Demnach ist der Moment der Ruhe, der Moment des magnetischen Eins-seyns, man könnte ihn den Moment der Liebe nennen, auch der Zeugungs-Act des Lichts, physisch und geistig; und darum wird

aus dem Glauben nothwendig Licht und Erkenntniß erzeugt; und es wird mit Recht in den heiligen Schriften und in den Reden erleuchteter Männer von einem Lichte des Glaubens geſprochen. Das göttliche Weſen iſt Licht und Liebe, wie es Kraft iſt, und der Glaube führt zu allen, bringt ſie alle hervor, offenbart ſie alle für den Menſchen dem der Glaube zu Theil ward. Wie aber dem Menſchen der Glaube zu Theil wird, iſt ein neues Lebens-Geheimniß, und leicht das größte, weil es das erſte aller Geheimniſſe iſt, das uns entgegen tritt. Iſt dieſes offenbart, ſo iſt der Schlüſſel zu allen übrigen gefunden. Denn wie der Menſch Alles hat, wenn er den Glauben hat, ſo hat er auch den Aufſchluß aller Lebensgeheimniſſe, oder vielmehr des vollen Lebensgeheimniſſes gefunden, wenn er weiß wie der Glaube in den Menſchen kommt. Er gleicht dann dem Schatzgräber des Mährchens, der, im Beſitze der Springwurzel, aller Schätze mächtig iſt; nur daß hier nicht von einem Mährchen, ſondern von der höchſten, reinſten Wahrheit geredet wird. Mich dünkt aber, der Menſch gelange zum Glauben, wie er zum Schlafe gelangt: bewußtlos. Der Glaube nehmlich iſt eine Ruhe, wie der Schlaf, nur von ganz anderer Art: er iſt eine Ruhe in Gott. Aber die Art wie wir zum Glauben gelangen iſt derjenigen ſehr ähnlich, wodurch uns der

Schlaf zu Theil wird. Wenn wir nach den Arbeiten, Sorgen und Mühen des Tages den Schlaf ſuchen, wird er uns ſo lange fliehen, als wir noch an uns denken, uns noch mit uns ſelbſt beſchäftigen. In dem Augenblicke wo wir ihn zu erhaſchen meinen, wird er uns entſchlüpfen, und wir werden ſtatt ſeiner nur uns ſelbſt wieder im vollen Wachen erfaſſen. Der Schlaf beſucht und erquickt uns nur wenn wir nicht mehr an uns ſelbſt denken. Unvermerkt, bewußtlos für uns, ſchwebt er auf uns nieder, und entfeſſelt, unter dem letzten, freyen Spiel unſerer Tages-Gedanken, die ermatteten Sinne, und mit ihnen den an die Sinnenwelt gebundenen Geiſt, das an der Sinnenwelt haftende Herz. Auf ähnliche Weiſe wird der Menſch aus derſelben Welt der Sorgen und Beſtrebungen, des Fürchtens und des Begehrens, des Zweifelns und Bedenkens und aller damit verknüpften Unruhen, unvermerkt, und ohne zu wiſſen wie ihm geſchieht, herausgeführt wenn er von ſich ab und auf Gott blickt. Er darf ſich nur nach dem mannichfaltig geoffenbarten Gott ſehnen, und Gott und ſein Reich des Lichts iſt da. Und auch zu dieſem Sehnen bedarf er keiner Anſtrengung: es kommt von ſelbſt, es iſt immer vorhanden: denn wir ſehnen uns ja eben immer nach dem Beſſeren. Nun das Beſſere iſt ein wirklicher Gegenſtand: es iſt Gott,

der Quell alles Guten, alles Lebens, aller Güter des Lebens, aller Fülle der Seligkeit. Und dieser naht uns, und geht in uns ein, und durchdringt und erfüllt uns, und nimmt als hohe Einheit und Ganzheit den Platz der vorigen Weltverirrung und des zerrissenen, zerstückelten Wesens in uns ein, und bringt, mit Einem Worte, alles Unebene ins Gleiche, wie der Schlaf; nur nicht durch Aufhebung der Empfindung und des Denkens und Handelns wie der uns überschattende traumlose Schlaf, sondern durch Erhebung unseres Wesens in ein neues Lebens-Element: des Lichts, das alles Dunkle ins Klare stellt, der Liebe, die alles Getrennte einiget, und der Kraft, die alle Schwächen und Mängel unseres Wesens besiegt, und alle Hindernisse des gedeihlichen Handelns beseitiget. Wir können in jedem Augenblicke in dieses Reich des Lichts, der Kraft, und der Liebe eintreten, wenn wir uns, gequält oder getäuscht oder entzweyt durch die Welt, in Sehnsucht nach dem Besseren, der Einwirkung des Guten, der Wahrheit, hingeben, die wie eine unsichtbare Sonne, nur dem zu ihr gewendeten Auge des Geistes zugänglich, und immerfort umstrahlt, ungetrübt durch irdische Nebel und Wolken, und mit ihrer Kraft, Klarheit und Wärme das Leben, das in ihrem Lage lebt, erfüllend. Aber das Fahrenlassen, das Vergessen un-

seres Selbst ist die unerlassliche Bedingung um zu diesem schönen Tage zu erwachen. Wie wir, körperlich ermüdet, nur durch das nicht an uns Denken, durch ein Zusammenfließen mit der Aussenwelt, zur vollkommenen Ruhe des Leibes, zum Schlafe, gelangen, der uns dem Traume entgegen führt, so gelangen wir, geistig ermüdet von allem was uns ängstiget und quält, nur durch das nicht an uns Denken, durch Hingebung an das Waltende zur vollkommenen Ruhe des Geistes, zum Glauben, der ein Erwachen zur Wahrheit ist. Und dieß ist das erste und größte Geheimniß des Lebens, in welches eingeweiht wir alle andere Geheimnisse desselben begreifen. Der Glaube erhebt uns in eine neue, höhere Sphäre des Lebens, das Leben erscheint uns, wenn wir im Glauben sind, auf einer neuen Seite, oder vielmehr wir begreifen nun das Leben von allen Seiten, wir erblicken die Welt gleichsam durch ein neues Medium, ein neues Organ. Es ist ein Tageslicht das uns umleuchtet, aber nicht das Licht des beschränkten, irdischen Tages, der uns die höheren Welten, die funkelnden, sich in ungemessenen Bahnen bewegenden Gestirne verbirgt, sondern das Licht der ewigen Wahrheit, in welchem wir alle endliche Wahrheit in ihrer Dürftigkeit und Unzulänglichkeit erkennen. Wir erkennen nun das Stückwerk des menschlichen

Alltag'slebens mit seinen verkehrten oder veraeblichen Bemühungen und Bestrebungen, mit seinen selbstgeschaffenen Leiden, mit seinen Grund- und Boden-losen Stützen, mit seinen Täuschungen im Hochhalten des Geringen und Verachten des Höchsten. Wir schreiten leicht und frey über alle Kleinlichkeiten des irdisch-beschränkten Lebens hinweg, unser Ziel erweitert sich in unendliche Ferne, und rückt uns dennoch so nah, daß wir es jeden Augenblick erfassen können, und indem wir es erfassen, volle Gnüge haben, zu welcher der beschränkt und irdisch Strebende niemals gelangt. Wir werden Schritt vor Schritt mehr in die Geheimnisse des reinen Lebens eingeweiht, und finden in jeder wachsenden Erkenntniß neue Befriedigung, neues Entzücken. Wir erkennen daß wir zu immer steigendem Leben geschaffen sind, und daß die Leiter, auf welcher wir aufsteigen, kein Ende hat, daß aber jede Sprosse Vollendung für uns ist und zu höherer Vollendung führt. Wir begnügen uns mit dem was wir haben, denn es ist ja die Fülle, aber wir erhalten jeden Augenblick mehr: denn Gottes Reichthum ist unerschöpflich. Dieß sehen wir, dieß empfinden wir, dieß ahnen wir mit einer Gewißheit, einer Lebendigkeit, einer Klarheit, die an sich selbst schon die höchste Seligkeit ist. Und in dieses Element der reinsten Ueberzeugung, des reinsten Genusses, des reinsten Seyns und Lebens führt uns der Glaube; oder vielmehr er ist dieses Element selbst, er ist der Anfang und das Ende aller Vollkommenheit, und würdig als das erste und höchste Geheimniß des Lebens, zu dem wir berufen sind, gepriesen zu werden.

Poetiſcher Theil.

Erſte Abtheilung.

Religiöſe Poeſie.

I.

Der Heiland.

In Bildern, nach der heil. Schrift.

Dem Heiland.

Du, in Welchem ich Ruh' und Frieden gefunden und Wahrheit,
Du, des Lichts und der Kraft klarer, lebendiger Born,
Christus, ewige Lieb' und ewig beglückende Weisheit,
welche der menschliche Witz kindisch und frevelnd verhöhnt;
Du, der allein uns Leben gebracht und himmlische Freyheit,
der Du dem Tode die Macht, der Du der Hölle den Sieg

göttlich-kämpfend entriſſen, in Kraft des heiligen Geiſtes;
der Du den Glauben uns ſchufſt: liebendes, ſich'res Vertrau'n;
der Du verheißen zu wohnen in uns mit dem Vater, den Geiſt uns
nieder zu ſenden, der Dich göttlich erfüllt und beſeelt,
heiliger Wahrheit Geiſt, und der Kraft, und des Lichts, und der Liebe:
ſtehe dem Werk auch bey, das Dir ein kindliches Herz,
Dir ein zerſchlagenes bringt und ein ſehnlich-liebendes, das Dich
immer geſucht, oft fand, ach und wie oft Dich verließ!
Geuß die belebende Kraft, die entzückende, göttlicher Wahrheit,
welche das Herz mir ergriff, las ich die heilige Schrift,
geuß den unendlichen Reiz und die Schönheit heiliger Einfalt
über die Bilder, die fromm, Dich nur im Auge, wie einſt
Dich die geweih'ten Apoſtel geſchaut, mein zitternder Griffel

nachzubilden gewagt, treues Gemüthes und Sinn's.
Dich, mein göttlicher Herr und Heiland: wie Du geboh-
ren,
wie Du gelebt und gewirkt, wie Du gestorben am
Kreuz,
wie Du erstanden vom Tod, Du Erstling ewiges Lebens,
wagte die schüchterne Hand nachzugestalten im Bild.
Klein ist das Werk und gering, vom irdischen Schüler
gebildet;
aber, beseelt es der Geist welcher die Deinen belebt:
ist's nicht mein Werk mehr; es strahlt in heiliger An-
muth:
senkst Du, göttliches Licht, himmlische Strahlen
hinein.

I.

Geburt und Kindheit.

1.

Verkündigung.

Einsam sint, jungfräulichen Sinn's, holdseligen Anblicks,
Sabbat-Still' um sie her, fromm die Maria daheim.
Sieh, da erfüllt hellblendender Glanz die veralteten Mauern:
Lichtausstrahlend erscheint himmlisches Engels Gestalt.
Schauend die Himmels-Gestalt aufschrickt und bebt die Maria:
aber der Engel begrüßt Mutter ihr göttlichen Sohn's.
Nieder das Auge gesenkt und die Hände gefaltet zur Andacht
hört sie vertrauend das Wort, faßt es ins kindliche Herz.

„Möge geſcheh'n mir, wie du geſagt.“ So ſpricht ſie in Demuth;
und es verſchwindet der Glanz wie in das Dunkel der Blitz.
Aber geweiht iſt der Ort und geheiligt die niedrige Wohnung
wo ſich der Himmel erſchloß, wo die Verheißung erſchien.

2.

Frauen-Gruß.

Siehe, der Wand'rerin Fuß, in den Tagen nach hoher Verheißung,
wandelt den einſamen Pfad durch das Gebirge dahin.
Engel begleiten, erſchau't nicht dem Blick, doch dem Herzen der Jungfrau
nah, die Erwählte, zum Haus, welches die Freundin verbirgt.
Auch Dir, Eliſabeth ward die Verheißung mächtigen Sohnes,
göttlich beſtimmt dem Herrn breit zu bereiten die Bahn.
Eilig die Stiegen herab, der Maria entgegen, bewegt ſich

grüssend die Freundin, entzückt daß die Geweihte
sich naht.
„Sey willkommen, o Mutter des Herrn, ausruft sie
begeistert,
Heil Dir, die Du geglaubt was uns der Engel ver-
hieß.
Auch an mir erfüllet der Herr, was der Bothe ver-
kündet:
freudig bewegt dein Gruß was mir im Innersten
lebt."
Ihr die Maria: „der Herr demüthiget Stolze, die
Demuth
hebt er empor, es sey ewig gepriesen der Herr."
Alſo begrüßen sie sich, die geweih'ten, beseligten Frauen.
Schönerer Gruß ist nie sterblichen Lippen entflohn.

3.

Die Krippe.

Nacht ist's. Bethlehem liegt, das verachtete, schwei-
gend im Dunkel.
Wanderer nahen sich ihm: mit der Maria der Mann
Joseph, fromm, der Behüter des heiligsten Schatzes.
Doch Raum giebt,

nächtlich, das wirthliche Haus nicht dem ermüdeten Paar.
Viele der Fremden herbey zu der Schatzung eilten sie zeitig;
für das geheiligte Paar bleibt nur ein dürftiges Dach,
welches die Krippe bedeckt und das Lager der Heerde, die weidend
jetzt im Felde verweilt. Hier ist, Maria, der Ort wo Du das Höchste der Welt und das heiligste Wunder der Zeiten
schauen wirst, das still unter dem Herzen Du trugst.
Tief in der Stille der Nacht enthüllt sich das hohe Geheimniß,
und die Geweih'te genes't, betend, des göttlichen Sohns.
Glanz ausstrahlend erfüllt er den Raum, der Gebohr'ne, mit ew'gem
himmlischem Licht; doch nur, dürftig in Windeln gehüllt,
fasset die Krippe das göttliche Kind; und erhabene Demuth,
ehe der Mund noch lallt, lehrt der Erlöser der Welt.

4.

Die Hirten im Felde.

Nacht hüllt Bethlehems Flur in den Schleyer der schweigenden Dämm'rung;
heiter strahlet das Heer funkelnder Sterne herab;
mild her wehet die Luft balsamische Düfte; die Palmen
flüstern leise der Nacht süße Geheimnisse zu.
Hirten, gelagert im Kreis, sie bewachen die weidenden Heerden,
und die vertrauliche Nacht leckt zu vertrautem Gespräch.
Manches prophetische Wort des Trosts, der heitern Erwartung
rufen die Greise zurück, Jüng're, sie merken darauf.
Plötzlich umstrahlt sie ein Glanz, und es tritt in das weichende Dunkel
leuchtend ein Bothe des Herrn: „Hirten, o fürchtet euch nicht
Freude verkünd' ich, Freude den Völkern, Friede dem Erdkreis:
Der, auf welchen ihr harrt, heute begrüßt' er das Licht.
Merket zum Zeichen das Wort: er ruht in niedriger Krippe;

Bethlehem birget den Hort, welchen der Herr euch
verhieß."
Spricht's, und der Himmel erfüllt ſich mit Glanz, und
Schaaren der Engel
ſtrömen hervor, es ertönt himmliſcher Chöre Geſang.
Aber es feſſelt der Schreck die Geblendeten, bis zu
den Himmeln
Glanz rückkehrt und Geſang, Dunkel und Stille
zur Flur.
Jetzt, einmüthigen Sinns, der Heerden vergeſſend,
enteilen
Alle der Flur, in der Stadt mächtiges Wunder zu
ſchaun,
Mächtiges Wunder dem Volk, dem ſchlummernden,
laut zu verkünden:
wie der erhab'nen Geburt himmliſcher Jubel er-
tönt.

5.

Der Hirten Anbetung.

Laut von der Jauchzenden Auf ertönet der Ort, und
es ſtrömet
hin zu dem gaſtlichen Haus, hin zu der Krippe die
Schaar.

Wie es der Engel gesagt, so erschau'n in der Krippe das Kind sie
Windeln-verhüllt, doch es strahlt himmlischen Glanz die Gestalt.
So strahlt, niederm Gesteine vertraut, der köstliche Demant,
rein, durchsichtig und hell Glanz des erfreulichen Lichts.
Staunen erfüllt die Gemüther, es falten der Schweigenden Hände,
beugen der zitternden Knie still sich zum reinen Gebet.
Stumm-anbetend umringt der Kreis die geheiligte Stätte,
Rings um drängt sich das Volk, Männer und Frauen, herbei.
Alle vernehmen das Wort und das Wunder, und Alle vereinigt
preisen Gott, ihn lobt dankend der Hirten Gebet.
Händegefaltet blickt der Beschützer des Kindes, Joseph
auf zum Himmel, verklärt neigt sich Maria zum Kind.

6.

Der Weiſen Anbetung.

Wie des Höchſten Geburt in den Höhen der Himmel gefeyert,
himmliſcher Jubel erſcholl weltenbeglückender Nacht:
alſo zollet die Erde nun auch ihr Opfer dem Heiland:
irdiſche Könige nahn, beugen dem Höchſten die Knie.
Sicher geleitet vom Stern des Erſchienenen, nahen die Weiſen,
fernher, göttliches Licht hellte den dämmernden Sinn.
Siehe, ſie nahn, und erblicken die Mutter, finden das Kindlein:
tief zur Erde gebeugt neigen vor beyden ſie ſich.
Andachtsvoll aufthun ſie den Schatz, die verehrenden Kön'ge,
Weihrauch, Myrrhen und Gold bringen dem Kinde ſie dar.
Still-demüthig verneigt ſich die hochbenedeihte Maria,
haltend im Arme das Kind, haltend im Arme den Gott.

7.

Simeon und Hanna.

Auch der prophetiſche Mund preiſ't laut das Wunder der Zeiten,
auch der Tempel ertönt von dem erſchienenen Heil.
Reines Opfer bringt in Jeruſalems Tempel Maria:
Turteltauben ein Paar, Zeichen der Lieb' und des Glücks.
Sieh, da erſcheint im Tempel ein Mann, Gott fürchtend und rein-fromm,
heiligen Geiſtes voll, Simeon, betend, der Greis.
Auf nimmt fromm er das Kind in den Arm, und ſpricht in Begeiſ'rung:
„Herr nun ſcheid' ich in Ruh', da ich den Heiland erblickt,
ihn, den gewaltigen Sehn, der Wahrheit Zeugen und Opfer:
denn ein ſchneidendes Schwerd dringt Dir, o Mutter ins Herz.
Alſo muß es geſchehn, zu enthüllen das Dunkel der Herzen
und die Gedanken der Welt." So des Begeiſterten Wort.

„Jetzt iſt erſchienen das Heil“ ruft laut die greiſe Prophetin
Hanna, zur Seite dem Greis, göttlich-begeiſtert wie er.
Staunen erfüllt die Maria. Geſtärkt rückkehret ſie freudig
zur Gott-heiligen, nur Menſchen-verachteten Stadt.

8.

Die Flucht.

Aber der Engel des Herrn erſcheint im Traume dem Joſeph:
„Flieh nach Aegypten: es dräut mörd'riſch dem Kinde der Feind.“
Aufſteht Joſeph tief in der Nacht und weckt die Mariam.
Dieſe, gehorchend dem Wort, folget dem Gatten und Herrn.
Liebend beugt ſie herab ſich zum Lager des heiligen Kindes:
leiſ' auf nimmt ſie das Kind, hüllt es ins weite Gewand.
Sanft fortſchlummernd im himmliſchen Traum von ſeliger Liebe

ruht das Jesukind ihr, der Geweihten, im Arm.
Tief in dem Dunkel der Nacht, und im Wald, und im schaurigen Felsthal
ziehn, von Engeln umsäumt, ruhig die Wand'rer dahin.
Leichtauftretend im sicheren Schritt fortschreitet die Eselin
tragend die theuere Last, Mutter und heiliges Kind.
Nicht blickt vorwärts, scheu, oder rückwärts je die Maria:
heiligen Glaubens voll blickt sie zum himmlischen Kind.
Sinnend schreitet voraus am Stabe der wackere Joseph
los in der Hand den Zaum treuen, gewilligen Thiers.
Also wandern sie Nächte hindurch und heitere Tage;
wo in der Oede sie ruhn: Engel bereiten den Tisch.
Unter den Palmen ruht das Paar mit dem heiligen Kinde,
aufgehäuft umher Datteln und Früchte des Strauchs.
Reichlich sprudelt der Quell aus nah herstarrendem Felsen;
mühlos findet umher reichliche Weide das Thier.
Endlich umfängt die Ermüdeten Schlummer, reich sie erquickend:

Engels-Geſichte nur glänzen dem träumenden Blick.
Früh dann, heiter erwacht, nach Gebet zieh'n weiter die Wand'rer,
bis das befohlene Ziel, bis ſie Aegypten erreicht.

9.

Rückkehr.

Wieder erſcheint im Traum hellſtrahlend der Engel dem Joſeph
als in Aegypten er ſtill ruhige Tage verlebt:
„Hin iſt genommen der Feind. Auf! wandle zurück mit den Deinen!“
raunet der himmliſche Mund heiter dem Träumenden zu.
Aus nun wandern ſie wieder, die Flüchtlinge, hin zu der Heimat,
wieder von Engeln umſchwebt, wieder von Engeln geſchützt.
Wieder führt das geduldige Thier verſchreitend Joſeph:
wieder, in Liebe verſenkt, hält die Maria das Kind,
ein in den Mantel gehüllt, in den ſchützenden, weiten, es bergend
ſo vor ſonniger Glut, ſo vor der nächtlichen Luft.

Engel ſchauen mit Luſt die Geweih'ten. Es eilet der Vater
ſchon im Geiſte voraus zu den Gefreundten des Orts.
Schon ſie begrüſſend und wieder begrüßt ſteht froh in der Mitt' er
Aller, erzählend den Ruf hin in die Fern' und zurück;
Deutlich beſchreibend die Sitt' und die Art ägyptiſcher Menſchen,
und wie der Himmel da glänzt, und wie die Erde gebiehrt;
Doch vor Allem, wie mächtig der Herr ſie geführt und erhalten,
nimmer beſorgt für den Tag, nimmer beſorgt für die Nacht. —
Aber es bilden ſich and're Gedanken der ſinnenden Mutter,
nur im Blick zu dem Kind lebend, in ihm nur erquickt.
Wieder erblickt ihr beſeligtes Aug' die geweiheten Mauern
im Nazareniſchen Haus, wo die Verkündung geſchah.

Wieder im Geist mit Elisabeth setzt sie sich, die da begeistert
ausrief: „Mutter des Herrn!“ — Wieder in Bethlehem jetzt
sieht sie die Hirten im Stall, und die Könige, und
die Erglänzung
düsterer Mauern vom Strahl himmlischer Augen
des Kind's.
Dieses, kräftig und schön, und dem Ruf schon horchend der Mutter,
ruht ihr im Arm, groß schau'nd; Keiner ergründet
den Blick.
Aber es spielen um ihn, den Gesalbten, die Kinder
des Himmels,
flatternd, ätherisch, umher, nur von der Mutter
gewahrt.

10.

Der Knabe im Tempel.

Jezt alljährlich hinauf gen Jerusalem ziehen die Eltern
hin zu dem Fest, wo das Volk alter Befreyung gedenkt.
Zwölf der Jahre nun zählt der erwartete, werdende
Heiland

reich an Gnade bey Gott, und von den Menschen
geliebt.
Heut' auch zieht mit den Eltern er hin zu dem Feste
der Ostern.
Nach dem vollendeten Fest bleibt er im Tempel
zurück.
Sorglos ziehen den Pfad zu der Heimat Vater und
Mutter;
breit und bekannt ist der Pfad, groß ist der Menge
Gedränz.
Zwar wird Jesus vermißt; doch es folgen ja Viele der
Freunde,
später kommend: es führt sicher den Knaben ein
Freund:
lieben doch Alle das Kind und ergetzen sich schon an der
Rede
die aus lieblichem Mund weis' und verständig ergeht.
Doch vollbracht ist der Tag, nicht zeigt Er sich unter
der Menge.
Jetzt voll Sorge zurück kehren die Eltern zur Stadt.
Drey der Tage voll Angst nachforschen dem Sohn sie
vergeblich:
endlich am vierten erschau'n plötzlich im Tempel
sie ihn.

Hier sitzt sprechend der Knab' in der Lehrenden Mitte; verwundert
höret die Menge das Wort, staunet dem hohen Verstand.
Doch es entsetzen die Eltern sich schwer, den Knaben gewahrend,
nicht mehr Knab' itzt: er scheint Lehrer der Lehrer zu seyn.
Aber es drückt die Mutter zu hart. „Mein Sohn, warum hast du
dieß uns gethan?" — ruft sie; — „schmerzlich, ach, suchten wir dich!"
Jesus aber: „Muß ich nicht seyn an der Stätte des Vaters?"
Doch sie versteh'n nicht das Wort. Willig begleitet er sie.

II.

Wunder-Leben.

Eingang.

Sagt, wer faſſet ſie auf, die unendliche Fülle des Lebens?
Sagt, wer faſſet ſie auf alle die Strahlen der Macht,
ausgegoſſen in göttlichem Licht und in göttlicher Liebe
tief in die ſündige Welt, welche den Geber verſchmäh't?
Leben, Geſundheit, Kraft, und das Wort vom Reiche der Himmel,
täglich ſendet Er's aus, reich, dem bedürftigen Volk.
Nimmer ermüdet und nimmer erſchöpft im unendlichen Reichthum
giebt Er: Tauſende ſtehn, Tauſende werden erhört.
Blickt zu dem Wirken ihr hin und des göttlichen Lebens Entfaltung,

beides in Geiſt und in Kraft, beides in Wort und in That:
wohl, zur Stunde der Nacht, in das Heer hellfunkelnder Sterne
tief in dem reinen Azur, meint ihr erſtaunet zu ſchau'n:
denn es vermehrt, wie der Sterne Gewühl in unendlicher Zahl ſich,
tiefer und tiefer geſchaut: ſo ſich des Göttlichen Glanz.
Alles iſt Wunder an ihm, unbegreiflich, unüberſehbar, herrlich; nimmer erſchöpft wird das Entzücken an ihm.
Wie nun, dürftig, das Aug', in der Stern' unermeßlicher Zahl, ſich
einzelne ſammelt im Bild, einzelne Bilder dann faßt,
dürftig beſchränkend das All: ſo faßt aus göttlichem Leben
einzelne Strahlen der Blick irdiſches Sehers ſich auf.
Schüchtern berühr' ich die himmliſchen Blüthen, zu flechten zum Kranz ſie:
heiligem Tempel des Herrn, reinen Gemüthern, geweiht.

1.

Beruf.

Seht den Gereiften, Bewährten, erfüllt vom Geiste des Vaters:
dort an Genezareths See redet er mächtig zum Volk.
Hochgestaltet, erhabenes Haupts, das heilige Haar wallt
strahlend die Schulter hinab, rein ist die Stirn und der Blick
göttliches Auges, des weit hin schauenden, hell wie die Sonne.
Röthe des kommenden Tags schwebt um den himmlischen Mund.
Gierig zu hören das Wort umströmt ihn drängend die Menge
und es ermangelt der Raum. Sanft von den Fluthen bespült

schaukeln sich Nachen im See, und es reinigen Fischer am Strande
emsig der Netze Geflecht. Einen der Nachen besteigt, weichend, der Herr, und es weht vom See nun himmlische Rede,
herrlich, vom himmlischen Reich, welches den Armen sich naht.
Endlich, gelabt vom lebendigen Brod, entläßt er die Menge,
heißt den Fischern zur Höh fahren und werfen das Netz.
(Lieh'n sie den Nachen doch Ihm; und den kleinsten der Dienste belohnt Er.)
Und ein Bedenklicher spricht — Simon, er sprach nicht zuerst? —
„Brächte der Tag uns wohl, was nicht, sonst günstige, Nacht gab?
und die vergangene Nacht müh'ten wir All' und umsonst!
Doch, es geschieh wie du sagst!" Und es drängt sich der Fang, und es reißt bald
Fische = belastet das Netz. Nachen, ihr andern, herbey!
Alle bemüh'n sich; es werden gefüllt und es sinken die Nachen

Nie ward Gleiches gesehn. Alle sind stumm und erschreckt.
Doch zu den Füssen des Herrn sinkt Simon: „ach, wie ertrag' ich,
Sünder, des Heiligen Näh?" doch der Erhabene spricht:
„Menschen zu fah'n nun bist du bestimmt. Desgleichen ihr Andern!"
Sehr, und sie folgen alsbald, Alles verlassend, dem Herrn.
Wie der Magnet das Eisen ergreift, das ergriffene füllet
stark mit der eigenen Kraft: also die Seinen der Herr.

2.

Die Hochzeit zu Cana.

Festlich geschmückt ist das Haus und festlich im Kreise gelagert
beym hochzeitlichen Mahl freu'n sich die Gäste des Tags.
Seht auch Jesum erblickt in der Schaar ihr fröhlicher Menschen
und die Maria mit ihm; Heil'ges dem Jrd'schen gemischt.

Lauter und lauter ertönt das Gespräch und der Jubel der Gäste,
denn es erfreuet der Wein mächtig der Sterblichen Herz.
Doch nicht reich ist das Haus! an der seltenen Gabe gebricht's schon.
Schade! sie sind so vergnügt! Mutter Maria, sie sieht's
wie der geleerete Krug nicht mehr mit vollem ersetzt wird,
und es erbarmt sich ihr Herz. „Lieber! sie haben nicht Wein!"
raunt sie ins Ohr dem göttlichen Sohn, und es glänzet die Freude
schon der Gewährung im Blick dir, o du liebendes Herz.
Aber es weigert der Sohn sich streng. „Noch nicht ist die Zeit da
Wunder zu thun," ist das Wort welches die Mutter vernimmt.
Doch nicht wankt das Vertrau'n und die Hoffnung Dir, o Maria!
„Was er gebietet das thut!" flüstert den Dienern sie zu.

Nicht widerſteht dem Glauben der Sohn. Dort ſtanden der Krüge
ſechs, von geräumigem Maß. Alle zu füllen gebeut
Nur mit Waſſer der Herr, und dem Kellner zu bringen. Es koſtet
Dieſer, und köſtlichen Wein ſchmeckt er, und flüſtert dem Wirth
tadelnd ins Ohr warum er zuletzt dieß reiche, das nicht mehr
achten die Gäſte, berauſcht von dem gemeinen Getränk. —
Merke das Zeichen, o Freund! Nicht Trübſinn heiſchet der Heiland:
Fröhlichen hilft er ſo gern wie er den Traurigen hilft.
Doch dem Glauben allein gewährt er, was er erbitte.
Feſt du zu Cana, du labſt heute die Durſtigen noch!

3.

Des Hauptmanns Knecht.

Glauben begehret der Herr und belohnt ihn. — Hin
gen Capernaum
wandelnd ereilet die Schaar Aelteſter ihn von dem
Volk.

Bittend verwenden ſie ſich für den Hauptmann römiſcher Knechte
welchem ein wack'rer Geſell tödlich erkrankt. Und der Herr
lenkt zum Hauſe den Schritt. Doch bittet ein Bothe vom Hauptmann:
„Nicht kehr' ein! nur ein Wort, und der Erkrankte geneſ't."
Drauf, ſchnell hemmend den Schritt, zum verſammelten Volk der Gemeine
wendet der Herr ſich und ſpricht: „Nimmer in Iſrael's Volk
fand ich den Glauben ſo ſtark." Rückkehrend findet der Bothe
plötzlich geneſen den Knecht, welchen er tödlich verließ.

4.

Der Jüngling zu Nain.

Seht hier bringen die Träger den Sarg des erblichenen Jünglings.
Schön im offenen Sarg ruht die entſeelte Geſtalt.
Trauernd folget dem Zug die Menge. Sie liebten den Jüngling

Nain's freundlichſten Schmuck, ach, und den einzigen Sohn
ſeiner gebeugten Mutter, der Wittwe, der armen, verlaßnen —
Seht wie Jammer-erfüllt wankt dem Geſchied'nen ſie nach!
Aber es naht ſich der Herr, der vorüberziehende, freundlich:
„Weine nicht!“ ſpricht er, und winkt. Nieder zur Erde den Sarg
ſenken die Träger. Er tritt zum Verblichnen: „ich ſage Dir, Jüngling,
richte Dich auf!“ Und ſeht! in das entſeelte Gebild
kehrt ſchnell Leben zurück. Tiefathmend öffnet die Augen
nen der Erweckte, die Hand regt ſich, es regt ſich der Fuß.
Auf nun richtet er ſich, und es röthet die Wang' und der Mund ſich.
Staunend blickt er umher, blickt zu der Mutter, und „Ach! —
Mutter, ich lebe,“ ruft er ihr zu, und eilt in die Arm' ihr.
Preis und Jubel erſchallt rings von der Menge dem Herrn.

5.

Unglaube.

Größer als Wiſſen und Kunſt iſt der Glaube; ſchwerer als beyde.
Auch das geprüfte Gemüth ſchwanket und zweifelt beſchämt.
Als er das Volk, der Lehrer, belehrt, die Kranken geheilet,
und die unzählige Schaar wunder-erſchaffend geſpeiſt:
läßt er am Abend ſie zieh'n, und die Jünger betreten ein Schifflein:
Jeſus beſteigt den Berg, betet, und ſtärkt ſich die Kraft.
Jetzt, zur vierten Wache der Nacht, hin-lenkt er die Schritte
zu den Geliebten im Schiff; aber es brauſet der Sturm.
Hin zur Höhe des Meers ward hingeſchleudert das Schifflein,
ſchwankend in wogender Fluth, die es erhebt und verſenkt.
Ueber die Wellen hinweg zum Schiff hin ſchreitet Jeſus.
Wie ſie den Kommenden ſchaun, ſträubt ſich vor Schrecken das Haar.

Sinnen-beraubt aufſchrey'n ſie, im Wahn ein Geſpenſt zu gewahren:
aber der Herr: „Seyd getroſt! ich bin es! fürchtet euch nicht!“
Petrus nun: „o, biſt du es Selbſt: ſo heiße mich kommen
zu Dir über das Meer! „ — Jeſus, ermunternd: „ſo komm!“
Aus ſteigt Petrus und geht über Well' und Welle zu Jeſus.
Aber von neuem erhebt, brauſend, das Meer der Orkan.
Petrus erſchrickt, und ſinkt, und ruft: „o hilf mir, ach hilf mir!
Herr, ich ſinke!“ — Da reicht freundlich der Helfer die Hand:
„O, Kleingläubiger! — ſpricht er zu ihm: nicht zweifeln, iſt Glaube!“ —
Und ſie betreten das Schiff: und es verſtummt das Getös.

6.

Furcht.

Himmliſche Worte des Heils am Ufer des Meeres, vom Schiff' aus,
hatt' er geſprochen dem Volk, welches ſie lechzend ergriff.
Aber am Abend entläßt er die Schaar, und es führet das Schifflein
ihn und die Seinen, dahin, weiter, zur Lehr' und zur That.
Jetzt nun, ermüdet vom Tag, ſanft ſchläft er im hinterſten Raume,
wo ſie ein Kiſſen gelegt. Sieh da erhebt ſich ein Sturm.
Und es empören die Wellen ſich wild, und dringen ins Schiff ein.
Angſt und Entſetzen befällt mächtig die ſchüchterne Schaar.
Auf jach wecken ſie ihn, und rufen: „o Meiſter, du fragſt nicht
ob wir verderben?" — Und Er: „Schweig' und verſtumme!" zum Meer.
Alsbald ruhet der Wind, und es treten die wüthenden Wellen

sanft hinwogend zurück; ruhig bewegt sich die See.
Aber es straft sie der Herr: „Wie seyd ihr, o Thörigte, furchtsam!
Glauben, noch habt ihr ihn nicht.“ — Zitternd umstehn sie den Herrn.

7.

Glaube.

Jesus entsteiget dem Schiff; da naht sich ängstlich Jairus,
beuget die Knie' und spricht: „Herr, ach errette mein Kind!
Kaum noch athmet sie auf! O, komm, und lege die Hand auf!
Wenn Du, Erretter, erscheinst: wieder gesund ist das Kind!“
Während sie wandeln zum Haus, schnell kommt des Jairus Gesinde:
„Herr, die Tochter ist todt, mühe den Meister nicht mehr!“
Aber der Herr das Wort: „Nicht fürchten, Jairus! Glauben!“
Also ins trauernde Haus tritt mit den Andern Er ein.

Laut wehklagen ſie dort, troſtlos, im trüben Gedränge:
aber er ſchilt ſie. „Sie ſchläft" — ſpricht er. —
Sie lachen dem Wort.
Jetzt nun Alle verſcheucht Er und ruhig faßt an der
Hand er,
Vater und Mutter des Kinds. Jünger, ſie folgen
zum Bett.
Und er ergreift die Hand der Entſeelten. „Erhebe
dich Mägdlein!"
Spricht's. Es erhebt ſich das Kind munter und
fröhlich belebt.
Laut auf ſchallt das Gejauchz. Doch der Göttliche,
Schweigen gebeut er,
und der Ermatteten läßt Speiſen er reichen und
Trank.

8.

Bekehrung.

Dort bey Jacob's Brunnen, der Vorzeit heil'gem Gedächtniß,
ruht vom Wandern des Tags Jeſus am mooſigen
Rand.

Tief ſchon dämmert die Nacht: da kommt ein Samariſches Weib her
Waſſer zu ſchöpfen. Es heiſcht labende Quelle der Herr.
Ihm, dem Juden, verſagt die erbitterte Feindin des Volkes
ſchnöd des Getränkes Genuß. „Kenntest du mich, ſpricht der Herr,
wohl begehrtest du ſelbſt von mir des lebendigen Waſſers!“
Doch ſie ſpottet. „Es hat nichts ja zum Schöpfen die Hand;
„tief iſt der Brunnen, der einzige hier in geräumiger Gegend
uns von Jacob ererbt, der mit den Seinen ihn trank!“
„Wohl wär milder dein Mann!“ ſpricht Jeſus. Aber es lacht nur
ſpottend das Weib. „Mir lebt nimmer ein Gatte daheim.“ —
„Wahrheit ſagſt du“ — ertönt nun zu ihr die Stimme des Fremdlings; —
„Fünf ſchon haſt du gehabt, Gatt' iſt der ſechſte dir nicht;“

Staunend erbebt das Weib: „Ich ſeh's, du biſt ein Prophet, Herr!“
Welle! der Weisheit Wort künde dem ſündigen Volk!“

9.

Vergebung.

Ein in das Haus und zum Mahl des Phariſäers begiebt ſich
Jeſus. Dem Heiligen naht ſchüchtern ein ſündiges Weib.
Tief zu den Füſſen des Herrn in Demuth beugt ſie hinab ſich
weinend; es ſtrömet dem Aug' reichlich die Thräne herab
netzend die Füſſe des Herrn. Das Weib, mit den Flechten des Haupthaar's
trocknet und küſſt ſie, und geußt köſtliche Salben darauf.
Dieſes erſehend der Wirth, ſpricht leiſ' er: „Wär er Prophet nun,
wüßt' er, welch ein Weib ihn, den Geprieſnen, berühret!“

Jeſus ihm: „Nicht gedachteſt des Bads Du, minder der Salben.
Dieſe, ſie gab was ſie hat. Viel hat die Schwache geliebt.
Wer viel liebt, vergeben iſt viel ihm. Ziehe mit Frieden
Weib, von Sünden itzt rein: ſündige fürder nicht mehr!“

10.

Lazarus.

Viele der Seelen gewinnt ſich der Herr. Sie lieben ihn treulich,
hangen an ihm, und er weilt gern in der Redlichen Kreis.
Doch vor Allen erfreut ihn Lazarus, und die Geſchwiſter:
Martha, Maria, ſie ſind nahe dem Herzen des Herrn.
Nicht in Bethania kehret er ein, er erfreue denn Alle
mit dem erſehnten Beſuch, mit dem vertrauten Geſpräch.
Doch jetzt fern iſt der Herr, und erkrankt iſt Lazarus. Aengſtlich

senden sie Bothen nach ihm, bitten um Hülfe den Herrn.
Als nun die Kund' ihn erreicht nach Tagen, sagt er den Jüngern:
„Tod ist Lazarus schon. Doch, daß ihr glaubet, so kommt,
„Lasset hinab uns ziehn gen Bethanien." Als sie erreicht nun,
wandelnd, den Ort und das Haus, liegt er im Grabe, der Freund.
Schon vier Tage sind's her, da begruben den Todten die Seinen.
Tief vom Schmerze gebeugt trifft nun die Schwestern der Herr.
„Ach, — wehklagen sie ihm — wärst Du hier, nicht wär er gestorben!"
Doch er tröstet und spricht: „Lazarus, neu lebt er auf!"
„Wohl, am Tage des Herrn!" spricht Martha. Doch er entgegnet:
„Nicht stirbt, wer an mich glaubt! Ob er erstürbe, er lebt!
„Auferstehung und Leben bin ich. Sprich, glaubst du das, Martha?"

Gläubig beugt sie sich ihm: „Ja, du bist Christ, Gottes Sohn!“
Jetzt zur Gruft begleiten sie ihn. Ein Stein überwölbt sie.
Einsam = schauerlich starrt still des Verblichenen Grab.
„Wälzet den Stein von der Gruft.“ So gebeut er. Aber sie bitten,
wankend im Glauben: „o laß! denn die Verwesung beginnt!
Vier schon ruht er der Tage!“ Es weint den Schwachen der Helfer
eine Thräne. Sie sehn's. Und das versammelte Volk
flüstert: „Wie liebt' er ihn doch! Doch rettet, der Blinde geheilt hat,
diesen nicht.“ Doch der Herr: „Glaubet, und sehet die Macht
Gottes!“ Sie wälzen den Stein vom Grabe. Verklöret das Antlitz
blickt der Gesalbte zu Gott: „Vater, du hast mich erhört,
und du erhöret mich stets. Doch gieb auch Diesen den Glauben:

daß du mich, Vater, gesandt." Jetzt mit erhabenem Wort
ruft er dem Todten: „o Lazarus komm, entsteige dem Grabe!"
Und der Gestorb'ne, verhüllt Glieder und Haupt, kommt hervor.
„Nehmt ihn wieder — ertönt die Stimme des Herrn — den Erweckten!
Löset ihn auf! Es soll frey der Lebendige gehn!"

11.

Der Jünger Gesicht.

Dort auf einsamer Höh, vom Getümmel entfernt, und dem Himmel
näher, im frommen Gebet kniet der Geliebte, der Sohn.
Drey der Erwählten hinauf mit sich zum Gipfel des Berges
nahm er: betend auch sie knieen um den Heiligen her.
Jetzt in Gebet's Inbrunst aufklärt sich des Herrlichen Antlitz.
Näher und näher gerückt ist er dem Vater. Es haucht

Gottes allmächtiger Geiß ihn an und verklärt die Gestalt ihm,
wandelt in Licht das Gewand, blendend, und weißer als Schnee.
Strahlend in ähnlichem Glanz erscheinen erhab'ne Gestalten
alter Zeit: es erscheint Moses, Elias mit ihm.
Klar iſt ihnen enthüllt das Geſchäft des Erlöſers; und künft'ger
Tage Begebniß klar schau'n ſie, als wär es geſcheh'n.
Aber betäubt und entzückt anrufen die Jünger: „der Himmel
iſt um uns hier! hier laßt ewige Hütten uns bau'n!“
Siehe, da ſchwebt von der Höh hellglänzend Gewölk und umſchattet
Jeſum. Es tönet das Wort: „Sohn“, überſchwenglich hervor.
Sinne-betäubt hinſinken die Jünger. — Jeſus erhebt ſie.
Wieder erwacht nur ihn ſchau'n ſie, es ſchwand das Geſicht.
„Was ihr geſeh'n, das verſchweigt jetzt noch“ — ſpricht mahnend der Heiland —
„bis zu dem Tag, wo der Sohn auf von den Todten erſteht.“

12.

Salbung.

Seht, es neigt sich der Tag des reinen, göttlichen Lebens;
abendlich Roth erglänzt sanft um die Wolke der Nacht.
Hin zu Lazarus Haus mit den Jüngern begiebt sich Jesus.
Fröhlich empfangen sie ihn, und sie bereiten ein Mahl.
Einmal noch erquickt sich das göttliche Herz mit den Lieben:
Lazarus, den er erweckt, sitzt mit den Andern zu Tisch.
Martha bedient sie, die Andern, geschäftig rings um den Tisch her:
doch zu den Füssen des Herrn lauscht die Maria dem Wort.
Martha jetzt zu dem Herrn: „Was sitzt die Maria so müssig?
Laß doch sie, gleich mir, auch Dich bedienen zu Tisch!“
Jesus aber: „Du hast wohl viel der Sorge: doch Jene
wählte das Beste sich aus: bleibt das Beste denn ihr!“

Auf nun sieht die Maria, und geht, und bringt ein Gefäß her,
unverfälscht und rein köstlichen Oeles erfüllt.
Ausgießt über das Haupt sie des Herrn; und lieblicher Geist dringt
aus von der Narde Gedüft durch den geräumigen Saal.
Jezt spricht neidisches Blicks der Verräther, Judas Ischariot:
„Welch verschwendetes Gut! Gäb man den Armen das Geld!"
Jesus aber: „Es sind um euch stets Arme zum Wohlthun;
„ich nicht stets bin um euch; störet die Spendende nicht!
„Meinen Leichnam gesalbt hat im Voraus sie zum Begräbniß:
„ihrer gedenkt man einst überall wo man mich nennt."

13.

Hingang.

Ostern ist nah, gen Jerusalem zieht mit den Seinen der Heiland;
Bethphage's Eselin trägt willig die heilige Last.

Siehe die Sanftmuth sitzt und die duldende Lieb' auf dem Lastthier;
himmlisch umstrahlet das Haupt göttliche Ruhe dem Herrn.
Und das prophetische Wort, es erfüllt sich: „siehe dein König
kommt sanftmüthig zu Dir: komm, und bereite die Bahn!"
Seht, und es kommt, Jerusalem kommt dem Geweih'ten entgegen:
ihm, dem Erwecker vom Tod, jauchzet die Menge des Volks.
Palmenzweig' in den Händen, entgegen zieh'n sie dem Heiland:
Decken breiten sie aus, Zweige, den Bäumen geraubt.
Rings von der Meng' umströmt zieht er ein, und sie ruft: „ Hosianna!
„Heil, Heil Davids Sohn, kommend im Nahmen des Herrn!"
Also begrüßt nun kommt er zur Stadt, und ein in den Tempel
geht er, ins Vater-Haus, das er als Kind schon gesucht.

III.

Leiden und Tod.

1.

Nachtmahl.

Nacht ist's. Spärlich erhellt im gepflasterten Saal von der Decke
schimmernd die Lampe das Mahl. Um den bescheidenen Tisch
liegen die Jünger; der Herr in der Mitte, Gedanken des Hinganys
schwer in der Seele, doch schaut Alle die Seinen er noch.
Herzlich verlangt hat ihn mit den Jüngern zu essen das Nachtmahl:
aber die Stunden sind nah, wo sich die Seinen zerstreu'n.

Liebend blickt er umher, noch fehlt kein theurer Beſitz ihm,
bis auf den Einen, der ſtill brütet Verrath in der Bruſt.
Auch doch Dieſem bricht er das Brod und reicht er den Kelch dar,
ihm auch reicht er den Leib, ihm das verſöhnende Blut.
Doch nicht birgt es der Herr das Einer der Schaar der Verräther
werde des Menſchenſohns. Welchem den Biſſen er taucht
Dieſer iſt's, ſo vernimmt der Geliebteſte, leiſ' es erforſchend.
Kaum iſt's geſchehn, ſo enteilt Judas, im Herzen die Schuld.
Rein iſt die Luft nun umher, und heiterer ſtrahlet das Antlitz
Jeſus, da er vereint redliche Seelen nur ſchaut.
Ueberfliehend von Huld nun ergreift er den Schurz und das Becken:
was er am Höchſten beſitzt ſeinen Geliebten zu weihn.
Ihnen die Füſſe nun wäſcht er, der Meiſter und Herr, voll Demuth.

„Also diene hinfort Jeder dem Andern von euch!
„Nicht überhebe sich Einer; und liebt euch unter einander!
„Nehmt den Frieden von mir, jezt da ich scheide von euch."
Petrus jezt: „Wo eilst du nur hin? gern geh' ich ja mit dir:
gern für Dich, o Herr, lassen das Leben will ich!"
Ihm der Meister: „Das thätest Du mir? ich sage Dir, Petrus:
nicht zweimal in der Nacht krähet noch heute der Hahn:
und dreymal verläugnest Du mich. Ihr Alle verlaßt mich:
denn die Heerde zerstiebt, wenn sie den Hirten verliehrt.
Doch ich erstehe vom Tod, ihr seht mich Alle noch wieder.
Bey euch bleibt mein Geist. Zaget nicht! Fürchtet euch nicht!" —
Auf jezt hebt er, betend, das Abschiedsmal; und der Garten,
nahe des Oelbergs Höh'n, ist nun der Scheidenden Ziel.

2.

Leiden.

Dämmernder dunkelt die Nacht; in Gethsemane bleiben die Andern.
Nur die vertrautesten nimmt Jesus, der Dulder, mit sich.
Petrus ist es, und Jacob dann, und der sanfte Johannes,
die zum Gebet sich der Herr, treue Genossen, erwählt.
Wählt' er nicht diese sich aus, die jüngst in der Höhe verklärt ihn
schauten? hat nicht die Kraft hohes Gesichts sie gestärkt?
„Bis zum Tode betrübt ist meine Seele" — so spricht Er
zagend und zitternd — „o bleibt! wachet und betet mit mir!"
Fürbaß gieng Er ein wenig, und kniet' und betete brünstig:
„Vater, Alles ist Dir möglich: erlaß mir den Tod!
Ach zu scheiden von Dir, zu verlassen Dich, Dich zu verläugnen:
Das ist der bittere Kelch! das ist der bittere Tod!

Schenk', o ſchenke ſie mir, die entſetzliche Stunde des Abfalls!
Doch, mein Wille ja nicht, ſondern der Deine geſchehʼ!" —
Jetzt zu den Jüngern wankt er zurück, und findet im Schlaf ſie;
müde von Trauer und Harm drückte die Augen der Schlaf.
Aber zu Petrus der Herr: „eine Stunde nicht wachſt du mit mir jetzt?
Wacht und betet! der Geiſt, wohl iſt er willig: doch ſchwach
menſchliche Kraft: drum wacht daß nicht übermanne die Schwächʼ euch!"
Jeſus ſpricht's und geht wieder zurück zum Gebet.
„Sterben! von Dir abfallen, von Dir, o unendliche Liebe!
o wie erdrückt mich das Wort, o wie zermalmt mich die That!"
Abermals fleht er Erlaſſung des Kelchs, und wieder Ergebung
ſeines Willens reicht kindlich dem Vater der Sohn. —
Jetzt zum zweiten Mal zu den Jüngern kommt er, und findet

matt ſie, von Trauer gebeugt, und unterliegend dem Schlaf.
Wieder zurück zum einſamen Ort, zum brünſt'gern Gebete
kehrt er, und ringt mit dem Tod; Tropfen des Schweißes, wie Blut
fallen zur Erde: da kommt ein Engel des Herrn und ſtärkt ihn.
Auf nun, erhoben im Geiſt, ſteht vom Gebete der Herr,
Ruhig anjezt zu den Schlafenden hin, als Held und Sieger,
tritt er, und weckt ſie auf: „Wollet ihr immer noch ruhn?
Sehet, die Stund' iſt da, daß den Händen der Sünder anheim fällt
der nicht ſündigte. Kommt! Der mich verräth, er iſt da."

3.

Bande.

Fackeln erhellen das Dunkel der Nacht und der düſtern Bäume,

grell, und den leuchtenden Glanz strahlen die Speere zurück,
strahlen die Schwerder zurück der gewaffneten Schaar, die daherkam,
von dem Verräther geführt, welcher den Meister verkauft.
Ihnen entgegen geht in erhabener Ruhe Jesus.
Da kommt Judas heran; heuchlerisch küßt er den Herrn.
Jesus zu ihm: „Judas, verräthst mit dem Kusse den Freund du?“ —
Und — „Wen suchet ihr hier?“ — zu der Gewaffneten Schaar.
„Jesus von Nazareth!“ schallen die Stimmen. — „Ich bin's.“ spricht Jesus
göttliches Ernsts; und es weicht scheu und verworren die Schaar.
Nochmals fraget der Herr: „Wen sucht ihr?“ Wiederum tönt' es:
„Jesum!“ „Ich hab' es gesagt, daß ich es bin.“ Spricht der Herr.
„Suchet ihr aber mich selbst: laßt Diese gehen, und mich greift:
euere Stunde ist da, Finsterniß hat jetzt die Macht.“

Nach ihm greifen sie nun: doch Petrus haut mit dem Schwerd drein:
Einem der Greifenden trifft rasch mit der Schärfe er das Ohr,
daß er vom Haupt' es trennt. Doch der Herr spricht: „stecke das Schwerd ein:
„soll ich nicht trinken den Kelch, welchen der Vater gereicht?"
Hülfreich auch dem Feinde, berührt und heilt er das Ohr schnell.
Doch nicht achtet die Schaar Wunder und Huld. Es erlaubt
selbst ja der Herr, ihn zu fah'n; und gemein, und verächtlich erwuthigt,
greifen den Heiligen sie, binden und führen ihn ab.
Aber es fliehn bestürzt und verzagt die verschüchterten Jünger.
Petrus folgt von fern hin zu dem Priester-Palast.

4.

Verläugnung.

Im Hohenpriester-Palast, in gewölbter, geräumiger Halle,

wahrt den Gefang'nen die Schaar für den versammelten Rath.
Kalt iſt die Nacht, und es wärmt ſich, am glutausſtrahlenden Becken
leuchtender Kohlen, der Schaar rohes, gemeines Gezücht,
laut ſich mit Hohn und nied'rem Geſpött, des Gebund'nen erfreuend
der es in göttlicher Ruh' duldend und ſchweigend erträgt.
Petrus aber, ſchüchtern gefolgt, zu erforſchen den Ausgang,
ſitzt mit den Andern zugleich um die erwärmende Glut.
Doch, ihn erſchau'nd, eine Magd: „auch du warſt beym Nazarener!“ —
Aengſtlich er: „nein, ich nicht; und ich verſtehe Dich nicht.“ —
Hört's! da krähet der Hahn. — Nun gewahrt ihn einer der Knechte,
Malchus Gefreundter, und ſpricht: „ſah ich im Garten dich nicht
bey dem Verführer?“ — Doch feſt nun läugnet er. „Wahrlich ich — ſpricht er —

„kenne des Menſchen nicht!“ — Aber die Andern der Schaar,
auf ihn merkend: „Du biſt's, Galiläer! die Sprache verräth Dich!
Einer, der Seinen biſt Du!“ — Petrus doch läugnet beherzt,
ſchwört und vermißt ſich hoch: nicht ſey er es. — Aber zum zweiten
kräht jezt der Hahn. — Und ſtill wendet der Herr ſich nach ihm,
auf ihn blickend. — Da fällt auf's Herz das verkündete Wort ihm.
Schmerzdurchbohrt geht er raſch bitterlich weinend davon.
Aber es treiben Geſpött mit der Könige König die Knechte,
decken das Antlitz ihm, ſchlagen das heilige Haupt,
rufen in niederer Luſt: „Sprich, Chriſte, ſprich, du Prophet, uns:
wer war's der dich ſchlug?“ — Hölle, ſo labteſt du dich!

5.

Verhör.

Düſter erſcheint der blutige Tag. Es verſammelt der Rath ſich.
Jeſus, Feſſeln-gelöſt, wird vor die Richter geführt. Was er gelehrt? wird gefragt. Er verweiſ't an die Hörer. Ein Scherge
ſchlägt ihn ins Antlitz darob. Aber es würdigt der Herr
dennoch der Red' ihn. „Sprach ich nicht recht, ſo beweiſ' es; und red' ich
wahr, warum ſchlägeſt du mich?" Aber ein ſchnelles Gericht,
Zeugniß ſchädlicher Lehre begehren ſie; lange vergeblich.
Endlich Zween: „du ſprachſt: brechet den Tempel mir ab:
in drey Tagen erbau' ich ihn neu!" — Vom Sitz ſich erhebend
Kaiphas jetzt: „Du ſchweigſt gegen die Kläger? — Sag' an:
„Biſt du der Chriſt, Gottes Sohn?" — der Erhabene ruhig: „Du ſagſt es.

Einſt, iſt erfüllet die Zeit, ſitzen zur Rechten der Kraft
ſollet des Menſchen Sohn ihr ſehn, und kommen in Wolken." —
Jetzt das Gewand ſich zerreißt Kaiphas: „Hört es: er ſpricht
„Läſterung aus gegen Gott! Was bedürfen des Zeugniſſes noch wir!
„Sagt, was bedünket euch?" — Sie, All': „er iſt ſchuldig des Tods!" —
Wieder gebunden nun wird der Gerechte, hin zu Pilatus
ſchleunig geführt: er erkennt ſchuldig den Göttlichen nicht.
Doch er vernimmt: des Verklagten Geburtsland ſey Galiläa:
froh darum ſendet er ihn vor des Herodes Gericht.
Dieſer, erfreut den Gerühmten zu ſehn, (wie wünſcht er es längſt ſchon!)
hofft ein Zeichen zu ſchau'n von des Gewaltigen Kraft.
Müſſig ergötzt hätt' er ſich und erholt von der höfiſchen Langweil:
doch der Erhabene ruht; Fragen, nicht achtet er ſie.

Jetzt, so Gesind' als Gebiether mit Spott überhäufen und Hohn ihn.
In der Erwartung getäuscht schickt ihn Herodes zurück,
spöttisch geschmückt mit dem Seher-Gewand, zum Richter Pilatus,
scherzend; und, Feinde bisher, söhnen sie heute sich aus.

6.

Gericht.

Aber es wüthet empört die verblendete, tobende Menge.
Hin zu Pilatus Palast wieder, gebunden, zurück schleppen den Herrlichen sie. Ungestüm verlangen ihr Recht sie.
Vor Hohepriester und Volk tritt nun Pilatus heraus.
„Nichts Verdammliches find' ich an ihm; deßgleichen Herodes,
wie ihr es Alle gesehn: darum, gezüchtiget, will los ich den Menschen lassen." Doch sie: „Ans Kreuz mit dem Uebelthäter! Ans Kreuz mit ihm! Gieb uns den Barrabas los!"

O, des geſunknen Geſchlechts! Den Mörder erbitten ſie frey ſich:
doch den Erlöſer der Welt: „Kreuzige, Kreuzige ihn!“
ſchrey'n ſo Prieſter als Volk im vermehrten Getümmel. Betäubt jetzt
ſpricht Pilatus das Wort: „Nehmet und kreuziget ihn!“ —
Doch ein Becken, gefüllt mit dem lauterſten Waſſer, herbey ſchnell
bringen läßt er, und ſpricht: „Sehet, ich waſche mich rein,
„frey von der Schuld des Gerechten, und Euch aufwälz' ich die Bürde!“ —
Sie, blutgier'ges Triumphs: „Komme das Blut über uns
und über unſere Kinder!“ — So wird nun Jeſus gegeißelt,
fällt den Schergen anheim, und dem entzügelten Volk.
Jene nun kleiden ihn aus, und bekleiden ihn frech mit dem Purpur
ihn, den Geſalbten: dem Haupt drücken im hölliſchen Spott,

Dornen-geflochten, die Krone sie auf: ein rohrener Stab wird
ihm in die Rechte gelegt, so er als König begrüßt.
„Heil Dir, König der Juden!" so rufen sie, spey'n in des Heil'gen
Antlitz frech, mit dem Rohr schlagen sie mörd'risch das Haupt.
Hingegeben der niedrigsten Schmach des verworfensten Haufens
duldet er schweigend den Schimpf, sanft, wie den Scherer das Lamm.

7.

Kreuzigung.

Da sie die Lust nun der Hölle gebüßt, entkleiden sie wieder
ihn des Purpurs, und fort führen zum Kreuze sie ihn.
Willig trägt er das Kreuz auf heiliger Schulter, der Gottmensch,
unter dem wilden Gewühl, unter dem schnöden Gespött.
Aengstlich-besorgt doch wacht der höllische Haufe, daß ja Er

nicht unterliege der Laſt, eh' er noch Golgatha's Höh'
ſchweraufſchreitend erſtiegen: es hätte die Blüthe der Luſt ja
nicht ſie ergötzt: am Kreuz leidend den Dulder zu ſehn.
Sehet, da kommt vom Feld her ein Mann, der Cyrenäiſche Joſeph:
dieſen halten ſie feſt, laden die drückende Laſt
ihm auf Rücken und Schultern. So trägt das Kreuz er dem Heiland.
Glücklicher! dir war allein unter den Menſchen vergönnt
Ihm zu erleichtern die Laſt, der die laſtenden Sünden der Welt trug:
redlich warſt du gewiß, ſonſt nicht ergriff dich die Schaar.
Aber es folget dem Herrn ein betrauernder Hauſe der Armen
die Er belehrt und beglückt. Sie, die Verachteten nur
weinen und klagen um ihn, und der Kranz zartfühlender Frauen,
die ihm feſtere Treu, ſelbſt als die Jünger, bewahrt.

Allen wendet ſich nun der Herr zu: „Weinet um mich nicht:
„Weinet um euch!“ — ſpricht Er — „euch noch belaſtet die Welt.“
Alſo gelangen ſie hin gen Golgatha, zween Verbrecher mit ihm, gleichem Tod, ihm an der Seite, beſtimmt.
Aufgerichtet iſt nun das Kreuz, und der Träger der Sünden
angeheftet. Es ſtrömt purpurn das heilige Blut
aus den Nägel-durchbohreten Händen, immer zum Segnen
immer zum Geben bereit. Purpurn entſtrömet das Blut
auch den heiligen Füſſen, durchbohrt am Stamme des Kreuzes,
die nie ſtrauchelten, nie wandelten ſündigen Pfad.
Seht! es wendet die Sonne den Blick von den Gräueln des Tages:
mitten im täglichen Lauf birgt ſie das Antlitz in Nacht.
Dunkel umzieht die Gefilde, die bergigten Höhen, die Wälder;
tief in Schleyer gehüllt trauert die ſtumme Natur.
Nur die verworfene Rott' ergötzt am erhabenen Kreuz ſich:

um des Gerechten Gewand loſend im ſpielenden Scherz.
Alſo geſchieht nach ſtrengem Geſetz im Laufe der Zeiten,
was der prophetiſche Blick heiliger Seher geſchau't.

8.

Gottes Sohn.

Als Er, ſchmerzliche Stunden hindurch, geblutet, gelitten,
ſchmachvoll ſchmachtend am Holz, lechzet die Zunge nach Trank.
Seht: da reichen den Schwamm ſie hinauf zum erbleichenden Mund ihm:
Galle zum Eſſig gemiſcht bieten mit teufliſcher Luſt ſie dem Gemarterten dar, dem Ermatteten, Schmachtenden, Bleichen.
Schmeckend das Höllen-Gemiſch wendet der Durſt'ge das Haupt.
Schallend Gelächter erfolgt: herab vom Kreuz doch zu ſteigen,
ſelbſt ſich zu helfen als Arzt, der ja ſo Viele geheilt,

rufen sie spöttischen Hohn's ihm zu. Selbst Einer der Schächer
spottet ein: „hilf Dir und uns!" — Jezt, mit erhabenem Blick:
„Vater, vergieb ihnen!" — ruft der Gefolterte — „denn, was sie thun, das
wissen sie nicht." — Aber dem Andern am Kreuz bringt dieß Wort zum Gemüth, dieß Wort der unendlichen Liebe:
„Denke" — spricht er — „o Herr, meiner im himmlischen Reich!" —
Mehr als kühlender Trank aus Felsen-entsprudelnder Quelle
labt an der Pforte des Tods diese Bekehrung den Herrn.
Er dem Schächer: „noch heute gelangst du zum ewigen Leben
mit mir." — Spricht's, und es strömt Wonne dem Sünder ins Herz.

9.

Tod.

Endlich sind sie vorüber, die finstersten, gräßlichsten Stunden,
welche die Erde gesehn, seit sie gefallen vom Herrn.
Scheidende Strahlen zum Kreuz, mild glänzend, sendet die Sonne,
gleich als gäb sie so gern, was im erhabenen Zorn
Streng der Allmächt'ge versagt dem geliebten, abtrünnigen Sohne,
welcher die Sünden der Welt, gleich einem Schatz, sich erkauft
durch das Köstlichste was da nur ist in Himmel und Erde:
durch das Leben in Gott, opfernd es hin in den Tod.
Langsam stirbt der den ewigen Tod: vom Vater sich scheidend;
und ein unendlicher Schmerz wühlt in des Göttlichen Brust.
Nicht der Tod des gebrechlichen Menschen ist's, welcher den Schmerz ihm,
Leben-vernichtend, bringt: Gott zu verlassen, das ist,

das iſt der Tod den er ſtirbt mit unſaglichem, ewigem Schmerze:
das iſt der Kelch, den er trinkt. Sündern zu Liebe verläßt
Gott Er, Sohn, den Vater; und einſam, ohne den Vater,
hängt er am ſchmählichen Kreuz: Engel, ſie dürfen nicht nahn.
Oed hallt wieder der Ruf des unendlich ſich ſehnenden Herzens:
„Vater, o Vater warum haſt du verlaſſen den Sohn?“
Doch nicht verläßt Ihn ſelbſt Erbarmen und Liebe, den Dulder:
mitten im ſchneidenden Schmerz haucht er ein liebendes Wort.
Seht: die Frömmſten, die Treueſten ſtehn am Stamme des Kreuzes,
Hände-ringend; es hat Thränen das Auge nicht mehr.
Sie, die geweih'te Maria, der einſt das prophetiſche Wort klang:
„Aber ein ſchneidendes Schwerd dringt dir o Mutter ins Herz;“

Schmerzendurchbohrt jetzt ſteht ſie am Kreuz des göttlichen Sohnes,
ſie, und die Schweſter mit ihr, treu Magdalena ſie auch.
Allen ſendet Er Huld in dem letzten, ſcheidenden Blicke;
denn Er fühlet es tief daß die Vollendung ſich naht:
Doch den letzten der Blicke zur Mutter wirft er, und neben
ihr zum Sanfteſten hin, den er vor Allen geliebt:
„Siehe, von nun an iſt dieß dein Sohn, Maria.“ — dem Jünger:
„Siehe die Mutter nun Dir!“ Sprach's, und die Menſchen-Natur
fühlte den Tod. Und befehlend den Geiſt in die Hände des Vaters,
rief er: „Es iſt vollbracht;“ neigte das Haupt, und verſchied.
Dumpf aufbebet die Erd'; es zerreißt im Tempel der Vorhang;
Felſen zerberſten; und weit ſchließen die Gräber ſich auf.
Schrecken und bleiches Entſetzen befällt die erzitternde Menge;

Vielen der Läſterer jezt trift die Erſchütt'rung das Herz.
Selbſt der Gebiether der Rott' am Kreuz, und rings um ihn Alle
ſchrecken zuſammen, und bang flüſtert ein Jeder: „Es war
dieſer Gekreuzigte wahrlich der Sohn des allmächtigen Gottes:
nur den Reinen erkennt alſo der mächtige Gott."

10.

Begräbniß.

Jezt naht dämmernd die Nacht, und es ſchweigt der empöreten Kräfte
Aufruhr. Rüſttag iſt's. Stören das Jüdiſche Feſt
ſoll nicht, hangend am Kreuz, ein Verbrecher. Es werden die Beine
beyden Schächern zermalmt, doch dem Vollendeten nicht,
nicht dem Entſeelten. Den Speer in die Bruſt ſtößt Einer der Knecht' ihm:
Blut und Waſſer entquillt ſtrömend der Wunde. — Geſehn

hat es Johannes, und selbst es bezeugt, daß es glaube die Nachwelt,
fest, zu Erfüllung der Schrift: „Brecht die Gebeine nicht ihm.“
Jetzt, in liebender Eil', von Pilatus erbittet sich Joseph Jesus Leichnam, bevor streng es verbiete das Fest.
Joseph, gut und fromm, und harrend dem göttlichen Reiche,
Rang nicht achtend und Stand folgt er dem heiligen Trieb.
Selbst hineilt er zum Kreuz, und mit ihm kommt Nicodemus,
der in der Nacht zu dem Herrn, Lehre-begierig, sich stahl.
Neues, sauberes Linnen herbey trägt Joseph: der Andre
bringt, nach Väter-Gebrauch, Myrrhen und Aloe mit,
nahe bey hundert Pfund, zu bewahren den köstlichen Leichnam.
Ab nun nehmen sie ihn von dem geheiligten Kreuz, hüllen ins Linnen den Leib; Specerey auch legen sie viel bey;
still dann tragen sie ihn in das bereitete Grab,

neu von Joseph gebaut im eigenen Garten, in Felsen
tief gehauen; noch nie lag ein Verblichener drinn.
Dahin legen sie ihn; und ein mächtiger Stein an den Eingang
wird mit Kraft gewälzt. Aber es folgten dahin
alle die liebenden Frau'n, die Trauernden, Frommen, Gebeugten,
sah'n dem Begräbnisse zu, sah'n wie der heilige Leib
ward im Grabe gelegt. Nun kehren sie um, zu bereiten
Salben und Specerey'n, ehe der Sabbat erscheint.
Und die Maria? die Mutter? sie gieng zum Grabe nicht? — Ach, sie
jammerte weinend daheim, treu von Johannes gepflegt.

11.

Bewahrung.

Aber es ruhet noch nicht der Grimm der verfolgenden Priester:
stürmend Pilatus Palast schrey'n sie: „uns kommt in den Sinn
daß der Verführer gesagt: erstehen am dritten der Tage

wolle vom Tod er. Darum: „sicher bewachen das Grab
bis zu der Frist die er gab, laß ja! daß nicht des Betrügers
Jünger kommen und weg stehlen den Leib, und dem Volk,
leicht zu bethören, die Mähr' ausbreiten: erstanden vom Tode
sey er. Schlimmster Betrug! Drum, so gieb eilig, o Herr
Wächter, gewaffnete, her!" — Der gefällige, heit're Pilatus
ihnen: „Nehmt sie! verwahrt besten Vermögens das Grab!"
Froh nun gehen sie hin und umgeben das Grab mit den Hütern,
sichern, versiegelnd, den Stein, Keinem vertrauend, als sich.
Thörichte! hier in der Stille des Tods, in der Oede der Grabnacht
wacht ein Hüter, dem ihr zittertet, kenntet ihr ihn!
Hier ist ein Siegel gedrückt auf Tod und Grab und Verwesung
Siegel von göttlicher Hand: ewiges Leben verbürgt's.

IV.

Auferstehung und Himmelfahrt.

1.

Wächter und Frauen.

Dritter Tag, du beginnst! Nicht dämmert der Morgen herauf noch:
feyerlich ruht die Natur; Dunkel verbirgt noch die Welt,
Dunkel umhüllt noch das Grab und den Felsen; Schweigen des Todes
herrscht noch rings umher; noch mit den Schatten der Nacht
kämpfet der Tag, doch weht in des Grabes Palmen die Frühluft.

Rings umſtehend die Gruft wachen die Hüter. —
Da kracht
plötzlich der Fels, es erbebet die Erd': überirdiſcher
Glanz ſtrahlt
blitzgleich, blendend, umher: frey iſt die offene
Gruft.
Sinne = beraubt, Entſetzen = erſtarrt hinſtürzen die
Hüter,
Todtengleich; es entſtieg göttliches Leben dem Grab.
Wieder erwacht, aufſtarrend, erfüllt ſie bangendes
Grauſen:
ſträubendes Haars entfliehn, Furcht = überwannt,
ſie zur Stadt. —
Aber es naheten ſchon mit dem dämmernden Tag
Galiläa's
Frauen. Düſter noch war's. Doch, da dem Fel-
ſen ſie nah'n:
hell iſt's umher, und gewälzt iſt der Stein vom Grabe.
Sie ſtaunen.
Magdala eilet zurück, hin zu den Jüngern, mit
Haſt:
ſpricht zu Petrus, und ihm, dem geliebteſten Jünger,
Johannes:
„Weggenommen den Herrn haben ſie! aber wohin

„ihn sie gelegt, nicht wissen wir es. Kommt! Seher
es selber!"
Schnell nun eilen mit ihr Petrus, Johannes hin-
aus. —
Aber die anderen Frau'n, indeß dem Grabe sich nä-
hernd,
blicken hinein, und nicht finden den Leib sie des
Herrn.
Tiefbekümmert stehn sie. Da sieh! auf mächtigem
Steine,
ab vom Grabe gewälzt, sitzet in himmlischer Pracht
schneeweiß glänzendes Kleid's und blitzgleich strahlend
ein Engel.
Zagende Furcht überfällt heftig die Zitternden.
Doch:
„Fürchtet euch nicht, Galiläische Frau'n! Den Ge-
kreuzigten sucht ihr:
„aber erstanden ist Er, wie er zuvor es gesagt.
„Sucht den Lebendigen nicht bei den Todten! Saget
den Jüngern
„daß er erstanden vom Tod! Eilet! Verkündet
das Wort!" —
Furchtvoll, und voll von entzückender Lust forteilen sie.
Plötzlich:

„Seyd gegrüßt!“ tönt's hold: und sie erblicken den Herrn.
Nieder fallen dem Herrn sie zu Füssen, in Furcht und Entzücken.
„Fürchtet euch nicht!“ — sagt sanft ihnen sein göttlicher Mund. —
„Geht, und verkündet es meinen Brüdern: gen Galilda
„sollen sie gehn, dort wird wieder ihr Auge mich sehn.“ —
Göttlicher! nicht bis dahin verzeuchst du! Schon überströmt die
Wonne Dich wieder zu sehn heute der Zagenden Herz!

2.

Magdalena.

Nun auch eilen herbey zum Grabe Johannes und Petrus,
Wettlauf-ähnlich: es kommt früher Johannes zur Gruft.
Aengstlich schaut er hinein: da erblickt er die leinenen Tücher:

aber nicht ſelbſt tritt er ein, ſchüchternen Sinnes. — Da kommt
Petrus auch; der ſchreitet hinein in das Grab, und erblickt nun
hier die Linnen, und dort, ſonders gewickelt, das Tuch,
das dem Verblich'nen ums Haupt ſie gebunden. Jetzo erkühnt ſich
auch Johannes, und folgt: Linnen gewahrt er und Tuch.
Hoch verwundert, doch zweifelndes Sinn's entfernen ſie bald ſich.
Schwache! ſie hatten noch nicht Jeſu Verkündung gefaßt! —
Trauer-verſenkt an der Gruft war ſtumm die Maria geblieben.
Auch der heilige Leib iſt den Gebeugten verſagt?
Bitterlich weint die Getreue, und ſchaut ins verödete Grab ein:
ſieh, da gewahrt ſie mit Schreck, blendend, im weißen Gewand
zween der Engel, zu Häupten den Einen, den andern zu Füſſen
an dem erledigten Platz. Dieſe: „was weinſt du, o Weib?“

„Ach, ſie haben den Herrn mir weggenommen; ich weiß nicht
wo ſie ihn hin nun gelegt!“ — Um ſich itzt blickend gewahrt
Jeſum ſie; doch kennt ſie nicht ihn. Auch Er: „Warum weinſt du?
„und wen ſucheſt du hier?“ — Sie, in dem Wahne, es ſey
dieſes der Gärtner: „o Herr — haſt du ſelbſt an andere Stelle
„ſeinen Leichnam gelegt? ach, mich verlangt ihn zu ſehn!“ —
Jetzt ihr Jeſus das Wort: „Maria!“ — Plötzlich gewahrt ſie
wer mit ihr ſpricht; und entzückt ſtürzt ſie zu den Füſſen ſie ihm.
„Geh, und verkündige, — ſpricht Er — den Brüdern, was du geſehen.“
Und ſie verkündiget laut was ſie geſehn und gehört.

3.

Die Prieſter.

Jezt, in der Stadt, voll Schrecken und bleich, aus-
ſagen die Wächter
was da am Grabe geſcheh'n. — Und die Verſchwor'-
nen ergreift
bangende Furcht. Rath halten ſie ängſtlich; und der
Beſchluß wird:
daß ſie die Wächter mit Geld ſättigen, Schweigen
und Ruh
ſo ſich erkaufend. „Erzählt: Wir ſchliefen, da kamen
die Jünger
leiſ', und ſtahlen ihn weg, tief in der finſterſten
Nacht."
Alſo bereden die Schaar ſie zur Täuſchung; ſelber ent-
täuſcht ſie:
doch ihr entartetes Herz, glauben nicht, fürchten
nur kann's.
Wunder! es ſind überzeugt die Verfolger: aber die
Jünger
ſämtlich, — da es die Frau'n kunden was heut' ſie
geſehn, —
Sie, die Erwählten, die Freunde, Vertrauten, die
Liebenden, nicht ſie

sind überzeugt: sie bedünkt's Mährchen zu hören im Wort
welches die treuesten Seelen berichten. So schwer ist der Glaube!
Jünger, Geweih'te des Herrn, Heilige schon, und so schwach!
O, der unendlichen Liebe des Heilands! Wie er mit Nachsicht,
zart, wie Säuglinge, sie, pflegt und erzieht, und belehrt!

4.

Die Jünger von Emahus.

Seht! noch am selbigen Tag auswandert ein Paar von den Jüngern
hin zum Flecken, genannt Emahus; beyde vertieft
in dem Gespräch der geschehenen Dinge. Plözlich gesellt sich
Jesus ihnen zu; aber sie kennen ihn nicht,
Augen-geblendet. Er fragt: „Was besprecht in so tiefer Betrübniß,
Wanderer, ihr?" Drauf ihm einer der Jünger, genannt

Cleophas: „Bist du allein in Jerusalem unter den Fremden
„der nicht wisse, was hier eben ereignet sich hat?"
„Was wohl?" — wieder der Herr. Und der Jünger erzählet des Heilands
Leben und Leiden und Tod; und wie der Frauen Bericht
heut' sie erschreckt, daß im Grabe sie nicht den Verblich'nen gefunden,
aber daß Engel am Grab ihnen, er lebe, gesagt.
Etliche gar von den Jüngern zum Grabe selber gegangen
wären sie, leer fürwahr hätten sie funden die Gruft.
„Glaubt ihr nicht" — spricht Jesus — „der Schrift? und den hohen Propheten,
„welche das Alles voraus kündeten?" Und er beginne
auszulegen die Schrift, die da zeugte von ihm, dem Messias,
bis sie gen Emahus hin kommen im eilenden Schritt.
Hier nun stellt er sich an als woll' er förder des Wegs zieh'n:
aber sie nöthigen ihn: „Bleibe doch, Lieber, bey uns!

„Schon hat der Tag sich geneigt, und es dunkelt der Abend heran schon!“
Drauf so tritt denn der Herr ein in das gastliche Haus.
Alle nun lagern sich bald zum erquickenden, freundlichen Nachtmahl.
Sieh, da nimmt er das Brod, danket, und bricht es, und reicht's.
Plözlich weicht von den Augen der Trug den erstaunten Jüngern,
und sie erkennen den Herrn: doch er entschwindet im Nu.
Neuaufathmend izt fragen sie sich: „Entbrannte das Herz nicht
auf dem Weg' uns heiß, als er erklärte die Schrift?“
Flugs, und zur Stunde, zurück gen Jerusalem eilen sie Beyde,
in die Versammlung der eilf, Kunde zu bringen vom Herrn.

5.

Die Apostel.

Trauer-versenkt, beym spärlichen Mahl, in späterer Nacht noch,

sitzen die eilf. Was geschehn, sagen die Kommenden treu.
Zweifelndes Staunen verdrängt der redlichen Seelen Betrübniß:
gegen des Glaubens Gewalt kämpfet so Sinn als Verstand.
Siehe, da steht Er selbst unter ihnen, auf Er erstanden:
mit dem gewohnten Gruß grüßt er sie: „Friede mit euch!“
Aber sie schrecken zusammen in Furcht, und meinen, ein Geist sey's.
Jesus nun: „Warum seyd ihr erschreckt und in Furcht?
„Seht auf Hand mir und Fuß: ich selbst bin's: Fühlet und sehet:
„denn der Geist hat nicht Fleisch und Gebeine, wie ich.“
So denn zeigt Er die Händ' und die Füsse, die Nägeldurchbohrten,
göttlich-geheilten. Doch ist Furcht und Verwund'rung zu groß;
auch zum Glauben zu groß die unendliche Freude des Herzens.

Doch zur Beruhigung spricht, freundlich sich fügend, der Herr:
„Habt ihr Etwas zu essen allhier?“ Von gebratenem Fisch nun
legen ein Stück sie vor, Honig, ein wenig, dazu.
Dieses nimmt Er und ißt vor ihnen; aber erklärt auch
deutlich ihnen die Schrift, welche dieß Alles bezeugt.
Selige Wonne durchströmt das Herz der Gebeugten, und Glaube
drängt den Zweifel zurück, da sie den Meister erkannt.

6.

Thomas.

Ueber acht Tage, vereint von neuem, sitzen die Jünger fromm, im verschlossenen Saal; (denn die Verfolger des Herrn
zwingen sie, sich zu verbergen.) und heut' ist Thomas, der Zwilling
unter ihnen: nicht er hatte den Herrn noch gesehn.
Doch sie verkünden ihr Glück. Da spricht er: „Seh' in den Händen,

seh' in den Füssen ich nicht Mahle der Nägel, und kann
in die gestochene Seit' ich die Hand nicht legen: so glaub' ich
nimmer das, was ihr erzählt." Siehe da tritt Er herein
durch die verschlossene Pfort', und: „Mit euch Friede!" so grüßt Er.
Dann, zu Thomas gewandt: „Reiche die Finger, und sieh
„hier das Mahl in der Hand: und reiche die Hand mir, und lege
„fest in die Seite sie mir! Glaube nun! Zweifle nicht mehr!" —
„Mein Herr und mein Gott!" — spricht Thomas, Freude-begeistert.
Ihm der Herr: „Du glaubst weil du mich siehst: doch es sind
„selig die, so da glauben, eh auch ihr Auge nicht schauet." —
Dieses geschrieben ist euch, daß ihr erstarket und glaubt!

7.

Petrus.

Liebend umſchwebt der Herr die Seinen, und plötzlich erſcheint er,
wenn ſie es nimmer gedacht. — Simon und And're mit ihm
wandeln am Meer. Von der Luſt des alten Gewerbes ergriffen
ſpricht Simon: „ich geh' fiſchen!“ — Alle ſie folgen. — Und ſieh,
nichts in der Nacht wird ihnen zu Theil — wie einſt, da der Herr ſie
fand, und ſegnet', und flugs Menſchen zu fah'n ſie berief.
Als in dem Frühroth jetzt das Meer und der Nachen erglühet,
ſteht am Ufer der Herr, aber ſie kennen ihn nicht.
„Rechts auswerfet das Netz, da werdet ihr ſicheren Fang thun!“
ſpricht Er: und ſieh es geſchieht. — „Wahrlich das iſt ja der Herr!“
flüſtert ſüßes Erſtaunens dem Petrus leiſe Johannes.
Flugs wirft Petrus ins Meer raſch ſich, entgegen dem Herrn.

„Simon, haſt du mich lieb?“ fragt mild den Kommenden Jeſus.
„Herr, dem Alles bekannt, daß ich Dich liebe, Du weißt's.“
„Simon, haſt du mich lieb?“ fragt wieder der Herr den Entflammten;
wieder betheuert er es; aber es fragt noch einmal
Jeſus: „haſt du mich lieb?“ und zum drittenmale bejaht es
Petrus. — Schwacher erkennſt nicht du des Fragenden Sinn?
Dreymal läugneteſt du im Richthaus: heute bekennen
dreymal mußt du: ſo tilgt liebend du ſelber die Schuld.
Siehe ſo ſtraft Dich die Liebe; ſie ſtraft: Dir ſelig zu lohnen
denn auch Dir offenbart, daß er Dich liebe, der Herr.
Dir vertraut er die Heerde: ſo liebt er Dich denn, Du Verzagter!
giebt das Köſtlichſte Dir, was in der Welt er beſitzt.
Nicht Dir Simon, giebt er es hin, dem ſchwankenden Menſchen.
Petrus Dir, der du liebſt: liebſt du, ſo glaubſt du auch feſt.

„Glaube" heißet der Fels auf welchen der Herr die Gemeine
gründet: ein Bild iſt nur „Petrus," ein Nahme nur iſt's.

8.

Himmel-Fahrt.

Zeichne das herrlichſte Wunder noch hin, mein zitternder Griffel,
wie der Erwählten Schaar ſtaunendes Aug's es geſchau't.
Wie ſie es ſchlicht uns erzählt aus treu-einfältigem Munde:
faſſ' es, o Griffel ſo treu, ſcheidend, das herrliche Bild. —
Vierzig der Tag' in liebender Nähe umſchwebte der Heiland
Alle die Seinen vertraut. Aber die Zeit iſt erfüllt.
Hin zum Oelberg ruft er am Scheidungstage die Jünger;
Alle verſammeln ſich dort, fern von der Erde Gewühl.

Worte der Liebe noch ſpricht ihr Herr voll heiliger Inbrunſt
Allen, erhoben im Geiſt ſchon zu dem Vater des Lichts,
ſegnet dann Alle ſie ein, die Vertrauten, die Kinder am Geiſte;
und nun geſchieht, was die Welt Höchſtes und Herrlichſtes ſah:
Auf, von unendlicher Kraft, zuſehens wird er entrückt ſchnell,
höher und höher empor, bis dem verfolgenden Blick
ſtrahlender Wolke Gebild die Geſtalt, die geliebte, verhüllet.
Kaum erſt ſchied er, und ſchon iſt er den Augen geraubt.
Noch aufſtarren, verſtummt, ſie dem Ort zu, wo das Gewölk ſich
um ihn zog; es begreift nicht, was er ſchaute, der Blick:
ſiehe, da ſtehn im himmliſchen Glanz zween Männer, Geſtalten
neben ihnen; der Ruf tönt den Erſchrocknen ins Ohr:
„Hört, Galiläiſche Männer! Was ſtarr't, in Staunen verlohren,

„ihr gen Himmel? Er kommt, wie er verſchwand, ſo zurück.
„Als Er um Euch noch geweilt, wohl ſagt' Er es, ihr doch begriffs nicht,
„Kinder am Geiſt! Nun harrt, bis Er das Nächſte erfüllt:
„Geht nach Jeruſalem hin und erwartet den Geiſt, den verheiß'nen
„ruhig verweilend allda!" — Und ſie gehorchen dem Wort,
ſteigen in heil'gem Entzücken hinab vom gipflichten Oelberg
welcher das Leiden des Herrn und die Verherrlichung ſah.

II.

Worte des Glaubens.

Den Bedürftigen.

Ihr lieben, trauten Lieder,
so treu, so wohl gemeint,
ach, träft ein Herz ihr wieder
das tief in Kummer weint,

dem Schuld und Irthum rauben
was günst'ges Glück gebracht:
ihr riefst es hin zum Glauben:
dann wär' es wohl bedacht;

Früh oder spät verlohren,
nicht schmerzte mehr ein Gut:
denn der ist neu gebohren,
der fest im Glauben ruht.

Neue Pflege.

Mein Herz, das ist ein Garten,
ich bin der Gärtner drin,
und thu' ihn ämsig warten
mit treu-vergnügtem Sinn.

Lang hab' ich zwar verschmähet
der Arbeit mich zu weihn:
manch Sämlein, drein gesäet,
es wollte nicht gedeihn:

der Boden blieb verschlossen,
er war nicht locker g'nug;
Unkraut war aufgeschossen,
das gift'ge Blüthe trug:

doch jetzt seh' ich den Schaden
für meinen Haushalt d'raus:
drum brauch' ich Hack' und Spaten;
das Unkraut muß heraus!

Schon hier und da ein Räumchen
in Ordnung ist gebracht,
wo Kräutlein oder Bäumchen
mir frisch entgegen lacht.

Nur kurze Frist: so Regen,
als warmer Sonnenschein,
bringt mir gewiß den Segen
von Blüth' und Frucht herein!

Lied des Trostes.

Ist trüb der Himmel um mich her,
die Welt von Reiz und Freude leer,
nichts, was willkommen mich beglückt,
doch manche Last die schwer mich drückt;

in düst'rer, widerwärt'ger Zeit,
die nicht dem Leben Nahrung leiht,
versänk' ich wohl in Kummer tief,
wenn nicht ein tröstend Wort mir rief:

„der Glaub' ist eine Gotteskraft
die neu so Welt als Leben schafft.
Drum weck' in dir den Glauben auf,
und fröhlich geht zum Heil dein Lauf:

„es ſchwindet ſchwarzer Wolken Schaar,
der Himmel wird dir wieder klar,
dir ſtrahlt ein milder Sonnenſchein,
und Fried' und Freude ſtellt ſich ein;

„du tappſt nun nicht mehr blind und irr;
es ordnet ſich das Weltgewirr;
dir eb'net ſich des Lebens Bahn
und neu lacht Gottes Welt dich an;

„und iſt nur Gottes Reich erſt dein:
ſo ſtellt ſich auch der Segen ein,
und dir, in Gott-ergeb'ner Ruh,
fällt auch der Erde Nothdurft zu.

Verluſt und Erſatz.

Alles ſchwindet! Kraft und Jugend flieht,
Kummervoll und dürftig ſchleicht mein Leben,
Unglücks-Winterſtürmen Preis gegeben,
die ein früher Frevel um mich zieht.

Meiner Thorheit mir zu ſpät bewußt
zittr' ich vor der Rachegöttin Pfeilen,
die den Unbewehrten ſtreng ereilen.
Heil'ger Glaube! ſtähle meine Bruſt:

Ja, wenn Glück und Freude mich verläßt,
Einen Schatz bewahr' ich mir: den Glauben.
Dieſen Talisman ſoll Nichts mir rauben;
Bis zum letzten Hauch halt' ich ihn feſt.

Und ſo ſteh' ich, den das Glück verließ,
feſt, dich Zauberſtab in ſichern Händen.
Du vermagſt mein traurig Loos zu wenden,
ſchafft die Hölle mir zum Paradies.

Meiner Sorgen Geiſter flieh'n dahin,
und kein Schmerz naht meinem Zauberkreiſe:
holde Stimmen flüſtern in mir leiſe:
„neues Leben bringt ein neuer Sinn.“

Ja, ein neues Leben thut ſich auf:
Heiterkeit in dieſes Lebens Mitte,
Blumen um mich her bey jedem Schritte,
und zum ew'gen Glück eilt raſch der Lauf.

Schwere Stunde.

Ach, wie iſt mir heut ſo bange!
Ach, wie nagt mich tiefe Pein!
Alles flieht, was ich verlange;
was mich ſchmerzt, dringt auf mich ein.

Alles kommt mir hart entgegen,
drängt mich ohne Raſt und Ruh.
Was nur Trübſinn kann erregen,
zieht, wie Wolken, auf mich zu.

Ohnmacht hält mich feſt gebunden,
jede Lebens-Stimme ſchweigt,
jede Gabe ſchöner Stunden,
auch die heit're Klarheit weicht.

Ach, nimm Freud' und Hoffnungs-Schimmer,
Alles, drückendes Geſchick!
Nur das Eine nimm mir nimmer:
nicht den freyen Lebensblick!

Glaubens-Hülfe.

Du Gotteszuverſicht,
Glaube, verlaß mich nicht!
Du Lebens-Unterpfand
nach Dir greift meine Hand.

Feſt auf der Lebensbahn
führe mich himmelan!
Halte mich ſicher da
wo mir der Abgrund nah.

Nur wer den Abgrund kennt
den Gott die Hölle nennt,
Glaube, der greift nach Dir,
du bist sein Heilspanier;

Glaube, der läßt dich nicht,
was auch die Welt verspricht,
was auch die Welt ihm droht:
denn du besiegst den Tod.

Tod rafft das Leben hin,
Tod ist der Zeit Gewinn:
doch vor dem Tod nicht bebt,
Glaube, wer in dir lebt.

Bekehrung.

Ich will mich nicht von dir entfernen,
Du sollst nun immer bey mir seyn:
Dich will ich hören, von Dir lernen,
Mein Herz sey nun auf ewig Dein!

Geirrt genug auf falschen Wegen
hab' ich. Du trugst mit mir Geduld,
kamst unermüdet mir entgegen,
vergabst mir immer neu die Schuld.

Du hobst mich auf nach schwerem Falle,
und sank ich Thor auch noch so tief.
O, wer erzählt die Sünden alle,
von denen ab Dein Geist mich rief.

Zwar oft ermannt' ich mich, und dankte
Dir Hülf' und Rettung aus Gefahr:
ich sammelte die Kraft und wankte
zu Deinem heiligen Altar.

Doch kaum die Fackel angezündet,
kaum heil'ges Opfer in der Hand,
kaum reuig-fromm Dir neu verbündet
umschlang mich neu der Sünde Band:

herab von Deiner Himmelsleiter
die Sprossen, die ich schwer erstieg,
glitt' ich, wie schnell! und immer weiter
hinab; und Deine Stimme schwieg.

Doch war's Dein ewig heil'ger Wille:
Dein Sünder sollte nicht vergehn.
Ich lag in tiefer, dumpfer Stille,
zu schwach von neuem zu erflehn.

Lang lag ich so, gelähmt die Glieder,
zerknirscht das Herz voll bitt'rer Reu':
doch endlich regt der Muth sich wieder,
der Trieb zu Dir wird wieder neu:

mich labt aus Deines Lieblings Munde
das Vorbild vom verlohrnen Sohn.
Und ſieh, in heil'ger Reue Stunde,
blickſt auch auf mich, Du Vater, ſchon:

es ſtrahlet neue Wärm' und Klarheit
Dein Vaterauge auf mich ein,
und Deiner Lehre reine Wahrheit
glänzt mir im hellen Sonnenſchein:

es läutert ſich mein inn'res Weſen
und kehrt ſich ganz Dir wieder zu;
die Hoffnung, gänzlich zu geneſen,
erfüllt mein Herz mit Himmelsruh;

erquickt, geſtärkt durch Deine Gnade
raff' ich beherzt mich wieder auf,
und wieder auf dem rechten Pfade
beginnt mein neuer Lebenslauf.

Nun halte mich, du ſtarker Retter!
Laß Deine Hand von mir nicht ab!
Dein Glaube ſey in Sturm und Wetter
fortan mein ſich'rer Wanderſtab!

Wie lieblich iſt's, in Deinem Frieden
Zum ewig-ſichern Ziel zu gehn!
Laß Jeden, der Dich ſcheu gemieden,
den Ruf zum Leben doch verſtehn!

Myſtiſches Wort.

In dieſer bunten Wechſelwelt
iſt manches Zeichen hingeſtellt
des Lebens Tiefen zu erkennen,
die keine Worte keiner Sprache nennen.
Wenn in der Nacht das Firmament
in Millionen Flammen brennt:
thut nicht ſich hier im Sternenlauf
ein unermeßnes Werden auf?
Wenn auf der neuverjüngten Erde
in jedem Jahr mit neuem: Werde!
die unſichtbare Bildnerkraft
der Roſe holdes Bild erſchafft:
will ſie da nicht ein deutlich Zeichen,
daß ſie die Liebe ſey, uns reichen?
Das Tiefſte doch wird offenbar
wenn vor geheiligtem Altar
ernſt des geweih'ten Prieſters Mund
zwey Seelen ein't zum ew'gen Bund.
Des Weltenheiligthumes letzte Pforte
geht ſtrahlend auf in dem geheimen Worte:
Vermählung. Dieſes Zeichens tiefer Sinn
weiſ't auf des Werdens hohes Ende hin.

Ein Gleiches.

Licht und Nacht.

O Pracht des Lichts! o Herrlichkeit des Lebens!
du wogend Meer von schöpferischen Strahlen
die in die Nacht hin bunte Welten mahlen
voll Blüthenkraft und ewigregen Strebens!

O heil'ge Nacht, voll mütterlicher Liebe!
Du reicher Schoos von Welt-erfüllten Zeiten
die spielend durch des Abgrunds Räume gleiten
sich flieh'nd und suchend voll vom seel'gen Triebe.

O Nacht! o Licht! ihr ewig-jungen Gatten,
die nimmer ruhn, noch schlafen, noch ermatten,
die ewig zeugen, ewig neu gebähren:

wo wär die Welt, wenn Zwietracht je euch trennte?
erstarrt, zerstreut ins Nichts der Elemente!
Doch euer Bund schafft und beglückt die Sphären.

Zweyte Abtheilung.

Aus häuslichem Kranze.

An Henriette.

Was bring' ich dir, mein süsses Leben,
am Tage der mich reich gemacht?
Ich kann dir nur im Bilde geben
was in dir selbst du mir gebracht.

Nimm was der Winzer dir gelesen,
nimm das Geschenk der Gärtnerin:
den Blumen gleicht dein freundlich Wesen,
den Früchten gleicht dein milder Sinn.

Wie du auf dieſe Roſen nieder,
auf dieſe Trauben, freundlich blickſt:
ſo ſeh' ich täglich froh dich wieder
wie hold und gut du mich beglückſt.

Am Weinachtstage.

Des Kerzenbaumes bunter Lichter-Schimmer
der durch die dunkle Morgendämm'rung dringt
und in das kleine, häuslich-ſtille Zimmer
des vollen Tages heitres Leben bringt:
erweckt das Herz aus ſeinem Alltags-Schlummer,
verbreitet Freude, ſcheucht den düſtern Kummer.

Ja, Freude-bringend, Freude-heutend ſtrahlet
der Gaben-reichende, der heitre Baum.
In zaubriſch-ſeliger Erinn'rung mahlet
das Herz, ihn ſchauend, ſich der Kindheit Traum,
den ſüßeſten der je uns einſt entzückte
und mit des Himmels Vorgefühl beglückte.

Von neuem ſind wir Kinder, und wir ſpielen
ſorglos und heiter in der trauten Welt,
auf welche nicht des Schmerzes Pfeile zielen
und welche nicht der Sorge Netz umſtellt.
Von Pracht umglänzt aus unſern Kinderjahren,
ſind wir ſo froh wie wir als Kinder waren.

Und dieſer Lichter-Glanz und dieſe Fülle
von kleinen Gaben, ſprich, was deuten ſie?
Sie ſind ein Sinnbild nur, nur eine Hülle
des Glücks, das einſt uns dieſer Tag verlieh,
der uns das holde Wunderkind geſendet,
das unvergänglich-reiche Freude ſpendet.

Der Kinderjahre Luſt iſt nur ein Schatten
von jenem Frieden, jener Seligkeit
die ſich mit jedem frommen Herzen gatten
das gläubig ſich der Himmels-Hoffnung weiht.
Ihm weicht die Nacht der Sorgen und der Plagen;
ſein Glaube lehrt: in keiner Noth verzagen!

Drum laß den hellen Schimmer dieſer Kerzen,
Geliebte, Dir ein holdes Sinnbild ſeyn.
Ein ſieter Chriſt-Tag ſtrahlt in unſern Herzen,
zieht nur der Glaub' in unſre Herzen ein.
Ein Herz, der Gottheit mit Vertrau'n ergeben,
lebt ohne Sorg' und Furcht ein himmliſch Leben.

Zum neuen Jahr.

Das alte Jahr iſt nun verronnen.
es führt' uns nicht zu feſtem Ziel.
Das neue Jahr hat nun begonnen,
und wir ſind neuer Zukunft Spiel.

Was wird das neue Jahr uns bringen?
Wird's Unruh oder Friede ſeyn?
Wird unſer Streben uns gelingen?
führt uns das Glück zum Hafen ein?

Blind ſtehn wir an der Zukunft Pforte,
ſie öffnet ſich dem Blicke nicht,
und dunkel ſind noch alle Worte
die ein weiſſagend Schickſal ſpricht.

Was ziemt uns wohl in dieſen Tagen
der ſchwankend-unruhvollen Zeit?
Mit feſtem Muth das Loos zu tragen
zu dem der Geiſt der Zeit uns weiht!

Nicht ängſtlich vorwärts nur zu ſchauen:
die Sorge iſt des Friedens Grab!
nur an dem innern Glück zu bauen,
das in die Hand ein Gott uns gab.

Kein Freudenhimmel blüht auf Erden;
in uns nur wohnt das Himmelreich.
Nur immer, immer beſſer werden:
dieß macht uns glücklich, macht uns reich!

Zum Nahmenstage.

Wenn heut' ein großer Herr ich wär',
da wüßt' ich was ich thät:
da holt' ich Muſikanten her,
zu blaſen früh und ſpät;

Da gäb' ich großen Ball und Schmaus,
da würde hoch tractirt,
und Abends dann das ganze Haus
ſchön bunt illuminirt.

So bin ich nur ein armer Wicht!
wie ich mich mühen mag:
mehr als ein Blümchen hab' ich nicht
zum Henrietten-Tag.

Doch nein! zum Wunſch ein Wörtchen doch:
Leb' unter Freud' und Scherz
viel Henriettentage noch
du liebes, liebes Herz!

Zur Bundes-Feyer.

In herbstlich buntem Kranze
blickt dieser Tag uns an
und bricht in mildem Glanze
den künftigen die Bahn.

So hoffen wir am neuen,
am heitern Bundestag.
Nie wird die Hoffnung reuen
den, der sie pflegen mag.

Doch, was wir auch im Leben
erwünscht, ersehnt, erstrebt:
Gott mög' uns das nur geben
was uns zu ihm erhebt.

Dem Abend-Kränzchen.

Ein Wassertröpfchen zart und klein,
da hängt es, wie die Perle rein,
und tausend Farben spiegeln sich
im Wassertröpfchen inniglich.

Jezt fließt ein neues Tröpfchen zu:
das erste schwankt aus seiner Ruh,
doch hält es sich mit inn'rer Kraft
die beyden Tropfen Einheit schafft.

Hängt ſich ein drittes Tröpfchen an:
nun iſt's um Ruh' und Halt gethan:
das Tröpfchen groß, das Tröpfchen ſchwer,
es ſinkt, und fällt, und iſt nicht mehr.

Dritte Abtheilung.

Lieder
aus geſelligem Kreiſe.

Zur Abend-Feyer.

Wohl iſt es ſchön am hellen Tage
wenn Alles um uns glänzt und lacht!
doch jeder Tag hat ſeine Plage
und ihren Balſam hat die Nacht.

Wenn Wald und Feld und Wieſe ſchweigen
und Lärm die Straße nicht mehr füllt,
die Vögel ihre Häupter neigen
im zarten Fittig eingehüllt;

da ſitzt ſich's ſchön im trauten Zimmer
im ſtillen, längſt verſchloßnen Haus;
da ruht ſich's ſchön beym Lampenſchimmer
von allen Tagesmühen aus;

da öffnen ſich die vollen Herzen
zum trauten, freundlich-heitern Wort;
und für das Koſen, für das Scherzen
iſt jezt die Zeit, iſt jezt der Ort.

Weinlied.

Was macht denn das Leben ſo fröhlich und leicht?
Ein Liedchen beim Weine
im trauten Vereine
das macht uns das Leben ſo fröhlich und leicht!

Was ſcheucht denn die Sorgen aus jeglicher Bruſt?
Ein Liedchen beim Weine
im trauten Vereine
das ſcheuchet die Sorgen aus jeglicher Bruſt!

Was ſtärkt denn zur Arbeit des Tages die Kraft?
Ein Liedchen beim Weine
im trauten Vereine
das ſtärket zur Arbeit des Tages die Kraft!

So sei denn gesegnet du freundlicher Tag:
du rufst zum Vereine
zum Liedchen beim Weine!
Ein fröhliches Lebehoch schalle dir nach.

Das Hoffen.

Wir hoffen stets durchs ganze Leben,
und Hoffnung würzt uns jeden Tag:
drum soll der Genius uns umschweben
der zu erfüllen sie vermag.

Es ist der Genius des Lebens
der uns als Hoffnung süß durchdringt,
und der die Frucht des reinen Strebens
zu ihrer Zeit zur Reife bringt.

Er eilt durch Gärten, Hain und Fluren
stets rastlos, im gemessnen Lauf,
und weckt die schlummernden Naturen
zu schönem Hoffnungs-Leben auf.

Die Knospe, zart und streng verschlossen,
ist schon dem Blüthenduft geweiht!
und, ist der Blüthenduft zerflossen:
in grüner Frucht keimt Süssigkeit.

Auch wir sind Knospen: froh zu blühen,
am Lebensbaume, keimen wir:
auch uns soll süsse Frucht entglühen,
des großen Gartens schönste Zier.

Drum hoffet stets durchs ganze Leben!
Euch würze Hoffnung jeden Tag!
Euch möge stets der Geist umschweben,
der zu erfüllen sie vermag.

Ein Lied im alten Styl nach alter Weise.

Sagt, wie sitzt sich's hier so traulich
in der Freunde liebem Rund!
Bald im Scherze, bald erbaulich
kreis't das Wort von Mund zu Mund,
und die Herzen,
hell wie Kerzen,
brennen froh in Freud' empor.
Nur der Trübsinn dünkt uns graulich
laut verdammt ihn unser Chor.

Zwar die Kinderlust, verronnen
ist sie mit der Kinderzeit.

Nicht mehr schmecken wir die Wonnen
die das Kind den Träumen leiht;
und verflogen
ist der Bogen
bunter, leichter Lebenslust:
doch dafür hat auch gewonnen
festes Ziel die feste Brust.

Nicht mehr haschen wir vergebens
nach dem Glück das uns entflieht.
Nur das stete Glück des Lebens
ist's was unsre Herzen zieht.
Glück für immer
ohne Schimmer,
das in Herzenstiefe wohnt,
ist das Ziel des ernsten Strebens
das uns heut' und ewig lohnt.

Bundeslied.

Singt jetzt, mit Britten-Maß
hochangefüllt das Glas:
Heil unserm Kreis!
Giebt's auf dem Erdenrund
wohl auch noch einen Bund
so treu mit Herz und Mund?
Sagt es, wer's weiß?

Doch wenn's auch Andern nicht
an Lieb' und Treu' gebricht:
Wir ſtehn nicht nach!
Schon manches Jahr verſchwand
das uns beyſammen fand;
Wanken und Unbeſtand
gilt uns für Schmach.

Es wächſt mit jedem Jahr,
wie ihn das Glück gebahr,
lauter und rein,
gleich edler Rebe Saft
dem wechſelnd Geiſt und Kraft
wachſendes Alter ſchafft,
unſer Verein.

Drum bringt bey jedem Feſt,
das uns Gott werden läßt,
ihm ſeinen Theil.
Ruft laut im Rundgeſang,
ruft laut im Gläſerklang
tönend die Reih' entlang:
dem Bunde Heil!

Finale.

Nun lebe wohl du lieblichstes der Feste,
du Fest zur schönen Rosenzeit!
der Kranz der Freude schmückte Wirth und Gäste:
ihr bleibe dieser Tag geweiht!
Und kehrt er nun zurück im Rosenglanz,
so strahl' er neu, der Tag im Rosenkranz!
die reine Freude schmecken bleibt das Beste
von nun an bis in Ewigkeit!

Fürwahr!

Schön sitzt sichs in der Runde, fürwahr!
Im trauten Freundes Bunde, fürwahr!
Und die Zeit enteilt so schnell
Wie die kleine flücht'ge Welle
Von dem sanften Murmelquell
Fürwahr, Fürwahr!
Ach wenn's doch stets so bliebe, fürwahr!
Die Freundschaft wie die Liebe, fürwahr!
Ist des Lebens lichter Glanz;
Und von allen schönen Kränzen
Flechten sie den schönsten Kranz
Fürwahr, Fürwahr!

Haus-Weihe.

Ein Lied dem Ort auch laßt uns bringen
der uns von nun an hold umfaßt!
Es laße hell sein Glas erklingen
dem neuen Wohnplatz jeder Gast!

Wir sitzen froh im neuen Hause:
am schönsten Tag' weihn wir es ein!
Aus alter, lieber enger Klause
zieht Fried' und Freude mit herein.

Wir sitzen treu wie dort beysammen:
bald sind auch hier wir eingewohnt;
es brennen hell des Lebens Flammen,
wie dort, wo Ruh' und Glück gethront.

Drum Dank den nun verlaßnen Laren,
und Segen diesem neuen Heerd!
des Lebens Gott mög' ihn bewahren,
von jedem Unfall unverletzt!

Auf Wirth und Hausfrau, fromm und bieder,
mit ihrer Küchlein muntrer Schaar,
geuß, Himmel reichen Segen nieder
noch manches liebe stille Jahr.

Und laß uns oft hier fröhlich weilen
in trauter Ruh' und Einigkeit,
und alles Gut des Lebens theilen.
So sey dieß Haus uns eingeweiht!

Zum Einzug.

Nicht, ohne Lied laßt uns beginnen
den ersten Abend hier im Haus!
Der kahle Herbst trieb uns von hinnen,
der Frühling lockt uns neu heraus.

Der Winter, schnell ist er verschwunden:
und auch der Winter bringt Gewinn.
Wer dachte wohl in schönen Stunden
nach dem verwaisten Dörfchen hin?

Wie oft, im engen, trauten Zimmer,
saß unser Kreis zur Winternacht,
bey edler Lampe hellem Schimmer!
Da ward der Zukunft nicht gedacht!

Allein die Zukunft kommt gezogen
und wird zur holden Gegenwart.
Wie ist der Frühling uns gewogen,
dem wir entgegen länast geharrt!

Jetzt, wo uns Grün an allen Orten,
in Garten, Busch und Wies' umgiebt,
jetzt öffnen sich der Freude Pforten
für Jeden, der die Freude liebt.

Jetzt lost Euch doppelt lieb das Leben
im Freyen unter Freunden seyn!
geh' Euch das Schaffen und das Weben
des Frühlings recht zu Herzen ein!

Jetzt möge sich das Herz erweitern!
Die Sorge bleibe weit zurück!
Jetzt möge sich die Stirn erheitern
für neues Leben, neues Glück!

Drum weiht so Haus als Garten heute,
für dieses Sommers Freuden ein!
Und Wirth und Wirthin, lieben Leute,
sie mögen stets uns günstig seyn!

Erinnerung.

So wären nun wieder vom festlichen Tag
die freundlichsten Stunden
behaglich verschwunden!
Als Echo tönt freundlich Erinnerung nach.

Ein vielfaches Echo vergangener Zeit
weckt ähnliche Feste:
drum fröhliche Gäste,
Ein Becher noch sei der Erinn'rung geweiht!

Erinn'rung den Lieben, die bey uns geweilt,
und fröhliche Tage
mit Sang und mit Sage
im heitersten Kreise der Freunde getheilt.

Drum sei uns so Norden als Süden gegrüßt!
Ost, West uns desgleichen!
Was Jedem dort eigen
das sei uns mit heiligem Munde geküßt!

So stoßet denn laut auf „Erinnerung" an!
Tönt künftig die Leyer
zu künftiger Feyer:
sei Gleiches dem heutigen Tage gethan!

Zum Schluß des Jahres.

1.

Laßt uns des Jahres Rest
würdig beim heitern Fest
ehren im Kreis!

Viel hat es angefacht!
manch Gut, manch Glück gebracht!
Ob uns das künft'ge lacht?
sagt wer es weiß!

Scheiden iſt böſes Wort!
doch drängt das Leben fort,
Zeit, ſie entflieht.
Zeit iſt kein feſtes Land,
Zeit kennt kein feſtes Band
das man mit ſichrer Hand
ſtets nach ſich zieht.

Sagt nun was haben wir
wenn wir des Jahrs Revier
luſtig durchhetzt?
Bilder der Tage ſtehn
die feſt uns an ſich ziehn
„Jahr du warſt nur geliehn",
heißt es zuletzt.

Dennoch ſei, flücht'ge Zeit,
dir unſer Dank geweiht
am Feſt-Altar.
Was uns im Buſen lebt,
ſich zu enthüllen ſtrebt,
wird in die Zeit gewebt,
ins flücht'ge Jahr.

Dank daß du uns geübt
auch wo du uns betrübt,
Jahr du des Herrn!
Doch uns, in reiner Brust
des Ew'gen recht bewußt,
ist nicht dein Flieh'n Verlust,
lassen dich gern!

Sinke denn Jahr hinab
in deiner Brüder Grab,
todt für uns hier!
Aber es ist ein Geist
der alles leben heißt
auch was der Tod entreißt.
Ihm leben wir!

Zum Schluß des Jahres.

2.

Das Jahr ist schnell mit Pfeilesflug entflogen,
mit mancher Lust und Trauerklang:
doch seine letzte Stunde kommt gezogen
mit langsam feierlichem Gang.
Haltet die Stunde die letzte noch fest:
weiht ihr ein Wort zu dem heiteren Fest.

Wir saßen oft wie heut', im frohen Kreise,
und schmeckten rein des Lebens Glück:
ein Jeder gab sich hin auf seine Weise,
erhielt der Freunde Herz zurück.
Denket der fröhlichen Stunden mit Lust!
Bleibet genossenen Glücks euch bewußt!

Wo sind sie hin, die fröhlich schönen Stunden?
Wo blieb lebend'ge Wirklichkeit?
Mit flücht'gem Jahr ist alles hingeschwunden
was wir dem Augenblick geweiht.
Sehet des Lebens strenges Geschick:
flüchtig ist immer der Augenblick.

Wer giebt uns Kraft das Leben fest zu halten
das unaufhaltsam strömend eilt?
Laßt nur in Euch das Göttlich-Ew'ge walten
das ohne Wandel in Euch weilt!
Seht und Ihr fesselt die Zeiten im Flug;
habt ihr das Ew'ge, so habt Ihr genug.

So fleuch denn hin mit raschen Adlersschwingen
zu deiner frühern Brüder Schaar;
und heit're Grüße mögst du von uns bringen
du flücht'ges Wechsel-reiches Jahr!
Wir nun, wir stehen im Ewigen fest:
Ihm sei die Arbeit des Tag's und das Fest:

Zum Jahres-Schluß.

Ernst tönt der Glockenschall,
rufet die Menschen all',
mahnend, zum Ernst.
Sprich aus, du scheidend Jahr,
noch ein Wort, ernst und wahr,
eh' du dich immerdar
scheidend entfernst.

„Flüchtig ist alles Ding,
sey's mächtig, sey's gering,
nichts hat Bestand.
Zeit ist ein eitles Wort,
Zeit trägt den Menschen fort;
fest nirgends, hie und dort,
greift seine Hand."

„Doch wo die Zeit entquillt,
wo sich das Toben stillt,
da wankt nichts mehr;
da weicht des Scheidens Schmerz,
da sinkt das bange Herz,
schwach, nicht mehr erdenwärts,
von Sorgen schwer.

„Stumm seyn und ohne Schuld,
fest harren in Geduld,
das lehrt die Zeit.
Was sie lehrt, wohl verstehn,
Flüchtiges ernst verschmäh'n,
auf das was festhält, sehn:
das lehrt die Zeit."

Nun, Lieben, thut darnach,
denket, daß jeder Tag
flüchtig stets war.
Drum, Dank dir, scheidendes,
lehrendes, leitendes,
Gutes bereitendes
zeitliches Jahr.

Und so willkommen denn,
der sich im Nu entspann,
Tag neuer Zeit!
Welch Jahr du führst herbey:
festem Vertrauen sei,
von Schuld und Reue frey
das Herz geweiht!

Zum Jahres-Schluß.

4.

Ein ernstes Lied des Jahres letztem Tage!
Ein Lied im feierlichen Chor!
Steig' zu den Sternen auf, Gesang, und trage
der Herzen Opferflamm' empor!
Vater des Lebens, es dankt dir das Herz
für dieses Jahres Freuden und Schmerz!

Die Freude, wohl erfrischt sie uns das Leben
und treibt im Kreise rasch das Blut.
Doch auch der Schmerz ward uns zum Heil gegeben:
er macht uns weise, macht uns gut.
Darum, o Jahr, zur guten Nacht
sey Dir für beyde Dank gebracht!

Bald ist der letzte Tropfen Zeit verronnen
von diesem schnell enteilten Jahr.
Die Hand aufs Herz! was haben wir gewonnen?
ward Jeder besser als er war?
Sind wir von Flecken geläutert und rein?
Sage sich's Jeder im Stillen allein!

Und sind wir's nicht: so laßt uns muthig kämpfen
im neuen Jahr das vor uns steht,
des Bösen Reiz, des Bösen Macht zu dämpfen

eh' unsers Lebens Hauch verweht.
Tage sind Wellen: du hältst sie nicht auf!
Nimmer kehrt wieder ihr flüchtiger Lauf!

Doch nicht voll Sorg' und Furcht sind' uns die Stunde
die jetzt zum ew'gen Abschied naht!
Mit Zuversicht, mit Heiterkeit im Bunde
ergreife Jeder neu die That!
Was noch nicht wurde, das werde vollbracht!
Dieß dir, o Jahr, zur guten Nacht!

Zum neuen Jahr.

1.

Ihr Wächter auf! die ernsten Glocken tönen,
das neue Jahr ersteht!
Es sey geweiht dem Guten und dem Schönen
das nimmer untergeht!

Dies unser Spruch an dunk'ler, heil'ger Schwelle
der Zukunft die uns naht!
dies unser Spruch: so glänzt in heitrer Helle
der neue Lebenspfad.

Es will die Welt den regen Sinn betrügen
mit bösem Zauberstab.
Es will der Geist, der falsche, euch belügen:
O, wehrt ihn von euch ab.

Die Wahrheit sey uns Schild und Wehr und Waffe:
nur sie macht frei allein,
und lehrt uns, daß ein Jeder Gutes schaffe,
recht froh und kräftig seyn.

Drum seyd es auch, seyd immer froh und kräftig,
im neuen Wandeljahr,
fürs Gute nur, fürs Schöne nur geschäftig
so heut als immerdar.

Versammlet euch recht oft im heitern Kreise
mit freyem Lebensblick!
seid immer mild! laßt Jedem seine Weise
wie Jedem sein Geschick.

Recht freundlich uns und brüderlich vertragen
in eines Vaters Schoos:
zum neuen Jahr mit seinen flücht'gen Tagen
sey's unser Wunsch und Loos!

Zum neuen Jahr.

2.

Hört! die hellen Glocken tönen,
grüßen laut das neue Jahr,
das zu ihren frühern Söhnen
uns die Mutter Zeit gebahr.

Laſſet laut den Jubel ſchallen,
weil wir alle wie wir ſind,
hören froh das ſüße Lallen
von dem neugebohrnen Kind.

Seht wie klein, wie zierlich iſt es!
und ſein Nam' iſt Augenblick!
Kommt herbey, herbey! und küßt es!
ſeht den holden frohen Blick!
Bleibe ſüſſer holder Knabe
ſtets ſo freundlich und ſo froh!
daß das Aug' an dir ſich labe,
lächle du uns immer ſo!

Doch du wächſeſt bald, ach mächtig
mit den Tagen hoch heran!
Auch die Zeit kommt, wo bedächtig
du durchſchreiteſt deine Bahn.
Unter Blumen zwar im Lenze
wandelſt du noch friſch einher:
aber naht des Frühlings Grenze
wird dir auch dein Wandern ſchwer.

In des Tages ſchwüler Hitze
drückt dich hart der Arbeit Pein
und auf hartem Felſenſitze
ziehſt du ſchwer den Odem ein

doch es lohnt die Herbstes-Segen
in dem Fruchterfüllten Haus,
und von deinen saurén Wegen
ruhst du still im Winter aus.

Nun da nicht du, stets wie heute
in der Wiege zart verweilst,
bitten wir, daß andre Freude
du auch später mit uns theilst.
Blumen gieb uns, Frühlingskinder!
dann die Frucht, die Herbst dir bricht:
Mache dann, naht sich der Winter,
daß sich neu dieß Kränzchen flicht!

Zum neuen Jahr.

3.

Frisch auf, Cameraden! dem neuen Jahr
entgegen mit frohem Gesange!
Es grüßet der Glocken lebendige Schaar
sein Kommen mit fröhlichem Klange!
Es brennen die Lichter, es jubelt die Stadt:
Willkommen du mächtiger Potentat!

Was bringst du, was hast du in deinem Schoos
du reichster Monarch dieser Erden?
O, bring' uns doch Allen ein heiteres Loos!
Einmal laß recht wohl es uns werden!
Wie Kinder die Mutter, so flehn wir Dich an:
Da mögest recht gütig, recht freundlich dich nah'n!

Hinweg mit dem Dunkel! hinweg mit dem Sturm!
Wir bitten um Klarheit und Frieden!
Es sterbe die Zwietracht, der giftige Wurm,
der lange die Völker geschieden.
Es breit' ihr Panier nun die Eintracht aus
über jegliches Land, über jegliches Haus!

Und laß uns recht fröhlich beysammen nun seyn
und fröhlich das Tagwerk vollbringen!
Es kehret der Muth bey den Fröhlichen ein
und giebt frische Kraft und Gelingen.
Und ist nur das Tagwerk recht redlich vollbracht,
so winkt uns auch freundlich die kommende Nacht.

Noch sind wir beysammen im gastlichen Haus
noch seh'n wir die Gläser ja blinken:
es leerte Sylvester die Bowle nicht aus;
noch giebt es ein Tröpfchen zu trinken.
Dieß Tröpfchen, dem Wirth und den Gästen gebracht,
zum fröhlichen Jahr trinkt's nach fröhlicher Nacht!

Punſchlied.

1.

Den Deckel auf! herbey mit jedem Glaſe!
Wie ſchön die Bowle raucht!
der ſüße Dampf, wie ſteigt er in die Naſe!
Trinkt, eh der Duft verhaucht!

So recht! ſtoßt an! der Göttertrunk ſoll leben,
bis wir ihn ausgeſchlürft!
dieß iſt der Quell, den ihr, um hoch zu ſchweben
nur reichlich koſten dürft.

Trinkt dieſen Quell, und wer verſtimmt geweſen
und in der Milz erkrankt,
Nur kurze Friſt! und bald iſt er geneſen!
dieß ſey dem Punſch gedankt!

Der Punſch, der Punſch er macht die Augen helle
daß Alles klar man ſchaut,
da ſieht man denn wie leicht auf jeder Stelle
man ſich ſein Glück erbaut.

Drum trinkt, und freut euch heiter dieſes Tages!
Kein grämliches Geſicht!
Doch wer ſich gern will quälen, nun der mag es,
wir nur, wir folgen nicht!

Wir ſcherzen Eins, und lachen Eins, und ſingen.
So geht der Abend hin:
So wollen wir dieß Stündchen heut verbringen;
ſo ſey uns ſtets zu Sinn!

Punſchlied.

2.

Ein Liedchen zum Punſche, wer wehrt uns denn das?
Es ſchlürft's ja ſo munter
der Sänger hinunter
das edle, das liebliche Brittiſche Naß!

Wie ſitzt ſich's behaglich im Kreiſe zur Nacht!
Die Sorge der Tage,
der Aerger, die Plage
wird alles hinweg bei der Bowle gelacht!

Und lieblich iſt's, was die Erinn'rung uns ſchenkt:
verfloſſene Stunden,
auch böſe, ſie munden,
wenn Becherklang tief in den Lethe ſie ſenkt.

Und Hoffnung ſie naht ſich dem fröhlichen Rund:
der Zauber der Lieder
er bannet ſie nieder
zu wackerer Freunde vereinigtem Bund.

Drum singet und trinket so lang' es noch raucht
in dampfender Bowle!
Der Kukuk, er hole
den Kluß, der zum Singen und Trinken nicht taugt.

Das Beste.

Wer sagt mir denn nur was das Beste wohl sey
im wechselnden Leben,
im Wirken und Streben?
Das Beste, geschwinde, das Beste herbey!

„Es ist wohl das Beste sich wacker zu freu'n,
und auch auf die Stunde
von dunklerem Grunde
der Freude verschönernde Blumen zu streu'n!"

Die Freude, sie reicht wohl für immer nicht aus!
Drum muß man sich regen
und wacker bewegen:
da kommt schon die Freude von selber ins Haus!

„Doch Arbeit und Mühe wird endlich zur Last,
so gut wie das Scherzen!
Nichts gnüget dem Herzen
wenn nicht du das Beste, das Göttliche hast!"

Das Göttliche, nenn' es mit deutlichem Wort:
„Nur immer das Rechte:
„Nur nimmer das Schlechte:
„Sonst Alles und Jedes am ſchicklichen Ort!

Drum lebe der Weiſe, der längſt ſchon es ſprach:
„Zu ſeiner Zeit Alles!"
Und Allen gefall' es:
ich leere das Glas und Ihr folget mir nach!

Schlußwort.

Auf! Noch ein Wörtchen
von Herz zu Mund,
am trauten Oertchen,
im trauten Bund!

Glücklich zu preiſen
ſind wahrlich wir:
den Stein der Weiſen
fanden wir hier:

der heit'res Leben
und Reichthum bringt,
den ängſtlich Streben
nimmer erringt.

Sagt uns, ihr Meister,
um ihn bemüht,
sagt uns: wie heißt er?
sagt, wo er glüht?

Nur dem gesunden
Herzen bekannt
ist er uns funden:
„Frohsinn“ genannt.

Den Stein, ihr Gäste,
wahret ihn treu!
Bey jedem Feste
strahlt er euch neu!